

SÜDOST- FORSCHUNGEN

INTERNATIONALE ZEITSCHRIFT
FÜR GESCHICHTE, KULTUR UND LANDESKUNDE
SÜDOSTEUROPAS

IM AUFTRAG DES SÜDOSTINSTITUTS MÜNCHEN
GELEITET UND HERAUSGEGEBEN VON

FRITZ VALJAVEC

IN VERBINDUNG MIT:

Franz Babinger (München), Otto Brunner (Hamburg), Franz Dölger (München), Karl Kurt Klein (Innsbruck), Josef Matl (Graz), Karl Alexander von Müller (München), Günter Reichenkron (Berlin), Balduin Saria (Graz), Alois Schmaus (München), Wilhelm Schüssler (Jugenheim), Harold Steinacker (Innsbruck), Carlo Tagliavini (Padua), D. Tschizewskij (Heidelberg), George Vernadsky (New Haven, Conn.)

Band XVIII

1959

1. Halbband

R. OLDENBOURG / MÜNCHEN

SÜDOST-FORSCHUNGEN

Herausgegeben von Prof. Dr. Fritz Valjavec

Verlag R. Oldenbourg, München

Die Südost-Forschungen sind eine internationale Zeitschrift, die sich mit Problemen der Geschichte, Kultur und Landeskunde Südosteuropas befaßt. Sie erscheinen jährlich in einem Umfange von 30 Bogen, ab Band XIV in je zwei Halbjahresbänden. Band XI, 1946/52, 311 Seiten, Preis DM 18.—, Band XII, 1953, IX und 442 Seiten, Band XIII, 1954, XI und 391 Seiten je DM 34.—, Band XIV, 1955, XIV und 552 Seiten, Band XV, 1956, XIV und 640 Seiten, Band XVI, 1957, XI und 520 Seiten, Band XVII, 1958, XI und 490 Seiten, Preis je DM 40.—.

Beiträge sowie alle die „Südost-Forschungen“ betreffenden Besprechungsstücke, Anfragen und Mitteilungen sind zu senden an den Herausgeber

Prof. Dr. Fritz Valjavec, München 15, Güllstraße 7

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Aufsätze	
Valjavec, Fritz: Fritz Machatschek zum Gedenken	1
von Bogya y, Thomas: Der Eintritt des Ungarntums in die christlich-europäische Kulturgemeinschaft im Lichte der Kunstgeschichte	6
Wiesflecker, Hermann: Das erste Ungarnunternehmen Maximilians I. und der Preßburger Vertrag (1490/91)	26
Pavlović, Milivoj: Altsächsische Bergbauterminologie im Serbokrotischen	76
Năsturel, P. Ş.: Quelques observations sur l'union de Florence et la Moldavie	84
Hafner, Stanislaus: B. Kopitar und die slawischen Handschriften der Athosklöster	89
Kiszling, Rudolf: Die militärischen Vereinbarungen der Kleinen Entente (1929—1937), 2. Teil	122
Mitteilungen	
Lambertz, M.: Neue Dokumente zur Geschichte Albaniens im 17. Jahrhundert	170
Malaschofsky, Alfred: Josef März (1892—1955)	176
Radojičić, Djordje Sp.: Jovan Radonić (1873—1956)	178
Zoltán I. Tóth (gest. 25. 10. 1956)	180
F. V.: Julius von Farkas (1894—1958)	181
Aus der Südosteuropa-Forschung	
Vavoukos, Constantin: La Société des Études Macédoniennes de Thessaloniki	182



J. Mackatschep

Fritz Machatschek zum Gedenken

Von FRITZ VALJAVEC (München)

Fritz Machatschek war Leiter unseres Instituts vom Frühjahr 1936 bis zum Jahr 1951. Das Südostinstitut hat unter seiner Leitung die Jahre des ersten Aufstiegs erlebt, aber auch im Anschluß daran seine erste schwere Bewährungsprobe bestanden. Machatschek war Nachfolger Karl Alexander v. Müllers, der das Institut 1930 gegründet hatte und es wegen Überlastung abgeben mußte, als er Präsident der Bayerischen Akademie der Wissenschaften geworden war.

I.

Der Verstorbene gehört zu jener großen Gruppe deutscher Gelehrter aus Österreich, die im Deutschen Reich einen akademischen Wirkungskreis fanden und denen das binnendeutsche Geistesleben — man darf das wohl ohne Übertreibung sagen — Entscheidendes verdankt. Er war am 22. September 1876 in der deutschen Volksinsel Wischau in Mittelmähren geboren, verbrachte aber seine Jugend in Prerau und Kremsier, wo ihm die Nationalitätenfragen unseres Zeitalters erstmalig richtig bewußt wurden. Machatschek war deutscher Abstammung; ein ausgeprägtes deutsches Bewußtsein war ihm bis zum Ende seiner Tage eigen.

Machatschek studierte 1894—98 an der Universität Wien Geographie und Geschichte (er bereitete sich für das mittlere Lehramt vor, in dem Geographie mit Geschichte verbunden war; Geschichte war für ihn nur Ergänzungsstudium), wo er Schüler Albrecht Pencks wurde und so die enge Verbindung zur Geologie gewann. Bei den Historikern Büdinger und Zeißberg erlangte er auch feste Wissensgrundlagen auf dem Gebiet der Geschichte. Er fertigte seine Dissertation bei Albrecht Penck an. Seine Promotion erfolgte 1899 „sub auspiciis imperatoris“. Nach der Promotion verbrachte er mit Hilfe eines Stipendiums noch ein weiteres Semester in Berlin und in Zürich. Von 1900 bis 1915 wirkte Machatschek dann im höheren Schuldienst. 1906 habilitierte er sich an der Universität Wien bei Penck. Er begann im Sommersemester 1906 an der Universität Wien

zu lesen. Seine besonderen Interessen galten schon in jenen Jahren, in denen er als Gymnasiallehrer und als Privatdozent tätig war (1906—15), der Geomorphologie. Daneben leitete Machatschek damals drei in Wien erscheinende geographische Zeitschriften, den „Geographischen Jahresbericht aus Österreich“ (1906—09), sowie die „Abhandlungen“ und „Mitteilungen der Wiener Geographischen Gesellschaft“ (1900—13, bzw. bis 15). Machatschek hat später dieses Jahrzehnt als die schönste Zeit seines Lebens bezeichnet. Nach mehreren Studienreisen, die ihn unter anderem 1912 nach Nordamerika und 1911 und 1914 nach Turkestan führten (insbesondere die zwei Forschungsreisen nach Turkestan waren von reichem wissenschaftlichem Ertrag), wurde er 1915 Ordinarius für Geographie an der deutschen Karls-Universität in Prag, wo er sich großen landeskundlichen Arbeiten insbesondere auch über Mitteleuropa widmete. Bei Machatscheks Länderkunden lag das Schwergewicht auf physiogeographischem Gebiet — er hat sich scherzhaft immer wieder als „unmenschlichen“ Geographen bezeichnet —, doch ist auch Wirtschaft und Bevölkerung in seinen Darstellungen sehr eingehend berücksichtigt. Durch seine gründlichen Studien über die Tschechoslowakei gewann Machatschek auch eine besondere Vertrautheit mit Fragen des europäischen Südostens. Die immer unleidlicher werdenden Verhältnisse in der Tschechoslowakei nach 1918 bewogen ihn, 1924 einen Ruf an den Lehrstuhl für Erdkunde an der Technischen Hochschule in Zürich anzunehmen, wo er bis 1928 verblieb, um dann als Ordinarius an die Universität Wien zurückzukehren, an der er den Lehrstuhl für Physiogeographie bis 1934 innehatte. Mit dem Inhaber des Lehrstuhls für Anthropogeographie Hugo Hassinger (vgl. SOF XII [1953], 293 f.) verband ihn ein ausgesprochen freundschaftliches Verhältnis. Er wandte sich in Wien stärker alpinen Fragen und der Eiszeitforschung zu, bereiste aber mit seinen Schülern in zahlreichen Exkursionen auch Teile des europäischen Südostens, besonders die adriatischen Küsten- und Karstländer. Seit dem Jahre 1935 wirkte Machatschek als Nachfolger des Geheimrats Erich v. Drygalski (1865—1951) als Ordinarius für Geographie an der Universität München. Auch hier pflegte er besonders die physische Seite der Geographie und alpine Probleme. Er hat insbesondere in München zahlreiche Schüler habilitieren können. In die Münchener Zeit fällt die Veröffentlichung grundlegender Arbeiten, u. a. seines geomorphologischen Hauptwerkes „Das Relief

der Erde“ (1. Bd. Berlin 1938, 2. Bd. Berlin 1940, 2. Auflage Berlin 1955, 2 Bände)*).

Im Jahre 1949, Machatschek hatte inzwischen die Altersgrenze längst überschritten, folgte er einer Einladung als Vertragsprofessor nach Tucuman in Argentinien, wo er besonders auf dem Gebiete der Geomorphologie bahnbrechende Arbeiten für das Gastland verrichtete, und von wo er September 1951 nach Deutschland zurückkehrte. Unermüdlich tätig auch in den folgenden Jahren, — mehrere Arbeiten aus jener Zeit, auch Neuauflagen grundlegender Werke zeugen von seiner ungebrochenen Schaffenskraft, — nahm ihm der Tod am 25. September 1957 die Feder aus der Hand, als ein zweiter Schlaganfall wenige Tage nach seinem 81. Geburtstag seinem Leben ein Ende bereitete.

II.

Machatschek war im Frühjahr 1936 zum Leiter unseres Instituts ernannt worden, das damals in das sechste Jahr seines Bestehens trat. Ich befand mich seit einem Jahr als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut und habe in der Folgezeit durch die Zusammenarbeit enge Verbindung zu ihm gewonnen. Der Verstorbene widmete sich den Aufgaben des Institutsleiters mit großer Sorgfalt. Er war überaus genau und gewissenhaft, doch schenkte er dem angehenden jungen Kollegen von Anfang an menschliches Vertrauen, dem er so früh eine volle wissenschaftliche Entfaltung ermöglichte. Er ließ sich zwar stets über alle Einzelheiten auf dem Laufenden halten, aber wußte andererseits mit feinem menschlichen und wissenschaftlichen Takt die Grenze zu halten, die zwischen einer souveränen wissenschaftlichen Leitung und kleinlicher Bevormundung liegt. Es war für ihn selbstverständlich, daß ich von Anfang an alleiniger Herausgeber und Schriftleiter der von mir seit 1935 vorbereiteten, seit 1936 erscheinenden Institutszeitschrift wurde. Bei den wissenschaftlichen Veröffentlichungen im Rahmen der Schriftenreihe ließ er mir weitgehend freie Hand, ohne dem Institut und mir seinen Rat zu versagen. 1937 wurde ich auf seinen Vorschlag Geschäftsführer des Instituts, 1942 sein stellvertretender Leiter. Ich muß dieser Dinge in diesem Zusammenhange gedenken, weil sie zum Ausdruck bringen, wie sehr ich dem Verstorbenen zu Dank verpflichtet bin, der mich in entscheidenden

*) Für alle fachgeographischen Einzelheiten und für das Verzeichnis seiner zahlreichen Schriften verweise ich auf den wertvollen Aufsatz von Prof. Dr. Ingo Schaefer in den Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft in München, Bd. XLII (1957), 203—232.

Jahren in großherziger Weise gefördert hat. Auch bei meiner Habilitation (1938) verdankte ich ihm vieles.

Gleichzeitig ist damit ein Punkt berührt, der für Machatscheks Tätigkeit am Institut wohl Wesentliches aussagt: nicht allein das ausgebreitete Wissen über den Raum, nicht seine bloße fachliche Eignung waren entscheidend, sondern in Verbindung damit die menschlichen Werte, die dieses fachliche Wissen erst zu wirksamer Anwendung gebracht haben. Die regelmäßig wiederkehrenden Besprechungen aller laufenden Angelegenheiten werden mir unvergeßlich bleiben. Dabei stand für ihn als Leiter des Instituts stets das Sachliche im Vordergrund. Die unbedingte Berücksichtigung nur der sachlichen Momente ist für die Institutsarbeit in jenen Jahren besonders wichtig gewesen. Der Verfasser eines Nachrufs ist immer in einer etwas schwierigen Lage, wo es darum geht, eine Persönlichkeit zu schildern, bei der die vorteilhaften Züge so sehr wie gerade bei Machatschek überwiegen. Ich hebe hervor, daß es mehr als ein Gemeinplatz ist, wenn ich sage, daß beim Verstorbenen gerade auch in der Lenkung des Instituts das Sachliche gepaart mit Takt, Vorsicht und Entschiedenheit zur Anwendung kam. Und es ist keine Frage, daß unter ihm das Institut einen entschiedenen Aufschwung gewann. Es kommt dies zum Ausdruck in den 10 Bänden der Institutszeitschrift und in den im ganzen 29 Werken der Institutsreihe, die in den Jahren erschienen sind, als er Leiter des Instituts war.

Es war ein großes Glück für das Institut gewesen, daß schon sein Gründer und erster Leiter, Karl Alexander v. Müller, ein Historiker von hohem Rang war und daß sein großes Ansehen in der wissenschaftlichen Welt sich auf das von ihm geleitete Institut übertrug. Aber nicht minder wesentlich ist es gewesen, daß auch der zweite Institutsleiter eine nicht weniger bedeutende wissenschaftliche Persönlichkeit gewesen ist und daß auch er dem Institut Leitbilder schenkte, in denen sich strenge Wissenschaftlichkeit mit höchsten Ansprüchen verband. Es ist nicht häufig, daß zwei Institutsleiter hintereinander einen so hohen wissenschaftlichen Rang einnehmen. Daß dies bei unserem Institut der Fall war, war für seine weitere Entwicklung in vielem überaus wichtig. Dem Verstorbenen aber gebührt der Dank des Instituts, daß er sein hohes wissenschaftliches Ansehen dem damals noch jungen Institut zur Verfügung stellte und zu seiner weiteren gedeihlichen Entwicklung nach Kräften beitrug. Machatschek hat, auch dies erweist seinen hohen Wert als Persönlichkeit, die Verirrungen und Verstiegenheiten vor 1945 nicht

mitgemacht; er hat sie in zunehmendem Maße abgelehnt. Nach 1945 konnte er sich und seine Umgebung ebenso vor den inneren Erschütterungen einer so krisenhaften Zeit bewahren. Es war überhaupt eine besondere Freude, mit ihm in den Zeiten der Not und Anfechtungen zusammen arbeiten zu dürfen.

III.

Wir kommen damit zu Machatschek als Menschen. Auch hier mag die Gefahr naheliegen, Gemeinplätze zu verwenden, aber auch hier darf diese Gefahr uns nicht davon abhalten, die Wahrheit zu schildern, selbst wenn diese konventionell anmuten würde. Auch in Ingo Schaefer's schönem Nachruf kommt immer wieder das Bescheidene von Machatscheks Wesen zum Ausdruck. Mit dieser Bescheidenheit verband sich ein gewisser Zug zum Nüchternen, der oft verkannt und überbewertet werden mochte. Er war pflichtbewußt bis zum letzten, durch und durch korrekt, keiner Intrige willens oder auch nur fähig. Dieser deutsche Österreicher mutete wie ein richtiger Preuße an. In Wirklichkeit ist nicht zu übersehen, daß das Wesen des Altösterreichers sehr zu unrecht mit Phäakenhaftem in Verbindung gebracht wird. Es gibt einen „josephinischen“ Lebensstil des Österreichtums, der sich viele Generationen hindurch erhielt und der Welt des kategorischen Imperativs sehr nahestand. Aber Machatschek tritt uns nicht nur als nüchterne, verhaltene, zur Strenge neigende Natur entgegen, er konnte auch sehr gesellig sein, liebte Humor, war ein teilnehmender Freund, Lehrer und Förderer. Er ist auch nicht etwa ein bloßer „Spezialist“ gewesen, obgleich er auf bestimmten Spezialgebieten, wie dem der Geomorphologie Grundlegendes und Bahnbrechendes geleistet hat, das ihm auf diesem Fachgebiet für immer einen angesehenen Platz sichern wird. Er ist vielseitig gewesen und war nicht nur auf dem Gebiet der Anthropogeographie, sondern auch auf dem der Geschichte beschlagen, auch wenn er davon nach außen nicht allzu viel Gebrauch machte. Er war mehr als er zu sein schien. Wie sehr er auch über Fragen der Südosteuropakunde im weitesten Umfang Bescheid wußte, zeigt sein Aufsatz „Der Südosten und Südosteuropa“ (SOF VIII [1943], 36—68).

Machatscheks überragende Bedeutung auf dem Gebiete der Geographie und besonders der Geomorphologie ist hinreichend bekannt. Der Zweck dieser Zeilen ist es, den Dank unseres Institutes einem Manne gegenüber zum Ausdruck zu bringen, dem es Unvergängliches verdankt.

Der Eintritt des Ungarntums in die christlich-europäische Kulturgemeinschaft im Lichte der Kunstgeschichte*)

Von THOMAS VON BOGYAY (München)

Die Kunst ist nie ein Spiegel der unendlich reichen alltäglichen Wirklichkeit gewesen. Eine Kunst kann überhaupt nur dort entstehen, wo die Kräfte der einzelnen Menschen und der Gesellschaft nicht restlos aufgebraucht werden im Kampf um das materielle, animalische Dasein. Deshalb vermag auch die Kunstgeschichte nicht die Kulturwandlung eines Volkes oder Landes vollständig aufzuzeigen.

Gerade weil die Kunst kein Spiegel ist, läßt sie uns aber hineinblicken in tiefere geistige Schichten, wovon die streng zweckgebundenen Denkmäler der rein materiellen Kultur nichts verraten. Diese Schichten sind die Welt der Wünsche, der Ambitionen, der Ideen und Ideale, mit einem Wort die Welt der geistigen und seelischen Bindungen und Bestrebungen.

Damit will ich jedoch keineswegs sagen, die Kunst sei nicht zweckgebunden. Am wenigsten kann man das von der mittelalterlichen Kunst behaupten. Es gehört sogar zum Wesen des Mittelalters, daß seine Kunst immer im Dienste von nach heutigen Vorstellungen durchaus außerkünstlerischen Zwecken stand.

Ein Grundproblem jeder Kunstgeschichte des Mittelalters ist daher die Bestimmung der Funktion des Kunstwerkes und der Kunst überhaupt im Leben. Die von der Renaissance erfundene Künstlergeschichte versagt im Mittelalter nicht nur infolge der vermeintlichen Anonymität der Kunstwerke. Gerade das Wesentliche des mittelalterlichen Kunstschaffens bleibt ihr verborgen, weil sie übersieht, daß das mittelalterliche Kunstwerk ein Gemeinschaftsprodukt von Auftraggebern und ausführenden Handwerkern war. Beide waren vielfach gebunden durch gemeinsame Traditionen und Gepflogenheiten. Das Werk selbst ist ja meist gar nicht anonym gewesen, es trug aber den Namen des Stifters oder des Besitzers, nicht den des ausführenden Meisters.

Es bedeutet daher eine mehr oder weniger willkürliche Schematisierung, die Kunstgeschichte des frühen und des hohen Mittelalters ausschließlich nach der nur zu oft unbestimmbaren Volkszugehörig-

*) Vortrag, gehalten am 30. September 1955 gelegentlich der 2. Internationalen Hochschulwoche der Südosteuropa-Gesellschaft auf Herrenchiemsee. Der Vortrag erscheint hier in etwas erweiterter Form.

keit der ausführenden Künstler in sogenannte „nationale Kunstgeschichten“ aufzugliedern. Der Geschmack, die Ansprüche und die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit der Gesellschaft sind entscheidend gewesen. Sie haben sowohl die Aufgaben als auch den allgemeinen Charakter der Kunst bestimmt, wobei die Anregungen der ausführenden Meister freilich ebenfalls als geschmackbildend mitwirkten.

Betrachten wir auf diese Weise die Kunst, so gewinnen wir manche Einblicke nicht nur in die begriffliche Gedankenwelt, sondern auch in die präziser nie formulierte Gefühlswelt und Lebensauffassung jener Gesellschaftsschichten, die ihr Leben würdiger und schöner zu gestalten trachteten und es sich auch leisten konnten.

Ich möchte im folgenden an einigen Beispielen die Hauptphasen des Kulturwandels der Ungarn zeigen. Ich versuche die Frage zu beantworten, was für eine Rolle die Kunst im Leben der Ungarn spielte und wie ihre künstlerischen Ansprüche befriedigt wurden 1) in der Landnahmezeit, also um die Wende des 9. und 10. Jh.s, 2) nach der Gründung des christlichen Staates, in der ersten Hälfte des 11. Jh.s, 3) am ersten Höhepunkt der politischen und kulturellen Entwicklung Ungarns, in der zweiten Hälfte des 12. und in den ersten Jahrzehnten des 13. Jh.s. Manches ist noch ungeklärt in diesen Perioden und auch ihre Denkmäler sind problematisch. Die ungelösten Probleme zeigen aber oft am besten, wie eigenartig und komplex die geschichtlichen Vorgänge waren.

I.

Typische Erzeugnisse altungarischer Metallkunst des 9. Jh.s sind die sogenannten Taschenplatten. Sie gehören zu den Spitzenleistungen der eurasischen Nomadenkunst überhaupt. Die etwa handflächen-großen Platten schmückten lederne Taschen, die zur Aufbewahrung des Feuerzeuges dienten und am Gürtel aufgehängt getragen wurden. Die Platte aus dem Fund von Galgóc (Hlohovec) in der Slowakei¹⁾ ist aus Silber, wie die überwiegende Mehrheit der Taschenbeschläge, jene von Bezdéd (Abb. 1) aus vergoldetem Kupfer. Sie stellen verschiedene Stufen der stilistischen Entwicklung dar. Die Platte von Galgóc hat in ihrem unendlichen Muster den ursprünglichen Textilcharakter des Ornaments noch bewahrt. In Bezdéd ist schon alles der Taschenform angepaßt. Die Palmetten, welche nicht nur die altungarische Ornamentik beherrschen, sondern auch in der

¹⁾ Abgebildet: N. F e t t i c h , Altungarische Kunst. Berlin 1942. Taf. 9.

protobulgarischen Kunst vorkommen, sind postsasanidischen Ursprungs. Aus der islamischen Hochkultur stammen auch die Fabeltiere der Taschenplatte von Bezdéd. Alle diese Motive, zusammen mit dem griechischen Kreuz, veranschaulichen das gemeinsame Schicksal der Steppenvölker, welche mit den Südvölkern in Berührung gekommen waren. Die Hochkultur zog sie früher oder später unwiderstehlich in ihren Bannkreis.

Wichtiger als diese kunstgeschichtlichen Zusammenhänge der Ornamentik ist jedoch die Rolle dieser Kunst im Leben der Einzelnen und der Gemeinschaft. Heute werden Erzeugnisse dieser Art zum Kunstgewerbe gezählt. Es handelt sich nämlich ausnahmslos um Gebrauchsgegenstände. Das autonome Kunstwerk und das „l'art pour l'art“ überhaupt waren den Altungarn ebenso fremd wie dem ganzen abendländischen Mittelalter. In der Nomadenkunst aber spielte auch die bildliche Darstellung, das wichtigste Element der christlichen Kunst, eine recht geringe Rolle. An der Taschenplatte von Bezdéd sind die Fabeltiere und das Kreuz wohl nur als magische Schutz- und Abwehrzeichen gemeint. Sie weisen zugleich darauf hin, daß die ganze prächtige Ornamentkunst keineswegs bloße Zier gewesen ist. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Garnituren wie Gürtel, Tasche mit Aufhängerriemen, Pferdegeschirr usw. als Tiere aufgefaßt und ihre Teile als Glieder, Kopf, Rumpf, Schwanz betrachtet wurden. Sie müssen daher eine entsprechende apotropäische und symbolische Bedeutung gehabt haben. Außerdem deuteten diese Stücke mit ihrer Farbe bzw. ihrem Material die gesellschaftliche Stellung des Besitzers und Trägers an. Beschläge aus purem Gold, die einst den Säbel von Geszteréd zierten und am sogenannten Säbel Karls d. Gr. in Wien noch heute vorhanden sind, dienten wohl als fürstliche Rangabzeichen. Bei den Frauen war es nicht anders. Grabfunde beweisen, wie reich Gewand und Reitpferd der vornehmen Frauen geschmückt waren.

Kurzgefaßt: die Kunst der Altungarn diene vor allem der persönlichen Repräsentation einer Kriegeraristokratie. Die Oberschicht aber war von den Gemeinden nicht streng getrennt. Ihre Lebensform war im wesentlichen dieselbe und die künstlerische Verzierung des Gewandes und der Ausrüstung zeigte zahlreiche Abstufungen von der unerhörten, fürstlichen Pracht bis zum billigen, armseligen Ersatz aus Knochen.

Als praktisch bedingt und sinnbeladen war die Kunst im Dienste der Nomaden mit der sogenannten Volkskunst wesensverwandt. Ihre

besten Erzeugnisse entsprachen jedoch dem raffinierten Geschmack und den Ansprüchen von Herren, die ihr Leben immer würdig und repräsentativ gestalten wollten und auch konnten.

II.

Hundert Jahre später ist Ungarn schon ein christliches Königreich. Als höchste künstlerische Leistung galten nicht mehr goldene und silberne Taschenplatten und Waffenbeschläge, sondern die christliche Basilika und ihre Ausstattung. Es war gerade die Zeit, da das Ideal des frühen Mittelalters Wirklichkeit zu werden schien: für einen kurzen weltgeschichtlichen Augenblick floßen „Kirche“ und „Staat“ in eins. Selbst die königliche Repräsentation spielte sich größtenteils im Rahmen des kirchlichen Kultes ab. Die vordringlichste Aufgabe bestand daher in der Errichtung und Ausstattung von Gotteshäusern. Es muß damals in Ungarn eine überaus eifrige Bautätigkeit eingesetzt haben, wobei allerdings nicht nur Neubauten entstanden. An mehreren Orten hat die archäologische Forschung die Wiederverwendung von christlichen Kultbauten der vorungarischen Zeit festgestellt.

Leider sind alle in der Zeit des hl. Stephan errichteten Kirchen bis auf wenige Fundamentreste verschwunden. Nach den Quellen soll die Liebfrauenkirche von Stuhlweißenburg (Székesfehérvár) die prächtigste Leistung der eifrigen Bautätigkeit gewesen sein. In der Schilderung der ältesten Stephanslegende spürt man noch das unmittelbare Erlebnis des Augenzeugen. Der materielle Wert und der Reichtum, als Zeichen einer höheren Lebensform, gehörten jedenfalls nach mittelalterlicher Auffassung zu wesentlichen Bestandteilen der Schönheit. Es ist trotzdem auffallend, daß der kirchlich-fromm gesinnte Verfasser jede belehrende, erbauliche Anspielung vergißt und nur den blendenden Prunk sieht. Sein Bericht macht gerade deshalb sehr wenige archäologisch brauchbare Angaben und ist eher einer Schatzkammerbeschreibung ähnlich.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß von den Patronatsherren der Kirche, den Königen von Ungarn, eben diese Wirkung beabsichtigt wurde. Denn die Liebfrauenkirche von Stuhlweißenburg entstand nicht aus den allgemein-kultischen Bedürfnissen der kirchlichen Organisation, sondern als Krönungs- und Grabeskirche der Dynastie. In ihr wurden die königlichen Insignien, später auch die Reliquien der heiligen Könige selbst aufbewahrt. Der orientalische Ahnenkult der königlichen Familie lebte hier in einer christlichen Verehrung

der „heiligen Könige“ weiter. Die heidnische, charismatische Autorität der Arpaden wurde zwar durch die christliche Zielsetzung des neuen Staates legitimiert, das absolute Machtbewußtsein des Herrschers fand jedoch seinen repräsentativen Ausdruck nicht mehr in einer weltlichen, den König umgebenden persönlichen Prachtentfaltung, wie hundert Jahre früher. Stephan führte ein asketisch einfaches Leben und trug seinen Reichtum und seine Macht vor allem in der Kirche des christlichen Gottes zur Schau. Dadurch hat er ja auch die Überlegenheit des neuen Glaubens und Gottes gezeigt. Auch die Kirche von Stuhlweißenburg wurde als ein Opfergeschenk errichtet, deren Pracht sowohl die Würde der beschenkten Mutter Gottes als auch den Reichtum und die Freigebigkeit des Stifters selbst rühmte. Jede fürstliche, aristokratische Repräsentationskunst erfüllt also im Grunde genommen dieselbe Funktion, gleichgültig ob sie heidnisch oder christlich ist. Sie kann am besten mit den treffenden Worten Eduard Sprangers gekennzeichnet werden: „Die Kunst spielt hier eine mehr dekorative Rolle: Prunk ist ein Symbol der Macht, der Freiheit von beengender Dürftigkeit. Die Insignien der Macht haben immer etwas Blendendes, Ehrfurcht Gebietendes, Suggestives.“

Diese allgemeine Charakterisierung kann den heutigen Kunsthistoriker freilich nicht befriedigen. Wir möchten wissen, wie die Pracht der ersten Ungarnkönige in der Wirklichkeit aussah. Die vor dem Kriege teilweise freigelegten Fundamente der Liebfrauenkirche von Stuhlweißenburg und die wenigen Reste ihrer ersten plastischen Dekoration lassen davon kaum etwas ahnen. Glücklicherweise ist aber nicht alles restlos verschwunden, was die vornehmste Kirche Ungarns einst in sich geborgen hielt. Es gibt noch Denkmäler, die uns eine Vorstellung geben, wie König Stephan vor über 900 Jahren seiner Macht und Würde künstlerischen Ausdruck zu verleihen wußte.

Wir besitzen die Kasel, die — wie inschriftlich bezeugt — im J. 1031 von König Stephan und seiner Frau Gisela, Schwester Heinrichs II., der Liebfrauenkirche von Stuhlweißenburg gestiftet wurde²⁾. Noch im Mittelalter ist sie zum Krönungsmantel der Ungarnkönige umgearbeitet worden. Die einheimische Tradition glaubt, die Kasel sei im Nonnenkloster von Veszprémvölgy unter Leitung der Königin selbst angefertigt worden. Wesprim (Veszprém) war in der

²⁾ Abgebildet: Acta Historiae Artium Academiae Scientiarum Hungaricae V (1958) S. 182.

Tat die Stadt der Königinnen. Die Stiftungsurkunde des Klosters aber ist seltsamerweise griechisch geschrieben und auch die Klosterinsassen sollen Griechen gewesen sein. Die deutsche Forschung aber sieht im Krönungsmantel die nächste Analogie zum Kunigundenmantel, der wahrscheinlich in Regensburg oder Bamberg für den Bamberger Dom gearbeitet wurde.

Es wäre durchaus verständlich, daß den ungarischen königlichen Stiftungen die Hofkunst des kaiserlichen Schwagers als Vorbild diente. In der Tat blickte Stephan mehr nach Regensburg und Bamberg als nach Konstantinopel. Um nur einige Hinweise zu geben: er hat nicht nur seinen Oheim und Rivalen, Koppány, mit Hilfe deutscher Ritter besiegt, sondern auch die deutsche Krönungsordnung übernommen und einen Schreiber der Hofkanzlei Ottos III., den sogenannten Heribert C, beschäftigt.

Der Gegensatz der beiden Thesen, byzantinisch oder westlich, d. h. deutsch, ist jedoch m. E. keineswegs so groß, wie es scheint. Richtete Stephan seinen Blick auf Regensburg oder Bamberg, so sah er dort in der kaiserlichen Prachtentfaltung vor allem den Abglanz von Byzanz. Die Münchner Ausstellung „Sakrale Gewänder des Mittelalters“, wo sämtliche Bamberger Ornate aus der Zeit Heinrichs II. zu sehen waren, hat das ganz klar gezeigt. Ein Vergleich des ungarischen Krönungsmantels mit dem Kunigundenmantel ist in dieser Hinsicht besonders lehrreich. Das Thema des Krönungsmantels ist der Lobgesang Te Deum. Seine Eigenart besteht in seiner Zonenkomposition und der großen Rolle der Architektur motive. Damit ist er m. E. viel westlicher als der Kunigundenmantel. Die nahe Verwandtschaft der Figuren und ornamentalen Einzelheiten ist unbestreitbar, es ist aber auch klar, daß der Kunigundenmantel mit seinen gleichmäßig verteilten Kreisen offenbar den Gesamteindruck eines byzantinischen Prunkstoffes erwecken wollte. Mehr können wir darüber gegenwärtig nicht sagen, weil eine moderne kunstgeschichtliche Bearbeitung des ungarischen Krönungsmantels noch immer fehlt. Jedenfalls schimmert überall der Glanz des großen und unerreichbaren Vorbildes Byzanz durch. Mit Recht hat Schramm Byzanz als das Versailles des Mittelalters bezeichnet und damit auf seine große Bedeutung als geschmackbildender Faktor hingewiesen.

Wenn uns also in Ungarn in der ersten Hälfte des 11. Jh.s byzantinische oder byzantinisierende Werke begegnen, so dürfen wir noch nicht auf eine bewußt östliche Orientierung schließen. Im Bereiche der höfischen Kultur der Zeit gab es keinen Kampf oder Gegensatz

zwischen deutschen, italienischen oder byzantinischen Einflüssen. Die Erzeugnisse der hochentwickelten Kunstindustrie des christlichen und islamischen Orients konnten nur nachgeahmt werden. Man kannte noch keine gleichwertige, aber andersgeartete Schönheit, die sie hätte verdrängen und ersetzen können.

Dasselbe beweist der Steinsarg, der in den Ruinen der Liebfrauenkirche von Stuhlweißenburg gefunden wurde und einst aller Wahrscheinlichkeit nach König Stephan als Grab diente (Abb. 3). Nur Einzelheiten der Oberflächenbearbeitung, einige Profile und die eigenartige Gestaltung der Nischen mit den ungemein plastischen Bäumen verraten, daß wir es hier mit einem umgearbeiteten römischen Sarkophag zu tun haben. Ornamentik und auch Ikonographie sind dagegen ausgesprochen mittelbyzantinisch. Ob der Bildhauer aus Venedig oder direkt aus Konstantinopel kam, ist m. E. Nebensache. Sicher ist, daß kaum ein anderes Denkmal die große Wandlung besser veranschaulichen könnte. In 100 Jahren sind die Mittel und die künstlerischen Formen der fürstlichen Repräsentation ganz anders geworden.

In der neuen christlichen Kunst herrschte die Darstellung, die Mitteilung durch Bilder. Sie sprach alle an, war aber der Besitz von nur Wenigen. Von der Masse der Armen und Gemeinen wurde sie nur betrachtet, nicht aber mitgestaltet. Darin liegt ein weiterer wesentlicher Unterschied gegenüber der prachtvollen Schmuckkunst der Landnahmezeit. Diese lebte auch in unzähligen bescheidenen Varianten. In der Zeit des hl. Stephan wissen wir nichts über eine volkstümliche christliche Kunst. Bemerkenswert ist aber die Tatsache, daß die Kunst der kostbaren Waffenbeschläge und Taschenplatten nicht spurlos verschwand. Etwa bis zu den sechziger Jahren des 11. Jh.s können wir ihre Nachwirkungen verfolgen. Es handelt sich jedoch nicht um „gesunkenes Kulturgut“. Im Gegenteil: der blendende Prunk, mit dem sich die Führer der Landnahme und der Streifzüge umgeben hatten, scheint seinen Glanz auch in den Augen der christlichen Nachkommen nicht verloren zu haben.

Als erstes Beispiel kann das ungarische Königszepter angeführt werden. Den Knauf bildet eine fatimidische Bergkristallkugel³⁾. Es ist wohl kein Zufall, daß auch Heinrich II. mehrere solche Kristallkugeln besaß. Alle sind einst Szepterkugeln gewesen. Im kaiserlichen Schatz waren sie aber bloß kostbare Schmuckgegenstände. Nur am

³⁾ Abgebildet: Szent István Emlékkönyv III. Budapest 1938. S. 541, Taf. VI. 1. S. auch Photo Marburg Nr. 193301.

ungarischen Königshof blieb ein Stück seiner ursprünglichen Bestimmung entsprechend im Gebrauch. Unter den ungarischen königlichen Insignien fehlt bis heute das Szepter westlichen Typs.

Nur durch das Nachwirken der Kunst der Landnahmezeit ist eine Reihe von rätselhaften bauplastischen Fragmenten mindestens teilweise zu erklären. Ihre Motive sind nämlich in der hohen Kunst des Abendlandes und Byzanzs unbekannt, mit der Ornamentik der Landnahmezeit dagegen weisen sie eine auffallende Verwandtschaft auf. Zu den schönsten derartigen Steinen gehört ein Gesimsfragment aus der alten Kathedrale von Wesprim (Veszprém, Abb. 2), welche eine der ersten Gründungen Stephans war. Im kleinen könnte das Ornament auch byzantinisch sein, es handelt sich aber um ein monumentales Stück. Wie die Ornamentik der Kleinkunst der Landnahmezeit auf Stein übertragen wurde, konnte bis jetzt noch nicht genügend geklärt werden. Die Ausführung zeugt von einer hervorragenden technischen Sicherheit, die jedenfalls eine entwickelte Steinmetztradition voraussetzt und in jener Zeit griechischen Meistern am ehesten zuzumuten ist. An einem Schulterstein aus der Abtei Szekszárd (Abb. 4) erscheint das gleiche zweisträhnige Bandgeflecht mit den kleinen Palmetten, wie am sogenannten Säbel Karls in Wien. Dieser Stein stammt übrigens schon aus den 60er Jahren des 11. Jh.s. Es ist die Zeit, da diese Motive für immer verschwinden und gleichzeitig mit dem inneren Festwerden der neuen christlichen Ordnung oberitalienische und westeuropäische Strömungen die Oberhand gewinnen. Diese Strömungen einzeln zu verfolgen und ihren Anteil an den heute vorhandenen Denkmälern aufzuzeigen, würde uns zuweit führen. Oft handelt es sich um ausgesprochene Importkunst, wofür das herrliche Relief mit den schlafenden drei Königen aus Fünfkirchen (Pécs) etwa aus der Mitte des 12. Jh.s⁴⁾ als Beispiel angeführt sei. Es könnte ebenso gut irgendwo an der Loire in Frankreich ein Portal oder ein Kapitel schmücken.

Weder die Importkunst noch die nicht weniger interessanten provinziellen Abwandlungen großer Vorbilder können aber Wesentliches über die gesellschaftlich bedingte Schichtung und die allgemeine Umstellung des Kulturlebens aussagen. Um einen tieferen Einblick zu gewinnen und das Ende des entscheidenden Umstellungsprozesses kennenzulernen, müssen wir uns dem dritten Zeitabschnitt zuwenden.

⁴⁾ Abgebildet: T. Gerevich, Magyarország románkori emlékei. Budapest 1938. Taf. CLXXV.

III.

In der politischen Geschichte Ungarns bedeutet die Regierung König Bélas III. (1173—1196) den Höhepunkt der Arpadenzeit. Unter seinen Nachfolgern aber vollzieht sich ein gesellschaftlicher Umbruch von größter Bedeutung. Die Zeit der absoluten Monarchie, die noch unverkennbare Züge der alten Reiternomadkultur trug, ist nunmehr vorbei und die endgültige Anpassung an das westliche Staats- und Gesellschaftssystem hat ihre Spuren auch in der Kunst hinterlassen.

1. Betrachten wir zuerst den K ö n i g. Wie waren seine künstlerischen Ansprüche und wie wurden sie erfüllt? Diese Fragen können wir schon an Hand von reichem Material beantworten. Am Domberg von Gran (Esztergom) sind z. B. bedeutende Reste seines Palastes freigelegt worden. Wir wissen auch genau, wie das von Béla III. und dem Erzbischof Hiob gemeinsam gestiftete Hauptportal der alten Graner Kathedrale aussah.

Am Palast fällt einerseits die Mannigfaltigkeit, andererseits die hohe Qualität auf. Ganz verschiedene Stilrichtungen sind an einem Bau vertreten, ihre Herkunft läßt sich auch nicht immer genau bestimmen. Soviel ist augenscheinlich, daß um der Qualität willen die besten Kräfte von weit her geholt wurden. König Béla ließ seinen Palast an der Stelle errichten, wo zweihundert Jahre früher Fürst Géza residierte. Reste eines älteren Baues sind unter dem Neubau noch heute nachweisbar. Der bestehende Komplex läßt mehrere Bauphasen erkennen. Den Kern bildete ein Wohnturm, dessen repräsentativ gestaltete Eingänge am ersten Stock wahrscheinlich mittels Außentreppen zugänglich waren und heute in dem etwas später angebauten und irrtümlich als Thronsaal bezeichneten Raum zu sehen sind (Abb. 6). Ihre strukturelle Gliederung weist auf Oberitalien hin und ist eng verwandt mit dem Hauptportal der Kathedrale, welches weiter unten besprochen wird. Genaue Vorbilder sind jedoch noch nicht nachgewiesen worden, zumal die Einzelheiten den italienischen Durchschnitt an Schönheit und Sorgfalt weit übertreffen.

Etwas jünger ist der schon längst bekannte Raum, der sich unter dem Anbau, wo die beiden besprochenen Portale zu sehen sind, befindet⁵⁾. Er hat ein einfaches Grätgewölbe und einige sehr schöne, teils französisch, teils oberrheinisch-staufisch anmutende Kapitelle. Alles ist hier ausgewogen, sowie kräftig und klar durch-

⁵⁾ Abgebildet: T. G e r e v i c h, a.a.O. Taf. XXVI.

gegliedert. Der Gegensatz zu den beiden Portalen des Wohnturmes kann nicht übersehen werden.

Die Palastkapelle ist zweifellos der jüngste Teil des erhaltenen Baues, die meisten Forscher meinen sogar, sie sei erst um 1200, nach dem Tode Bélas fertiggestellt worden. Wir haben es hier mit rein französischer, hauptsächlich burgundischer Kunst zu tun. Die Kapelle ist ein kleiner Bau, mit ihren klassisch ruhigen Formen und klarer Struktur wirkt sie doch monumental. Draußen herrscht noch der romanische Rundbogen (Abb. 5), der Chor der Kapelle aber stellt die beste burgundisch-zisterziensische Gotik dar⁶⁾. Diese rein französische Luft darf uns nicht verwundern, waren ja beide Frauen König Bélas französische Prinzessinnen, die erste aus dem lateinischen Orient, die zweite Marguerite Capet, Witwe des englischen Thronfolgers. Im Inneren der Palastkapelle sieht man über den Sakristei- und Sakramentskapellendurchgängen sogenannte normannische Zickzackbogen⁷⁾, die ihre nächsten Parallelen in der staufischen Mischkunst am Oberrhein haben. Der staufische Einschlag beschränkt sich aber nur auf einige Einzelheiten. Es ist sogar auffallend, daß die ganze Anlage mit den zahlreichen staufischen Palastkapellen nichts gemein hat. Sie ist vor allem viel zu klein, man kann die Kapelle eigentlich nur als ein Privatoratorium betrachten.

Diese Bescheidenheit war jedoch gewiß absichtlich. Béla III. brauchte und wollte keine Palastkapelle im westlichen Sinne. Seine Kirche war die Kathedrale. Er ist in Byzanz als Thronfolger erzogen worden und suchte auch in Ungarn Königtum und Kirche, Residenz und Kathedrale miteinander eng zu verbinden, wie er es in Konstantinopel gesehen hatte. Deshalb kehrte er, und nur er allein, auf die Burg von Gran zurück, wo 200 Jahre früher Fürst Géza seinen Sitz gehabt hatte und vermutlich auch Stephan geboren worden war. Der neue Palast entstand in der nächsten Nähe der erzbischöflichen Kathedrale, welche nunmehr — gleich der Liebfrauenkirche von Stuhlweißenburg — als staatliches, nationales Heiligtum gelten sollte. So entstand das prächtige Hauptportal, die sogenannte „Porta Speciosa“ der Kathedrale (Abb. 8), die König Béla III. und Erzbischof Hiob gemeinsam stifteten. Das Portal ist mit der alten Kathedrale spurlos verschwunden, ein Gemälde und eine Beschreibung aus dem 18. Jh., sowie einige Bruchstücke haben aber eine genaue Rekonstruktion ermöglicht.

⁶⁾ Abgebildet: T. Gerevich, a.a.O. S. 87.

⁷⁾ Abgebildet: T. Gerevich, a.a.O. Taf. XXI.

Das ikonographische Programm ist ziemlich kompliziert. Ich kann leider nicht auf die eigenartige Mischung von Westlichem und Östlichem eingehen, auf die Art und Weise wie ein offensichtlich westlich geschulter Meister die Anweisungen eines in der byzantinischen Ikonographie bewanderten Programmgebers mißverstanden hat. Es sei hier nur auf das Tympanon aufmerksam gemacht, in dem die thronende Madonna vom Typ der Nikopoia zwischen dem hl. Adalbert, Patron der Kathedrale und der Diözese, und dem hl. Stephan, König von Ungarn, erscheint. Die beiden Zwickelfiguren sind Attributträger. Am Türsturz sehen wir den König und den Erzbischof in Proskynese, hinter ihnen das Castrum bzw. die Basilika. Inschriften erklären die Darstellung. König Stephan bietet der Jungfrau sein Reich an, wie es schon die Stephanslegenden erzählen. Maria erklärt sich bereit, das Land Stephans in Schutz zu nehmen, wenn Adalbert sich der „iura sanctorum“, der Rechte der Kirche, annimmt. Adalbert ist einverstanden und verspricht nach dem Willen der Jungfrau zu handeln.

Dieses Tympanon gehört zu den frühesten Beispielen einer Madonna mit dem Kinde am Hauptportal einer großen Kirche, an der Stelle, die bis dahin dem Erlöser in seiner Herrlichkeit oder dem Weltenrichter vorbehalten war. Mit der politischen Idee der Maria als Schutzherrin des Landes aber steht die Darstellung im Abendland überhaupt vereinzelt da. Beide Eigentümlichkeiten sind auf den Einfluß östlicher Frömmigkeit zurückzuführen. Die Quelle bzw. das anregende Vorbild läßt sich sogar genau bestimmen. Im Bogenfeld des Narthexportals der Hagia Sophia in Konstantinopel thront ebenfalls die Nikopoia als Patronin der Stadt und der Kirche. Auch dieses Bild ist eine Anbietungsszene. In Gran wurde aber zwischen dem Vertreter der Kirche, Adalbert, und des Königtums, Stephan, ein Ausgleich getroffen und ostentativ zum Ausdruck gebracht. Eine derartige Politisierung der Marienverehrung ist ohne Byzanz nicht denkbar, zugleich scheint es aber, als ob man mit der Betonung der Rechte der Kirche eventuellen cäsaropapistischen Tendenzen hätte begegnen wollen. Das Tympanonbild veranschaulicht also den Kompromiß zwischen dem in Byzanz erzogenen König und der kurialen Auffassung seines Erzbischofs.

Wie der Palast, so zeugt auch die „Porta Speciosa“ von den außerordentlich hohen Ansprüchen des Königs in der künstlerischen Gestaltung seiner Umwelt. Béla III. hatte im Vergleich zu Stephan einen weltweiten Blick und weltweite Beziehungen. Als Einzelmensch



Abb. 1 Taschenplatte von Bezdéd (Budapest, Nationalmuseum)



Abb. 2 Gesimsfragment aus der alten Kathedrale von Wesprim (Veszprém)
(Budapest, Nationalmuseum)

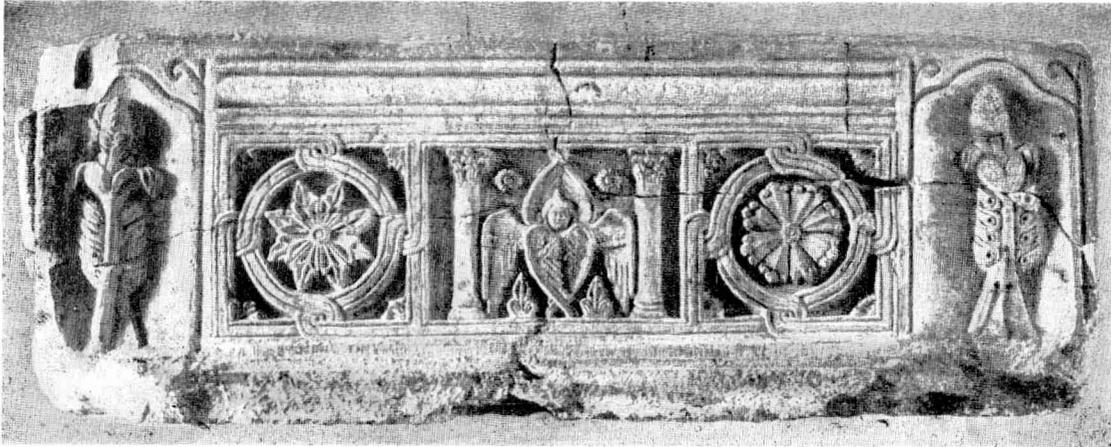


Abb. 3 Sarg des hl. Stephan (Stuhlweißenburg, Lapidarium)



Abb. 4 Schulterstein aus der Abtei Szekszárd
(Szekszárd, Balogh Ádám Múzeum)



Abb. 5 Gran (Esztergom), Fassade der Palastkapelle



Abb. 6
Gran (Esztergom), Portal im sog. Thronsaal



Abb. 7
Ákos, Calvinistische Kirche, Innenansicht nach Westen

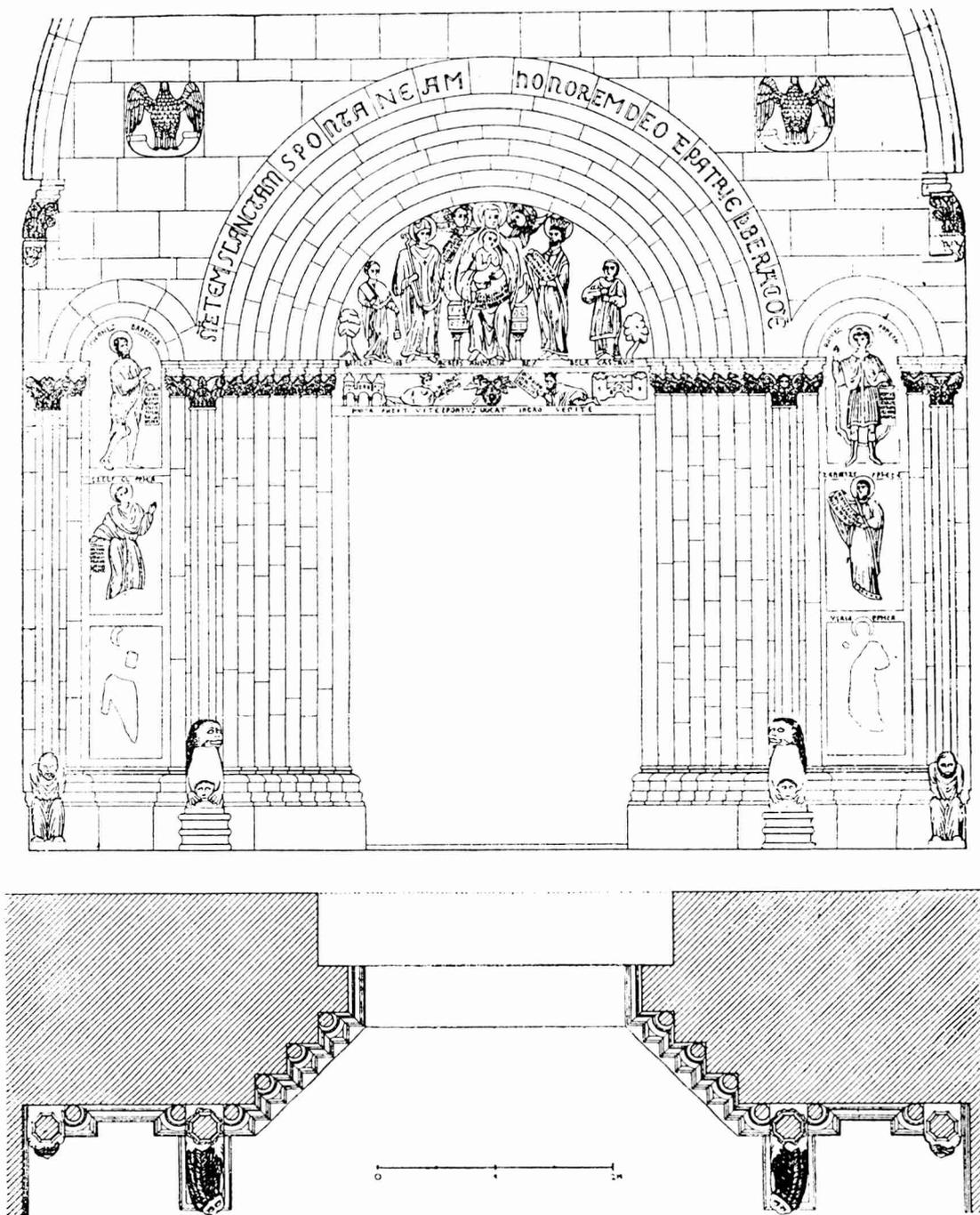


Abb. 8 Gran (Esztergom), die sog. „Porta Speciosa“ (Hauptportal)
der alten Kathedrale (Rekonstruktion von Géza Lux)

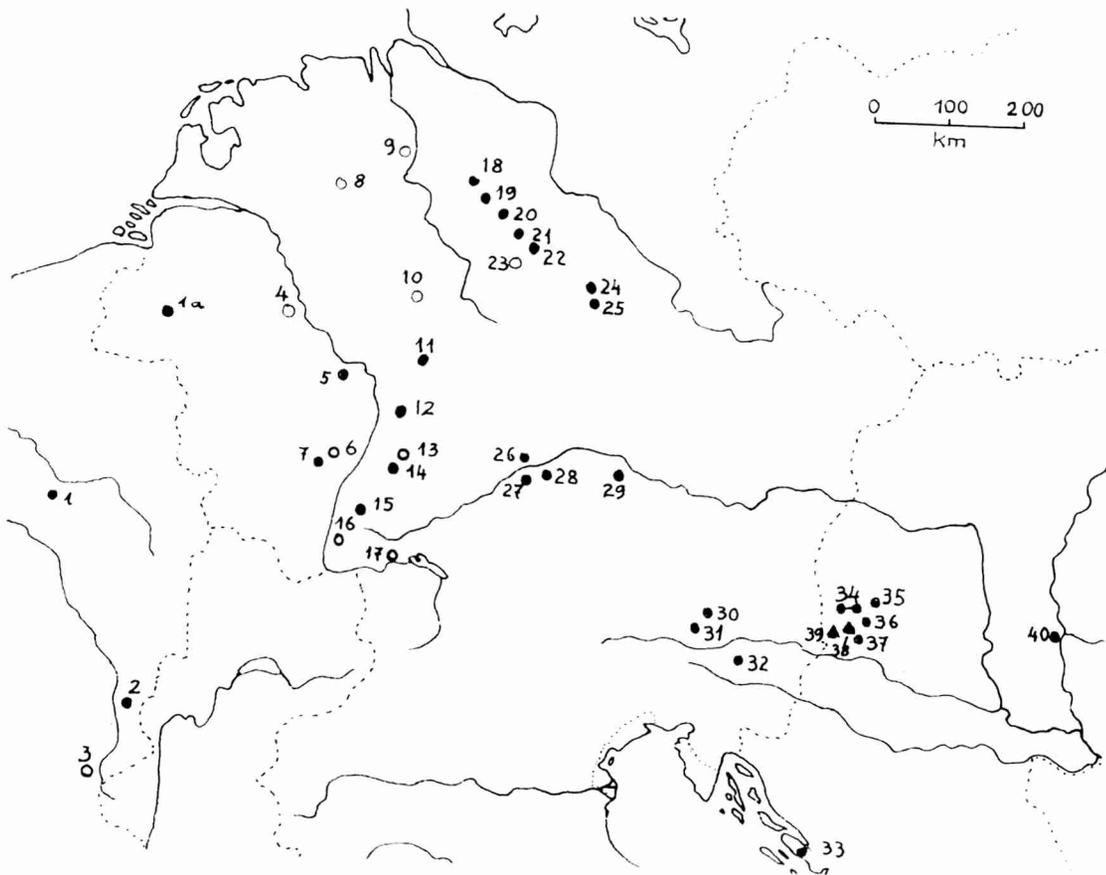


Abb. 9 Verbreitung der Gotteslamm- und Löwentympana in Mitteleuropa
(11.—13. Jh.)

Zeichenerklärung: Kreis: Gotteslamm in kreisförmiger Aureole. Punkt: Gotteslamm ohne Aureole. Dreieck: Löwentympanon.

Verzeichnis der Fundorte: 1. Girolles. 1a. Villers-la-Ville. 2. Varenne-l'Arconce. 3. Le Puy. 4. Andernach. 5. Ingelheim. 6. Altenstadt/Elsaß. 7. St. Johann bei Zabern. 8. Osnabrück. 9. Bücken. 10. Haina. 11. Gelnhausen. 12. Lorch. 13. Murrhardt. 14. Haubenbronn. 15. Fluorn. 16. Eendingen am Kaiserstuhl. 17. Rheinau. 18. Rheden. 19. Homburg. 20. Oberröblingen. 21. Naumburg. 22. Obergreislau. 23. Dornstedt. 24. Wechselburg. 25. Rochsburg. 26. Pöföring. 27. Münchsmünster. 28. Geibenstetten. 29. Vornbach. 30. Friesach. 31. St. Veit a. d. Glan. 32. Spitalič. 33. Zadar. 34. Ják, Abteikirche und Jakobskapelle. 35. Nagysitke. 36. Csempeszkopács. 37. Szentmihályfa. 38. Zalaháshágy. 39. Domanjšovci-Domonkosfa. 40. Szegedin (Szeged).



Abb. 10 Endingen am Oberrhein, Tympanon (Foto Marburg)



Abb. 11 Ják, Tympanon des Südportals der Abteikirche

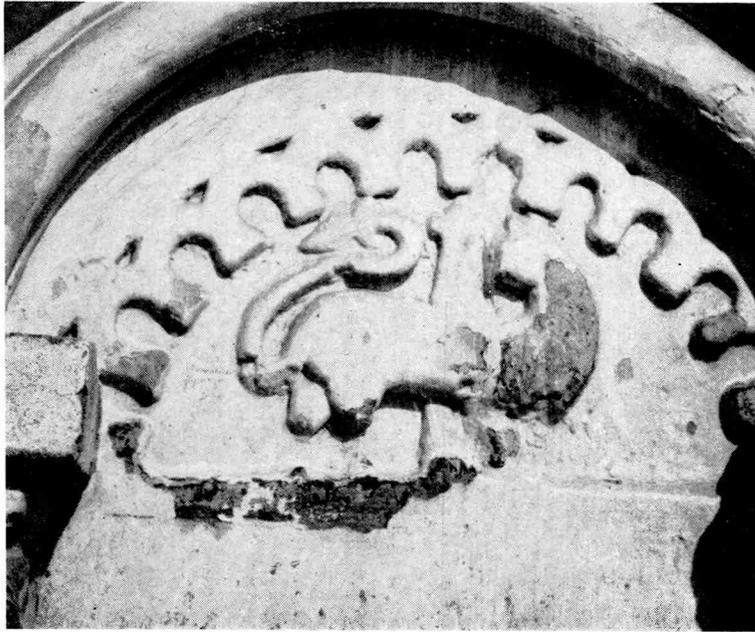


Abb. 12 Domonkosfa (Domanjšovci), Röm. kath. Kirche,
Tympanon des Südportals



Abb. 13 Zalaháshágy, Röm. kath. Kirche, Tympanon

schaute er aber mehr auf Byzanz als nach Westen. Der beste Beweis dafür ist die Heilige Krone Ungarns, die sogenannte Stephanskrone. In ihrer heutigen Form ist sie eine ziemlich treue Nachbildung des byzantinischen Kamelaukions, der Kaiserkrone der Komnenenzeit. Ich nehme an, Béla hat sie anfertigen lassen, als er um 1184—85 die Aussicht hatte, den östlichen Kaiserthron besteigen zu können. Diese östlichen Ambitionen blieben jedoch die persönliche Angelegenheit des Königs.

2. Ein ganz anderes Bild zeigt sich, wenn wir die Kunst der *Aristokratie* ins Auge fassen. Betrachten wir kurz das Problem der Sippenklosterkirchen. Die ehemalige Benediktinerkirche von Leiden (Lébény), die zu den bekanntesten Denkmälern Ungarns gehört, ist ein repräsentatives Beispiel. Sie hat, zusammen mit der Kirche von Ják, auch die ausländische, insbesondere die deutsche Forschung oft beschäftigt.

Die Anlage ist recht einfach: dreischiffige, querschiffslose Pfeilerbasilika mit Dreiapsidenschluß, westlicher Doppelturmfassade und Westempore. Die Erdgeschoße der Türme öffnen sich gegen die Schiffe zu, so daß der Turm nur durch die zwei Umfassungsmauern und einen Pfeiler getragen wird. Über die innere Vorhalle und im ersten Stock der Türme befindet sich die Westempore, die als Herrschaftsempore diente und vom Kloster her nie zugänglich war. Der Mönchschor befand sich im Ostteil des Mittelschiffes.

Die Elemente des Typus sind weitverbreitet. Die dreischiffige, querschiffslose Basilika mit drei Apsiden kommt von Süden her und wird im allgemeinen als lombardisch, innerhalb Deutschlands als altbayerisch bezeichnet. Ihre Verbindung mit der Doppelturmfassade kommt in Bayern ebenfalls vor. Es ist daher kein Wunder, daß hervorragende Forscher, wie *Donin*, *Richard Hamann* u. a. Leiden (Lébény), Ják und alle verwandten Bauten in Ungarn als westliche Importkunst betrachteten. Sie gingen dabei von der besonders in Ják außerordentlich reichen Bauornamentik aus und glaubten auf Grund der offensichtlichen normannischen Herkunft der Motive alle Vertreter dieses Bautypus einheitlich einer von Westen her eingewanderten Bauhütte zuschreiben zu können. Ungarische und nicht ungarische Forscher begingen aber denselben methodischen Fehler: sie erklärten alle verwandten Bauten, die einfacher und an Bauornamentik ärmer waren als die Prachtdenkmäler von Leiden, Ják und Zsámbék für provinzielle Nachahmungen. So schuf die ungarische Forschung eine transdanubianisch-benediktinische Bauschule,

Richard Kurt D o n i n eine Wiener Bauhütte und Richard H a m a n n die Theorie der normannischen Invasion in Ostmitteleuropa.

Eine genauere Untersuchung der Denkmäler aber ergab, daß manche angeblichen Nachahmungen wesentlich älter sind als die vermeintlichen Vorbilder. Die älteste von ihnen, die m. E. um die Mitte des 12. Jh.s entstandene Kirche von Ákos zeigt gerade im komplizierten Westtrakt den Typus bereits vollkommen ausgebildet (Abb. 7). Zieht man noch die geschichtlichen Nachrichten heran, was von den nicht ungarischen Kunsthistorikern nie versucht wurde, so stellt sich heraus, daß alle vollständigen Vertreter des Bautypus herrschaftliche Gründungen sind und Patronatsklöstern adliger Sippen angehörten. Für die lange Zeit hindurch umstrittene Kirche von Mönchs-dorf-Harina in Siebenbürgen hat erst vor kurzem K. K. Klein (Innsbruck) die Gründung durch das Geschlecht Kacsics nachgewiesen.

Die Merkmale, welche trotz Änderungen des Baustoffes, der Stilformen und Strukturen über hundert Jahre lang ständig bleiben, und worin sich die ungarischen Bauten auch von den ähnlich angelegten süddeutschen Bauten scharf abheben, scheinen gerade aus dieser besonderen Bestimmung als Sippenklosterkirche zu folgen. Die bescheidenen A u s m a ß e (Gesamtlänge durchschnittlich 25 bis 30 m) entsprechen der geringen Zahl der Konventmitglieder und der Bevölkerung der Landgüter, wo die Sippenklöster errichtet wurden. Dagegen sind die H ö h e n v e r h ä l t n i s s e ins Monumentale gesteigert worden. Die W e s t e m p o r e , welche bei den heute bekannten Bauten mit dem Kloster nie in Verbindung stand, sondern nur vom Laienportal, d. h. dem Hauptportal her zugänglich war, ist nur als Herrschaftsempore verständlich. Kein Zufall, daß die Westempore vom Anfang an mit dem repräsentativen W e s t t u r m p a a r verbunden erscheint, und zwar in einer organischen Einheit, welche jeden Zusammenhang mit dem Westwerk der Regensburger Schottenkirche ausschließt. Dieses ist ohnehin jünger als Ákos und Kapornak in Ungarn.

Bemerkenswert ist, daß das Schema des Westtraktes hundert Jahre hindurch reicher und beständiger bleibt, als das der Ostteile, welche trotz ihrer größeren liturgischen Bedeutung unentwickelt sind und oft variiert werden. Der Grund liegt darin, daß die Sippenklöster ihre Verbreitung nicht mehr dem Monachismus, sondern dem steigenden Selbstbewußtsein und Reichtum der adligen Sippen verdanken. Denn die Gründung bedeutet nicht nur einen Rechtsakt, die Schenkung der Güter, sondern die Stifter waren selber die Bau-

herren, wie es für Leiden und Ják auch urkundlich bezeugt ist. Von Leiden ist außerdem überliefert, daß das Kloster erst eine Weile nach der Gründung zwecks Besiedlung der Benediktinerabtei von Martinsberg-Pannonhalma übergeben worden ist. Auch später bleiben die Sippenklöster von den Nachkommen der Stifter stark abhängig, oft erinnert nur das ungeteilte Patronatsrecht an die einstige Einheit der längst in Äste und Familien gespaltenen Sippe.

Daraus erklärt sich, daß, obwohl Sippenklöster bereits im 11. Jh. gegründet wurden, die Ausbildung des Typus ins 12. Jh. und die Blüte sogar in die erste Hälfte des 13. Jh.s fallen. Das war die Zeit des schon erwähnten gesellschaftlichen Umbruchs, als die Nachkommen des landnehmenden Adels und die mit ihnen vollkommen verschmolzenen, nach denselben Sippenrechtsbräuchen lebenden Donationsbesitzer fremder Herkunft als eine starke und reiche Adelsklasse zu einem führenden Machtfaktor geworden sind. In den Sippenklosterkirchen hat also das ungarische Leben im Rahmen und auf Grund der abendländischen Kulturgemeinschaft eine eigene Sonderform entwickelt.

3. In der selben Zeit erscheinen zuerst in größerer Anzahl die Denkmäler, welche auch in die Gedankenwelt der niederen Volksschichten interessante Einblicke ermöglichen. Zum Schluß sei eine eigenartige und eben in dieser Hinsicht bedeutende Gruppe kurz besprochen.

Es handelt sich um romanische Bogenfeldreliefs mit einem uns allen vertrauten, typisch abendländischen Motiv, dem Gotteslamm. Das allgemeingültige Schema zeigt das Lamm, das mit einem Vorderbein eine Kreuzstange oder Kreuzfahne hält oder davor steht. Die letztere Variante ist allerdings höchst selten. Das Motiv ist altchristlicher Herkunft, mit dem Rückwärtsblicken des Kopfes wollte man in der spätantiken Plastik, speziell in Ravenna, die hieratische Frontalität andeuten. Für den Halbkreis des Bogenfeldes war das Lamm Gottes mit dem aufgerichteten bzw. hinaufragenden Kreuz, und eventuell zwei Nebenfiguren in den Zwickeln, eine fast ideale Ausfüllung. Auch inhaltlich paßte es hierher, denn bis zum Hochmittelalter hinein galt das Gotteslamm im Sinne der Apokalypse als Symbol des siegreichen und verherrlichten Christus, nicht aber als Sinnbild des leidenden Opfers.

Die Verbreitung der Gotteslammtympana ist trotzdem überraschend ungleich und gering (s. Karte Abb. 9). Zwar ist das Lammsymbol an romanischen Portalen gar nicht selten, als zentrale

und herrschende Figur des Bogenfeldes, entweder in einer kreisförmigen Aureola oder auf der horizontalen Grundlinie stehend, scheint es eine Besonderheit der germanischen Länder und Ungarns gewesen zu sein. Im Westen und Süden gehören die Gotteslammtympana zu den Seltenheiten.

Beachtenswert ist, daß sie innerhalb ihres Verbreitungsgebietes einige ziemlich geschlossene, aber isolierte Gruppen bilden und in überwiegender Mehrheit Werke lokaler Landkunst aus der hoch- und spätromanischen Zeit sind. Keine dieser Gruppen läßt sich aber auf ein gemeinsames Urbild zurückführen oder durch einheitliche Werkstattüberlieferung restlos erklären. Gleichwohl steht es außer Zweifel, daß die nicht romanischen Länder in der größtenteils volkstümlichen Anwendung des Gotteslammsymbols als Tympanonbild Italien und Frankreich gegenüber eine gemeinsame Haltung zeigen. Die regionalen Unterschiede im Stil und in den Nebenmotiven schließen jedoch die Annahme einer einfachen künstlerischen Motivwanderung von Westen nach Osten aus. Auch die Chronologie spricht dagegen: nicht die östliche ungarische, sondern die steirisch-kärntnerische Gruppe ist am spätesten entstanden.

Es muß also vorerst dahingestellt bleiben, wie diese gemeinsame Haltung zustande kam. Zu beachten ist jedenfalls, daß die Gotteslammtympana meist den einzigen bildnerischen Schmuck anspruchsloser Portale bilden. Der Halbkreis des Bogenfeldes verlangte aber eine zentrale Komposition, die in verschiedenen Gebieten unabhängig voneinander ganz ähnlich gelöst werden konnte.

Die Unterschiede sind jedenfalls viel interessanter und lehrreicher als die Ähnlichkeiten. Eine besondere Beachtung verdient, wie grundverschieden das gleiche Motiv in Deutschland und Ungarn verwendet und gedeutet wurde.

Betrachten wir zwei typische deutsche Beispiele: das Tympanon von Endingen am Oberrhein (Abb. 10) und ein Bogenfeldrelief der Schloßkirche von Wechselburg in Sachsen⁸⁾. Überraschende Motive umgeben an beiden Werken das Gotteslamm. In Endingen Untiere und Fabelwesen antiken und orientalischen Ursprungs, in Wechselburg aber germanisch-vorchristliche, abstrakt-ornamentale Heils- und Abwehrzeichen, welche im Volksbrauchtum teilweise noch heute fortleben. Es wäre grundfalsch, in diesen Motiven absichtlich hineingeschuggeltes heidnisches Gedankengut zu sehen. Die Gesinnung ist hier sicher christlich, die Zeichen und Sinnbilder

⁸⁾ Abgebildet: Kunstdenkmäler des Königreichs Sachsen XIV. Beilage VIII.

auf christliche Vorstellungen bezogen, aber nicht umgewertet und das ist entscheidend. Sie bewahren ihre althergebrachte heilbringende und schützende Kraft auch im Dienste des christlichen Glaubens, ihr Fortleben wird sogar erst durch diese praktische Funktion möglich.

Denn das romanische Kirchenportal hatte eine zweifache Aufgabe. Es war nicht nur Eingang, sondern auch Grenze. Das Portal trennte profane Außenwelt und heilsuchende Kirchengemeinde, Sünde und Heil, Diesseits und Jenseits, da die Kirche auch als Sinnbild des Himmels betrachtet wurde. Die beiden Bereiche sollten aber nicht nur rechtlich auseinander gehalten werden. Der Ort, wo der Christenmensch sein Heil sucht und findet, mußte vor den unheilbringenden Kräften der profanen, diesseitigen Welt geschützt werden. So kam es, daß der Bildschmuck des Portals, selbst wenn er auf das Tympanon beschränkt blieb, nicht nur als ehrende Zier und belehrende Darstellung, sondern auch als Beschwörung und Abwehr galt. Er hatte die heiligen und die bösen Kräfte zu lenken, die ersteren zur schützenden Hilfe zu veranlassen, die letzteren abzuschrecken und zu bannen. Diese doppelte, nicht bloß repräsentativ-darstellende, sondern auch praktisch schützende Funktion des Portalbildes ist jedem romanischen Portal eigen, sie tritt aber in den volkstümlichen Werken besonders deutlich hervor. Darin ist auch das Erscheinen des Unholdes oder des heidnischen Zauberzeichens neben dem Gotteslamm begründet.

Das Tympanon von Endingen zeigt, wie, im Sinne dieses primitivmagischen Realismus, selbst althergebrachte christliche Motive eine erweiterte Bedeutung erhalten können. Die Aureole wird hier z. B. zum Schutzkreis, das Tau hatte nämlich schützende Kraft. Außerhalb des Kreises walten die unholden Gestalten des Meermannes und des obszönen Priapus. Vielleicht hielt man den letzteren für besonders gefährlich, weshalb man nicht nur den Sechsstern neben ihm mit einem Tauring einfasste, sondern die Figur selbst in einem eigenen Kreis einschloß. Die kosmischen Symbole sind zugleich volkstümliche Glückszeichen. Sie flankieren das Lamm, einerseits um seine weltumspannende Macht zu bezeugen, andererseits um der Kirche und ihrer Gemeinde Heil zu bringen.

Das Tympanon von Wechselburg hat einen ähnlichen Sinn. Die Bandverschlingungen sind ebenfalls herkömmliche Abwehr- und Glückszeichen. Der viereckige Zauberknoten aber ist, wie das Quadrat überhaupt, höchst wahrscheinlich als ein Symbol der irdischen

Welt anzusehen. Den dreispitzigen Bandknoten könnte man auch als Dreifaltigkeit deuten, er ist aber auch als Sternbild bekannt, so ist m. E. eine allgemein solar-tellurische Gegenüberstellung zur Andeutung des Weltalls wahrscheinlich.

Erinnern wir uns an die Tympana der Cathedralportale, z. B. an die soeben besprochene „Porta Speciosa“ von Gran. Der gewaltige Unterschied wird sofort klar. Dort sah man die wahrhaft bildliche Darstellung einer himmlischen Szene. Hier eine mehr oder weniger lockere Gruppierung von verschiedenen Zeichen und Symbolen, eine Art von abstrakter Zeichenschrift.

Wenden wir uns jetzt Ungarn zu. Betrachten wir zuerst das künstlerisch am höchsten stehende Gotteslammtympanon am Südportal der Abteikirche von Ják (Abb. 11). Es ist ziemlich spät anzusetzen, in die 30er Jahre des 13. Jh.s. Auch in Deutschland erscheinen die Gotteslammtympana in der sogenannten hohen Stilkunst später als auf dem Lande. Das Tympanon der Jáker Abteikirche hat übrigens in der nächsten Umgebung Schule gemacht. Nicht weniger als drei ländliche Nachahmungen sind uns erhalten geblieben.

An allen diesen Bogenfeldreliefs faßt ein Kleeblattbogen den heiligen Bereich des Lammes ein, außerhalb dessen die höchst dekorativ angeordneten, konvulsiv in sich beissenden Flügeldrachen wohl die Höllenqual der für immer ausgeschlossenen Teufelsmächte bedeuten. Selbst das Laubwerk ist von einem fast tierischen Leben erfüllt. Alles erinnert an die westfranzösische romanische Tierornamentik des 12. Jh.s. In den Drachenköpfen des Tympanons der Jakobs-kabelle von Ják ist diese Verwandtschaft auch formal und stilistisch direkt nachweisbar⁹⁾.

Die übrigen verwandten Tympana im ungarischen Transdanubien sind im Gegensatz zu Ják und seinem Kreis ausgesprochen roh und primitiv gearbeitet. Man würde kaum ahnen, daß dem Relief von Szentmihályfa¹⁰⁾ eine wahrscheinlich gemalte Komposition mit dem Gotteslamm zwischen dem Markuslöwen und dem Johannesadler als Vorbild diente. Ein erheblich jüngeres Tympanon in St. Veit a. d. Glan zeigt, was der unfähige Meister von Szentmihályfa darstellen wollte aber nicht konnte. Der Rahmen stammt aus dem internationalen Motivschatz der lombardischen Ornamentbildhauer.

An zwei Reliefs wird selbst das Hauptmotiv radikal umgedeutet. In Domonkosfa (Domanjšovci in Jugoslawien, dicht an der ungarischen Grenze) wird das Gotteslamm als ein Tier dargestellt, das in einem

⁹⁾ Abgebildet: T. Gerevich, a.a.O. Taf. CXXVII. unten.

¹⁰⁾ Abgebildet: Regnum Egházörténeti Évkönyv 1940/41. Taf. 2. Abb. 2.

schen Grenze), steht in der Pose des Gotteslammes ein Raubtier, offenbar ein Löwe (Abb. 12). Diese Bestimmung der Figur wird bestätigt durch die Ritzzeichnung einer Trinkschale im Nationalmuseum zu Budapest¹¹⁾, welche die einzige genaue Analogie bietet. In der sogenannten hohen Kunst kenne ich nur e i n e ähnliche Darstellung, den Löwen von Armenien, der mit dem langstieligen Vortragskreuz des Gotteslammes, aber mit einem gekrönten Menschenkopf an den Goldbullen des Kaisers Leo II. um 1207 und später erscheint. König Andreas II. besuchte auf der Rückfahrt von seinem Kreuzzug auch Klein-Armenien und hat seinen jüngeren Sohn mit einer Tochter des Kaisers verlobt. Eine Anregung von dieser Seite her wäre also denkbar. Man findet aber keine Spur irgendeiner direkten Beziehung zwischen Domonkosfa und dem Hof, außerdem bedeutet der Löwe des Tympanons sicher den Christus und das ist ein entscheidender Unterschied. Auch die primitive Ritzzeichnung der Trinkschale kann nur diesen Sinn haben. In der Literatur wurde der Löwe oft auf Christus bezogen, in der christlichen Ikonographie suchen wir aber vergebens eine Löwendarstellung, welche den Erlöser überall und selbständig symbolisierte, wie es der Fall mit dem Lamm ist.

M. E. liegt hier eine synkretistische Verschmelzung des Löwen als Herrschersymbol mit dem Sinnbild des himmlischen Königs, dem Christus-Lamm, vor. Für diese Annahme spricht auch die Tatsache, daß das orientalische Löwenmotiv sich eben in der zweiten Hälfte des 12. Jh.s in der abendländischen Heraldik verbreitet und zu Anfang des 13. Jh.s auch im ungarischen Königswappen erscheint.

Diese Deutung wird bestätigt durch das Bogenfeldrelief von Zalaháshágy (Abb. 13), einem Dorfe ebenfalls im Südwestwinkel des ungarischen Siedlungsgebietes, welches die merkwürdigste Umgestaltung des Gotteslamm-Motivs zeigt. Der Löwe selbst gleicht einem rasenden Untier, und es ist nicht allzu sehr verwunderlich, daß ein ungarischer Forscher in ihm den „leo diaboli“, d. h. die Verbildlichung des Bösen erblicken wollte. Doch ist die formale und inhaltliche Vorbildlichkeit der Gotteslammkompositionen unverkennbar. Der Löwe trägt das siegreiche Kreuz inmitten eines Wirrwarrs von verschiedenen Ungeheuern, die den ewigen Unfrieden und — im

¹¹⁾ Abgebildet: Regnum Egyháztörténeti Évkönyv 1940/41. Taf. 3. Abb. 5. und Zbornik za umetnostno zgodovino N. V. V/VI (1959) (LAVREAE F. STELE SEPTUAGENARIO OBLATAE) S. 147—76 Abb. 70.

Motiv des In sich Beissens — das Selbstquälen der Sündenwelt darstellen sollen.

Durch seinen Dualismus ist das Relief von Zalaháshágy trotz seiner befremdenden Rohheit inhaltlich im Grunde genommen christlicher und sogar „westlicher“ als das künstlerisch viel höher stehende Tympanon von Domonkosfa, das der Christus-Löwe allein beherrscht.

Das dualistische Nebeneinander der heilbringenden Göttlichen und des verderbenden Bösen im Tympanon verbindet also mehrere ungarischen Denkmäler mit den deutschen. In beiden Ländern ist dieser Dualismus in der doppelten Funktion des Portalbildes begründet. Die den Deutschen vertraute kosmische Symbolik ist dagegen in Ungarn vollkommen unbekannt.

Im deutschen Provinzialismus fanden wir eine Zeichensprache als Ausdruck einer begrifflich-abstrahierenden Denkweise. In Ungarn brach eine bildliche Phantasie und „das Denken im Tier“ durch. Es scheint so, als ob das verschüttete oder überschichtete geistige Erbe der ursprünglichen eurasischen Steppenkultur wiederbelebt worden sei.

Wesentliche Anregungen dazu scheinen mindestens teilweise aus dem fernen Westen gekommen zu sein. Die ungarische Kompositionsweise und Formensprache zeigen manchmal überraschende Verwandtschaft mit der ebenfalls phantastischen westfranzösischen Tierornamentik. Es ist allerdings mehr als wahrscheinlich, daß die Gotteslammtympana sich von Deutschland aus nach Ungarn verbreitet hatten. Der ungarische Provinzialismus hat ebenso versucht, dem international-christlichen Motiv gerecht zu werden, wie der deutsche. Daß die Ungarn aber nicht nur bei diesem Thema, sondern auch in der Bauornamentik überhaupt gerade aus dem fernen Westeuropa Motive so bereitwillig aufnahmen, hat seinen besonderen Grund. Frankreich stand nämlich sowohl durch das Mittelmeer wie auch im Süden mit der islamischen Welt in unmittelbarer Verbindung. Seine hochromanische Kunst war mit orientalischen Elementen durchdrungen, die man in Ungarn noch immer als wesensverwandt empfinden konnte.

Die Gesinnung der ungarischen Gotteslamm- und Löwentympana ist aber im Grunde genommen schon ebenso christlich, wie die der deutschen mit ihren volkstümlichen Glücks- und Abwehrzeichen. Christliche Ideen mit den künstlerischen Mitteln westlicher Hochkultur, jedoch in der eigenen Sprache zum Ausdruck bringen zu

können bedeutet aber nicht weniger, als den endgültigen und unwiderruflichen Eintritt in die nunmehr nicht allgemein europäisch-christliche, sondern abendländisch-christliche Kulturgemeinschaft.

Schrifttum

Aus der außerordentlich zahlreichen Literatur über den geistigen Hintergrund des hier geschilderten Kulturwandels und die Beziehungen des Ungarntums zum Abendland und Byzanz sei hier verwiesen auf J. Deér, *Heidnisches und Christliches in der altungarischen Monarchie*, Szegedin 1934, Fr. Valjavec, *Geschichte der deutschen Kulturbeziehungen zu Südosteuropa I. Mittelalter*, München 1953, Gy. Moravcsik, *Bizánc és a magyarság*. Budapest 1953 (vgl. Ders., *Die byzantinische Kultur und das mittelalterliche Ungarn*. Sitzungsberichte der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Klasse für Philosophie, Geschichte, Staats-, Rechts- und Wirtschaftswissenschaften, Jg. 1955 Nr. 4).

Zu Abschnitt I: Allgemein zugängliche, ausgezeichnete Bearbeitung der Taschenplatten: N. Fettich, *Altungarische Kunst*, Berlin 1942. Die Bedeutung der normannischen Komponente am Taschenblech von Galgóc wird m. E. etwas überschätzt.

Zu Abschnitt II: Der Liebfrauenkirche von Stuhlweißenburg hat Dercsényi eine schöne Monographie gewidmet: D. Dercsényi, *A székesfehérvári királyi bazilika*, Budapest 1943. Über die nationale und kulturgeschichtliche Bedeutung der Kirche s. Th. v. Bogya, *Vom Taschenblech zur Basilika*, in: „Vom Geist der ungarischen Kunst“ Berlin 1942. Das ikonographische Programm des Krönungsmantels wurde von É. Kovács geklärt: *Casula Sancti Stephanni Regis*, in: *Acta Historiae Artium V* (1958), S. 181—221. Anlaß zur Stiftung der Kasel i. J. 1031 war wohl der Sieg Stephans über Kaiser Konrad II. Wir verdanken E. Nagy den Nachweis, daß der Sarg des hl. Stephan aus einem römischen Sarkophag gearbeitet wurde (*Művészettörténeti Értesítő III* 1954, S. 101—106), Z. Kádár hat neulich die Ikonographie untersucht (*Művészettörténeti Értesítő IV* 1955, S. 201—204). Das königliche Szepter und verwandte Denkmäler bearbeitete Gy. László, *Adatok a koronázási jogar régészeti megvilágításához*, in: „Szent István Emlékönyv“ Bd. III. Budapest 1938. S. 517—558. Für das Fortleben der Motive der altungarischen Metallkunst in der Bauplastik des 11. Jh.s sei verwiesen auf D. Dercsényi, *Az Árpád-kori kőfaragóművészet első emlékei* (*Magyarságtudományi tanulmányai V*) Budapest 1937.

Zu Abschnitt III: Eine Monographie des Palastes von Gran-Esztergom fehlt. Meine Darstellung stützt sich hauptsächlich auf die Feststellungen von D. Várnai (*Építészettörténeti és elméleti közlemények* 1954, Nr. 3. S. 49—76). Vgl. D. Dercsényi in: „A magyarországi művészet története“ Bd. I, Budapest 1956, S. 53—54. Zur normannischen Bauornamentik s. Inge Hoefelmayr-Straube, *Ják und die normannische Ornamentik in Ungarn. Eine stilkritische Untersuchung der Bauten von Ják, Lébény, Esztergom und Buda (1190—1260)*. Dissertation Zürich, Birkenbeck bei Freising 1954. Der Darstellung des Problems der „Porta Speciosa“ von Gran-Esztergom und der persönlichen Einstellung König Bélas III gegenüber Byzanz liegt mein Aufsatz zugrunde: Th. Bogya, *L'icono-*

graphie de la „Porta Speciosa“ d'Esztergom et ses sources d'inspiration, in: „Revue des Études Byzantines“ VIII (1950) S. 85—129. Byzantinisten (Dölger, Moravcsik) stimmten den Ergebnissen zu, von Sv. Radojčić wird die byzantinische Komponente sogar als fast ausschließlich betrachtet. Dercsényi spricht dem Tympanon der Porta Speciosa jeden Zusammenhang mit Byzanz mit der Begründung ab, daß die kirchenpolitische Auffassung eindeutig westlich sei (Művészettörténeti Értesítő II 1953, S. 220—222). Auf die kunstgeschichtlich-ikonographische Begründung meiner Ansicht (das Aufkommen der Marientympana im Westen) geht er überhaupt nicht ein, so sehe ich keinen Grund für eine Berichtigung oder gar Aufgabe meiner Ergebnisse. Für die von mir vorgeschlagene Entstehungszeit der Stephanskrone in ihrer heutigen Gestalt s. Byz. Zeitschrift 45, 1952, S. 422. — Den hier behandelten Typ der Sippenklosterkirchen habe ich eingehend untersucht in meinem Aufsatz: Normannische Invasion — Wiener Bauhütte — Ungarische Romanik, in: Forschungen zur Kunstgeschichte und christlichen Archäologie Bd. II. Wandlungen christlicher Kunst im Mittelalter, Baden-Baden 1953, S. 273—303. Die Anfänge von Mönchschor-Harina hat K. K. Klein geklärt (Südostdeutsche Heimatblätter 3, 1954, S. 141—149). Es sei aber bemerkt, daß nach der frdl. Auskunft von Prof. F. Dölger, München, die Ableitung des ungarischen Ortsnamen aus dem Griechischen unhaltbar ist. — Die erste Bearbeitung der romanischen Portale mit Gotteslamm: Bogya, T., Isten Báránya. Adatok az árpádkori templomkapuk ivmeződiszitéseinek ikonográfiájához, in: „Regnum“ Egyháztörténeti Évkönyv 1940—41, S. 94—122. Die Deutung des Tympanons von Zalaháshágy als Teufelssymbol: Z. Kádár, Agnus Dei vagy leo diaboli? in: Antiquitas Hungarica II 1948, 184—189. Den historischen, insbesondere gesellschaftlichen Hintergrund der Löwentympana behandelt mein Aufsatz: Der Löwe mit dem Kreuz, in: Zbornik za umetnosto zgodovino N. V. V/VI (1959) (LAUREAE F. STELÈ OBLATAE, S. 147—76).

Das erste Ungarnunternehmen Maximilians I. und der Preßburger Vertrag (1490/91)

Von HERMANN WIESFLECKER (Graz)

1. Einleitung

Die fortschreitende universalgeschichtliche Betrachtungsweise wird sich auch mit den Problemen der habsburgischen Großmachtbildung wieder eingehender befassen müssen, als dies bisher der Fall gewesen ist. Man wird sich wundern, beispielsweise zu erfahren, daß sich die Geschichtswissenschaft mit den weltgeschichtlich so bedeutsamen habsburgisch-spanischen Heirats- und Bündnisverträgen von 1495/96, die der großen europäischen Politik für mindestens zwei Jahrhunderte die Bahn vorschrieben, noch niemals befaßt hat, so daß

die Handbücher vielfach nicht einmal die grundlegenden Daten einigermaßen verlässlich zu bieten vermögen. Nicht viel besser bestellt ist es mit manchen Fragen der habsburgischen Reichsbildung im Osten.

Eine solche Hauptfrage ist zweifelsohne das erste Ungarnunternehmen Maximilians, die Zeit vom Tode des Königs Matthias Corvinus (6. April 1490) bis zum Abschluß des Preßburger Friedens (7. November 1491); denn dieses Unternehmen und der abschließende Preßburger Friede bedeuten den Anfang einer von König Maximilian besonders zielstrebig und hartnäckig verfolgten Politik, welche über die Ereignisse von 1515 zum Anfall Ungarns und Böhmens an die habsburgische Dynastie führte.

Firnhaber hat seinerzeit mit seinen urkundlichen Beiträgen bedeutendes Material für unsere Frage bereitgestellt und einige ungarische Fehltritte über die Bestätigung des Preßburger Friedens durch den ungarischen Reichstag richtigstellen können¹⁾. Die Gesamtkonzeption in ihrer europäischen Verflechtung zu zeigen, lag ihm fern, war ihm auf Grund der seinerzeit zugänglichen Quellen auch kaum möglich. Ulmann²⁾ hat gerade dem Preßburger Vertrag verhältnismäßig wenig Beachtung geschenkt. Auch die ungarische und tschechische Geschichtsschreibung³⁾ hat sich, so weit ich sehe, mit diesem Problem nicht eingehender befaßt. Im folgenden soll versucht werden, auf der Grundlage eines ziemlich vollständigen gedruckten und ungedruckten Quellenmaterials⁴⁾ diesen hochwichtigen Gesamt-

¹⁾ Firnhaber siehe im Quellenverzeichnis am Schluß der Arbeit.

²⁾ Ulmanns gewiß gründliches Werk vermochte im ersten Anlauf nicht die ganze Masse der Quellen und Probleme zu bewältigen und ist inzwischen stark veraltet. Auch stand der Verfasser als überzeugter Kleindeutscher der habsburgischen Reichsbildung mit allzu starker Voreingenommenheit gegenüber.

³⁾ Für freundliche Auskünfte darüber habe ich Herrn Prof. Matl, Graz, und seinem Institut zu danken.

⁴⁾ Vergleiche das Quellenverzeichnis am Schluß der Arbeit. Unter den erzählenden Quellen verdienen besondere Beachtung der Bericht des Ehenheim, das Journal de voyage du roy Maximilien en Hongrie (Firnhaber, AföG III, S. 448 ff. u. 453 ff.) und Bonfin, a.a.O. Zu Unrecht wurde der Weißkunig, der eine Reihe ganz persönlicher und zutreffender Berichte Maximilians bietet, bisher völlig mißachtet. Trotz seiner romanhaften Einkleidung ist der Weißkunig als Geschichtsquelle stets zu berücksichtigen. — Die Quellengrundlage bilden außer den reichen Materialien Firnhabers die vielen Urkunden und Akten, die seither in den Monumenta Hungariae veröffentlicht wurden. Außerdem wurden die ungedruckten Quellen, Urkunden, Akten und Reichsregisterbücher des Haus-Hof- und Staatsarchives in Wien und des Landesarchives in Innsbruck herangezogen.

vorgang in seiner europäischen Verflechtung zu klären. Manches neue Licht wird dabei auch auf den Hauptträger der Handlung, auf den Gründer der habsburgischen Großmonarchie, König Maximilian, fallen. Das allzu ungünstige Maximilianbild Ulmanns bedarf gewiß mancher Korrekturen auf Grund eingehender Erforschung der quellenmäßig belegten Tatsachen. Stehen erst einmal die Tatsachen einigermaßen fest, so werden sich die schwankenden Werturteile vielfach von selber festigen.

2. Vorgeschichte

Die Heirat von 1477 hatte naturgemäß die politischen Ziele Friedrichs III. und seines Sohnes Maximilian weiter auseinandergeführt, als es der Vater zunächst erwartete und wünschte. Je mehr sich Maximilian den Aufgaben der Niederlande hingab, umsomehr mußte er naturgemäß die Aufgaben seiner östlichen Erbländer aus dem Auge verlieren. Er lebte sich so vollkommen in den burgundischen Staat ein, daß er zunächst und vor allem hier die Zukunft seines Hauses erblickte, indes für Friedrich die östlichen Erbländer das Herzstück der Hausmacht blieben. Die Folgen dieser Gegensätze zeigten sich in den Niederlanden wie in Österreich. Da wie dort erwies sich die geteilte Macht für die übersteigerten Aufgaben als zu schwach. 1485 fiel Wien, fielen Niederösterreich, Steiermark und Teile Kärntens in die Hand Königs Matthias von Ungarn⁵⁾, der in verhängnisvoller Blindheit für die wahren Bedürfnisse seines Königreiches Lorbeeren gegen den alten Friedrich suchte, anstatt die östliche Grenze Ungarns zu schützen, die von den Türken je länger je mehr bedroht wurde.

Gerade der Fall von Wien bot Kaiser Friedrich III. Anlaß, die gesamte Aufmerksamkeit des Reiches wieder auf die östlichen Grenzen zu lenken. Mit Eifer suchte er nunmehr, sowohl die Reichsfürsten wie seinen Sohn für die Aufgaben der Ostverteidigung zu gewinnen. Das beste Mittel dazu sah der alte Kaiser in der Königswahl seines Sohnes⁶⁾. Sie mußte Maximilian als Deutschen König auch den Reichsaufgaben im Osten verpflichten. Außerdem konnte Maximilian die reichen Mittel Burgunds der Ostverteidigung zuführen. Friedrich wollte nicht sehen, daß Burgund noch mitten im

⁵⁾ B a c h m a n n , Deutsche Reichsgeschichte, II, S. 735. — F r a k n ó í , Mathias Corvinus, S. 207 ff.

⁶⁾ B a c h m a n n , Deutsche Reichsgeschichte, II, S. 737 ff. — Z i e h e n , Mittelrhein I, S. 227 f.

Kampf um seine Selbstbehauptung stand und eher Kräfte beanspruchte, als abgeben konnte. Die deutschen Fürsten aber würden dieser Wahl zustimmen — so hoffte der alte Kaiser —, einerseits, weil sie die Reformneigungen des jungen Königs kannten, andererseits, weil sie sich durch seine junge Kraft aller lästigen Verpflichtungen, Opfer und Anstrengungen im Osten enthoben glaubten. Friedrich war klug genug, die gewaltigen Vorteile zu erkennen, welche die Königswahl seines Sohnes für die östlichen Erbländer, für das Reich und sein Haus mit sich brachte; zumal er eine tatsächliche Gewaltenteilung, die ihm zuwider gewesen wäre, vorweg zu verhindern verstand.

Maximilian war indes eine viel zu eigenwillige Persönlichkeit, um nach der Wahl seine politischen Pläne augenblicklich denen des Vaters unterzuordnen. Zu dringend erschienen ihm die niederländischen Geschäfte, als daß er sie auf der Stelle hätte im Stiche lassen können. Es fanden sich in der Tat Gründe genug, um von Aachen weg neuerdings in die Niederlande zurückzukehren⁷⁾.

Schon bald nach der Wahl knüpfte Maximilian — wohl nicht ganz ohne Vorwissen des Vaters — geheime Verbindungen mit Ungarn an (Mai 1486), um einen Frieden im Osten vorzubereiten⁸⁾. Eine willfähige Mitspielerin fand er offenbar in der Königin Beatrix von Ungarn, mit der ihn eine ältere Bekanntschaft verband: war sie doch vor Jahren einmal vorübergehend als seine Braut genannt worden. Offenbar wäre Maximilian gewissen Zugeständnissen an Ungarn nicht ganz abgeneigt gewesen, wie man aus einem Empfehlungsbrief für den Gesandten entnehmen kann⁹⁾. Kaiser Friedrich hingegen zeigte nicht die geringste Neigung, den Frieden mit irgend welchen Abtretungen zu bezahlen¹⁰⁾.

Umgekehrt wollte auch Matthias nichts von seinen Eroberungen herausgeben. Königin Beatrix zeigte in diesem Falle mehr Verständnis für die wahren Bedürfnisse des ungarischen Königreiches als ihr Gemahl, der langhin in halsstarriger Ablehnung gegenüber Friedrich und Maximilian zu verharren suchte¹¹⁾. Nicht wenig mochte sich

⁷⁾ U l m a n n , I, S. 6 ff.

⁸⁾ Vgl. MonHung, Diplomataria 39, S. 88 f., Nr. 60.

⁹⁾ Vgl. MonHung a.a.O., S. 88 f., Nr. 60: „pace, che fusse cum honore et bene dele Vestre Maestà . . .“.

¹⁰⁾ Vgl. U l m a n n I, S. 77 ff.

¹¹⁾ Vgl. die Bemühungen des Königs Matthias gegen die Anerkennung König Maximilians (MonHung, IV, S. 122, 188).

Matthias in seiner kriegerischen Haltung gegen das Haus Habsburg bestärkt fühlen durch sein Bündnis mit Frankreich¹²⁾. Die kluge Beatrix erkannte klar, daß der Krieg gegen Österreich angesichts der türkischen Bedrohung eine Gefahr nicht nur für Ungarn, sondern auch für Italien und die ganze Christenheit sei¹³⁾. Für Maximilian war die Aufnahme politischer Beziehungen zu Königin Beatrix jedenfalls von größter Bedeutung. Eine Verbindung war dadurch angeknüpft, welche Maximilian in den entscheidenden J. 1490/91 ohne Zweifel nützte und die er auch später noch lange im Auge behielt.

Es kam Maximilian außerordentlich zustatten, daß diese geheimen Friedensfühler zu Beatrix auch von den Höfen zu Ferrara und Neapel, ja sogar von Spanien und vom Papst unterstützt wurden¹⁴⁾. Man empfand dort ganz richtig, daß ein Friede zwischen Österreich und Ungarn nicht nur Sache dieser beiden Länder, sondern der ganzen Christenheit war. Wüßte man einen Kreuzzug, so war die Aussöhnung zwischen Österreich und Ungarn die erste Voraussetzung. Erst dieser Friede bot Aussicht, die Türken zu Lande und zur See zu schlagen. In der Tat bemühten sich sowohl der Papst als auch die meisten italienischen Staaten als unmittelbar Bedrohte, nicht nur einen Frieden zwischen dem Kaiser und Ungarn, sondern darüber hinaus einen Kreuzzug gegen die Türken zur Entlastung Europas zustandezubringen.

Für das J. 1488 war bereits ein Reichsunternehmen gegen Matthias von Ungarn angesetzt¹⁵⁾. Aber die Fährnisse Maximilians in Brügge¹⁶⁾, seine Gefangenschaft und die Notwendigkeit, ihn durch ein Reichsaufgebot zu befreien, fügten alles anders. Maximilian mußte nun endlich dem dringenden Gebot seines Vaters ins Reich folgen.

Im Frühjahr 1489 berief Maximilian namens seines Vaters einen Reichstag nach Frankfurt. Schon bei der Eröffnung am 5. Mai erbat er für seine habsburgischen Erbländer Reichshilfe gegen Ungarn und Franzosen¹⁷⁾. Nicht bloß die Erbländer, die ganze deutsche Nation sei in Gefahr. Die Erbländer aber seien so geschwächt, daß Kaiser

¹²⁾ Weißkunig, ed. M u s p e r , S. 282, Kap. 141 u. S. 424, Kap. 118 (ed. S c h u l z , a.a.O., S. 269).

¹³⁾ Vgl. MonHung, Dipl. 39, S. 106 ff., Nr. 69.

¹⁴⁾ Vgl. MonHung, Dipl. 39, S. 106 ff., Nr. 69 und S. 88 ff., Nr. 60.

¹⁵⁾ Vgl. M ü l l e r , Reichstagstheatrum unter Friedrich, III, S. 155 f. — S c h o - b e r , a.a.O., S. 282 ff.

¹⁶⁾ Vgl. U l m a n n , Maximilian, I, S. 19 ff.

¹⁷⁾ Vgl. M ü l l e r , Reichstagstheatrum unter Friedrich, III, S. 161.

und König sie allein nicht mehr zu verteidigen vermöchten. Schon anderntags gab Berthold von Mainz zwar namens der Reichsstände ein allgemeines Hilfeversprechen, forderte aber eine genaue Umschreibung der Hilfe und die Abschaffung der bestehenden Mißstände im Reiche¹⁸⁾. Hierauf vertagten sich die Reichsstände auf Juni.

Maximilian eilte inzwischen nach Innsbruck, um sich mit seinem Vetter Sigmund zu verständigen und bemühte sich in der Folge, die Streitigkeiten des Herzogs Georg von Bayern mit den Mitgliedern des Schwäbischen Bundes beizulegen¹⁹⁾; denn Friede im süddeutschen Raum war Voraussetzung für einen Feldzug gegen Ungarn.

Erst im Juli 1489 gerieten die Verhandlungen über eine Reichshilfe neuerdings in Fluß. Die Stände zeigten sich nicht bereit, die erbetene Truppenhilfe von 40 000 Mann gegen Frankreich und Ungarn auch nur annähernd zu leisten. Nur eine eilige Hilfe von 6 000 Mann wurde zugestanden und auch diese nur als eine freiwillige Leistung²⁰⁾.

Inzwischen hatte aber Maximilian der Sache der Erbländer auf andere Weise wirksamer zu helfen versucht. Um Franzosen und Ungarn, die gemeinsamen Feinde der habsburgischen Hausmacht, zu trennen, hatte er schon Mitte Juni 1489 einen Waffenstillstand mit König Matthias zustandegebracht²¹⁾. Was hätte Maximilian Besseres tun können angesichts der Unlust der Reichsstände? Überdies fand dieser Schritt die Billigung aller christlichen Mächte.

Allerdings hatte Maximilian dem König von Ungarn größere Zugeständnisse gemacht, als Friedrich III. je zu machen bereit gewesen wäre. Maximilian wäre bereit gewesen, Matthias sogar Niederösterreich abzutreten²²⁾. Der junge König folgte hierin nur seiner bisherigen Politik. Er war überzeugt, daß man im Osten ohne weiteres gewisse Abtretungen auf sich nehmen könne, durfte er doch hoffen, im Wege des Erbrechtes alle Abtretungen binnen kurzer Frist zurückzugewinnen.

¹⁸⁾ Vgl. Müller, Reichstagstheatrum unter Friedrich, III, S. 162.

¹⁹⁾ Vgl. Datt, 257 ff. (Vertrag von Dinkelsbühl). — Über den Aufenthalt in Innsbruck vgl. Kraus, Beziehungen, S. 11 f. — Vgl. Ulmann, I, S. 61 f.

²⁰⁾ Vgl. Müller, Reichstagstheatrum unter Friedrich, III, S. 163 ff.

²¹⁾ Vgl. MonHung, 4. Abt., 4. Bd., S. 65, Nr. 46. — Maximilian berichtet im Weißkunig allerdings aus späterer Erinnerung, daß er mit König Matthias einen Waffenstillstand von 3 Jahren abgeschlossen habe, was unwahrscheinlich klingt (Vgl. Weißkunig, ed. Musper, S. 426, Kap. 123).

²²⁾ MonHung, IV/4, S. 387 f., Nr. 63. — Ulmann, Maximilian, I, S. 78.

Der ungarische Ausgleich erschien Maximilian noch in später Erinnerung als bedeutender Erfolg²³). Zweifellos hatte er dadurch auch Frankreich friedenswilliger gemacht, und manches überraschende Zugeständnis Karls VIII. im folgenden Frankfurter Frieden erklärt sich nur aus dieser österreichisch-ungarischen Annäherung.

Es kam Maximilian nicht wenig zustatten, daß gerade jetzt (Juli 25) die Botschaft des Großfürsten von Moskau vor dem Reichstag eintraf, um einen Freundschaftsvertrag mit ihm anzubahnen²⁴). Die weitausgreifenden Beziehungen nach Moskau, welche Maximilian in kluger Vorausschau schon vor Jahren angeknüpft hatte, begannen nun ihre Früchte zu tragen. Ein wertvoller Bundesgenosse schien gewonnen, der die Macht Ungarns, Böhmens und Polens im Rücken wirksam zu binden vermochte.

Maximilians Leitgedanke blieb nach wie vor, die habsburgische Macht im Osten durch Waffenstillstand und Sicherheitsbündnis zu entlasten und die Hauptmacht gegen Westen, gegen die Franzosen zu richten. Daher sah der Frankfurter Reichsabschied vom 26. Juli 1489 nur eine Reichshilfe gegen die aufständischen Niederlande²⁵) vor. Auch wurde mit Frankreich im Juli 1489 ein Waffenstillstand vereinbart²⁶), der bis zur Zusammenkunft Maximilians mit den Königen von Frankreich und England und mit der Herzogin von Bretagne währen sollte. Zweifellos war das Entgegenkommen Frankreichs die Folge des sich zwischen Österreich und Ungarn anbahnenden Friedens.

Maximilian gedachte die Gunst der Stunde gegen Frankreich zu nützen. Hatte der Frankfurter Vertrag den Franzosen zugestanden, daß die Bretagne von den Engländern geräumt werden sollte, so war Maximilian doch nicht bereit, dieses selbständige und verbündete Herzogtum einfach dem Zugriff Karls VIII. preiszugeben. Maximilian glaubte einen Ausweg gefunden zu haben, der dem Wortlaut des Frankfurter Vertrages nicht zuwiderlief. Er beschloß, Anna von Bretagne zu heiraten und ihr Herzogtum unter den Schutz der habsburgischen Hausmacht zu stellen. Fand sich die Herzogin bereit, Maximilian die Hand zu reichen, so war den französischen

²³) Vgl. Weißkunig, ed. Musper, S. 425.

²⁴) Lehmann, Speyrer Chronik, S. 928. Desgleichen Müller, Reichstagstheatr. unter Maximilian, I, S. 105.

²⁵) Müller, Reichstagstheatr. unter Friedrich, III, S. 171 f. — Neue Sammlung der Reichsabschiede, I, S. 288 f.

²⁶) Du Mont, III/2, S. 237 ff. — Ullmann, Maximilian, I, S. 70 ff.

Ausdehnungsbestrebungen nach dieser Richtung ein Riegel vorgeschoben.

Für dieses Ziel, das den Frieden zunächst keineswegs zu gefährden schien, hatte Maximilian auch die Zustimmung des Reichstages sowie die Zustimmung seines Vaters gewonnen²⁷⁾. Diesem Ziele sollte auch der Friede mit Ungarn dienen, den der König mit allen Mitteln, am liebsten für zeitweilige Landabtretungen (Niederösterreich) gewonnen hätte.

Maximilian war erfahren genug, um genau zu wissen, daß jeder Verlust an Frankreich bei der inneren Kraft dieses aufsteigenden Nationalstaates unwiederbringlich verloren sei. Umgekehrt war ihm klar, daß Ungarn nur mehr auf König Matthias' beiden Augen stand und schon binnen kürzester Zeit kraft bestehenden Erbrechtes an die Habsburger fallen konnte. Und wenn nicht? — Wenn man erst einmal mit Frankreich fertig war, konnten mindestens die Abtretungen an Ungarn jederzeit ohne allzu starke Anstrengungen zurückgewonnen werden.

Der endgültige Friede mit Matthias war nun auch Maximilians nächstes Anliegen; denn davon hingen seine weiteren Weststaatspläne ab. Kein Zweifel, König Maximilian würde sich mit Matthias sehr rasch geeinigt haben²⁸⁾, wenn der alte Kaiser die Bedingungen gebilligt hätte. Keineswegs ließ sich aber der bedächtiger Friederich das Friedensgeschäft aus der Hand nehmen. Hatte Maximilian offenbar Landabtretungen in Aussicht gestellt, weil er auf Grund des Odenburger Vertrages von 1463 und der Krankheit König Matthias' den baldigen Rückfall erwarten durfte²⁹⁾, so beharrte dagegen Friederich bei aller Friedensbereitschaft auf der völligen Wiederherstellung seiner Länder. Ernste Verstimmungen zwischen Vater und Sohn, gefährliche Verzögerungen des Friedensgeschäftes waren die unmittelbare Folge. Immerhin blieben die Friedensgespräche weiter im Fluß.

Es kam Maximilian zustatten, daß der Papst etwa um die gleiche

²⁷⁾ Ulmann, Maximilian, I, S. 85.

²⁸⁾ Vgl. Cuspinian, De Caesaribus (Ausgabe von 1601), S. 487: „Libenterque cum rege Maximiliano, si pater admisisset, ante mortem suam convenisset“. — Auch Fugger (S. 1021) bezeugt, daß „der Sohn dem Vater verdächtig worden“. — Vgl. Ulmann, I, S. 76 ff.

²⁹⁾ Ulmann, I, S. 81 vertritt die Ansicht, daß die Nachgiebigkeit König Maximilians eher in Heiratsverhandlungen mit Johann Corvinus begründet gewesen sei. Das ist im Hinblick auf die schon lange schwebenden Heiratsverhandlungen zwischen Johann Corvinus und Bianca Maria Sforza unwahrscheinlich.

Zeit an ein größeres Türkenunternehmen³⁰⁾ dachte. Eine Tagung der christlichen Mächte in Rom sollte das Unternehmen vorbereiten. Der Papst plante nichts weniger, als Dschem, den Bruder Sultan Bajezids, der sich in der Gefangenschaft des Papstes befand, in seine Lande zurückzuführen und damit die türkische Gefahr auf langehin zu bannen, wenn nicht gar den künftigen Sultan selber zum Christentum zu bekehren. Voraussetzung für dieses Unternehmen wäre ein Ausgleich mit Ungarn gewesen, den naturgemäß auch der Papst mit allem Eifer betrieb.

Aber der alte Kaiser und König Matthias vermochten sich weder über die Frage der Länderrückstellung noch über die Geldentschädigungen zu einigen. Friedrich hatte offenbar verlässliche Nachrichten über die fortschreitende Krankheit König Matthias³¹⁾ und erhoffte sich nach dem Tode des Ungarnkönigs eine günstigere Wendung der Dinge.

So endeten die Verhandlungen, die man seit dem Sommer 1489 führte, nachdem sie wiederholt am Eigensinn des Kaisers zu scheitern gedroht hatten, im Februar 1490 mit einer bloßen Verlängerung des Waffenstillstandes³²⁾ bis zum 8. September 1490.

Es hatte in der Ungarnfrage den ganzen Spätherbst und Winter her so viele Gegensätze gegeben, daß Friedrich seinen Sohn wohl nicht ungerne, mit weitgehenden Vollmachten ausgestattet, zur Regelung der Erbfolge nach Tirol entließ³³⁾. Unmittelbar nach der Verlängerung des ungarischen Waffenstillstandes wandte sich Maximilian nach Innsbruck. Zum mindesten die Waffenruhe im Osten konnte für dieses Jahr als so sicher gelten, daß Maximilian nach Lösung der Tiroler Frage den Abschluß der bretonischen Heirat ins Auge faßte. Es kann kein Zweifel bestehen, daß Friedrich III. — vielleicht um den eigenwilligen Sohn von den strittigen Ostfragen wieder abzulenken — auch dazu seine Zustimmung³⁴⁾ gab.

³⁰⁾ Burckardi Diarium, Muratori, *RerIt. SS* (Neuausgabe), Bd. 32/1, S. 294 f. — Müller, *Reichstagstheatr.* unter Friedrich, III, S. 179—188. — Pastor, *a.a.O.*, S. 268 ff. — Ulmann, I, S. 69.

³¹⁾ Fugger, *Ehrensiegel*, S. 1021.

³²⁾ Über den Waffenstillstand erfährt man nur aus indirekten Berichten, vgl. *MonHung*, IV/4, S. 132 f., Nr. 96, 98. — Ulmann, I, S. 82.

³³⁾ Lichnowsky, VIII, *Reg.* Nr. 1363. — Chmel, *RegFried*, Nr. 8527.

³⁴⁾ Ulmann, I, S. 85.

Zunächst erhielt Maximilian am 16. März 1490 von seinem Vetter Sigmund dessen vorländische Besitzungen abgetreten³⁵). Der König war damit auch in der erbländischen Herrschaft neben seinen Vater aufgerückt. Vier Tage später, am 20. März, gab Maximilian die Vollmacht zum Abschluß seiner Heirat mit Anna von Bretagne³⁶). Dies zeigt klar, daß der König sich nun wieder der Weststaatspolitik zuwandte. Hatte er vorher seine Heiratspläne auf die Erwerbung Ungarns eingestellt, indem er sich um Bianca Maria Sforza bemühte³⁷), die bereits mit Johann Corvinus von Ungarn versprochen war, so wandte er nun seine Heiratspläne auf die Bretagne und gegen Frankreich.

Die Zweipoligkeit lag im Wesen der habsburgischen Hauspolitik, zumal seit sie sich in Burgund und an der Donau Schwerpunkte von gleich großem Gewicht geschaffen hatte. Maximilian gab auf Grund seiner bisherigen Stellung als Herzog von Burgund und als Deutscher König der Weststaatspolitik stets den Vorrang. Hatte er damit so ganz unrecht? — Hat nicht die Weststaatspolitik das habsburgische Haus zeitweise auf die Höhen des Universaldominates geführt? Gleichwohl wird man nicht leugnen können, daß Maximilian durch die bretonische Aktion den Bogen überspannte und den Abwehrwillen des jungen französischen Königs unterschätzte. Die natürliche Sicherungspolitik war damit zweifellos überschritten. Man wird sich allerdings nicht wundern dürfen, daß aus den jahrzehntelangen Kämpfen, welche vorzüglich der Ausdehnungsdrang des jungen französischen Nationalstaates auf Kosten Burgunds hervorrief, fallweise der Gedanke der Präventivpolitik das Übergewicht gewann.

Maximilian hat darüber die Aufgaben des Ostens gewiß nicht aus dem Auge verloren, wenn er sie auch, trotz der ungarischen Aussichten und der drohenden Türkengefahr, für geringer ansah. Man wird kaum sagen können, daß er sich damit verschätzt habe. Noch im 17. Jh. inmitten der drückendsten Türkennot war etwa ein Leopold I. durchaus der Überzeugung, daß die Aufgaben des Ostens gegenüber jenen des Westens hintanzustehen hätten. Gegenüber dem Türken könne man vorübergehend Opfer bringen. Was man

³⁵) Stolz, Geschichte Tirols, I, S. 503f. — Urkunde bei Schwind-Dopsch, Ausgewählte Urkunden, S. 418 ff., Nr. 227. — Ulmann, I, S. 83 f.

³⁶) Volltext bei Du Mont, III/2, S. 219. — Über die bretonischen Vorgänge vgl. Ulmann, I, S. 65 f.

³⁷) Vgl. den Bericht des Mailänder Gesandten Maffeo (MonHung, IV/4, S. 169 f., Nr. 120).

dort verliere, sei bei gesammelter Kraftanstrengung leicht wieder zu gewinnen. Was aber im Westen einmal an Frankreich verloren gegangen sei, könne niemals mehr wiedergewonnen werden³⁸). Die gleiche Überzeugung teilte unausgesprochen auch Maximilian, der das gewaltige Kraftpotential des jungen französischen Nationalstaates in den burgundischen Kämpfen durch Jahrzehnte kennengelernt hatte. Während er seine gesammelte Kraft stets ohne Unterbrechung dem Westen zuwandte, gedachte er im Osten nur aktiv zu werden, wenn sich eine ganz besondere Gelegenheit bot. Und dieser Fall sollte mit dem plötzlichen Tode König Matthias' von Ungarn eintreten.

3. Der ungarische Thronstreit

Ganz plötzlich war König Matthias am 6. April 1490, inmitten der Friedensverhandlungen, die er von Wien aus fortsetzte, von einem Schlaganfall niedergestreckt worden³⁹). Sein Tod kam, obschon der König länger krank gewesen war, doch ganz unerwartet. Unheimliche Begleiterscheinungen schienen anzudeuten, daß schwere Erschütterungen bevorstanden. Einige hundert Stadthäuser gingen aus ungeklärtem Grunde in Flammen auf⁴⁰). Man fühlte sich wie auf einem Pulverfaß. Hastig brachte man den Leichnam des Königs aus der Stadt und führte ihn stromabwärts. Völlige Ratlosigkeit herrschte über die Nachfolge. Der König hinterließ einen unehelichen Sohn Johann Corvinus, der sich gewisse Hoffnungen machte. Das unzweifelhafte Erbrecht stand auf Grund des Vertrages von 1463 bei den Habsburgern; aber die wenigsten Ungarn wollten es anerkennen. So schieden sich schon am Totenbette des Königs Matthias die Parteien, und Ungarn ging einer seiner größten Staatskrisen entgegen.

Es war klar, daß nicht der bestehende Erbvertrag, sondern die militärische Macht über die Vergebung der ungarischen Krone entscheiden würde. Das Erbrecht der Habsburger stützte sich, abgesehen von ihrer Verwandtschaft mit König Albrecht II., auf den Vertrag von 1463, den Friedrich III. mit Matthias Corvinus abgeschlossen hatte⁴¹). Kraft dieses Vertrages sollten der Kaiser oder dessen Nachkommen die ungarische Krone erben, falls König Matthias ohne

³⁸) Vgl. Redlich, Geschichte Österreichs, VI, S. 432.

³⁹) Fraknoi, Math. Corvinus, S. 270.

⁴⁰) MonHung, IV/4, S. 425 f., Nr. 85. — Desgleichen bei Tichtel, a.a.O., S. 52.

⁴¹) Vgl. Bachmann, GeschBöhm, II, S. 723. — Ulmann, I, S. 86.

rechtmäßige männliche Erben aus dem Leben schied. Dieser Fall war eingetreten. Es konnte kein Zweifel bestehen, daß Friedrich III. oder, mit dessen Zustimmung, Maximilian die ungarische Krone kraft Erbrechtes zustand.

Der scharf beobachtende Mailänder Gesandte Maffeo sah die Lage König Maximilians richtig⁴²⁾. Er zweifelte nicht, daß der Römische König sich nach dem Tode des Matthias, allen Weststaatsplänen zum Trotz, über das ungarische Unternehmen machen müsse; denn wenn er diese Gelegenheit verstreichen lasse, habe er in Zukunft keine Aussichten mehr. Vom geizigen Vater habe er freilich nichts zu erwarten; er werde sich selber helfen müssen. Zweifellos werde sich Maximilian an den Herzog von Mailand wenden, werde um die Hand Bianca Marias bitten, einmal um sie dem Johann Corvinus zu entziehen, zum andern der Mitgift und der Mailänder Hilfe wegen. Von den Erbfolgeaussichten des Johann Corvinus sei nichts zu halten. — Hellsichtig hatte der kluge Italiener die Entwicklung der nächsten Jahre in wichtigen Punkten vorausgesehen.

In der Tat stellte Maximilian auf die sichere Nachricht vom Tode des Matthias seine Pläne augenblicklich auf den Osten um. Ohne sich um die nötige Zustimmung des Vaters zu kümmern, nahm er für sich das ungarische Erbrecht in Anspruch. Zumindest sollten die verlorenen Erbländer Österreich, Steiermark, Kärnten und Krain sofort zurückgewonnen werden. Stehenden Fußes beschloß Maximilian Truppen zu sammeln, die Reichsfürsten aufzubieten und an die östliche Grenze zu eilen⁴³⁾. Er kümmerte sich bei seinem Vorgehen allzuwenig um die Empfindlichkeit seines Vaters, dessen Zustimmung er gleichsam für selbstverständlich nahm.

In Ungarn kam zunächst viel auf die Haltung der Königinwitwe Beatrix an. Man redete schon unmittelbar nach dem Hinscheiden des Matthias von einer neuen Heirat der Beatrix und nannte in diesem Zusammenhang die Könige von Böhmen und Polen, aber auch König Maximilian⁴⁴⁾. Maximilian, der wohl wußte, daß Beatrix um jeden Preis Königin bleiben wollte, unterließ es offenbar nicht⁴⁵⁾, die

⁴²⁾ MonHung, IV/4, S. 169, Nr. 120.

⁴³⁾ MonHung, IV/4, S. 174 f., Nr. 124 und S. 179 f., Nr. 128.

⁴⁴⁾ Vgl. MonHung, IV/4, S. 425 f., Nr. 85: „sta in proposito di non volere mai piu marito“.

⁴⁵⁾ Vgl. MonHung, IV/4, S. 174, Nr. 124 und S. 224 f., Nr. 155. — U l m a n n s Auffassung (I, S. 88), Maximilian habe die Königinwitwe Beatrix durch die übrigen geläufige Anrede „Schwester“ von vornherein als Gemahlin abweisen wollen, widerspricht allen bekannten Tatsachen.

Witwe alsogleich mit schönen Versprechungen zu füttern, um sie den Lockungen des Böhmenkönigs und anderer Bewerber zu entziehen, wenngleich er im Ernst nicht daran dachte, ihr selber die Hand zu reichen.

Am 19. April erließ König Maximilian von Innsbruck aus ein Manifest an die ungarischen Stände⁴⁶⁾, worin er für sich die ungarische Krone kraft Erbrechtes in Anspruch nahm. Nachdem er ihnen die Rechtslage auf Grund des Odenburger Vertrages von 1463 dargelegt und in eindringlichen Worten die Vorteile aufgezählt hatte, die sich für Ungarn aus der etwaigen Vereinigung mit dem böhmischen Königreich ergeben würden, versprach er nachdrücklich den Schutz ihrer ständischen Rechte und Privilegien, vor allem aber wirksame Hilfe gegen die Türken. Aber auch an versteckten Drohungen für den Fall des Widerstandes ließ er es nicht fehlen.

Offenbar war der Aufruf Maximilians ohne Vorwissen des alten Kaisers erlassen worden, dessen erstes Anrecht, zumindest Zustimmungsrecht einfach übergegangen wurde. Es ist verständlich, daß sich aus solchen Eigenmächtigkeiten zwischen dem Vater und dem Sohn ernstliche Meinungsverschiedenheiten⁴⁷⁾ ergeben mußten. Maximilian hatte den Vater einfach vor vollendete Tatsachen stellen wollen.

Interessanten Einblick in die Lage gewähren uns die Instruktionen⁴⁸⁾, welche Maximilian seinen nach Ungarn abgesandten Räten und Unterhändlern mitgab. Die Unterhändler sollten den Ständen die großzügigsten Versprechungen machen. Jedem sollten sie nicht nur die Wahrung seiner Rechte, sondern die Erhöhung seines Namens und Ranges zugestehen, allerdings nicht vor Zeugen; sie sollten die Vergrößerung Ungarns, Unterstützung gegen die Türken versprechen und auf die europäischen Verbindungen König Maximilians hinweisen. Eindrucksvoll sollten sie ihnen die Nachteile der Wahl des Polenkönigs oder des Böhmenkönigs vor Augen stellen. In offenen und geheimen Andeutungen sollten sie die Stände mit der kaiserlichen Strafe und dem päpstlichen Bann bedrohen. Vor allem sollten die österreichischen Untertanen sofort zur Rückkehr unter die Gewalt

⁴⁶⁾ Volltext bei Firnhaber, a.a.O., S. 399 ff., Nr. 2. — Vgl. Unrest, Österr. Chronik, S. 188.

⁴⁷⁾ Vgl. MonHung, IV/4, S. 218 f., Nr. 151: „che (Massimiliano) epsa era molto malcontenta delo Imperatore, perche haveva mosso multe pratiche per volere havere per luy el Reame de Hungaria, qual cosa dubitava dovesse confundere tutti li disegni sui, ...“.

⁴⁸⁾ Abgedruckt bei Firnhaber, a.a.O., S. 440 ff., Nr. 45.

des Kaisers und des Königs aufgefordert werden. Insbesondere empfiehlt Maximilian seinen Gesandten den freundlichsten Umgang mit Johann Corvinus und mit der Königin Beatrix. Zumal für Beatrix gibt er ihnen besondere mündliche Anweisungen, welche nirgends aufgeschrieben sind und höchstwahrscheinlich unsichere Heiratshoffnungen nähren sollten. Ähnliches gab er andeutungsweise wenigstens in seinem Beileidschreiben⁴⁹⁾ zu verstehen, das er an Beatrix richtete. Sollten sich die ungarischen Wahlhandlungen zugunsten Polens oder Böhmens wenden, dann hätten die Gesandten den Ausgang der Dinge möglichst hinauszuziehen, damit Kaiser und König Zeit fänden, ihre politischen und militärischen Gegenmaßnahmen vorzubereiten. — Zwar hatte Maximilian diese Instruktion ohne Vorwissen des Vaters erlassen, hatte den Räten aber doch empfohlen, mit dem Kaiser darüber zu sprechen.

Nachdem Maximilian die Gesandten abgefertigt, eilte er rasch über Augsburg nach Ulm. Einerseits war er bemüht, die süddeutschen Fürsten, zumal Bayern und den Schwäbischen Bund zu gewinnen, andererseits mußte er versuchen, so schnell als möglich ein Heer aus dem Boden zu stampfen; denn, daß er die ungarische Erbfolge ohne Schwertstreich für sich entscheiden würde, konnte er nicht hoffen.

Kein Zweifel, dem König kam die ungarische Sache in diesem Zeitpunkt höchst ungeliebt. Andererseits war sie so dringend und unaufschiebbar, daß sie der König nicht länger hintanstellen konnte. Der Mailänder Gesandte Brascha fand in seinem Bericht das richtige Wort: König Maximilian sei über den Tod des Königs Matthias gewiß nicht unzufrieden, aber es würde ihm wohl nicht mißfallen haben, wenn König Matthias noch so lange gelebt hätte, bis Maximilian seinen Frieden mit Frankreich gehabt hätte⁵⁰⁾.

Nicht Maximilian hatte sich diese schwierige Doppelaufgabe gestellt. Es lag im Wesen der weitgespannten habsburgischen Politik, fallweise von schwierigen Aufgaben im Osten und Westen zugleich bedrängt zu werden. Dies war bekanntlich das Schicksal der habsburgischen Außenpolitik durch alle folgenden Jahrhunderte. Stets bedurfte es da harter Entschlüsse und bitterer Verzichte, wenn man

⁴⁹⁾ bei Firnhaber, a.a.O., S. 397 ff., Nr. 1: „... ad vtriusque nostrum exaltationem et honorem conducet et regie vestre dignitatis statum haud dubium firmissimo ac dignissimo loco collocabit ...“.

⁵⁰⁾ Vgl. MonHung, IV/4, S. 190 ff., Nr. 135: „... non li saria dispiaciuto, chel fosse ancora vivuto, tanto, che havesse facta la pace cum il Re de Franza.“

dieser oder jener Aufgabe zeitweise den Vorzug geben mußte. Von Wankelmut kann da keine Rede sein.

Maximilian hatte das unglückliche Zusammentreffen von zwei Aufgaben auch nicht voraussehen können. Als er seine Unterhändler in die Bretagne absandte, stand der Friede mit Ungarn vor der Tür; niemand konnte den unmittelbar bevorstehenden ungarischen Erbfall ahnen. Und auch späterhin bot der glückhafte Fortgang des ungarischen Unternehmens langehin keinen Anlaß, die bretonischen Verbindungen abubrechen. Diese waren nun einmal begonnen und jenes ließ sich nicht verschieben. Von Wankelmut ist in all diesen Händeln keine Spur. Im Gegenteil: vor die Entscheidung gestellt, handelte der König rasch und kühn, wie es seine Art war.

Noch Ende April schickte Maximilian eine kleine erbländische Heeresgruppe unter dem Grafen Niklas von Salm an die steirisch-ungarische Grenze gegen Eisenburg⁵¹). Das Unternehmen war mehr als gewagt, wenn man bedenkt, daß damals die meisten festen Plätze Niederösterreichs und Steiermarks bis Mittelkärnten herein in der Hand ungarischer Besatzungen sich befanden. Diesem kleinen Haufen, der sich einsam mitten durch das Feindesland bewegte, fehlte so gut wie alles, vor allem Geld und Sold. Einmal auf ungarischem Reichsboden angelangt, legten sich die Knechte auch keinerlei Zurückhaltung mehr auf. Um sich selber bezahlt zu machen, plünderten sie den Dom und die Kirche von Eisenburg, raubten die Schätze und schändeten das Sakrament. Der Krieg mußte den Krieg erhalten. Salm sollte der ungarischen Wahlversammlung zu Preßburg die Macht des Römischen Königs vor Augen führen und die westungarischen Gespanschaften sowie Kroatien zum Anschluß an König Maximilian bewegen. Gleichzeitig hatte er wohl die wechselvollen Ereignisse im Königreich zu beobachten und davon zu berichten.

Inzwischen bemühte sich Maximilian in Süddeutschland um Geld und um die Unterstützung des Reiches. In der Tat vermochte er die Herzöge Georg und Christoph von Bayern, Eberhard von Württemberg und Sigmund von Brandenburg zum Anschluß zu bewegen⁵²). Das erste Mal wurden in großem Umfange auch deutsche Söldner angeworben, sogenannte Landsknechte, weil einige Länder ihre Kriegshilfe in barem Geld ablösten. Ebenso bemühte sich Maximilian,

⁵¹) Vgl. den Bericht des Grafen Salm bei Firnhaber, a.a.O., S. 402 ff., Nr. 4.

⁵²) Von der Teilnahme dieser Fürsten erfährt man allerdings erst während des ungarischen Feldzuges.

die abgedankten Söldner weiland König Matthias' anzuwerben⁵³). Dazu kamen die Länderaufgebote. Es war ein buntgemischtes Kriegsvolk von sehr unterschiedlichem Wert.

Andererseits wurde Deschitz, Maximilians Stallmeister, ein geborener Kroat, unmittelbar nach Matthias' Tod nach Kroatien abgesandt, von wo er schon anfangs Juni berichtet, daß der Hauptmann von Kroatien bereit wäre, das ganze Land Maximilian zu übergeben⁵⁴). Wirklich trat bald der größte Teil Kroatiens mit der Hauptstadt Agram zum Römischen König über.

Daß sofort nach Matthias' Tod wieder engste Verbindungen zu Österreich und Steiermark aufgenommen wurden, versteht sich von selber. Heimischer Adel und Bevölkerung begünstigten größtenteils die Sache Maximilians. Kaum hätte sich sonst die Truppe Salms so rasch bis an die ungarische Grenze durchkämpfen können.

Wie stets in solchen Fällen, versuchte Maximilian mit der Ungarnfrage die Ostfrage als Ganzes anzufassen. Lebhaft unterstützte er das Unternehmen aller christlichen Mächte⁵⁵), wozu der Papst schon seit 1490 mahnte. Ungarn galt als der eigentliche Aufmarschraum dieser europäischen Liga; der Kaiser und der Römische König waren die berufenen Führer. Durfte der ungarische Reichstag angesichts dieser Lage wagen, sich einer anderen Macht als dem Reiche zuzuwenden?

Es gab auch Schwierigkeiten genug. Als hindernd erwies sich von Anfang an der Gegensatz, der Maximilian gerade in der Ungarnfrage von seinem Vater trennte. Beide hatten zunächst mit eigenen Gesandtschaften und unterschiedlichen Instruktionen für ihre Sache in Ungarn werben lassen⁵⁶). Noch in Ulm hatte sich Maximilian über seinen Vater sehr unwillig gezeigt, weil er das Königreich Ungarn für sich selber haben wolle und alle seine Pläne störe⁵⁷). Maximilian wollte sich einfach über den alten Kaiser hinwegsetzen. In Linz kam es dann anfangs Juni zu einer Einigung zwischen Vater und Sohn. Sie ordneten neue gemeinsame Gesandte an die ungarischen Stände

⁵³) Org. Pap. HHStA Wien, Maximiliana 1^a (1490), Nr. 18. — Vgl. ferner Firnhaber, a.a.O., S. 406 f., Nr. 6. — Unrest, Österr. Chronik, ed. Großmann, S. 188.

⁵⁴) Vgl. MonHung, IV/4, S. 218 f., Nr. 151.

⁵⁵) Vgl. MonHung, IV/4, S. 216 f., Nr. 150. — Ebenso Ziehen, Mittelrhein, I, S. 296 f.

⁵⁶) Werbungsinstruktionen des Kaisers im HHStA Wien, Maximiliana 1^a (1490), Nr. 10 und Instruktion Maximilians vgl. S. 38 f.

⁵⁷) Vgl. MonHung, IV/4, S. 218 f., Nr. 151.

ab⁵⁸). Friedrich begnügte sich mit der formalen Anerkennung seiner Rechte, stellte aber seine tatsächlichen Ansprüche zugunsten seines Sohnes zurück. Er war einverstanden, wenn er zusammen mit Maximilian gewählt und wenn der Sohn allein gekrönt würde⁵⁹).

Am schwierigsten war die Finanzierung dieses Unternehmens. Burgundische Mittel standen nicht zur Verfügung. Zur Besteuerung der Erbländer fand sich der Kaiser erst bereit, nachdem er sich mit seinem Sohne geeinigt hatte. Aber die Aufschläge gingen nur spärlich ein. In Steiermark sperrte man sich lange; Kärnten bat um Ermäßigung⁶⁰). Am willigsten zeigte sich das neugewonnene Land Tirol⁶¹), das 50 000 fl bewilligte. Damit und mit kleineren privaten Darlehen mußte der König die Rüstungen bestreiten. Unschätzbare Hilfe bedeutete da auch die Unterstützung durch mehrere deutsche Fürsten.

Mitte Juni eilte König Maximilian persönlich in die Steiermark. Er drang bis Leoben vor⁶²), einerseits um die Befreiung seiner Erbländer vorzubereiten, andererseits um der ungarischen Königswahl, die er binnen kürzester Frist erwartete, näher zu sein. Anzeichen eines baldigen Umsturzes in Wien⁶³) riefen ihn aber rasch wieder nach Linz zurück. In der Tat wandte sich schon anfangs Juli die Bürgerschaft von Wien und Wiener-Neustadt dem Römischen König zu⁶⁴). Die Stadtburgen allerdings blieben da wie dort noch in ungarischer Hand. Um diesen Anfangserfolg zu sichern, beeilte sich Maximilian, eine kleine Besatzung nach Wien zu werfen; außerdem mußte man dem starken böhmischen Heer entgegentreten, welches zur Rückeroberung Wiens und Wiener-Neustadts die Donau überschritten hatte⁶⁵).

Die ungarischen Wahlhandlungen⁶⁶) zogen sich inzwischen länger

⁵⁸) MonHung, IV/4, S. 213, Nr. 147: „Qua sono Ambassadorj de la Maesta Imperiale, del Signor Re di Romani . . .“.

⁵⁹) Vgl. MonHung, IV/4, S. 429 ff., Nr. 88: „La Maesta de lo Inperatore: et dello Signore Re de Romani hanno mandato ala Maesta de la Regina et a quisti Signori Prelati novi Ambassatori: cum copie de le rasone: quale pretende havere in questo Regno. Et la Maesta Imperiale fa intendere, che la sera contenta che insieme cum Sua Maesta sia ellecto, et coronato il figliolo.“

⁶⁰) Unrest, Österr. Chronik, S. 188.

⁶¹) Vgl. Firnhaber, a.a.O., S. 414, Nr. 15. — Vgl. auch Unrest, Österr. Chronik, S. 188.

⁶²) Vgl. Firnhaber, a.a.O., S. 407, Nr. 7.

⁶³) Orig. Pap. HHSA Wien. Maximiliana 1^a (1490), Nr. 25.

⁶⁴) Vgl. Kraus, Max.s Beziehungen, a.a.O., S. 24 ff., Nr. 2, 3 u. 4.

⁶⁵) Vgl. Kraus, Max.s Beziehungen, a.a.O., S. 28 ff., Nr. 7.

⁶⁶) Szalay, III/2, S. 6 ff.

hin, als Maximilian erwartet hatte. Anfangs Juni hatten die habsburgischen Wahlgesandten ihre Werbung den ungarischen Ständen vorgetragen⁶⁷⁾. Neben den Habsburgern bewarben sich auch König Wladislaw von Böhmen, dessen Bruder Herzog Johann Albert von Polen und schließlich Johann Corvinus, König Matthias' unehelicher Sohn, um nur die bedeutendsten Anwärter zu nennen.

Die Aussichten Maximilians standen von vornherein schlecht; denn die Ungarn fürchteten ihn mehr als „Türken und Teufel“⁶⁸⁾. Sie wünschten einen König, den sie beim „Schopf“ nehmen konnten⁶⁹⁾. Außerdem schadete Maximilian die offene Unterstützung, welche ihm zunächst die Königinwitwe Beatrix gewährte, solange sie an seiner Seite Kaiserin zu werden hoffte. Beatrix war in Ungarn nicht minder verhaßt⁷⁰⁾ als die Habsburger. Außer seinen Heiratsplänen mit Anna war wohl auch dies ein Grund für Maximilian, sich von Beatrix fernzuhalten. Als sie dies spürte, wandte sie ihre Hilfe entschieden Wladislaw zu, der es besser und länger verstand, sie zu täuschen.

Wladislaw wurde schließlich mit Unterstützung der Königin Beatrix gewählt und am 15. Juli feierlich zum König von Ungarn ausgerufen⁷¹⁾. Er war in der Tat ein König nach dem Herzen der ungarischen Stände, von dem sie sagen konnten: „Du bist unser König und wir sind deine Herren“.

Den österreichischen Gesandten sagte man, daß Kaiser Friedrich und König Maximilian abgelehnt worden seien, weil sie sich auf ihr Erbrecht berufen hätten. Die Ungarn hätten diesen Eingriff in ihr freies Wahlrecht nicht hinnehmen können. Auch seien die gegenwärtigen Stände bei der Erbverschreibung von 1463 nicht persönlich dabei gewesen. Nachdem die Gesandten diesen allzu durchsichtigen Vorwand zurückgewiesen und gegen die Verletzung des kaiserlichen

⁶⁷⁾ MonHung, IV/4, S. 213, Nr. 147 und 429 ff., Nr. 88.

⁶⁸⁾ Der vom Mailänder Gesandten (vgl. MonHung, IV/4, S. 240, Nr. 164) den Wienern in den Mund gelegte Ausdruck trifft wohl nur die Meinung einer ganz kleinen Anzahl ungarischer Parteigänger oder überhaupt der Ungarn.

⁶⁹⁾ Szalay, III/2, S. 6.

⁷⁰⁾ MonHung, IV/4, S. 224 f., Nr. 155.

⁷¹⁾ Vgl. Kraus, Max.s Beziehungen, a.a.O., S. 26, Nr. 5. — MonHung, IV/4, S. 242, Nr. 166. Zur Wahl und Krönung Wladislaus' wäre die Dissertationsarbeit von P. Karlič, Izbor i krunisanje Vladislava kralja češkoga za kralja uherškoga i hrvatskoga (Wahl und Krönung des böhmischen Königs Wladislaus zum König von Ungarn und Kroatien), Agram, heranzuziehen. Die Arbeit ist in „Nastavni Vjesnik“, XIV (1906) gedruckt erschienen.

Erbrechtes feierlich protestiert hatten, verließen sie das Land⁷²⁾. Es war klar, daß die Waffen entscheiden mußten.

Etwa gleichzeitig hatte Stephan Zapolya, der Hauptmann der österreichischen Länder, Wien verlassen, um beim neugewählten König auch seine eigenen Angelegenheiten zum besten zu bestellen. Wie er sich die Dinge unter dem neuen König vorstellte, hatte er offenherzig seinen Bartfeldern in einem Briefe mitgeteilt⁷³⁾: Man müsse nun zusehen, nach der vergangenen Unterdrückung die alten Freiheiten wieder herzustellen.

4. Die Rückgewinnung der Erbländer

In Österreich zeigten sich nach der Abreise des Zapolya die ersten Anzeichen des Zusammenbruches der mißliebigen Ungarnherrschaft. Die Wiener hatten es wohl verstanden, die Ungarn durch Worte zu täuschen und unter dem Vorwand einer Bedrohung durch König Maximilian sogar 500 Knechte in die Stadt zu ziehen⁷⁴⁾. Aber bereits am 9. Juli traten sie zu den Habsburgern über und drängten die ungarische Besatzung auf die Burg zurück⁷⁵⁾. Desgleichen taten die Wiener Neustädter⁷⁶⁾. Maximilian versäumte nicht, augenblicklich Truppen in die befreiten Städte zu werfen. Eine starke böhmische Heeresgruppe, die mit einer Wagenburg bereits die Donau überschritten hatte, um Wien und Wiener Neustadt zu sichern, war angeblich nur wenige Stunden zu spät gekommen.

Maximilian ging nun rasch zum Angriff über. In der zweiten Julihälfte eilte er nach Graz⁷⁷⁾. Der steirische Landtag hatte ihm ein ansehnliches Aufgebot zu Roß und zu Fuß gewährt⁷⁸⁾. Der König war zunächst wohl entschlossen, sich unmittelbar der Heeresgruppe Salms bei St. Gotthard anzuschließen und mit ihr geradewegs nach Ofen vorzustößen, das er schon Mitte August erreichen wollte. Unbestimmte Gerüchte, daß eine habsburgische Partei in Ofen ihn zum

⁷²⁾ Firnhaber, a.a.O., S. 444 ff., Nr. 46.

⁷³⁾ Szalay, III/2, S. 4: „ut a tantis angustis et oppressionibus, quibus hactenus regnum Hungariae una nobiscum laboravit, liberetur, et in pristinas restauratur libertates“. — Desgl. S. 13 f.

⁷⁴⁾ Vgl. MonHung, IV/4, S. 240 ff., Nr. 164.

⁷⁵⁾ Vgl. Kraus, Max.s Beziehungen, a.a.O., S. 25 ff., Nr. 3 u. 4.

⁷⁶⁾ ebda, S. 24, Nr. 2.

⁷⁷⁾ Für den Aufenthalt Maximilians in Graz vgl. Kraus, Max.s Beziehungen, a.a.O., S. 28 f., Nr. 7 u. 8.

⁷⁸⁾ Vgl. Krones, a.a.O., S. 100 f.

König ausgerufen habe und auf seine rasche Hilfe warte, mochten ihn befeuern⁷⁹⁾).

Jedoch erkannte Maximilian bald, daß zu viel auf dem Spiel stand, wenn er, ohne die Reichstruppen abzuwarten, die ungarischen Festungen und Besatzungen im Rücken, gegen Ofen marschiere, zumal nachdem er gehört hatte, daß ihn viele seiner Parteigänger in Ungarn verraten hätten⁸⁰⁾. Wohl oder übel mußte er sich die Zeit nehmen, seine Rüstungen fortzusetzen und sein Aufmarschgebiet in Steiermark und Österreich zu sichern. Zunächst teilte er seine Truppen in einzelne Haufen, welche die festen Plätze in Steiermark, Kärnten und Krain von den Ungarn zu säubern hatten⁸¹⁾. In der Steiermark brachte er rasch Hartberg und Voitsberg in seine Gewalt⁸²⁾ und Mitte August zog er in Wiener Neustadt ein, dessen Burg allerdings bis November in ungarischer Hand blieb.

Das Nächste und Wichtigste war nun die endgültige Befreiung und Sicherung Wiens, die Gewinnung der Donaustraße und Niederösterreichs. Schon am 9. August hatte der König Wien, also auch die von den Ungarn besetzte Burg, zur Übergabe aufgefordert⁸³⁾. Die Bürgerschaft stimmte freudig zu. Die Universität bestätigte einmütig Maximilians einwandfreies Erbrecht auf die Krone Ungarns. Die ungarische Besatzung allerdings weigerte sich weiterhin, die Hofburg zu übergeben.

Gleichzeitig mit Wiener Neustadt hatten auch Schottwien, Baden, Tulln und etwas später auch St. Pölten königliche Besatzungen aufgenommen⁸⁴⁾. Bei Sonnenuntergang des 19. August zog Maximilian mit 4 000 Mann Truppen unter dem Jubel der Bevölkerung in Wien ein⁸⁵⁾. Willig hatte ihm die Stadt ihre Tore geöffnet. Voll überschäumender Wonne schrieb damals der Wiener Stadtarzt Tichtel in sein Tagebuch: Der allmächtige Gott in seiner Gnade habe dem Volke den überaus gerechten, züchtigen und tüchtigen Maximilian zurückge-

⁷⁹⁾ Vgl. Kraus, Max.s Beziehungen, a.a.O., S. 23, 26 ff., Nr. 1 u. 5.

⁸⁰⁾ Vgl. Kraus, Max.s Beziehungen, a.a.O., S. 28 ff., Nr. 7.

⁸¹⁾ Unrest, Österr. Chronik, S. 191 f.

⁸²⁾ Kraus, Max.s Beziehungen, a.a.O., S. 28 ff., Nr. 7.

⁸³⁾ Tichtel, Tagebuch, a.a.O., S. 53.

⁸⁴⁾ Vgl. Kraus, Max.s Beziehungen, a.a.O., S. 28 ff., Nr. 7. — Tichtel, Tagebuch, S. 55.

⁸⁵⁾ Tichtel, Tagebuch, a.a.O., S. 53: „Quapropter dedit populo deus omnipotens sua gracia iustissimum, castissimum, strenuissimum, bellicosissimum Maximilianum, Maximilianum, Maximilianum ...“.

geben. Dreimal schrieb Tichtel diesen Namen mit doppelt so großer Schrift und verzierte ihn mit roter und grüner Tinte.

Alle Herzen schlugen dem erfolgreichen jungen König entgegen. Mit Recht durfte sich König Maximilian rühmen⁸⁶⁾, in zehn Wochen alles zurückgewonnen zu haben, was Matthias in zehn Jahren erobert hatte. Die Wiener Bürgerschaft wünschte einzig und allein Maximilian als regierenden Herrn⁸⁷⁾. Indes war der Sohn nach den letzten Erfahrungen klug genug, den Treueid auch für seinen Vater Friedrich zu fordern.

Noch immer leistete die ungarische Besatzung in der Hofburg Widerstand. Maximilian ließ Bresche schießen und die Burg an mehreren Stellen stürmen. Am 29. August mußte sich die Besatzung auf Gnade und Ungnade ergeben⁸⁸⁾. In St. Stephan ward ein Dankgottesdienst gehalten und feierlich die Lösung des Untertaneneides gegenüber Ungarn verkündet. Anfangs September vermochte Maximilian das feste Klosterneuburg in acht Tagen mit seiner Artillerie zu brechen. Stein a. d. Donau und Bruck a. d. Leitha fielen in die Hand des Königs⁸⁹⁾.

Auch Wladislaw mußte die Bedeutung des Wiener Beckens und des Donauweges für die weitere Kriegführung klar erkennen. Hatte er Niederösterreich nicht behaupten können, so mußte er wenigstens versuchen, den Aufmarsch der Kriegsvölker gegen Ungarn im Wiener Becken zu stören. Daher schickte Wladislaw etwa 5 000 Mann mit einer Wagenburg ins Marchfeld⁹⁰⁾. Sie sollten das linke Donauufer beunruhigen, während eine zweite gleich starke ungarische Heeresgruppe⁹¹⁾ die Donau bei Deutsch-Altenburg überschritt, um womöglich die Wiener-Neustädter Burg zu entsetzen und Maximilian an der ungarischen Grenze aufzuhalten.

Maximilian eilte überraschend an die Leitha, warf die böhmischen Söldner samt ihrer Wagenburg über den Fluß zurück und brachte

⁸⁶⁾ Weißkunig, ed. Musper, I, S. 425 f., Nr. 123.

⁸⁷⁾ Vgl. Kraus, Max.s Beziehungen, a.a.O., S. 30 f., Nr. 8.

⁸⁸⁾ Tichtel, Tagebuch, a.a.O., S. 53 f. — Vgl. den Bericht Ehenheims bei Firnhaber, a.a.O., S. 453 ff., Nr. 51. — Fugger (S. 1027) berichtet, daß Maximilian beim Sturm auf die Burg verwundet worden sei. Keine primäre Quelle weiß davon.

⁸⁹⁾ Vgl. Kraus, Max.s Beziehungen, a.a.O., S. 31, Nr. 9. — Firnhaber, a.a.O., S. 412 f., Nr. 13. — Tichtel, a.a.O., S. 54.

⁹⁰⁾ Vgl. Firnhaber, a.a.O., S. 412 f., Nr. 13.

⁹¹⁾ Vgl. Kraus, Max.s Beziehungen, a.a.O., S. 28 ff., Nr. 7.

ihnen solchen Schrecken bei, daß sich der Aufmarsch des Heeres um Wien seither ungestört vollziehen konnte⁹²⁾.

5. Der Feldzug gegen Ungarn⁹³⁾

Nun faßte Maximilian den eigentlichen Angriff gegen Ungarn ins Auge. Er hatte gehört, daß Wladislaw Ende September in Stuhlweißenburg gekrönt werden sollte und meinte scherzhaft, er werde als ungeladener Gast beim Krönungsmahl erscheinen⁹⁴⁾.

Maximilian versäumte nichts, das Unternehmen auch diplomatisch vorzubereiten. In zahlreichen Aufrufen und Flugblättern wandte er sich an die ungarischen Stände. Bis Siebenbürgen⁹⁵⁾ reichte seine Agitation, wo ihm besonders die deutsche Bevölkerung freundlich gegenüberstand. Aber auch die madjarischen Stände wurden zwar nicht gewonnen, aber doch so unsicher gemacht, daß viele Magnaten heimliche Verbindung zum Römischen König suchten, um sich für alle Fälle zu sichern. Einige Landherren fanden sich sogar vor Beginn des Feldzuges bereit, dem Römischen König feierlich zu huldigen⁹⁶⁾.

Besonders günstig schien es, daß auch Johann Corvinus einen Vergleich mit König Maximilian suchte. Zeckl, der namens des Corvinus einen großen Teil der südsteirischen Schlösser verwaltete, schloß am 17. September in aller Form einen Waffenstillstand ab⁹⁷⁾. Ende September verließen die letzten ungarischen Besatzungen, von der Heimat völlig abgeschnitten, die Schlösser und festen Plätze in Kärnten und Steiermark⁹⁸⁾. Kroatien war schon früher fast ganz zu den Habsburgern übergegangen. Nur Niederösterreich nördlich der Donau und einige Festungen in der Wiener Neustädter Gegend blieben noch in ungarischer Hand.

Von größter Bedeutung für die weitere Entwicklung des Thronstreites war der Abschluß eines gegenseitigen Beistandspaktes mit

⁹²⁾ Weißkunig, ed. Musper, S. 284, Nr. 146 (ed. Schulz, S. 275). — Die Angabe des Weißkunigs wird teilweise bestätigt durch einen Brief Waldaufs an Sigmund von Tirol (vgl. Kraus, Max.s Beziehungen, a.a.O., S. 31, Nr. 9).

⁹³⁾ Vgl. Ulmann, I, S. 85 ff. — Szalay, III/2, S. 20 ff. — Huber, III, S. 301 ff. — Fessler, III, S. 235 ff.

⁹⁴⁾ Vgl. Kraus, Max.s Beziehungen, a.a.O., S. 31, Nr. 9. — Über den Vorgang der Krönung Wladislaws vgl. Szalay, III/2, S. 18.

⁹⁵⁾ Vgl. Firnhaber, a.a.O., S. 410 f., Nr. 10.

⁹⁶⁾ Vgl. Firnhaber, a.a.O., S. 418 f., Nr. 19.

⁹⁷⁾ Vgl. Firnhaber, a.a.O., S. 415 f., Nr. 16.

⁹⁸⁾ Vgl. Unrest, Österr. Chronik, S. 190 f.

dem Großfürsten Iwan von Rußland⁹⁹⁾, der sich geradezu verpflichtete, Maximilian bei der Erwerbung der ungarischen Krone gegen Böhmen und Polen zu unterstützen. Der Vertrag, der gerade am 16. August zum Abschluß kam, beweist, wie Maximilian auch seine Ostpläne von langer Hand sorgsam vorbereitet hatte.

Ehe Maximilian den Marschbefehl gegen Ofen erteilte, versäumte er nicht, auch einen Blick nach Westen zu tun, wo er bekanntlich das bretonische Heiratsgeschäft eingeleitet hatte. Aber dort schien alles ruhig. Frankreich schien sich nicht zu rühren. Für alle Fälle hatte Maximilian eine Liga mit dem König von England vereinbart, welche am 11. September zu Oking unterzeichnet wurde¹⁰⁰⁾. Maximilian durfte annehmen, daß Frankreich daraufhin Ruhe halten werde. So schien das Unternehmen auch außenpolitisch auf das beste gesichert.

Die Rüstungen waren zwar keineswegs vollkommen, aber doch so weit gediehen, daß der König den Waffengang wagen konnte. Mitte September hatte er schon den Reichenburger mit einer schwächeren Vorhut nach Ungarn vorausgeschickt¹⁰¹⁾. Nachdem die Reichstruppen, zumal Herzog Georg von Bayern¹⁰²⁾, Ende September in Wien eingetroffen waren, brach am 4. Oktober auch der König selber¹⁰³⁾ mit der Hauptmacht von etwa 16 000 Mann gegen Ungarn auf. Das war allerdings spät genug und mit dem Zuwarten auf die bayrische Hilfe war die beste Zeit vergangen. Die Ausrüstung, vor allem die Verpflegung, war mangelhaft. Das gesamte Heer mußte sich aus dem Lande verpflegen. Ganz ungleich waren Zusammensetzung, Zucht und Kampfwert der Truppe.

Man braucht keineswegs Kriegswissenschaftler zu sein, um die Kühnheit des Unternehmens zu erkennen. Trotzdem zwei böhmische Heeresgruppen nördlich und südlich der Donau das Wiener Becken bedrohten, entschloß sich der König, mangelhaft ausgerüstet, wie er war, zu einem Vorstoß auf Ofen. Er wollte die Macht Wladislaws ins Herz treffen und lähmen. Alles war auf Überraschung und Schnell-

⁹⁹⁾ Volltext bei Lichnowsky, VIII, Beilage IX u. X. — Firnhaber, a.a.O., S. 412, Nr. 12. — Übersberger, a.a.O., S. 18 ff., bes. 22 ff. — Karge, a.a.O., S. 269 f.

¹⁰⁰⁾ Text bei Du Mont, Corps dipl., III/2, S. 254 f, Nr. 140.

¹⁰¹⁾ Vgl. Firnhaber, a.a.O., S. 413, Nr. 14.

¹⁰²⁾ Vgl. Tichtel, Tagebuch, a.a.O., S. 54. — Veit Arnpeck, Chronica Baior., S. 389 f., bzw. Bayr. Chronik, S. 638 ff.

¹⁰³⁾ Vgl. Kraus, Max.s Beziehungen, a.a.O., S. 31 f., Nr. 10.

ligkeit aufgebaut. Dabei ging er doch so überlegt wie immer möglich zu Werke. Er versuchte möglichst rasch die westlichen Grenzkomitate zu gewinnen, sich mit der Heeresgruppe Salms zu vereinigen, die bekanntlich seit Mai an der Raab stand¹⁰⁴), und den Anschluß an Kroatien zu sichern, das dem König freundlich gegenüberstand.

Fast ohne Schwertstreich ergaben sich Eisenstadt, Odenburg und Güns in Maximilians Hand. Vor Steinamanger wurde er einige Zeit aufgehalten, ließ die Festung vom Reichenburger einschließen und belagern und marschierte, um keine Zeit zu verlieren, nach Süden weiter¹⁰⁵). Sehr rasch zeigten sich die ersten Auswirkungen seiner Erfolge. Zu Körmend erschien bereits der Bischof von Wesprim und übergab um einen Vergleich Bistum und Stadt Wesprim in die Gewalt des Römischen Königs¹⁰⁶). Tagtäglich kamen dem König nun ungarische Landherren entgegen, um ihm offen oder geheim zu huldigen. Sogar Johann Corvinus, Stephan Zapolya und die Bischöfe von Kalossa und Fünfkirchen schickten geheime Gesandtschaften. Kroatien war fester denn je in der Hand der habsburgischen Parteigänger. Selbst das ferne Siebenbürgen zeigte sich bereit, dem Römischen König zu huldigen. Höchste Zuversicht erfüllte das ganze königliche Heerlager¹⁰⁷). Man war voll Hoffnung, binnen kurzem das ganze Königreich gewonnen zu haben.

So groß war die Furcht vor Maximilians Namen, daß sich Städte und Schlösser beiderseits des Marschweges fast widerstandslos unterwarfen. Man kennt die Schrecken, welche eine Armee verbreitet, die sich vom Krieg erhalten muß. Die hochmütigen Madjaren hatten nach den glänzenden Erfolgen weiland König Matthias' die Schlagkraft des Römischen Königs offensichtlich unterschätzt¹⁰⁸). Die strategischen Berechnungen Wladislaws, Maximilian durch kräftigen Druck gegen Wien in den Erbländern festzuhalten, hatten sich als ganz falsch erwiesen. Maximilian bewies auf Grund langer Erfahrungen eine große Geschicklichkeit in der Führung seiner schlecht versorgten Truppen. Er verstand es, auch inmitten des ausgeplünderten Landes seine Verbände so geschickt zusammenzuziehen und wieder zu verteilen, daß

¹⁰⁴) Vgl. oben S. 40.

¹⁰⁵) Steinamanger fiel am 19. Oktober (vgl. Firnhaber, a.a.O., S. 421 u. 449 f.) — Über die Tatsache der Teilung des Heeres vgl. auch Weißkunig a.a.O., S. 284.

¹⁰⁶) Vgl. Firnhaber, a.a.O., S. 421 ff., Nr. 24.

¹⁰⁷) Vgl. Kraus, Max.s Beziehungen, a.a.O., S. 32 f., Nr. 11, S. 34 f., Nr. 12 und S. 35 f., Nr. 13.

¹⁰⁸) Tubero, Commentariorum lib. III, § 7, S. 160.

er in entscheidenden Stunden stets überlegene Kräfte zur Hand hatte, mit denen sich die Ungarn nicht zu schlagen wagten¹⁰⁹). So begannen alsbald Unsicherheit und Mißtrauen das madjarische Lager zu erschüttern. Andererseits verstand Maximilian gerade die großen Landherren mit reichen Zusagen an sich zu ziehen.

Die Lage König Wadislaws schien hoffnungslos. Selbst seine nächsten Parteigänger begannen an ihm irre zu werden. Sein eigener Bruder, Herzog Johann Albert von Polen, war als Gegenkönig mit Heeresmacht ins östliche Ungarn eingebrochen¹¹⁰). Diesseits der Donau aber rückte der Römische König schier unaufhaltsam gegen die Krönungsstadt Stuhlweißenburg vor.

In dieser verzweifelten Lage wandte sich König Wladislaw über seinen Schwager Herzog Georg von Bayern mit verlockenden Angeboten an den Römischen König¹¹¹). Es war natürlich von der Rückstellung der österreichischen Länder die Rede, außerdem von der Abtretung Mährens, Schlesiens und der Lausitz, schließlich von 300 000 fl Entschädigung und wohl auch vom habsburgischen Erbrecht für den Fall, daß Wladislaw männliche Erben versagt blieben¹¹²).

Der siegreiche König dachte nicht daran, auf ein derartiges Angebot einzugehen. Er fühlte sich der ungarischen Krone bereits sicher. So groß war seine Zuversicht, daß er in Wien Schiffe bereitstellen ließ¹¹³), um den Nachschub nach Ofen, das er alsbald zu erreichen hoffte, bereits über den Donauweg zu führen. Wladislaw dagegen hielt sein Hauptheer immer noch bei Preßburg fest, in der Hoffnung, den Römischen König durch diesen Druck auf seine rückwärtigen Verbindungen¹¹⁴) vom weiteren Vormarsch ins Innere Ungarns abzuhalten.

Wladislaw unterschätzte die Kühnheit seines Gegners. Maximilian, der sich nun im Westen ein breites und tiefes Einfallstor ins Königreich aufgebrochen hatte, wandte sich nun geradewegs nach Osten und erreichte über Sümeg und Redneck um den 10. November herum

¹⁰⁹) Vgl. Weißkunig, ed. M u s p e r , S. 284, Nr. 146 (ed. S c h u l z , S. 275 ff.).

¹¹⁰) Vgl. MonHung, Dipl. 39, S. 473, Nr. 10. — K r a u s , Max.s Beziehungen, a.a.O., S. 35 f., Nr. 13.

¹¹¹) Vgl. K r a u s , Max.s Beziehungen, a.a.O., S. 34 f., Nr. 12. — F i r n h a b e r , a.a.O., S. 423, Nr. 26.

¹¹²) Diese Nachricht gibt uns ein Jahr später am 13. XII. 1491 der gut unterrichtete Bischof Georg von Chiemsee (vgl. Z a h n , a.a.O., S. 76 f., Nr. 9).

¹¹³) Vgl. MonHung, Dipl. 39, S. 473, Nr. 10.

¹¹⁴) B o n f i n , a.a.O., S. 500.

Wesprim¹¹⁵), wo er kurz haltmachte, um den Reichenburger mit seiner Truppe zu erwarten¹¹⁶), der inzwischen Steinamanger eingenommen hatte.

Nachdem die Truppen zu Wesprim einige Tage geruht hatten, warf sich der König überraschend vor Stuhlweißenburg und nahm die Stadt am 17. November gleichsam aus dem Stegreif¹¹⁷). Damit war die Krönungs- und Begräbnisstadt der ungarischen Könige, eine der Hauptfestungen des Landes, in seiner Hand. Das war so gekommen:

Stuhlweißenburg lag inmitten von Wasserläufen und Sümpfen, war also von Natur wohlbefestigt und neuerdings durch eine ungarische Besatzung von 550 Mann verstärkt worden. Eine Aufforderung König Maximilians zur Übergabe wies die selbstbewußte Stadt zurück¹¹⁸). Da schickte König Maximilian in der Morgenfrühe des 17. November den wackeren Deschitz mit böhmischen Söldnern voraus, um die Vorstadt zu nehmen, was in der Tat rasch gelang. Sofort ließ der König seine Artillerie heranzuführen, zugleich einige liegengebliebene ungarische Kartaunen umdrehen und gegen das Bakony-Tor feuern. Schon der erste Schuß auf das Tor bewirkte, daß die Besatzung kopflos die Mauern verließ und flüchtete, umso mehr, als gleichzeitig böhmische Söldner links des Tores die Stadtgräben übersetzten und die Mauern erstiegen¹¹⁹). Nach bayrischen Quellen¹²⁰) wäre der ritterliche Herzog Christoph der Held des Tages gewesen, der allen voran die Mauerkrone erreichte und mit den Ersten in die Festung eindrang. Indes überwandene deutsche Landsknechte die Mauern auch rechts des Tores. Das Stadttor wurde von innen aufgehauen und hinein wälzten sich die beutehungrigen Haufen der Knechte. Nur mit einem kleinen adeligen Gefolge hatte der König

¹¹⁵) Vgl. Kraus, Max.s Beziehungen, a.a.O., S. 35 f., Nr. 13. — Firnhaber, a.a.O., S. 448 ff., Nr. 47. — Nach Arnpeck, ed. Leidinger, S. 639 traf der König am 11. Nov. in Veszprim ein. — Bonfin, a.a.O., S. 500.

¹¹⁶) Firnhaber, a.a.O., S. 450.

¹¹⁷) Vgl. Firnhaber, a.a.O., S. 427 f., Nr. 31. — Bonfin, a.a.O., S. 500. — Tichtel, Tagebuch, a.a.O., S. 55. — Unrest, Österr. Chronik, ed. Großmann, S. 189 f., Nr. 185. — Vgl. Ulmann, a.a.O., S. 102 ff. Ulmann folgt in seiner Darstellung fast durchaus Fugger (S. 1027 ff.). — Szalay, III/2, S. 23 ff.

¹¹⁸) Vgl. Arnpeck, Chronica Baior., S. 389 ff., bzw. Bayr. Chronik, S. 638 ff.

¹¹⁹) Firnhaber, a.a.O., S. 448 ff., Nr. 47. — Bonfin, a.a.O., S. 500 f.

¹²⁰) Fuetrer, a.a.O., S. 80 f. — Es kann nach dem übereinstimmenden Zeugnis des ziemlich verlässlichen „Journal“ und des Arnpeck (a.a.O., S. 389 ff., 638 ff.) kein Zweifel bestehen, daß die böhmischen Söldner als erste in die Stadt eindrangen. — Über die Rolle Bayerns vgl. auch Riezler, III, S. 528 ff.

die Stadt betreten und sie allzu früh wieder verlassen. Auch die Hauptmacht des Adels und der reisigen Edelknechte war im Lager außerhalb der Mauern geblieben.

Obgleich der ungarische Widerstand rasch erlahmte und die Besatzung durch das gegenüberliegende Tor das Weite suchte, setzte sich das Schlachten in Straßen und Häusern bis gegen Mittag fort. Am Domplatz entspann sich der letzte Kampf. An die 800 Ungarn verloren ihr Leben¹²¹⁾. Selbst im Dom und über den Königsgräbern floß Blut. Der Kampf wandelte sich alsbald zur zügellosen Plünderung. Wer sein Hab und Gut schützen wollte, zumal Kaufleute, wurde erschlagen, ohne daß es der König, die Fürsten und die Ritter hätten verhindern können. An die 400 000 fl fahrenden Gutes sollen den plündernden Knechten in die Hände gefallen sein¹²²⁾. Sie versuchten die Beute alsogleich zu verbergen oder wegzuschaffen, um sie einer gleichmäßigen Verteilung zu entziehen. Es waren keineswegs nur österreichische oder deutsche Knechte; Angehörige von „16 Nationen“, zumal böhmische und selbst ungarische Söldner, teilten sich in die Schande dieses Tages. Der deutsche Adel hat sich im allgemeinen makellos gehalten und sich mit einem ganz geringen Sturmsold begnügt¹²³⁾. Auch der König verschmähte es, seine leeren Kriegskassen mit den Schätzen der reichen Stadt und des Bistums aufzufüllen. Nur das Schwert des Corvinus behielt er sich.

Dem Wüten seiner Knechte aber stand Maximilian machtlos gegenüber. Mit knapper Not vermochte er den Dom mit seinen Heil-tümern, zumal die kostbare Thomasreliquie und die Königsgräber gegen die beutelustigen Knechte zu schützen¹²⁴⁾. Es bedurfte seines persönlichen Einschreitens, um den Klerus, der sich mit dem Dom-schatz auf den Turm geflüchtet hatte, aus seiner gefährlichen Lage zu befreien¹²⁵⁾. Der viele Wein in den Kellern der Stadt hatte die Knechte toll gemacht¹²⁶⁾. Was in solchen Fällen nicht selten zu ge-schehen pflegt, trat ein: der König verlor die Truppen aus seiner

¹²¹⁾ Unrest, Österr. Chronik, S. 190.

¹²²⁾ Vgl. Zahn, Admonter Formelbuch, a.a.O., S. 74 f., Nr. 7.

¹²³⁾ Vgl. Arnpeck, a.a.O., Chronica Baior., S. 389 ff., bzw. Bayr. Chronik, S. 638 ff.

¹²⁴⁾ Vgl. Zahn, Admonter Formelbuch, a.a.O., S. 74 f., Nr. 7. — Weißkunig, ed. Musper, S. 284, Nr. 146 (ed. Schulz, S. 276).

¹²⁵⁾ Vgl. den Bericht des Michael von Ehenheim bei Firnhaber, a.a.O., S. 453 ff., Nr. 51.

¹²⁶⁾ Weißkunig, ed. Musper, S. 284, (ed. Schulz, S. 276).

Hand und vermochte erst nach 8 Tagen die Ordnung wieder herzustellen.

Gern hätte Maximilian sofort Recht anstelle der Gewalt treten lassen. Die Gefangenen wurden gnädig entlassen und die Toten bestattet¹²⁷). Die Soldateska freilich kümmerte sich wenig um diese königliche Geste. Kaum hatte Maximilian vor Einbruch der ersten Nacht die Stadt verlassen, um ins Feldlager zurückzukehren, wurde die hemmungslose Plünderung fortgesetzt und dauerte drei Tage und drei Nächte¹²⁸).

Während sich die Knechte in der Stadt auf ihre Weise bezahlt machten, vollzog der König im Feldlager noch am gleichen Tag die Auszeichnung der Besten auf seine Weise. Er schlug zahlreiche verdiente Männer, voran die Herzoge Georg und Christoph von Bayern, den Markgrafen Sigmund von Brandenburg, Wilhelm Landgrafen von Hessen, den Grafen Rudolf von Anhalt und viele andere Edelleute und Knechte persönlich zu Rittern und zeichnete sie mit Ehrengeschenken aus¹²⁹). Herzog Georg von Bayern erhielt für seine Verdienste ein Haus in Stuhlweißenburg¹³⁰).

Maximilian stand auf dem Höhepunkt seines Erfolges. Er nannte sich bereits König von Ungarn¹³¹). In knappen sieben Wochen hatte er ganz Westungarn und Kroatien, insgesamt 50 bis 60 Städte und Burgen, etwa ein Viertel des gesamten Königreiches in seine Hand gebracht¹³²). Die Hauptstadt Ofen lag bereits zum Greifen nahe. Parteigänger ließen ihm sagen, daß man ihm die Stadttore öffnen werde, wenn er erscheine¹³³). Maximilian wollte Ofen nehmen, noch ehe Wladislaw seine gesamte Macht zur Verteidigung der Hauptstadt sammeln konnte. Freunde und Feinde waren überzeugt, daß der Schlag hätte gelingen müssen¹³⁴).

¹²⁷) Weißkunig, ed. Musper, S. 284 (ed. Schulz S. 276).

¹²⁸) Erst am 20. XI. versuchte Maximilian die Knechte zum Aufbruch gegen Ofen zu bewegen (vgl. Journal bei Firnhaber, a.a.O., S. 451).

¹²⁹) Vgl. Arnpeck, a.a.O., Chronica Baior., S. 389 ff., bzw. Bayr. Chronik, S. 638 ff. — Bericht des Ehenheim bei Firnhaber, a.a.O., S. 453 ff., Nr. 51.

¹³⁰) Firnhaber, a.a.O., S. 428 f., Nr. 32.

¹³¹) Vgl. Ulmann, a.a.O., S. 106. — Pray, Epistolae, I, S. 19 f., Nr. 11. — Fugger, S. 1028.

¹³²) Vgl. Weißkunig, ed. Musper, S. 284, 426 (ed. Schulz, S. 276).

¹³³) Vgl. Arnpeck, a.a.O., Chronica Baior., S. 389 ff., bzw. Bayr. Chronik S. 638 ff.

¹³⁴) Vgl. Zahn, Admonter Formelbuch, a.a.O., S. 74 f., Nr. 7. — Arnpeck, Chronica Baior., S. 392. — Bonfin, a.a.O., S. 501 f.

Aber es gibt bekanntlich nichts Untauglicheres als eine zügellose, beutesatte Armee. Als der König am 20. November die Truppen aus der Stadt ziehen und gegen Ofen aufbrechen wollte, verweigerten sie den Gehorsam. Sie hätten die Stadt im Sturm genommen und damit genug getan. Sie würden die Stadt nicht verlassen, bevor sie nicht doppelten Sold und Sicherstellung ihrer Beute erlangt hätten. Dies waren unverschämte Forderungen, denn die Knechte hatten sich selber über jedes Maß bezahlt gemacht. Allerdings mußten die Plünderer fürchten, daß ihnen vom Überfluß der Beute etwas genommen würde. Durch acht Tage setzten Maximilian und Herzog Georg von Bayern den Hauptleuten und Knechten zu, indem sie die Angebote, aber auch die Drohungen von Mal zu Mal steigerten. Alles war vergeblich. Es nützte auch nichts, daß der König und der Herzog Christoph von Bayern mit 7 000 Mann gegen Ofen vorauszogen. Die Knechte weigerten sich, dem König zu folgen. Die Beute, der Wein und der Winter hielten sie zurück. Viele machten sich mit der Beute heimlich aus dem Staub.

So verging die beste Gelegenheit, Ofen zu nehmen. Der König hatte noch seinen Hofpoeten Ludovico Bruno als Herold ausgeschiedt, um die Hauptstadt zur Übergabe aufzufordern¹³⁵). Aber sie war inzwischen von Wladislaw verstärkt worden, hatte wohl auch von den Vorgängen in Stuhlweißenburg gehört und Mut gefaßt. Der Gesandte wurde mit Schimpf und Schande zurückgeschickt und konnte froh sein, mit heiler Haut davonzukommen.

Die gesamte Lage hatte sich inzwischen so verschlechtert, daß der Römische König an eine Entscheidung des Feldzuges in diesem Jahr nicht mehr denken konnte. Wladislaw begann sich mit seinem Bruder Johann Albert von Polen zu verständigen und konnte allmählich seine gesamte Streitmacht gegen den Römischen König zusammenziehen¹³⁶). Maximilian hatte dagegen während der letzten Wochen durch Fahnenflucht Truppen verloren. Seine Kriegskassen waren außerdem völlig ausgeschöpft. Maximilian verfügte bestenfalls noch über 12 000 Mann Truppen, deren Sold bald ablief. Wladislaw dagegen hatte 25 000 Mann, die er noch vermehren konnte¹³⁷).

Entscheidend aber war der plötzliche Einbruch eines ungewöhn-

¹³⁵) Firnhaber, a.a.O., S. 451. — Tubero, Comment. lib. III, § 8, S. 161 f.

¹³⁶) Bonfin, a.a.O., S. 502 f.

¹³⁷) Vgl. MonHung, Dipl. 39, S. 176, Nr. 124.

lich harten Winters¹³⁸). Frost und Schnee drängten die Truppen aus dem freien Feld in die Winterquartiere. Aber auch da war ihres Bleibens nicht; denn die ganze Umgebung von Stuhlweißenburg war von Knechten und Pferden längst kahl gefressen. Die Donau, welche den Nachschub nach Ofen hätte bringen sollen, fror zu¹³⁹). Der Feldzug war buchstäblich durch den Wettersturz erstarrt. Unter solchen Umständen drängten auch die verbündeten Fürsten heim. So blieb Maximilian nichts übrig, als den Feldzug über den Winter einzustellen und die unverläßlichen Teile der Soldtruppen, so weit sie sich nicht selber schon empfohlen hatten, zu entlassen¹⁴⁰). Hartes Strafgericht hielt er an den Fahnenflüchtigen, wo er ihrer habhaft wurde¹⁴¹). Die restlichen Besatzungstruppen wurden dem Reichenburger, Kastelbarker, Wolkensteiner und einem bayrischen Ritter unterstellt¹⁴²), über das eroberte Land verteilt und die Kriegsentcheidung auf kommenden Sommer verschoben.

Am 4. Dezember verließ König Maximilian Stuhlweißenburg und wandte sich über Wesprim den Erblanden zu. Am Weihnachtsabend 1490 erreichte er das altvertraute Wiener-Neustädter Schloß¹⁴³), das die Ungarn inzwischen hatten übergeben müssen. Dort erwarteten ihn bereits die Abgesandten des Königs von England¹⁴⁴) und suchten ihm ganz andere Gedanken nahezu legen.

Keineswegs als Geschlagener hatte Maximilian Ungarn verlassen. Er hatte den Feldzug über den Winter planmäßig zur Ruhe gelegt, wie dies alle strategischen und finanziellen Erwägungen geboten. Nichts von den gewonnenen Stellungen wurde zunächst preisgegeben. Die westlichen Gespanschaften und Kroatien blieben fest in der Hand des Königs. Er kehrte im Ansehen des Siegers heim,

¹³⁸) Vgl. Weißkunig, ed. Musper, S. 284, Nr. 146 (ed. Schulz, S. 276). — Kraus, Max.s Beziehungen, a.a.O., S. 67f. — MonHung, Dipl. 39, S. 184, Nr. 132: „... superataque temporis difficultate, superata denique hiemis incredibili asperitate, ...“ Bonfin, a.a.O., S. 503: „... adeo saeva hyemis tempestas, imbrium, nivis, frigoris, et ventorum continuatione oborta est, ut acriorem nulla unquam illis locis fuisse constaret ...“.

¹³⁹) Diese Tatsache berichtet König Maximilian in einem Brief an Erzherzog Sigmund (vgl. Kraus, Max.s Beziehungen, a.a.O., S. 67f.).

¹⁴⁰) Bonfin, a.a.O., S. 502.

¹⁴¹) Bonfin, a.a.O., S. 502.

¹⁴²) Vgl. Arnpeck, a.a.O., Chronica Baior., S. 389 ff., bzw. Bayr. Chronik, S. 638 ff.

¹⁴³) Vgl. den Bericht des Ehenheim bei Firnhaber, a.a.O., S. 453 ff., Nr. 51. — Arnpeck, a.a.O.

¹⁴⁴) Vgl. Tichtel, Tagebuch, a.a.O., S. 56.

und nach wie vor fanden sich ungarische Magnaten bereit, ihm zu huldigen¹⁴⁵). Auf der Rückfahrt empfing Maximilian sogar die Huldigung des Bischofs Sigmund von Fünfkirchen¹⁴⁶). Auch hatte Wladislaw nicht aufgehört, die Habsburger mit den verlockendsten Angeboten zu bedrängen. Nach dem so glückhaften Verlauf des Feldzuges dachte Maximilian aber gar nicht daran anzunehmen.

Die englischen Gesandten, welche Maximilian bereits in Wiener-Neustadt erwarteten, lenkten seine Aufmerksamkeit mit Nachdruck auf den Westen. Jetzt wohl mag der König erfahren haben, daß er seit kurzer Zeit „per procuram“ der Gemahl Annas von der Bretagne geworden war¹⁴⁷). Das mochte fürs erste als ein Erfolg erscheinen. Aber auch an bedenklichen Nachrichten fehlte es nicht. Frankreich, das den Römischen König in Ungarn gebunden sah, begann seine Hand nach der Bretagne auszustrecken. Der Frankfurter Friede mit Karl VIII. schien hinfällig. Spanien dagegen hatte seine Truppen aus der Bretagne zurückgezogen und den Engländern den Schutz des Herzogtums allein überlassen. Die Engländer wandten sich nun um Hilfe an den Römischen König, dessen Sache es vor allem sein mußte, das Herzogtum seiner neuen Gemahlin in bewaffneten Schutz zu nehmen. Am 12. Dezember war zu Oking zwischen den Unterhändlern Maximilians und den Engländern ein Kriegsbündnis¹⁴⁸) gegen Frankreich geschlossen worden, das die englischen Gesandten jetzt wohl zur Ratifizierung vorlegten. Gleichzeitig überreichten sie Maximilian die Abzeichen ihres St. Georgsordens¹⁴⁹). Dies alles wies auf Krieg gegen Frankreich hin. Jetzt, wo der Ungarnkrieg noch nicht gewonnen war, mußte dies bedenklich stimmen.

Die unverwüstliche Zuversicht Maximilians konnte dies zunächst nicht erschüttern. Man war im königlichen Hoflager voll bester Hoffnungen für das kommende Jahr, zumal man auch die Schwäche König Wladislaws kannte¹⁵⁰).

Nachdenklicher mußten den jungen König die Verhandlungen stimmen, die er gelegentlich seines Besuches in Linz mit seinem Vater

¹⁴⁵) Vgl. Firnhaber, a.a.O., S. 436 f., Nr. 39.

¹⁴⁶) Vgl. Firnhaber, a.a.O., S. 432 ff., Nr. 38.

¹⁴⁷) Ulmann, I, S. 120 f.

¹⁴⁸) Volltext bei Du Mont, Corps dipl. III/2, S. 256 f., Nr. 141.

¹⁴⁹) Tichtel, Tagebuch, a.a.O., S. 56: „accepit vestem societatis“.

¹⁵⁰) Vgl. Kraus, Max.s Beziehungen, a.a.O., S. 37, Nr. 14: „Der kunig von Beheim zeucht umb als ein willig armut. er vermag kain volck aufzubringen.“

führte. Der Kaiser forderte ganz entschieden, daß vor allem das ungarische Unternehmen zu einem guten Abschluß gebracht werden müsse. Er gab König Maximilian zwar die Vollmacht¹⁵¹⁾, auf dem kommenden Nürnberger Tag das Reich gegen Ungarn anzubieten. Die Reichshilfe sollte sich bereits um Georgi (23. April) in Wien versammeln¹⁵²⁾. Weil der Kaiser aber der wiederholt angerufenen Reichshilfe mißtraute, forderte er gleichzeitig, daß Maximilian auf die Verhandlungsvorschläge Wladislaws eingehe¹⁵³⁾. Die böhmischen Angebote waren gewiß sehr verlockend, wenn man sich wie Friedrich mit der Rückgewinnung der Erbländer und mit dem Stand des Friedens von 1463 zufrieden gab. Maximilian durfte auf Grund der glänzenden Waffenerfolge im vergangenen Herbst jedoch zuversichtlich hoffen, sein Erbrecht durchzusetzen und das ganze Königreich zu gewinnen. Er hätte freilich auch erwartet, daß ihm der Vater, dem er so ausgezeichnete Dienste geleistet hatte, über die Bedrängnis des Augenblicks hinweghelfen würde.

Maximilian konnte zunächst nicht umhin, auf die Wünsche des Vaters einzugehen. Er mochte hoffen, die ungarische Sache so lange hinzuziehen¹⁵⁴⁾, bis die dringendsten Aufgaben im Westen gelöst wären. Daß sein Eingreifen im Westen unaufschiebbar war, wurde ihm von Tag zu Tag klarer. Anna von der Bretagne, seine ferngetraute Frau, war inzwischen auch zur Römischen Königin gekrönt¹⁵⁵⁾ worden. Pflicht und Ehre forderten das Eingreifen des Römischen Königs zum Schutze der bedrohten Frau und zum Vollzug der Ehe. Dies schien umso wichtiger, als inzwischen die Franzosen

¹⁵¹⁾ Volltext bei Firnhaber, a.a.O., S. 459 ff., Nr. 54.

¹⁵²⁾ Vgl. Janssen, Frankfurter Reichsresp., II, S. 548, Nr. 683.

¹⁵³⁾ Vgl. Weißkunig, ed. Musper, S. 285, Nr. 148 bzw. 426, Nr. 124 (Schulz, S. 278). — Bonfin, a.a.O., S. 505.

¹⁵⁴⁾ Die Bereitwilligkeit Ungarns, schon um die Jahreswende 1490/91 Frieden zu schließen, bestätigt uns neben vielen anderen Quellen vor allem der gut unterrichtete Bischof Georg von Chiemsee (vgl. Zahn, Admonter Formelbuch, a.a.O., S. 74 f., Nr. 7). Maximilian ließ sich aber erst 1491 von seinem Vater zum Abschluß eines Friedens bewegen (vgl. S. 69 f.).

¹⁵⁵⁾ Vgl. den Bericht des Bischofs Georg von Chiemsee (Zahn, a.a.O., S. 74, Nr. 7): „Est eadem sponsa nunc coronata et scribit se reginam Romanorum“. — An der Krönung Annas ist nicht zu zweifeln. Offenbar wurde sie nach der Ferntrauung per procuram in die Kirche geführt und mit einer Krone symbolisch zur Römischen Königin gekrönt. Ähnlich geschah es 1493 mit Bianca Maria Sforza, die auch unmittelbar nach der Ferntrauung symbolisch gekrönt wurde (vgl. Calvi F., Bianca Maria Sforza-Visconti, regina dei Romani ... Mailand 1888).

Anna von der Bretagne die Stadt Nantes weggenommen hatten¹⁵⁶) (Februar 1491).

Maximilian mußte immerhin rechnen, daß ihn die Bretagne und Burgund längere Zeit festhalten würden. Er durfte aber ebenso annehmen, daß der Vater trotz allem anfänglichen Widerstreben sich dem Gebot der Stunde nicht versagen und den bedrängten Sohn wenigstens im Osten inzwischen entlasten würde. Es konnte Friedrich III. nicht allzu schwer sein, mit Hilfe des tüchtigen Reichenburgers, den Maximilian inzwischen zu seinem Stellvertreter in Ungarn ernannt hatte¹⁵⁷), wenigstens die bisher gewonnenen Stellungen zu behaupten, zumal auch eine kleine Reichshilfe zu erwarten war. Denn daß auch Wladislaw mit großen inneren Widerständen zu ringen hatte, war allbekannt.

Nach seiner Rückkehr plante Maximilian, das so hoffnungsvoll begonnene ungarische Unternehmen abzuschließen und mit einem umfassenden Angriff gegen die Türken zu krönen. Das ungarische Unternehmen erschien ihm gleichsam als die Vorbereitung für den Türkenzug. Der Türkenzug aber gehörte zu den politischen Leitgedanken seines Lebens. So eingehend befaßte er sich damit gerade in jenen Monaten, sammelte so umfassende Berichte und Kenntnisse über den osmanischen Osten, „daß man hätte meinen mögen, er wäre sein Lebtage dort gewesen“¹⁵⁸).

Auch die diplomatischen Bemühungen für die Erwerbung Ungarns und für die Vorbereitung des Türkenkrieges ließ Maximilian trotz der andrängenden Schwierigkeiten im Westen nicht abreißen. So wurde noch Mitte Februar 1491 ein Gesandter zum König von Polen abgeordnet¹⁵⁹), der die Haltung König Kasimirs und seines Sohnes Johann Albert zur Ungarnfrage und zur Türkenfrage erkunden sollte. Auch um die Unterstützung durch die Königin Beatrix blieb Maximilian weiterhin bemüht¹⁶⁰). Kurzum, es wurde nichts unter-

¹⁵⁶) Ulmann, I, S. 123 f.

¹⁵⁷) Vgl. Firnhaber, a.a.O., S. 462, Nr. 57.

¹⁵⁸) Vgl. Zahn, a.a.O., S. 74 f., Nr. 7: — „Scit Maiestas ... omnes vias, per quas Thureus facilius oppugnari possit, tenet quoque memoriter omnes arces, montes, rupes, fluvios, per quos ad eos penetrari potest, non secus ac si omnem etatem suam inibi contribuisset.“

¹⁵⁹) Vgl. Kraus, Max.s Briefwechsel mit Sigm. Prüschenk, S. 68 ff. — Ulmann, a.a.O., S. 109.

¹⁶⁰) Vgl. MonHung, Dipl. 39, S. 191 ff., Nr. 135: „... ut desperatam de matrimonio reginam ad se traheret cum arcibus ...“

lassen, um die gewonnenen Stellungen im Osten für die Dauer seiner Anwesenheit im Westen zu sichern. Nicht kopfloses Schwanken, sondern politisch wie strategisch begründete Überzeugungen bestimmten Maximilian schon seit Frühjahr 1491, im Osten so lange anzuhalten, sich zu verteidigen und zu verhandeln, bis er sich im Westen gegen Frankreich freigekämpft habe und seine ganze Kraft auf die Erwerbung Ungarns und auf den Türkenzug sammeln könne.

Wer so weiträumig plant, läuft stets Gefahr, daß sich die eine oder andere Voraussetzung als falsch erweist. Falsch schätzte Maximilian die Entschlossenheit Frankreichs ein. Karl VIII. betrachtete den Gewinn der Bretagne als eine Lebensfrage¹⁶¹⁾ und verfolgte sie mit einer Hartnäckigkeit und Skrupellosigkeit, die ihm Maximilian nicht zugetraut hätte. Falsch schätzte Maximilian auch die Hilfsbereitschaft Englands ein¹⁶²⁾. Ebenso wenig hatte der Römische König damit gerechnet, daß ihm die Römische Kurie, der er sich in der Kreuzzugsfrage so dienstbereit erwiesen, in der bretonischen Heiratssache so übel mitspielen würde¹⁶³⁾.

Ganz und gar aber verrechnete sich der König in der Haltung seines Vaters. Hatte er auch keine Unterstützung Friedrichs III. im Krieg gegen Frankreich erwarten können, so doch dessen Mithilfe in der Verteidigung Ungarns. Das durfte der Sohn nach den Leistungen, die er im Dienste der väterlichen Erbländer vollbracht hatte, billig erwarten. Er sollte sich darin bitter täuschen. Entschieden und beharrlich, ohne Rücksicht auf andere Verpflichtungen seines Sohnes, forderte Friedrich den persönlichen Einsatz Maximilians und aller seiner Kräfte im Osten¹⁶⁴⁾. Als der König eigene Wege ging, scheute der Vater vor keinem Druck zurück, den Sohn im Osten festzuhalten.

6. Der Nürnberger Tag.

Schon vor Beginn des Nürnberger Tages hatte Maximilian am 11. April unter dem Eindruck der Ereignisse im Westen es gewagt, den von Friedrich III. befohlenen Ungarnfeldzug abzusagen¹⁶⁵⁾. Die Kurfürsten hatten ihm zugestimmt. Dem Kaiser konnte diese geheime Abmachung nicht lange verborgen bleiben. Seither lehnte

¹⁶¹⁾ Vgl. L a v i s s e, Histoire de France, IV/2, S. 434 f.

¹⁶²⁾ Vgl. U l m a n n, I, S. 163.

¹⁶³⁾ U l m a n n, I, S. 139 ff.

¹⁶⁴⁾ U l m a n n, I, S. 132.

¹⁶⁵⁾ Vgl. J a n s s e n, Frankfurts Reichscorr., II, S. 549, Nr. 685. — Für das folgende vgl. B o c k S. 323 ff.

er eigensinnig jede Unterstützung des Sohnes ab. Heimlich und offen hintertrieb er alle Versuche des jungen Königs, allein mit Hilfe seiner engeren Parteigänger und des Reiches den Krieg gegen Frankreich und Ungarn zu führen.

Bei solcher Haltung des Kaisers hatte der Römische König auch vom Nürnberger Tag wenig zu erwarten. Schon die Ausgleichsverhandlungen zwischen Bayern und dem Schwäbischen Bund, die Maximilian Mitte März 1491 in Nürnberg einleitete, waren wenig ermutigend¹⁶⁶). Der Reichstag, der auf 23. April 1491 nach Nürnberg berufen worden war, wurde äußerst schwach beschickt. Die eifrige Unterstützung, welche der päpstliche Legat Peraudi gerade der Sache des Türkenkrieges und damit Ungarn zuwandte, nützte dem König augenblicklich wenig. Mehr spöttisch meinten die Kurfürsten, der Legat möge zusehen, daß der Papst dem König bei der Erwerbung der ungarischen Krone helfe¹⁶⁷).

Der Reichstag stand zunächst ganz unter dem Eindruck des bayrisch-schwäbischen Streites¹⁶⁸). Auch eine Gesandtschaft König Wladislaws verfehlte ihre Wirkung auf die deutschen Reichsfürsten nicht¹⁶⁹). Die Beratung der Hilfsartikel wurde hinausgezögert. Den Ständen lag die seit 1486 verschleppte Reichsreform und damit eine wirksame Friedensordnung näher als die Hilfsforderung des Königs. In der Tat legte der König, offenbar ohne Einwilligung seines Vaters, den Ständen den Entwurf einer Friedensordnung¹⁷⁰) vor, welche die Bedürfnisse des inneren Friedens (Gerichtsordnung) mit denen des äußeren Friedens (Reichsverteidigung) zu verbinden suchte. Eine Reihe von sehr brauchbaren Gedanken war darin ausgesprochen, die in Worms 1495 verwirklicht¹⁷¹) wurden. Das Ganze gab sich als eine Handhabung des Frankfurter Landfriedens von 1486.

Die Stände aber forderten zur Sicherung des Friedens vor allem ein ständisch besetztes Kammergericht¹⁷²). Maximilian hätte mit sich reden lassen. Aber Friedrich III. dachte nicht daran, den Reichs-

¹⁶⁶) Vgl. Janssen, a.a.O., II, S. 548 f., Nr. 684.

¹⁶⁷) Vgl. Müller, Reichstagstheatr. unter Friedrich, III, S. 196. — Über die Tätigkeit Peraudis im allgemeinen vgl. Pastor, III, S. 258 ff.

¹⁶⁸) Vgl. Janssen, a.a.O., II, S. 550, Nr. 688.

¹⁶⁹) Bonfin, a.a.O., S. 505.

¹⁷⁰) Text bei Müller, Reichstagstheatr. unter Friedrich, III, S. 196 ff.

¹⁷¹) Vgl. Wiesflecker, Maximilian und die Wormser Reichsreform, a.a.O., passim.

¹⁷²) Vgl. Müller, Reichstagstheatr. unter Friedr., III, S. 199.

ständen etwa um des Sohnes Willen das zu gewähren, was er ihnen sein Lebtage versagt hatte; jetzt am allerwenigsten, wo Maximilian durch einen Vergleich mit den Reichsständen jene Handlungsfreiheit gewonnen hätte, die ihm der Vater im Grunde mißgönnte.

Tiefere Gegensätze denn je trennten damals Vater und Sohn. Ihre politischen Planungen waren grundverschieden. Dem Vater fehlte es auch an Verständnis für den jugendlichen Tätigkeitsdrang des Sohnes; der Sohn hinwieder ließ es zuweilen am nötigen Feingefühl für die Empfindlichkeit des Alters fehlen. So verschärften sich die Verstimmungen gerade 1491 zu ernstesten Gegensätzen. Vor allem war Maximilian dem Vater zu selbständig; sein Verhalten in der ungarischen Erbrechtsfrage und in der erbländischen Belehnungsfrage hatte das väterliche Mißtrauen genährt. Neuerdings kam noch die bretonische Frage und die Reichsreform dazu. Unwillig beobachtete der Kaiser, wie sich der König mit den Reichsständen zu verbünden suchte. Offensichtlich bemerkte der einsame alte Mann, wie die meisten Fürsten dem jungen König anhängen. Er traute Maximilian wohl die Absicht zu, das Regiment vor der Zeit an sich zu bringen. Nicht anders ist die Bemerkung zu verstehen, die er zeitweise hinwarf: „Ne des alienis honorem tuum“¹⁷³).

Den Reichsfürsten konnte dieser Gegensatz nicht verborgen bleiben; sie suchten den Sohn in der Tat zu offenem Widerstand gegen den reformfeindlichen Vater anzuspornen. Sie empfahlen ihm schwarz auf weiß, einen „Landtag“ gegen den widerstrebenden Vater auszuschreiben und ihm die Reform aufzuzwingen¹⁷⁴). Die Stände würden ihm gerne dabei helfen. Maximilian wies den Gedanken nicht ganz von sich. Um den Anstand zu wahren, schützte er die Schlichtung des bayrisch-schwäbischen Streites vor und versprach den Kurfürsten, unter diesem Vorwand auf einer Tagsatzung zu Frankfurt am kommenden Martinitage die Reformgespräche fortzusetzen. Dafür wohl erhielt er im Abschied vom 28. Juli 1491 eine mäßige Reichshilfe von 8 600 Mann zugebilligt¹⁷⁵).

Maximilian hielt nun den Feldzug gegen Frankreich für gesichert. In einer mehr förmlichen Bitte wandte er sich an den Vater

¹⁷³) Vgl. Höfler Constantin, Fränkische Studien IV, AföG 7 (1851), S. 132.

¹⁷⁴) Vgl. Müller, Reichstagstheatr. unter Friedr., III, S. 199: „... und so es die Keys. Maj. ye nicht thun wolt, wolt es denn der Kön. Maj. gemeint sein, einen gemeinen Landtage in das Reich auszuschreiben ...“.

¹⁷⁵) Vgl. Müller, Reichstagstheatr. unter Friedr., III, S. 194.

um Erlaubnis, gegen Frankreich ziehen und das Reichsbanner mitführen zu dürfen. Kaum hätte der König erwartet, daß ihm der Vater mit einem Federstrich gleichsam alle Hilfsmittel entziehen könne.

Ein Sonderbotschafter überbrachte Maximilian anfangs Juli die Antwort des Vaters¹⁷⁶⁾. Mit eindringlichen Worten tadelte der Kaiser die Widersetzlichkeit des Sohnes, der durch seine „Tagsatzungen“ die Autorität des Kaisers und des Königs im Reiche untergrabe. Die Aufrichtung eines „ewigen Landfriedens“ sei ganz unnötig; er würde so und anders nicht gehalten. Der in Aussicht genommene Frankfurter Reformtag aber habe zu unterbleiben. In einem eigenen Mandat¹⁷⁷⁾ wandte sich der Kaiser an den Frankfurter Rat und gebot ihm bei kaiserlicher Strafe, die Reformer, falls sie sich gegen den Willen des Kaisers versammeln wollten, einfach aus der Stadt auszusperren. Vorwurfsvoll erinnerte der Kaiser den Sohn, daß er sich nun zwei Kriege aufgeladen habe; der Kaiser wolle damit nichts zu tun haben. Er werde sich auch um den Krieg und um die Söldner gegen Ungarn nicht mehr kümmern. Wenn Maximilian Söldner gegen Ungarn schickte, möge er sie aus dem Nürnberger Anschlag selber bezahlen. Der Kaiser überlasse es ganz Maximilian, wie er den Krieg führen wolle. Wenn sich aber durch des Königs Abwesenheit da oder dort ein Unglück begeben, sei der Kaiser daran ohne Schuld. — Entschieden forderte Friedrich Friedensverhandlungen mit Ungarn. Wie zum Hohn gestattete er dem Sohn, in die Bretagne zu ziehen und ermahnte ihn, den Reichsadler nicht in Schande zu bringen, wußte er doch genau, daß der Widerruf der Reformverhandlungen auch die spärliche Reichshilfe in Frage stellen mußte.

Das offene und heimliche Gegenspiel des Kaisers zeitigte sofort seine Wirkungen. Maximilian hatte die Reichshilfe zunächst für Anfang August nach Metz aufgeboten. Aber niemand erschien. Maximilian verschob den Termin auf Ende August und schließlich auf Anfang September¹⁷⁸⁾. Wieder erschien niemand. Auch die versprochenen Geldablösen gingen nicht ein¹⁷⁹⁾. Diese Hilfsverweigerung ist ohne die Einwirkung des Kaisers kaum zu erklären.

¹⁷⁶⁾ Vgl. L i c h n o w s k y, VIII, S. 758 ff., Nr. XII.

¹⁷⁷⁾ Vgl. J a n s s e n, Frankf. Reichscorr., II, S. 551 ff., Nr. 694.

¹⁷⁸⁾ Vgl. J a n s s e n, Frankfurts Reichscorr., II, S. 551, Nr. 691 u. 692.

¹⁷⁹⁾ Vgl. L e h m a n n, Speyrer Chronik, S. 934. — M ü l l e r, Reichstagstheatr. unter Maximilian, I, S. 111. — J a n s s e n, Frankf. Reichscorr., II, S. 552, Nr. 696.

Friedrich III. wurde Mitte August noch deutlicher¹⁸⁰⁾. Er befahl Maximilians Räten in aller Form, sie möchten den König von seinen bretonischen Plänen abbringen und ihn bewegen, die gesamte Reichshilfe den Erbländern und Ungarn zuzuwenden. Der König möge den dem Vater aufgezwungenen Ungarnkrieg durch einen günstigen Frieden beendigen. Dafür machte sich Friedrich erbötig, den Sohn mit Frankreich durch Verhandlungen auszugleichen. In der Tat hatten die Franzosen, um Vater und Sohn noch weiter zu spalten, Friedrich den Ausgleich der Irrungen zwischen sich und Maximilian angeboten. Ein handgreiflicher Kniff, auf den wohl Friedrich III., nicht aber Maximilian eingehen konnte.

Die Widerstände, welche Friedrich III. allenthalben aufrichtete, waren umso folgenschwerer, als mit Anbruch der besseren Jahreszeit auch König Wladislaw zum Angriff auf die habsburgischen Stellungen in Ungarn überging. Wladislaw, der die Bindungen Maximilians im Westen und dessen Schwierigkeiten mit dem Vater und dem Reichstag kannte, ließ sich durch leere Verhandlungen nicht lange hinhalten. Er hatte sich durch schlaue Versprechungen die Geldmittel der Königinwitwe Beatrix, außerdem Mailänder Zuschüsse verschafft und warf sich anfangs Mai 1491 mit 10 000 Mann vor Stuhlweißenburg¹⁸¹⁾.

Maximilian vermochte in seiner Lage den dringenden Hilfsbitten des Reichenburgers¹⁸²⁾ kaum zu entsprechen, obwohl er nichts unterließ, Truppen und Geld für Ungarn aufzutreiben. Um Wladislaw von Ungarn abzuziehen, ließ Maximilian Entlastungsstöße in das südliche Mähren bis gegen Tyrnau führen¹⁸³⁾. Eifervoll bemühte er sich um ein Eingreifen Rußlands gegen die Jagellonen¹⁸⁴⁾. Der Kaiser dagegen rührte keinen Finger, wie er es angekündigt hatte. Es war daher nicht zu verhindern, daß die im vergangenen Herbst eroberten Westkomitate allmählich abzubröckeln begannen und der Krieg sich den erbländischen Grenzen näherte. Selbst Wiener-Neustadt fühlte

¹⁸⁰⁾ Vgl. Ulmann, a.a.O., S. 132. — Über die Haltung Friedrichs III. vgl. auch Bonfin, a.a.O., S. 505.

¹⁸¹⁾ Über die Mailänder Zuschüsse vgl. MonHung, Dipl. 39, S. 191 ff., Nr. 153. Am gleichen Ort auch zahlreiche Hinweise auf die Geldmittel, welche Beatrix dem Kg. Wladislaw zur Verfügung stellte. Über die Belagerung von Stuhlweißenburg vgl. Bonfin, a.a.O., S. 500.

¹⁸²⁾ Vgl. Kraus, Max.s Briefwechsel mit Prüschenk, S. 76 ff.

¹⁸³⁾ Bonfin, a.a.O., S. 509.

¹⁸⁴⁾ Karge, a.a.O., S. 272 f.

sich bedroht¹⁸⁵), denn die niederösterreichischen Festungen, die seit den Tagen Corvins in ungarischer Hand geblieben waren, begannen sich wieder gefährlich zu rühren.

Maximilian war völlig außerstande, wirksam einzugreifen. Die spärliche Reichshilfe, welche erst am 28. Juni, sehr spät also, gewährt worden war, ging aus den bekannten Gründen nur tropfenweise oder gar nicht ein. Soweit sie einging, versuchte sie Maximilian dem Westen zuzuführen. Trotzdem war Maximilian bemüht, durch private Kreditaktionen auch die Ostverteidigung zu unterstützen. Insbesondere der päpstliche Legat Peraudi stellte ihm unter dem Titel des Türkenkrieges Ablaßgelder für Ungarn zur Verfügung. Auch Georg Fugger half mit Krediten aus¹⁸⁶). Aber wie sollten sich private Geldgeber oder die Reichsstände besonders eifrig zeigen, wenn der alte Kaiser seine Tasche engherzig verschloß. Der Kaiser drängte immerfort zum Verzicht auf Ungarn und zum Frieden.

Während sich Maximilian so fruchtlos bemühte, eroberten die Ungarn am 29. Juli Stuhlweißenburg¹⁸⁷) und schritten alsbald zur Belagerung von Wesprim. Angesichts der Haltung des Vaters fand sich Maximilian am 12. August endlich bereit, nachzugeben und seine Vertreter zu den Friedensverhandlungen nach Preßburg abzuordnen¹⁸⁸).

Aber auch durch dieses Zugeständnis vermochte sich Maximilian nicht für den Krieg gegen Frankreich freizumachen. Wir haben bereits gehört, daß die Reichsaufgebote weder anfangs August in Metz, noch einen Monat später im Elsaß erschienen. Auch die Geldanschlüsse wurden nicht geleistet¹⁸⁹). Den Ständen war es ein leichtes, sich hinter den unterschiedlichen Weisungen des Kaisers und des Königs zu verschanzen. Maximilian aber saß, aller Mittel entblößt, hilflos in den oberen Landen fest.

In dieser drückenden Not, die ihm jede Aktion im Osten wie im Westen unmöglich machte, hoffte der König, sich durch eine Neuordnung der Finanzverwaltung helfen zu können. Am 11. August 1491 bestellte er den Simon von Hungersbach zu seinem General-

¹⁸⁵) Kraus, Max.s Briefwechsel, S. 77 f.

¹⁸⁶) Firnhaber, a.a.O., S. 463 f., Nr. 59, 60.

¹⁸⁷) Vgl. Szalay, III/2, S. 29. — Tichtel, Tagebuch, a.a.O., S. 57. — Bonfin, a.a.O., S. 507.

¹⁸⁸) Firnhaber, a.a.O., S. 466, Nr. 65.

¹⁸⁹) Vgl. S. 62.

schatzmeister für das Reich und die gesamten Erbländer¹⁹⁰). Daß er dazu die gewiß nötige Zustimmung des Vaters nicht einholte, erklärt sich wohl aus der ernstesten Verstimmung jener Wochen. Daß er damit die Spannung noch verschärfte, ist wahrscheinlich.

Aber auch der neue Generalschatzmeister vermochte der Geldnot des Königs im Augenblick nicht abzuhelpen. Es war dem Kaiser in der Tat gelungen, den Sohn völlig „mattzusetzen“. Und Maximilian mußte schließlich erkennen, daß es nur einen Ausweg aus seiner Lage gab: die Versöhnung mit dem Vater.

Diesem Gefühl entsprang das bekannte Schreiben vom 20. September 1491¹⁹¹). Maximilian wandte sich an Prüschenk; offenbar waren die unmittelbaren Beziehungen zum Vater abgebrochen. Reumütig gleichsam gab der König am Schluß des Schreibens zu verstehen, daß er seinen Sinn gewandelt habe. Aus reiner Sorge um die Erbländer habe er die Bretagne und Burgund im Stich gelassen und sei bereit, dem Vater im Osten zu dienen; aber der Kaiser möge ihm helfen: bei aller Opferbereitschaft könne Maximilian nicht allein die „Welt bezwingen“. Der Kaiser möge wenigstens die Bezahlung der Söldner sicherstellen, damit die Erbländer erhalten werden könnten. Stehe der Feind einmal in Osterreich oder Steiermark, so sei alles verloren und es werde dem Vater ergehen wie einst mit König Matthias. Der Kaiser möge wenigstens gestatten, Hohenberg für 10 000 fl zu verpfänden; denn ohne Geld könne sich Maximilian weder zum Kaiser noch zu den Söldnern wagen. Das „Umzotteln“ in den oberen Landen sei ihm längst zuwider. Wenn ihm der Kaiser helfe, werde er es ihm mit guten Diensten verdanken. Der Kaiser möge Antwort geben, ehe der Sommer verloren sei.

Die Antwort blieb aus. Der Sommer ging vorüber, ohne daß im Westen oder im Osten etwas Entscheidendes hätte geschehen können. In den Niederlanden zwar machte Herzog Albrecht von Sachsen Fortschritte. Aber in der Bretagne und in Ungarn nahm das Verhängnis seinen ungehemmten Lauf. Anna von der Bretagne wurde von den Franzosen in Rennes belagert¹⁹²). Im Osten wiederum wurde Wesprim bedrängt und fiel das kaiserliche Waffenlager Wasen¹⁹³)

¹⁹⁰) Vgl. Fellner-Kretschmayr, Zentralverwaltung I/2, S. 1 f., Nr. 1. — Adler, Zentralverwaltung Max. I., S. 507 ff.

¹⁹¹) Vgl. Kraus, Max.s Briefwechsel mit Prüschenk, S. 79 f.

¹⁹²) Vgl. Ulmann, I, S. 133 ff.

¹⁹³) Vgl. Lichnowsky, VIII, RegNr. 1618. — Firnhaber, a.a.O., S. 469, Nr. 68.

in die Hände der Ungarn. Ebenso ging Kroatien mit Agram wieder verloren¹⁹⁴). Es konnte als Erfolg gelten, daß Maximilian immer noch so starke Schläge gegen Böhmen und Mähren zu führen vermochte, daß er den Friedenswillen Wladislaws lebendig erhielt.

Krampfhaft suchte Maximilian nach einem Ausweg aus seiner Zwangslage¹⁹⁵), ohne ihn zu finden. Er dachte flüchtig an eine Heiratsverbindung seines Sohnes mit Bayern¹⁹⁶), um seine Stellung im Reiche zu verbessern. Umsonst. Hilflös zog er sich in das nahe Tirol zurück¹⁹⁷), um sich durch die Jagd die trüben Gedanken etwas zu verscheuchen und bessere Zeiten abzuwarten. Es mußte ihm recht sein, daß sich die Preßburger Verhandlungen so günstig anließen. In der Tat blieben Maximilians Gesandte hart und erzwangen einen Vertrag nach seinem Willen.

7. Der Preßburger Vertrag.

Der Vertrag von Preßburg¹⁹⁸) wurde ein Erfolg, sowohl für den Augenblick als auch für später durch seine weltgeschichtlichen Folgen, die erst nach einem Menschenalter (1526) eintreten sollten. Im Zeitpunkt der gefährlichsten Bedrohung durch Frankreich machte er die habsburgischen Kräfte im Osten völlig frei. Für die Zukunft aber eröffneten gerade die erbrechtlichen Bestimmungen den Habsburgern die besten Aussichten auf die Nachfolge. Das war in der Tat nicht wenig.

Schon in der Präambel des Vertrages anerkannte Wladislaw grundsätzlich das habsburgische Erbrecht in Ungarn zufolge des Vertrages von 1463. Die folgenden weitgehenden Zugeständnisse leiteten sich selbstverständlich aus diesem Grundsatz ab. Wladislaw

¹⁹⁴) Unrest, Österr. Chronik, S. 193.

¹⁹⁵) Das Urteil Ulmanns (I, S. 122), daß Maximilian „es versäumt habe, . . . sein eigenes Lager zu schützen, was kein wildes Tier unterlassen hätte“, stimmt mit den Tatsachen nicht überein und ist auch von der unterrichteten zeitgenössischen Geschichtsschreibung niemals geäußert worden. Die Berufung auf Hermansgrün ist ganz verfehlt, wie ich in einer demnächst erscheinenden Untersuchung nachweisen werde.

¹⁹⁶) Ulmann, I, S. 241.

¹⁹⁷) Kraus, Max.s Beziehungen, a.a.O., S. 45, Nr. 31.

¹⁹⁸) Volltext bei Schwind-Dopsch, Ausgewählte Urkunden, S. 424 ff., Nr. 229. — Firnhaber, a.a.O., S. 469 ff., Nr. 59. — Du Mont, Corps. dipl. III/2, S. 263 ff., Nr. 145. — Eine höchst interessante zeitgenössische Beurteilung enthält Bonfin, a.a.O., S. 509 f. — Vgl. Ulmann, I, S. 113. — Huber, III, S. 305 ff. — Szalay, III/2, S. 37 ff. — Bock, S. 329 f.

sollte zwar König von Ungarn bleiben und sein Königtum an seine rechtmäßigen männlichen Nachkommen vererben dürfen; aber auch der Kaiser und König Maximilian sollten weiterhin König von Ungarn heißen und zum Teil auch bleiben. Die Habsburger sollten nicht nur ihre gewonnenen erbländischen Städte und Festungen in Österreich, Steiermark, Kärnten und Krain behalten, sondern auch Teile des Königreiches Ungarn, wie Eisenstadt, Forchtenstein, Kobelsdorf, Hornstein, Rechnitz, Güns und Pernstein, welche der Kaiser seit 1463 erworben, als Könige von Ungarn besitzen. Es war also eine Art wirklicher *Mitherrschaft* in Ungarn¹⁹⁹⁾, die den Habsburgern zugestanden werden mußte. Ein enges Schutz- und Trutzbündnis sollte die Könige verbinden, die sich gegenseitig als „Brüder und Blutsverwandte“ betrachten wollten. Dieser Grundauffassung gemeinsamen Königtums entsprangen auch die sonst ganz unverständlichen Bestimmungen, daß es den alten Parteigängern Maximilians in Ungarn weiterhin erlaubt sein sollte, neben König Wladislaw auch König Maximilian dienstbar zu sein²⁰⁰⁾, daß außerdem die höchsten Reichsbeamten, der Palatin, die Hauptleute der Grenzfestungen, auch auf König Maximilian vereidigt werden mußten²⁰¹⁾, der zugleich König von Ungarn blieb. Diese außerordentlichen Zugeständnisse räumten dem Römischen König nicht nur formell, sondern auch tatsächlich eine Art Mitregierung im Königreiche ein.

Auch die erbrechtlichen Bestimmungen²⁰²⁾ entsprangen dieser Grundauffassung. Für den Fall, daß Wladislaw ohne rechtmäßige männliche Erben hinscheide, sollten die Habsburger als „Brüder und Blutsverwandte“ im Königreiche nachfolgen. Der ungarische Reichstag sollte sich in schriftlichen Erklärungen verpflichten, bei der Königswahl dieses habsburgische Erbrecht zu berücksichtigen. Dergleichen sollten alle großen Reichsbeamten, der Palatin, die Reichsprälaten, die Hauptleute der Grenzfestungen, zumal die Kronhüter, auf eine besondere Weise dem Hause Habsburg verpflichtet werden²⁰³⁾. Ja, Wladislaw sollte sich sogar um die Erbfolge der Habsburger in Böhmen²⁰⁴⁾ bemühen. Der Erbfall Ungarns und Böhmens

¹⁹⁹⁾ Diese wichtige Tatsache ist von der bisherigen Literatur nicht beachtet worden.

²⁰⁰⁾ Schwind-Dopsch, Ausgewählte Urkunden, Art. 23.

²⁰¹⁾ Ebda., Art. 12.

²⁰²⁾ Ebda., Art. 9—20.

²⁰³⁾ Ebda., Art. 13.

²⁰⁴⁾ Ebda., Art. 21.

an das habsburgische Blut, der bei Wladislaws damaliger Kinderlosigkeit zu erwarten war, erschien Maximilian als das eigentliche Ziel des Vertrages.

Man wird annehmen dürfen, daß sich Maximilian sehr nachdrücklich für eine Heirat Wladislaws mit der Königinwitwe Beatrix verwendete. Da sie als unfruchtbar galt, wären dadurch Habsburgs Erbhoffnungen sehr gestiegen. Erwarb sich Maximilian außerdem den Dank dieser Frau, so durfte er hoffen, über sie weiterhin einen unmittelbaren Einfluß auf den schwachen König zu behalten. Wladislaw, der Beatrix bereits heimlich geheiratet hatte²⁰⁵), scheint den Gesandten Maximilians, mündlich wenigstens, auch darin zugestimmt zu haben. Zumindest hat es Maximilian später behauptet²⁰⁶).

Zu allem erreichten die Unterhändler Maximilians auch noch sehr günstige finanzielle Bestimmungen. Wladislaw hatte 100 000 fl Kriegsschädigung²⁰⁷) zu zahlen, überdies auf die 100 000 fl zu verzichten, welche seinerzeit Kaiser Friedrich III. dem Matthias Corvinus versprochen hatte²⁰⁸).

Später machte Wladislaw noch über den Wortlaut des Hauptvertrages hinaus finanzielle Einzelzugeständnisse²⁰⁹) von mehr als 100 000 fl, so daß der Gesamtbetrag der Entschädigung die 300 000 fl überstieg. Davon waren allerdings nur 118 000 fl bar zu bezahlen. Alles andere betraf den Nachlaß alter Verpflichtungen. Immerhin befähigte diese Summe König Maximilian im kommenden Sommer zur Führung des Krieges gegen Frankreich.

Wladislaw zeigte sich den Unterhändlern Maximilians in allem über die Maßen entgegenkommend. Er erweiterte die finanziellen Zugeständnisse in stets neuen Urkunden²¹⁰) über den Rahmen des Hauptvertrages hinaus. Er verzichtete seinerseits ausdrücklich auf jeden irgendwie gearteten Anspruch gegenüber den Habsburgern²¹¹). Bereits am 29. November 1491 bestätigten acht Prälaten und sieben

²⁰⁵) MonHung, Dipl. 39, S. 174, 176, 198, 245 f., 358. — Fessler, Geschichte Ungarns III, S. 235.

²⁰⁶) Vgl. die Instruktion Maximilians an Erzherzog Philipp vom 21. November 1501 (Archiv f. Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst, 1. Jg., S. 619. — MonHung, Dipl. 39, S. 339. — Auch Szalay, III/2, S. 37 hält zusätzliche geheime Abmachungen für wahrscheinlich.

²⁰⁷) Schwind-Dopsch, a.a.O., Art. 22.

²⁰⁸) Vgl. Firnhaber, a.a.O., S. 528 f., Nr. 94.

²⁰⁹) Firnhaber, a.a.O., S. 494 f., Nr. 72, 73.

²¹⁰) Vgl. Firnhaber, a.a.O., S. 494 f., Nr. 72, 73.

²¹¹) Ebda., S. 496 f., Nr. 74.

Magnaten den Vertragstext²¹²⁾. Ehe ein Monat verstrichen, ratifizierte Wladislaw am 6. Dezember den Preßburger Vertrag auch persönlich²¹³⁾ und berief für kommenden Februar 1492 den gesamten ungarischen Reichstag zur Bestätigung des Friedenswerkes nach Ofen²¹⁴⁾.

Wer den sehr umfänglichen Vertrag und dessen Folgen studiert, wird nicht umhin können zuzugeben, daß er den Habsburgern die größten Vorteile für Gegenwart und Zukunft sicherte. Außer bedeutenden territorialen und finanziellen Zugeständnissen gewährt ihnen der Vertrag nicht nur eine förmliche, sondern auch eine tatsächliche Mitbestimmung innerhalb Ungarns. Die Aussicht, später einmal das ganze Königreich zu gewinnen, war durch die denkbar günstigsten erbrechtlichen Bestimmungen neuerdings befestigt. Und das Wichtigste für den Augenblick: Maximilian vermochte eben jetzt, wo der Krieg gegen Frankreich unvermeidlich wurde, die Gefahr eines Doppelkrieges zu bannen und aus der ungarischen Kriegsentschädigung sogar die fehlenden Geldmittel zur Führung eines Westfeldzuges²¹⁵⁾ zu gewinnen. Eben trafen Schlag auf Schlag die schlimmen Nachrichten aus der Bretagne ein: Rennes war gefallen, Anna in die Hände der Franzosen geraten; und das Beschämendste von allem, Anna war, obwohl bereits mit Maximilian per procuram getraut, mit dessen Feind, Karl VIII. von Frankreich, vermählt worden²¹⁶⁾.

Diese Schläge warfen auf die Stimmung jener Monate, ja selbst noch auf die späte Erinnerung des Königs im Weißkunig tiefe Schatten. Maximilian fühlte sich zwischen der Bretagne und Ungarn gleichsam zwischen zwei Stühle gefallen²¹⁷⁾. Auch die ungarische Lösung befriedigte ihn ganz und gar nicht, obwohl er sich durch seine Härte in der Verhandlung und im Felde bedeutende Vorteile hatte sichern können²¹⁸⁾. Er habe den Vertrag nur aus Ehrerbietung und Gehorsam gegen den Vater unterschrieben, sagte er ihm Weiß-

²¹²⁾ Ebda., S. 497 f., Nr. 75. — Pray, Annales lib. IV, S. 245.

²¹³⁾ Vgl. Firnhaber, a.a.O., S. 500 ff., Nr. 77.

²¹⁴⁾ Ebda., S. 499 ff., Nr. 76.

²¹⁵⁾ Vgl. Ulmann, I, S. 113.

²¹⁶⁾ Vgl. Ulmann, I, S. 136 ff.

²¹⁷⁾ Weißkunig, ed. Musper, S. 426.

²¹⁸⁾ Daß die großen ungarischen Zugeständnisse der Härte Maximilians zuzuschreiben sind, bestätigt Bonfin, a.a.O., S. 509. — Die Meinung Ulmanns (a.a.O., I, S. 113), daß der Vertrag das Gepräge Friedrichs III. trage, entspricht nicht den Tatsachen.

kunig²¹⁹). Späterhin freilich mag es auch Maximilian dankbar empfunden haben, gerade jetzt, wo der Krieg gegen Frankreich unabwendbar wurde, die Last eines Doppelkrieges los geworden zu sein und aus der ungarischen Kriegsentschädigung sogar die fehlenden Geldmittel für den Westfeldzug gewonnen zu haben. Allerdings gab Maximilian auch in dieser tiefen Demütigung die Hoffnung nicht auf, nach der Lösung der burgundisch-bretonischen Frage und nach dem Hingang seines Vaters auch die Ungarnfrage zusammen mit der Türkenfrage einer besseren Lösung zuzuführen. Immerhin beeilte er sich den Vertrag sogar vor seinem Vater zu ratifizieren (20. Dezember)²²⁰) und seine Gesandten zum ungarischen Reichstag abzuordnen²²¹), der sich am 2. Februar 1492 zwecks Bestätigung des Vertrages in Ofen versammeln sollte.

Daß man auch in Ungarn den Preßburger Vertrag für einen Erfolg Maximilians hielt, beweist nichts deutlicher als seine Aufnahme durch den Reichstag²²²). Schon bei der ersten Lesung erregte er den lauten Unmut der Stände. Der Reichstag wollte diesen „Schandvertrag“ zurückweisen. Man suchte die Schuldigen, überhäufte sie mit Vorwürfen, bezichtigte sie des Landesverrates und bedrohte sie am Leben.

Erst nach Wochen gelang es dem Kanzler, Erzbischof Thomas von Raab, die erregten Gemüter durch eine glänzende Rede zur Einsicht zu bringen. Er verstand es, den Hitzköpfen klarzumachen, daß es angesichts der umfassenden Bedrohung des Reiches durch Polen, besonders aber durch die Türken, ein Gebot der Selbsterhaltung gewesen sei, sich wenigstens mit dem gefährlichsten Feind, mit König Maximilian und mit dem Kaiser auszugleichen. Die Landherren rechneten offenbar, daß der junge kräftige König heiraten und Kinder zeugen werde, wodurch die erbrechtlichen Bestimmungen hinfällig würden. Bei diesem Gedanken beruhigten sie sich.

Alle anwesenden Stände für sich und als Landtag anerkannten nun den mit Kaiser Friedrich III. und König Maximilian zu Preßburg abgeschlossenen Frieden²²³). War es Zufall, daß sie für diesen

²¹⁹) Weißkunig, ed. Musper, S. 426: „... doch wolt er seinem vater nit ungehorsam sein und bestettet solhen tractat“.

²²⁰) Vgl. Firnhaber, a.a.O., S. 502 ff., Nr. 78. — Lichnowsky, VIII, Reg. Nr. 1673.

²²¹) Firnhaber, a.a.O., S. 504 f., Nr. 69.

²²²) Bonfin, a.a.O., S. 509 f.

²²³) Firnhaber, a.a.O., S. 511 ff., Nr. 84, 85, 86, 87, 88.

schweren Schritt gerade den Aschermittwoch wählten? Etwa 130 namentlich genannte Ständemitglieder der Königreiche Ungarn, Kroatien und Slawonien, darunter die höchsten Reichsbeamten, der Palatin, zumal die Kronhüter, die Bane, die großen Reichsbischöfe, die Kastellane von Ofen und Preßburg und Vertreter anderer Städte, gaben einzeln und zusammen ihre schriftliche Zustimmung und beschworen in Gegenwart der habsburgischen Gesandten für sich und alle Reichsbewohner nach einer festgesetzten Formel das ganze Vertragswerk, vor allem das habsburgische Erbrecht auf Ungarn. Eine ganze Reihe von solchen Urkunden ist uns überliefert²²⁴). Es kann demnach nicht der geringste Zweifel bestehen, daß auch der Reichstag als solcher den Preßburger Vertrag anerkannte²²⁵). Selbst bei Amtswechsel wurden späterhin noch mehrere Male die nachfolgenden neuen Beamten auf die Satzungen des Preßburger Friedens vereidigt²²⁶).

Maximilian war mit den Ergebnissen von Preßburg für den Augenblick zwar ganz und gar nicht zufrieden²²⁷), aber er mochte deren Bedeutung für die Zukunft ahnen. Er ließ daher alle zugehörigen Urkunden 1493, nach dem Tode seines Vaters, durch den Kanzler Stürzel beim Rat in Augsburg verwahren²²⁸), und zwar so gut, daß man sie in der entscheidenden Stunde gar nicht finden konnte.

In der Tat sollte sich der Übergang Ungarns an Habsburg im J. 1526 auf Grund des Preßburger Vertrages vollziehen, nicht auf Grund der Heiratsverträge von 1515, die keinerlei neue erbrechtliche Bestimmungen enthielten, sondern nur die alten Preßburger Artikel neu bekräftigten²²⁹).

Das Ungarnunternehmen von 1490/91 war die erste große Sache, die Maximilian als Römischer König im Dienste des Vaters, seiner östlichen Hausmacht und des Reiches führte. Es war alles in allem eine glänzende Tat, die den Zugriff des jungen Adlers erkennen ließ

²²⁴) Firnhaber, a.a.O., S. 511—43, Nr. 84—105.

²²⁵) Dies hat Firnhaber, a.a.O., S. 498 f., eindeutig nachgewiesen; vgl. Liske, Kongreß zu Wien, a.a.O., S. 517 ff.

²²⁶) Firnhaber, a.a.O., S. 544—47, Nr. 107—109.

²²⁷) Zahn, Admonter Formelbuch, a.a.O., S. 76 f., Nr. 9: „Cesar omnino voluit amplecti concordiam, rex non usquequaque gratus est de concordia, nisi quantum ex honestate quadam patri gratificari oportet.“

²²⁸) Fugger, Ehrenspiegel, S. 1031; vgl. Liske, a.a.O., S. 519.

²²⁹) Liske, Kongreß zu Wien, a.a.O., S. 504, 527.

und Aufsehen erregte bei Freund und Feind²³⁰). Alle Tugenden des Königs offenbarte dieses Unternehmen: Selbständigkeit und Schnelligkeit in Entschluß und Tat; Selbständigkeit bis zur Rücksichtslosigkeit auch gegenüber den Wünschen des Kaisers, der doch sein Vater war; Kühnheit und Zuversicht, welche die Herausforderung des Augenblicks annahm, ohne Rücksicht auf die vorhandenen Mittel; eine Improvisationskunst ohnegleichen, die innerhalb weniger Wochen ohne Geld eine Armee aus dem Boden stampfte und weitreichende Koalitionen zustandebrachte; Gewandtheit in Planung und Truppenführung, die den Feind stets aufs neue überraschte und mit geringen Mitteln bedeutende Erfolge erzielte. Auch die Mängel zeigten sich: Das Zusammenfallen aller Ost- und Westaufgaben des Hauses sozusagen auf die gleiche Stunde, das mehr in der Lage der habsburgischen Länder seine Ursache hatte als im Verschulden des Königs; sein allzustürmisches Vorgehen, das manchen Erfolg in Frage stellte; die mangelnde Rücksichtnahme auf die Wünsche des Vaters, die — wie sich zeigte — doch bestimmend waren.

Ohne Zweifel ist für die Zugeständnisse von Preßburg und für die Mißerfolge in der Bretagne der Widerstand des Vaters entscheidend gewesen²³¹), der zwar nicht ganz zu vermeiden, aber doch zu mildern gewesen wäre. Verhängnisvoll wirkte diesmal auch die Großzügigkeit des Königs vor Stuhlweißenburg, der es versäumte, seine Kriegskasse aus der reichen Beute aufzufüllen, anstatt dessen die reiche Stadt der Plünderung überließ und darüber auch seine Landsknechte völlig aus der Hand verlor. Dies vereitelte die Eroberung von Ofen.

Alles in allem werden wir die Erwerbung der Erbländer und großer Teile Ungarns binnen weniger Wochen als bedeutenden Erfolg²³²) werten müssen, selbst wenn zunächst nicht das ganze ungarische Königreich behauptet werden konnte, zumal wenn wir bedenken, daß das ganze Unternehmen schließlich durch Wladislaws Kriegsentschädigung bezahlt wurde²³³). Vom Reiche her ge-

²³⁰) Vgl. den Bericht des Bischofs Georg von Chiemsee vom 13. Dezember 1491 (Zahn, a.a.O., S. 76 f.). — Arnpeck, Chronica Baior., S. 392. — Bonfin, a.a.O., S. 501.

²³¹) Vgl. S. 62 ff.

²³²) Buchner (Weißkunig, ed. Musper, S. 167) vertritt in seiner übrigens interessanten Maximilianbiographie die Ansicht, daß es sich um einen äußerst bescheidenen Erfolg und um einen „mißglückten Feldzug“ handle. Dies widerspricht allen zeitgenössischen Quellenzeugnissen.

²³³) Vgl. S. 68.

sehen war die Bildung eines feindlichen jagellonischen Großreiches im Osten zumindest in Frage gestellt. Maximilian hatte sich eine Art Mitregierung in Ungarn gesichert, die ihm jederzeit die Möglichkeit gewähren konnte, in die inneren Verhältnisse dieses Landes einzugreifen. Daß Maximilian sein ungarisches Erbrecht keineswegs als bloße Formsache nahm, sondern jederzeit bereit war, dafür nicht nur seine diplomatische Kunst, sondern, wenn nötig, Waffengewalt einzusetzen, zeigten deutlich die Ereignisse von 1506 und 1515²³⁴). Er sah im Preßburger Vertrag das Mittel, Ungarn und Böhmen früher oder später seinem Staate einzuverleiben und hat sich hierin nicht getäuscht. Habsburgs deutsche und südosteuropäische Großmachtstellung aber ist erst durch die Erwerbung dieser beiden Staaten begründet worden.

Quellen- und Literaturverzeichnis

Wien HHStA = Wien Haus-, Hof- und Staatsarchiv.

I. Quellen:

- Arnpeck Veit, Sämtliche Chroniken, hrsg. von Georg Leidinger, Quellen und Erörterungen zur Bayrischen und Deutschen Geschichte, N.F. Bd. 3, München 1915.
- Bonfin Antonius, *Historia Pannonica* ..., ed. Joannes Sambucus, Köln 1690.
- Burckhard Johannes, *Liber notarum*, Muratori, *Rer. Ital. Script.* nuova ediz. tom. XXXII/1—2, ed. Enrico Celani, Città di Castello 1910/11.
- Chmel Joseph, *Regesta Friderici III. Romanorum Imperatoris*, Wien 1859.
- Cuspinian Joannes, *De Caesaribus atque Imperatoribus Romanis*, Frankfurt 1601.
- Datt Johannes Philippus, *Volumen rerum Germanicarum novum sive de pace imperii publica libri 5*, Ulm 1698.
- Du Mont J., *Corps universel diplomatique du droit des gens*, tom. III/2, Amsterdam-La Haye 1726.
- Firnhaber Friedrich, Beiträge zur Geschichte Ungarns unter der Regierung Wladislaus III. und Ludwig II. (1490—1526), *AföG* 3 (1849), S. 375—552.
- Fugger Johann Jacob, *Spiegel der Ehren des ... Kayser- und Königlichen Erzhauses Osterreich*, hrsg. von Sigmund von Birken, Nürnberg/Endtern 1668.
- Isthvanffy Nikolaus, *Regni Hungarici Historia*, Köln 1685.
- Janssen Johannes, *Frankfurts Reichsrespondenz*, Bd. 2, Freiburg/Breisgau 1872.
- Kraus Viktor von, Maximilians Beziehungen zu Sigmund von Tirol 1490—1496, 15. Jahresbericht des Leopoldstädter Real- und Obergymnasiums in Wien, Wien 1879, S. 3—56.
- Kraus Viktor von, Maximilians I. vertraulicher Briefwechsel mit Sigmund Prüschenk, Innsbruck 1875.

²³⁴) Vgl. Liske, Kongreß zu Wien, a.a.O., S. 520 ff.

- Lehmann Christophorus, *Chronica der freyen Reichs Statt Speier*, 4. Auflage durch Johann M. Fuchs, Frankfurt/Main 1711.
- Lichnowsky E. M., *Kaiser Friedrich und sein Sohn Maximilian 1477—1493* (Haus Habsburg, Bd. VIII), Wien 1844.
- Monumenta Hungariae Historica, *Magyar diplomáciai emlékek* (ungarische diplomatische Akten), 4. Abteilung, Bd. 4, Budapest 1878, und *Diplomataria*, Bd. 39 (*Acta vitam Beatricis Reginae Hungariae illustrantia*), Budapest 1914.
- Müller Johannes Joachim, *Reichstags-Theatrum*, wie selbiges unter Kayser Friedrichs V. (III.) Regierung gestanden, Jena 1713.
- Müller Johannes Joachim, *Reichstags-Theatrum*, wie selbiges unter Kayser Maximilians I. Regierung gestanden, 1. Teil, Jena 1718.
- Pray Georgius, *Annales regum Hungariae*, pars IV, Wien 1767.
- Schmauss J. J. und Senckenberg H. Ch., *Neue und vollständige Sammlung der Reichs-Abschiede*, 4 Teile, Frankfurt 1747.
- Schwind Ernst v. und Dop sch Alphons, *Ausgewählte Urkunden zur Verfassungs-Geschichte der deutsch-österreichischen Erblande im Mittelalter*, Innsbruck 1895.
- Tichtel Johannes, *Tagebuch des Wiener Arztes J. Tichtel*, hrsg. von Theodor v. Karajan, *Fontes rer. Austr. I.* (1855), S. 1—66.
- Tubero Ludovicus, *Commentariorum de temporibus suis* lib. 11, ed. Schwandtner J. G., *Scriptores rerum Hungaricarum*, tom. II, S. 111—381, Wien 1766.
- Unrest Jakob, *Österreichische Chronik*, hrsg. von Karl Großmann, *MG, Script. rer. German., nova series* tom. XI, Weimar 1957.
- Kaiser Maximilians Weißkunig, hrsg. von H. Th. Musper, Bd. 1 (Text) und Bd. 2 (Bildband), Stuttgart 1956; bzw. hrsg. von Alwin Schulz, *Jahrbuch der kunsthistorischen Sammlungen des allerhöchsten Kaiserhauses*, Bd. VI (1888).
- Zahn J., *Über ein Admonter Formelbuch des 15. Jahrhunderts*, *Beiträge zur Kunde steiermärkischer Geschichtsquellen*, Jhg. 17 (1880), S. 33—80.
- Fütterer Ulrich, *Ausgewählte Stellen aus U. Fütterer's ungedruckter Chronik von Bayern*, mitgeteilt von Fr. Würthmann, *Oberbayrisches Archiv für vaterländische Geschichte*, Bd. 5 (1844), S. 48—86.
- Fellner Thomas und Kretschmayr Heinrich, *Die österreichische Zentralverwaltung*, I. Abt., Bd. 2 (*Veröffentlichungen der Kommission für neuere Geschichte Österreichs* 6), Wien 1907.
- Pray Georgius, *Epistolae procerum regni Hungariae*, Pars I, Preßburg 1806.

II. Literatur:

- Adler Sigmund, *Die Organisation der Zentralverwaltung unter Kaiser Maximilian I.*, Leipzig 1886.
- Bachmann Adolf, *Deutsche Reichsgeschichte im Zeitalter Friedrich III. und Maximilian I.*, 2 Bde., Leipzig 1884—94.
- Bachmann Adolf, *Geschichte Böhmens*, Bd. 2 (allgemeine Staatengesch.), Gotha 1905.
- Berzeviczky, *Beatrice d'Aragon, reine d'Hongrie (1457—1508)*, Paris 1911.
- Bock Ernst, *Die Doppelregierung Kaiser Friedrichs III. und König Maximilians*

- in den Jahren 1486—1493, in: Aus Reichstagen des 15. und 16. Jahrhunderts, Schriftenreihe der Histor. Kommission b. d. Bayer. Akademie d. Wiss., Göttingen 1958, S. 283—340.
- Buchner Rudolf, Kaiser Maximilian als geschichtliche Erscheinung, in: Musper H. Th., Kaiser Maximilians Weißkunig, Bd. I (Stuttgart 1956), S. 149—192.
- Buchner Rudolf, Maximilian I., Reihe: Persönlichkeit und Geschichte, Bd. 14, Berlin-Frankfurt 1959.
- Fessler J. A., Geschichte von Ungarn, Bd. 3², Leipzig 1874.
- Fessler J. A., Mathias Corvinus, König der Hungarn und Großherzog von Schlesien, 2 Bde., Breslau 1793/94.
- Fraknói Wilhelm, Mathias Corvinus, König von Ungarn. 1458—90, deutsche Übersetzung aus dem Ungarischen, Freiburg/Breisgau 1891.
- Fraknói Wilhelm, Ulászló királylyá választása (Die Wahl Wladislaus II. zum Könige), in: Századok (1885), S. 1 ff., 97 ff., 193 ff.
- Huber Alfons, Geschichte Österreichs, Bd. 3 (allg. Staatengesch.), Gotha 1888.
- Karge Paul, Kaiser Friedrichs III. und Maximilians I. ungarische Politik und ihre Beziehungen zu Moskau 1486—1506, Deutsche Ztschrft. f. Geschichtswissenschaft 9 (1893), S. 259—287.
- Krones Franz v., Nachträge und Ergänzungen zu den Vorarbeiten zur Quellenkunde und Geschichte des mittelalterlichen Landtagswesens der Steiermark, Beiträge zur Kunde steiermärkischer Geschichtsquellen, Jg. 3 (1866), S. 94 ff.
- Lavisse Ernest, Histoire de France, Bd. IV/2, Paris 1911.
- Liske Xaver, Der Kongreß zu Wien im Jahre 1515, Forsch. z. dt. Gesch. VII (1867), S. 463—558.
- Pastor Ludwig v., Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters, Bd. 3^{5—7}, Freiburg/Breisgau 1924.
- Redlich Oswald v., Geschichte Österreichs, Bd. 6 (Fortsetzung von Huber), allg. Staatengeschichte, Gotha 1921.
- Riezler Sigmund, Geschichte Baierns, Bd. 3 (allg. Staatengesch.), Gotha 1889.
- Schaffran E., Beiträge zum 2. und 3. Einfall der Ungarn in Niederösterreich, Jahrbuch f. Landeskunde von Niederösterreich, N. F. 25 (1932), S. 145—174.
- Schober Karl, Die Eroberung Niederösterreichs durch Mathias Corvinus in den Jahren 1482—1490. Blätter des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich, N.F. 13. und 14. Jahrgang (1879/80).
- Stolz Otto, Geschichte des Landes Tirol, Bd. 1, Innsbruck 1955.
- Szalay Ladislaus v., Geschichte Ungarns, Bd. 3/1—2, aus dem Ungarischen übersetzt von H. Wögerer, Pest 1873/74.
- Übersberger Hans, Österreich und Rußland seit dem Ende des 15. Jahrhunderts, Bd. 1, Veröffentlichungen f. neuere Geschichte Österreichs, Bd. 2, Wien-Leipzig 1906.
- Ulmann Heinrich, Kaiser Maximilian I., Bd. 1, Stuttgart 1884.
- Wiesflecker Hermann, Maximilian I. und die Wormser Reichsreform, Ztschrft. d. Hist. Ver. f. Steiermark, 49. Jahrgang (1957) S. 3—66.
- Ziehen Eduard, Mittelrhein und Reich im Zeitalter der Reichsreform, 2 Bde., Frankfurt 1934/37.

Altsächsische Bergbauterminologie im Serbokroatischen

Von MILIVOJ PAVLOVIĆ (Novi Sad-Neusatz)

Unter den deutschen Lehnwörtern im Serbokroatischen birgt die Bergbauterminologie der „Sachsen“ des alten serbischen Staates eine interessante und komplexe Problematik in sich. Über sie gibt es eine ziemlich umfangreiche Literatur, zumal das Material vom kulturgeschichtlichen Standpunkt aus auch für die sprachliche Analyse ein beachtliches Interesse verdient. Die ersten Abhandlungen über diese Problematik boten F. Jukić¹⁾, sodann C. Jireček²⁾ und K. N. Kostić³⁾. Ein umfängliches Material aus osmanischen Handschriften des Landesmuseums zu Sarajevo veröffentlichten F. Spahović⁴⁾ durch den Abdruck einer Handschrift aus dem J. 1688 sowie deren Übersetzung; ferner V. Skarić⁵⁾, der eine weitere Handschrift aus der zweiten Hälfte des 18. Jh.s herausgab. Ortsnamenkundliche Einzelheiten, die im Zusammenhang mit dem genannten Bergbau stehen, enthalten zwei weitere Beiträge von V. Skarić⁶⁾, der seine Gesichtspunkte und Erkenntnisse kulturgeschichtlicher Art in einem weiteren Werk⁷⁾ abschließend darlegte. Der Vollständigkeit halber sei noch auf einige kleinere Beiträge hingewiesen, die jedoch von unterschiedlichem Wert sind⁸⁾. Ungeachtet dieser Veröffentlichungen

¹⁾ Zemljopis i povjestnica Bosne. Agram 1851.

²⁾ Die Handelsstraßen und Bergwerke von Serbien und Bosnien während des Mittelalters. Prag 1879; 1916². — Ders., Geschichte der Serben (serb. Ausgabe. Belgrad 1952).

³⁾ Stara srpska trgovina i industrija. Belgrad 1904.

⁴⁾ Turski rudarski zakoni (= Glasn. Zem. muzeja. Bd. XXV). Sarajevo 1912, S. 133—150 und 150—194.

⁵⁾ Stari turski rukopis o rudarskim poslovima i terminologiji (= Spomenik SAN Bd. LXXIX). Belgrad 1936. Vgl. Mihailo J. Dinić, Za istoriju rudarstva u srednjevekovnoj Srbiji i Bosni. I Teil. (Posebna izdanja SAN, knj. CCXL), Belgrad 1955.

⁶⁾ Tragovi starog rudarstva u okolini Kreševa. (Glasn. Zem. muzeja Bd. XLVI). Sarajevo 1934, S. 73—80.

Tragovi starog rudarstva u okolini Kreševa i Fojnice (= Glasn. Zem. muzeja Bd. XLVII), Sarajevo 1935 S. 23—34.

⁷⁾ Staro rudarsko pravo i tehnika u Srbiji i Bosni (= Posebna izdanja SAN) Belgrad 1939.

⁸⁾ Zuljić, Majdan. B. Walter, Beitrag zur Kenntnis der Erlangerstädte Bosniens. I. Strukić, Povjesničke crtice Kreševa i franjevačkog samostana. V. Skarić, Šokac = der Sachse. (= Prilozi za književnost, jezik istoriju i folklor Bd. XII). Belgrad 1935, S. 86—88. E. Preißig, Deutsche Bergmannswörter in den Balkansprachen nach einem Zeugnis der französischen Renaissance (=

drängt sich doch die Notwendigkeit auf, dieses interessante und gar nicht so dürftige Material wenigstens bis zu einem gewissen Grade auch linguistisch zu durchforschen. Die inhaltliche und bedeutungsmäßige Seite dieses Sprachgutes ist ziemlich einhellig durch die Beschreibungen in den beiden genannten Handschriften gegeben. Sie wird auch in der folgenden Abhandlung im wesentlichen unverändert beibehalten und nur stellenweise berichtigt. Dabei stütze ich mich auf Exzerpte aus dem ragusanischen Archiv, sowie auf Wendungen und Ausdrücke, die sich bis zum heutigen Tage im Dialekt von Janjevo sowie der katholischen Kirchengemeinde Letnica (Amselfeld) erhalten haben. Der Schwerpunkt meines Bemühens liegt ganz und gar auf der linguistischen Seite dieser Problematik; dabei findet die Analyse der Ortsnamen neben derjenigen der Appellative eingehende Berücksichtigung.

Zunächst begegnen Ortsnamen in ziemlich großer Anzahl, die von dem Worte *S a s* Pl. *S a s i* abgeleitet sind. In einer Urkunde des Despoten Djuradj Branković wird ein Dorf *S a s i* am Flusse Lepenica genannt. Bei Kratovo gibt es den ON *S a s e*. Dergleichen Beispiele lassen sich noch vermehren an Hand der Ortsnamenverzeichnisse von Serbien und Jugoslawien⁹⁾. Ich zähle daraus auf: ON *S a s i* (Raška); ON *S a s e* (bei Studenica; bei Višegrad; bei Foča; bei Srebrnica) ON *S a s a* (bei Carevo Selo in Mazedonien); ebenso *S a s i n o P o l j e* (bei Prijepolje); *S a š k a R u p a* (bei Kreševo); *S a š k a R e k a* u. a. Wohl aus ursprünglichen Übernamen nehmen folgende Personennamen ihre Herkunft. So wenn in einer Chrysbulle eine Person namens *S a s i n* Inošević und daneben *T o l o j e S a s i n o v i ć* genannt werden. Außerdem etwa Chanusius Petri *S a x i n o v i c h* (a. 1364), und *P a l m a n* sowie Baron *V o g e l* (möglicherweise auch von alb. *vogël* ‚klein‘), ein Schmied namens *R u d l*, Dominus Heinz de Bibanus aus Brskovo. Ihnen ist noch der Personennamenname Altoman zur Seite zu stellen (vgl. АЛ'ТОМАНЬ Deč. Chrys.).

Germanoslavica Bd. III), Leipzig-Wien 1935 S. 142—145. M. Trivunac, Nemački uticaji u našem jeziku. (= Strani pregled Bd. VII—VIII) Belgrad S. 74—168.

⁹⁾ St. Koturović, Rečnik mesta u Kraljevini Srbiji. Belgrad 1892. Kosta Jovanović, Rečnik sviju varoši, varošica, sela i zaseoka u Srbiji. Belgrad 1872. J. M. Ovadija, Imenik mesta Kraljevine Jugoslavije. Belgrad 1937. Imenik mesta. Pregled svih mesta i opština, narodnih odbora, srezova i pošta u Jugoslaviji. Belgrad 1956.

Als bedeutendste Bergbausiedlung erscheint Novo Brdo (Nouaberda, Nouabarda) als Übersetzung zu N y e u b e r g e. Ein weiteres interessantes Toponym ist Brskovo, das sich nach Jireček²⁾ nicht genau lokalisieren läßt. Die älteren Schreibungen notieren P r i s c o v a, das auf Deutsch * B e r g s a u zurückgeht (vgl. I g l a u). Der ON L e t n i c a nimmt seinen Ausgang von der Erdart Letten. Ebenso stehen im Zusammenhang mit dem Bergbau Toponyme wie Š p a t, Š l j a k n i š t e, Š l e g o v o, Š a h t, Stari Orti (alte ehemalige Orte), U p i n a zu „Haufen“ zur Bezeichnung der Stelle, auf der sich ein Meiler befindet. Nicht gedeutet ist bislang der Ortsname K o j s i n e, den ich zu „gießen, goß, gegossen“ stelle. Auch scheint mir der ON S t r e s e n i c a nicht als Ostružnica zu lesen, wie Skarić annimmt, sondern zu „Straße“ zu gehören. Zum Toponym H a o d i n e, das Skarić angeführt, füge ich hier noch hinzu H o d i n c i (bei Jastrebac), H o d o v o (bei Stolac). Eindeutig sind M a l i Š t u r a c und V e l i k i Š t u r a c, die zu „Sturz“ gehören.

Die Bezeichnungen, die sich auf die Organisation und die Einrichtung der Arbeiten im Bergbau beziehen, verdienen besondere Beachtung. Obwohl viele davon treffend durch die bisherigen Veröffentlichungen gedeutet wurden, gibt es dennoch genügend solche, die unzureichend erklärt sind. Der Vorsteher der Bergleute wird in den Quellen nicht besonders genannt. S k a r i ć ist der Meinung, dies wäre der h u t m a n „Hüttenmann“ gewesen, obgleich es sich hier um einen Beamten handelt, ähnlich dem Bergmeister der Länder mit deutschem Bergrecht. Eine allgemeine Bezeichnung für die Bergleute begegnet uns gleichfalls nicht in den Quellen. Skarić indes berichtet, „daß man um Fojnica erzählt, in einem Schacht zu Čemernica sei irgendein Geist erschienen, den die Bewohner p e r k m a n nennen „Bergmann, Bergmännlein““. Zweifelnd fragt er, ob es sich hierbei nicht um etwas Neues handelt. Indes liegt hier mit Sicherheit eine alte Bezeichnung vor, ähnlich derjenigen des Motivs A l t e r m a n n. Letzterer ist nicht, wie Skarić meint, ein Name für einen verlassenen Stollen, sondern bezeichnet einen Zwerg als Beschützer des Bergmanns.

Der Besitzer eines Anteils an einer Zeche hieß v a r k, v a r a k ‚Gewerke‘. Überließ ein Gewerke einem anderen die Anteilnahme an der Ausbeutung einer Zeche, so nannte man dies l e m š a t ‚Lehenschaft‘ und einen solchen Teilhaber l e h n v a r, l e h n o v a r ‚Lehnhauer‘. Letzterer konnte auch l e m š a t n i k heißen. Durch die Endung - i k wurden eine Reihe von serbisch gebildeten Ablei-

tungen geformt wie: *ortnik* ‚Arbeiter vor Ort‘, *ferniki* (vgl. Pferd), *furniki* (Fuhre). In gleicher Weise heben sich die Ableitungen auf *-ar* ab: *šonar*, *hornar*, ‚Arbeiter der das Horn betätigt‘, *huntar*, ‚der den Hunt schiebt‘, *trajbar*, ‚Treiber, Arbeiter am Göpel eines Treibschachts‘, *roštara*, ‚Röster‘, *fitrara*, ‚Fütterer‘, *šmiočara*, ‚Schmelzer‘. Alle diese Ausdrücke, die Arbeiter als Spezialisten bezeichnen, sind deutschen Ursprungs. Sie sind ein Beweis dafür, daß in jener Zeit die Endung *-ar* eine große Verbreitung hatte. Dagegen sind die Ableitungen mit *-ac* sehr begrenzt: mit Metathese *stručilanaac* (gegenüber *šturaac*, ‚Sturz‘) und damit im Zusammenhang *izbiralac*, ‚Arbeiter der sortiert, das Erz auf einem Sturz klassifiziert‘. Wörter aus dem Serbischen bezeichnen die einfachen Arbeiter. Nur wenige davon sind im eigentlichen Sinne volkstümlich wie: *težak*, ‚Tagelöhner‘, *teklič*, ‚Ausrufer‘; indes im volkstümlichen Sinne abgeleitet sind *nabijač*, ‚einer der Säcke füllt‘, *tarač*, ‚einer der Erz mit dem Hammer zerkleinert‘. Einzig der Terminus *uzbojnik* bezeichnet einen Spezialisten, nämlich denjenigen, der einen Schurf anlegt, und ebenso *čistilac*, ‚der das Silber vom Blei abtreibt‘. Termini und Bezeichnungen für Arbeiter von geringerer Qualifikation sind noch *vučilac*, ‚der den Blasebalg betätigt‘, *mešajac*, ‚der das Erz mischt‘. In gleicher Bedeutung erscheint auch noch *crpar* (in der osmanischen Quelle fälschlich *cepar*) ‚der mit einem Brett oder Balken das Erz mischt‘. Überhaupt sind die Bildungen auf *-ar* viel zahlreicher — *polovčara*, ‚Erzwäscher‘, *vodara*, ‚dass.‘, *plavčara*, wie Skarić annimmt, und daneben die Form *pločara* < *p(o)lo(v)čara*. Den Terminus *pravcara* deutet Skarić ganz unzuverlässig, indem er annimmt, es handle sich hier um das serbische Wort für ‚Schlag‘ oder um einen ‚Richtschacht, der nicht steil ist‘. Aufsichtsbeamte waren der ‚Schaffer‘ > *šafara*, *žolskiš*. Derjenige, der den Bergleuten die Speisen brachte, hieß *šarbar*, ‚Scherbe‘. Der Terminus *šonar* (= *honar*) gehört zu deutsch „schonen“ „auf schöne Art sorgsam, behutsam behandeln“. *Otkop* — *otkup* „Übereinkunft zwischen den Gewerken und dem Lehenschafter“ ist einerseits zu dt. kaufen andererseits zu „otkopavanje“ = (Erdreich) abtragen zu stellen. Beide Deutungsmöglichkeiten sind gegeben, da der osmanische Text die Vokale nicht schreibt und beide Lesungen nach Skarić zulässig sind. *Otkoš*, ‚Miete‘ gehört zu dt. Kost.

Die Termini, die sich auf die Erzarten, die Arbeitsgänge im Bergbau sowie auf einzelne Geräte beziehen, sind bisweilen deutscher

Herkunft; so vor allem šurf ‚Schurf, mhd. schürfen‘. Die Grenze zwischen den einzelnen Feldern der Gewerken nannte man maršajt ‚Markscheide‘. Brišar ‚ein Grubenfeld zwischen den konzesionierten Feldern, kleiner als 64 Quadratklafter‘ kommt von dt. ‚Überschar‘, dem auch husar entspricht. Eindeutig sind Gang > ganak, Stollen > štolna, Stufe > štuvna, Stoß > štos, Schlag > šlag, Kaue > kavna, ‚Zechenhaus‘, Schle > žol, Kram > kram, First > pišt, Bau > paun, Liegendes > ligunat, Hangendes > hagonat, Ort > orat, Stollenort > štonorta, štorat, Lichtloch > litloh, Mundloch > muloh, Haspel > hašpula, Horn > horn, Hängebank > hemplak, Scheibe > šajbina, Fundstollen > funtarica, Rad am Göpel > rat, Bruch > bruh, Hub > hub ‚Ort, wo das Erz gemischt wird‘.

Bezeichnungen für besondere Erdarten und Erze, die deutscher Herkunft sind, sind: krmesnica ‚Kermesit‘, letna ‚Letten‘, poplasnica ‚eine wie Asche weiche Erdart‘, batrula ‚eine gelbe Tonsorte‘, kvarac ‚Quarz‘, plinat ‚Flint, Flintstein‘, špat ‚Spat‘. Ferner karan ‚Karn‘, glera (mit Metathese) ‚Geröll‘, mist ‚Mist‘, ein Erz, das nicht vor dem Rösten bearbeitet werden kann. Čagalj steht zu ‚Zagel‘, kluhta ‚Kluft‘, mihvara ‚eine Kluft, die nur stellenweise Erz führt‘.

Mit dem Schmelzen des Erzes im Zusammenhang stand ein Vorgang, der branat ‚Brand‘ genannt wurde; ferner gledja, gleta, Glätte, ranat neben ranta ‚Ranft‘. Bližva, bliza heißen ‚Bleistücke vermengt mit ranat (Ranft)‘; möglicherweise steht das Wort im Zusammenhang mit ‚Blesse, weißer Fleck auf der Stirn von Pferden‘. In jedem Falle liegt ein anderes Etymon vor als in bliznica ‚Stahl‘, das möglicherweise im Zusammenhang steht mit ‚blasen — blies‘, mit Rücksicht auf die Herstellung von Stahl. Paurak neben baurak vielleicht aus ‚bei + werke‘. Deutsch ist auch der Terminus zur Bezeichnung von Gasen im Bergwerk: sumšat ‚Sumpfschacht‘, tanaf neben tanap ‚Dampf‘, švad ‚Schwad‘.

Von den Geräten und Hilfsgegenständen beim Schürfen und Fördern von Erz sind deutschen Ursprungs kilava < Keilhaue, šljeg, šledj < ‚Schlegel‘, givardica ‚ein Hammer zum Zerkleinern von Erz‘ stelle ich zu Gewerke, Gewerkschaft. Der Stein, auf dem die Pocher das Erz zerkleinerten, wurde klubštajn genannt aus Klaubstein. Beim Vermischen des Erzes und seiner Prüfung gebrauchte man kišna < Kiste und kračna < Kratze.

Weitere Geräte dieser Art sind *m e š n i b o v a c* < Bolzen, *t r i b o - v a c* < Treibbolzen; *š u t b o l a c* war ein Maß von einem Arschin. Beim Harken des geschmolzenen Erzes, auf daß es leichter aus dem Ofen fließe, bediente man sich eines Geräts *l e ž v a r a k*, das ich aus ‚los geben und Werke‘ deute.

Bei der Beförderung von Erz bediente man sich der *k a r l i c a* (vorindogerm. Wort), das auch heute noch im Serbischen üblich ist, sowie des *ž a k*, *ž a k n a* Sack aus Rindsleder. Ein ähnliches Gefäß war *p u l h i n a* < Bulge, lederner Sack mit breiter Öffnung. Den Förderwagen nannte man *h u n a t* oder *h u n t a*, das Skarić als ‚Mulde zur Förderung des Erzes‘ deutet und es zu nhd. Hunt, Hund stellt. Nimmt man jedoch das semantische Moment stärker in Betracht, so könnte es sich um eine Kontamination aus Hund und Hand handeln, denn diese Mulden wurden in der Hand getragen bzw. mit den Händen geschoben. Ein Hilfswerkzeug war auch *d r u m* < Trumm, sodann *d r i t a v a* (ahd. *triban* ‚treiben‘). Ein eiserner Ring am Pferdegeschirr wurde *r i n j a k* genannt. Schließlich gilt es noch zu erwähnen *d a j i ž n a* < Deichselstange.

Der Prozeß, wie deutsche Wörter dem System der serbischen Sprache angepaßt wurden, läßt sich an Hand phonetischer Erscheinungen gut verfolgen. Die Beispiele, obgleich nicht sehr zahlreich, gestatten dennoch einen Einblick in die zeitliche Entwicklung sowie in die mundartliche Differenzierung der Prozesse als solche. Der sekundäre Vokal *a* liegt vor in: *v a r a k*, *o r a t*, *k a r a n*, *k v a r a c*, *š t o r a t*, *h o r a n j*, *h u n a t*, *b r a n a t*, *p l i n a t*, *r a n a t*, *g r i n a t*, *g a n a k*, *m a r š a j a t*. Diese Beispiele sind charakteristisch. Eine andere Erscheinung ist der Wandel von silbenschließenden *l* > *o* in Termini dieses Bereiches wie *v a l t u r c h i*, *v a o t u r c h i* und sogar *v a u t u r c h i*. Zur gleichen Kategorie gehören *š m i o č a r*, *h a o d i n a*, *k a b a o*. Eine dt. mundartliche Aussprache liegt in *p u r g a r* mhd. *burger* vor. Ebenso verhält es sich mit *p a u n* ‚Bau‘, *p u l h i n a* ‚Bulge‘, *p r u h* ‚Bruch‘. Beispiele für den stimmlosen Auslaut sind *r a t* ‚Rad‘, *k r i k* ‚Krieg‘, *g r i n t* ‚Grind‘. Ein Übergang des gesprochenen *z* > *ž* liegt vor in *ž o l* < Sohle, *ž a k* < Sack, *z a m - k o š t* neben *ž a m k o s t*. Auslautendes *st* wird vereinfacht durch Abfall des letzten Konsonanten: *z a m k o š*, *o t k o š*. Der Laut *f* bleibt in der Regel erhalten (*f u r n i k*, *f i t r a r u* ä.), doch wird er zuweilen auch durch *p* ersetzt (*p i š t*, *p l i n a t*). Vor dem Konsonanten *t* kann *f* fehlen oder es variiert mit *h* (*l e m š a t*, *k l u h t a*). Der Konsonant *h* ist in jeder Stellung bewahrt (*h u t m a n*, *h a š p u l a*,

h u n t a ; b r u h , l i t l o h). Eine Assimilation besonderer Art liegt vor in m u l - l o h aus Mund-loch.

Um den mundartlichen Typ der deutschen Bergleute und Bergmannssiedlungen in Serbien und Bosnien bestimmen zu können, müßten wir über ein reichhaltigeres Material verfügen; vor allem auch über Vokabeln aus dem gesprochenen Deutsch jener Zeit, denn das überlieferte Sprachgut enthält nur Fachausdrücke. Dennoch will ich es versuchen, gestützt auf die Interpretation des aufgezeigten Sprachgutes, eine Antwort auf folgende Frage zu geben: Gehörten die Sachsen des mittelalterlichen Serbiens und Bosniens derselben Mundart an?

Von besonderem Interesse mag die Feststellung sein, daß sich in Janjevo, einer einstigen Bergbausiedlung in der Nähe von Novo Brdo, bei den älteren Generationen noch einige deutsche Wörter in der alten mhd. Aussprache im Gebrauch befinden, worüber ich in dem Aufsatz „Reste Dubrovniker und sächsischer Spracheigenschaften in Janjevo“ („Istoriski časopis“ — „Historische Zeitschrift“, Bd. III, 1959, S. 297—302) berichtet habe. Dort erwähne ich das Wort o p „Haufen“ (mhd. ahd. houf ‚Haufe, Schar‘ = asächs. hōp, Kluge), das ich bei Marko Ivanović aufgezeichnet habe, von dessen Familie angenommen wird, daß sie eine der ältesten Familien im Ort sei. Auf meine Frage, woher sie das Erz bekämen, antwortete er: Mi nemamo u Janjevo c è (Wir haben in J. keine z è) (das h ist geschwunden, wie auch in anderen Wörtern dieses und vieler anderer Dialekte) — to ima u Slovinje (Ort in der Nähe von J.) na o p (das gibt es in S. na o p = zu Haufen). Das gleiche Wort verzeichnete ich 1953 in Letnica, einem Gebirgsdorf bei Janjevo (cf. U p i n a in Bosnien). Beim Betreten des Hauses ermunterten mich (1929) die älteren Leute: Ajde, udji n â ! (Geh h i n e i n !). Das scheint aber jetzt ausgestorben zu sein. — Zu diesen Wörtern sind auch Ausdrücke von Handwerkern (einfachen Metallarbeitern) hinzuzufügen: p o t a (mittelalt. Lehnwort aus frz. pot, ndd. „Pott“, ndl. pot) „Topf“, in dem Erz auf einem kleinen Holzfeuer geschmolzen wird; z e n t a , Kiste von bestimmter Größe für 100 Pfund, in der ‚zemplja‘ (Erde) zum Einschmelzen des Erzes aufbewahrt wird; o š u k a t i , mit einem Hammer Unebenheiten abklopfen (aus mhd. schoc u schocke, ahd. scoc „schaukelnde Bewegung, ndd. schucken, Kluge).

In den nördlicheren Bergbaugebieten des einstigen Österreich-Ungarn finden sich Ortsnamen, die eine ausgesprochene Doppelheit

im Hinblick auf die Lautung des Wortes „Zeche“ widerspiegeln¹⁰⁾. In der Steiermark begegnet so *Techensdorf*, *Techmannsdorf* (Kärnten), *Teesdorf* (Niederösterreich) und nur ein Ort mit dem Anlaut *z*: *Zechleiten*. Auch in Mähren finden wir diese Doublette im Anlaut vor *Těchov* und *Zechan* sowie *Zechitz*. In Böhmen begegnen einerseits *Těchlovice*, *Těchnice*, *Těchobus*, *Těchonice*, *Těchoras* und andererseits *Zechovice*, *Zechowitz*. In Galizien *Tehliw*; in Slowenien *Tehovec*. Einen solchen Stand zeigen also die Bergmannssiedlungen aus den typischen Bergbaugebieten Deutschlands. Diese beiden Lautungen gehen zurück auf mhd. *zēche* und mnd. *tēche*, und sie liegen auch für das Gebiet des Serbokroatischen so vor. Neben dem Appellativ *ceh* ‚Zeche‘ stehen Ortsnamen wie *Tehovo*, *Tješilo*, sodann die bosnischen Familiennamen *Tešanović* und *Tešman*. Man kann diesen Beispielen, wie ich glaube, auch noch den Flußnamen *Čehotina* (aus *Tjehotina*, — ē serb. њ = *je*; *tj* > *ć*) hinzufügen (bei *Foča*), der ein Gebiet durchfließt, das voller Spuren von altem Bergbau ist. Man darf nicht erwarten, daß sich etwas Bestimmteres sagen ließe über diese einstigen Siedler, doch haben wir dadurch die unmittelbare und unzweideutige Bestätigung dafür, daß es fränkische Bergleute in diesem Gebiet gegeben hat. Die Nichtübereinstimmung mancher lautlicher Reflexe führt mich zu dem Schluß, daß in den einzelnen Bergwerken nicht nur Vertreter eines Mundartentyps ansässig waren (*Zech*—*Tech*, *Kluft*—*kluhta*). Das Stadium der Zweisprachigkeit wurde von ihnen schnell erreicht, und der Verschmelzungsprozeß zwischen den ‚Sasi‘ und den Serben folgte unmittelbar darauf.

¹⁰⁾ Allgemeines Verzeichnis der Ortsgemeinden und Ortschaften Österreichs. Wien 1915.

Quelques observations sur l'union de Florence et la Moldavie*

Par P. Ş. NĂSTUREL (Bucarest)

Le rôle du Concile de Florence dans l'histoire religieuse de la Moldavie au XV-e siècle n'a plus besoin d'être souligné. On est loin néanmoins d'avoir épuisé les sources dont l'interprétation laisse parfois à désirer. Nous consignerons donc ici brièvement quelques observations qui, nous l'espérons, seront de quelque utilité pour qui s'intéresse à cet insigne événement.

Peu avant l'ouverture du Concile de Ferrare-Florence, deux documents pontificaux des 10 et 11 mars 1436 nous apprennent l'existence d'un métropolitain Grégoire de Moldovalachie¹). L'un accorde au personnage, qui fit à Rome même son abjuration, des pouvoirs très étendus pour unir à l'Église romaine les Valaques, les Moldaves et les Bulgares; l'autre est un sauf-conduit²). I o r g a a cru que ce Grégoire était un exilé sacré à Rome archevêque de la Moldovalachie latine³). Cette opinion est erronée. Le texte du sauf-conduit accordé par le pape Eugène IV est très clair: „Novissime venerabilis frater noster Gregorius archiepiscopus Moldablachiae ... veritatem catholice fidei cognoscens ad nostram et ecclesie Romane unitatem et obedientiam redactus est“. Ce Grégoire, archevêque de Moldavie, orthodoxe, passa donc au catholicisme; ce qui exclut qu'il ait été sacré à Rome, c'est d'une part son titre d'archevêque — alors que les catholiques de Moldavie relevaient d'un simple évêque — et, d'autre part, le fait que la Moldovalachie était le nom même d'une des nombreuses éparchies du patriarcat oecuménique. D'où il ressort nettement qu'avant 1436 un métro-

*) Cette note représente un fragment de l'un des chapitres de notre thèse de doctorat (restée inédite depuis 1949) Contributions à l'histoire des relations roumano-byzantines aux XIV-e et XV-e siècles.

¹) Cf. ce qu'en dit Ch. A u n e r, La Moldavie au Concile de Florence (tirage à part de Echos d'Orient, 1904) Paris, p. 13—15 (avec la bibliographie y relative).

²) Une nouvelle édition de ce sauf-conduit chez G. H o f m a n n, Epistolae pontificiae ad Concilium Florentinum spectantes, pars I, Roma, 1940, p. 49, n^o 55.

³) N. I o r g a, Istoria Bisericii Româneşti şi a vieţii religioase a Romînilor, I (2-e éd.) Bucarest 1928, p. 84. C'est aussi l'opinion catégorique de Gh. I. M o i s e s c u, St. L u p ş a et Al. F i l i p a ş c u, Istoria Bisericii Romîne, I, Bucarest 1957, p. 227—228.

polite Grégoire de Moldavie (qui était plus probablement grec que roumain) embrassa à Rome le catholicisme, s'engageant à le propager parmi les Roumains. Mais, s'il ne tarda pas à mourir, il fut chassé de son trône⁴), car en 1437 un autre métropolite est attesté, Damien.

Sur l'attitude de Damien au Concile de Florence, nous apporterons quelques éclaircissements nouveaux. On sait par Sylvestre Syropoulos⁵) que lors des préparatifs du concile une délégation byzantine s'en vint en Moldavie solliciter du voévode et du métropolite l'envoi de représentants munis de pleins pouvoirs. Le logothète Neagoé fut désigné à cet effet, ainsi que le protopope Constantin: ils partirent à Constantinople, accompagnant le métropolite Damien. On sait encore que Damien fut l'un des dix-sept prélats qui, le 30 mai 1439, refusèrent d'accepter le *Filioque*, ce qui lui valut à lui, comme à ses collègues, les métropolites de Trnovo et d'Amasie, les remontrances les plus sévères du patriarche unioniste Joseph⁶). N'empêche que sa signature figure aussi sur l'acte d'Union, du 5 juillet 1439. Nonobstant cela, il convient de signaler un petit texte passé inobservé jusqu'ici, qui nous apprend que dans la suite les métropolites de Vidin et de Trnovo, ainsi que Damien de Moldovalachie se rétractèrent⁷). La source, le patriarche Gennade Scholarios, mérite créance, d'autant plus, on le sait, que nombre de signataires se repentirent à leur retour à Constantinople et dans leur éparchies d'avoir embrassé l'union⁸). Cette union était dans une large mesure l'oeuvre de l'empereur Jean VIII, pressé par des nécessités d'ordre politique. On ne s'étonnera donc pas qu'à la mort de Damien, le même souverain désignât d'office pour

⁴) L'absence de son nom dans l'obituaire du monastère moldave de Bistritza est significative de l'insuccès que le métropolite rencontra dans son éparchie; cf. D. P. B o g d a n , *Pomelnicul mînăstirii Bistrița*, Bucarest, 1941, p. 30—31. Il en est de même pour ses successeurs „latinophrones“, les métropolites Damien et Joachim.

⁵) Les passages de l'*Historia vera unionis non verae* de Syropoulos relatifs au rôle joué par Damien et la délégation moldave se lisent aussi dans N. I o r g a , *Documentele Hurmuzaki*, XIV-1, Bucarest, 1915, p. 38—39.

⁶) Ibid. Cf. aussi Gh. I. M o i s e s c u , *Șt. Lupșa* et Al. F i l i p a ș c u , op. cit., p. 228—231.

⁷) L. P e t i t , X. A. S i d é r i d è s et M. J u g i e , *Oeuvres complètes de Gennade Scholarios*, III, Paris, 1930, p. 139 et 195.

⁸) Cf. M. J u g i e , *Le schisme byzantin*, Paris, 1941, p. 268—270.

la Moldavie un unioniste convaincu, le métropolite Joachim⁹⁾. C'était un Grec dont on a, à tort selon nous, révoqué en doute la présence en Moldavie lors de la chute de Constantinople. Sa fidélité au catholicisme, qui n'était pas pour plaire à ses ouailles orthodoxes, fut cause de son expulsion en Pologne peu après la conquête de Constantinople¹⁰⁾.

L'attitude de Damien est très nettement notée dans les Mémoires de Syropoulos. Cela n'a pas empêché cependant Remus I l i e ¹¹⁾ de soutenir que la métropolite qui signa l'acte d'union en ces termes ὁ Μολδοβλαχίας καὶ τὸν τόπον ἐπέχων τοῦ Σεβαστείας Δαμιανὸς ὑπέγραφα: le [métropolite] de Moldovalachie et locumtenens [du métropolite] de Sébaste Damien j' ai souscrit" ne représentait pas la Moldavie à Florence, mais son ancien siège de Sébaste. Cette thèse inadmissible ne semble pas avoir eu grand succès; on l'a plutôt ignorée, sans la combattre.

Que dit en effet Remus I l i e ?

„De la signature du métropolite Damien — si nous tenons compte du fait qu'il occupe le siège de la Moldavie en 1437 et que, en vue de cette nomination, faite par le patriarche Joseph, la Moldavie envoie cette année-là à Constantinople le protopope Constantin et le boyard Neagoé, probablement aussi pour accompagner le nouveau métropolite au pays de Moldavie, que le Grec ou peut-être même le Bulgare Damien qui avait été jusqu'en 1437 métropolite de Sébaste ne connaissait pas — il résulte le fait suivant: Damien, ancien métropolite de Sébaste jusqu'en 1437, a représenté à Florence non pas la métropole de Moldavie, dont il avait occupé le siège en 1437, mais sans avoir l'occasion de le connaître, mais bien la métropole de Sébaste, d'où il était précisément parti pour en occuper un autre, celui de Moldavie" ¹²⁾.

⁹⁾ M. L a s c a r i s, Joachim, métropolite de Moldavie et les relations de l'Église moldave avec le patriarcat de Peć et l'archevêché d'Achris au XV-e siècle, extrait de Académie Roumaine, Bulletin de la section historique, XIII, 1927, p. 1—2 et p. 31.

¹⁰⁾ Nous présenterons à une autre occasion le résultat de nos recherches sur l'activité de Joachim. Voir, en attendant, le manuel déjà cité de M o i s e s c u, L u p ș a et F i l i p a ș c u, p. 231—232.

¹¹⁾ Cf. Remus I l i e, Mitropolitul Damian la Sinodul din Florența, dans Revista Istorică XV, 1929, p. 61—66 (cette note a échappé à l'attention de M o i s e s c u et de ses confrères).

¹²⁾ R. I l i e, op. cit., p. 65.

Arrêtons ici la citation. Elle repose sur une ignorance regrettable des sources et des institutions byzantines. La contradiction s'y fait jour.

En effet, ce n'est pas en vue de la nomination du nouveau métropolite que la Moldavie dépêcha à Constantinople Neagoé et le protopope Constantin. Syropoulos nous dit expressément que, lorsque Constantinople battit le rappel en vue de la participation des Orientaux au Concile de Florence, „on chargea des invitation pour la Moldavie le métropolite qui y était parti depuis peu de temps; après quoi on lui écrivit de nouveau ainsi qu'au prince. Ceux qui s'y rendirent furent le métropolite, l'ambassadeur Neagoé et le protopope¹³⁾. D'autres passages de Syropoulos il appert que le métropolite et le protopope en question s'appelaient respectivement Damien et Constantin. R. I l i e n'avait donc pas raison de dire que Damien n'eut pas le temps de gagner la Moldavie et que Neagoé et Constantin étaient venus à Constantinople pour son élection et pour l'accompagner à Suceava, capitale et siège métropolitain de la Moldavie. Pareillement, on ne voit pas pourquoi ce Damien aurait pu être Bulgare. Le XV-e siècle byzantin a cela de caractéristique que, tandis que l'emprise politique de Byzance sur les terres d'Orient se relâche de plus en plus, la domination de l'Eglise grecque s'y fait sentir avec une vigueur accrue.

Affirmer que Damien fut d'abord métropolite de Sébaste est un non-sens. Sébaste était *in partibus Infidelium*. Quand un prélat était *τόπον ἐπέχων*, *locum tenens*, c'était là un honneur qui lui permettait de siéger à un rang plus élevé que celui auquel lui donnait droit sa propre église. On était toujours *locum tenens* d'une église supérieure à la sienne et jamais d'une inférieure, de même qu'on ne pouvait être nommé d'un siège supérieur à un trône inférieur, comme le laisserait entendre l'interprétation de R. I l i e¹⁴⁾.

Par conséquent, Damien, que pour l'honorer, Constantinople avait fait lieutenant d'une église supérieure en dignité à celle de la Moldovalachie, a effectivement représenté ce pays roumain au Concile de Florence.

¹³⁾ Syropoulos dans N. I o r g a , Doc. Hurmuzaki, vol. cit., p. 38.

¹⁴⁾ Cf. V. L a u r e n t , Contribution à l'histoire des relations de l'Eglise byzantine avec l'Eglise roumaine au début du XV-e siècle, dans Académie Roumaine, Bulletin de la section historique, XXVI-2, 1945, p. 166, n. 4.

Remus Ilie prétend encore que Neagoé et Constantin avaient été envoyés comme négociateurs — mais pour quelle affaire? — à Constantinople, et en aucune manière à Florence, comme le prouve, croit-il, leur manque d'argent en Italie. Le passage de Syropoulos que nous avons invoqué plus haut écarte cette affirmation erronée. Quant à leur manque d'argent, il ne surprendra personne quand on aura fait remarquer que le pape s'était engagé à couvrir les dépenses de tous les participants orientaux au Concile¹⁵).

Continuons. „Si nous voulons à tout prix“ déclare Remus Ilie, „rechercher un représentant de la Moldavie à ce synode, ce n'est pas à Damien qu'il faut s'arrêter, mais à Constantin qui, lui aussi, signe l'acte d'union en 1439: „le protopope Constantin et vicaire de la Moldavie¹⁶).

Le texte original est „Ἐ ὁ πρωτοπαπᾶς Κωνσταντῖνος καὶ τοποτηρητῆς Μολδοβλαχίας ὑπέγραψα“. Cela non plus ne saurait donner raison à Monsieur Ilie. Syropoulos nous dit que Neagoé et le protopope accompagnèrent leur métropolitain. Donc Constantin signa lui aussi pour la Moldavie, et il ne fut pas le seul à engager ce pays dans l'Union.

Quant à la cause de la non-participation de la Valachie au Concile, soulevée par l'auteur¹⁷), nous maintiendrons jusqu'à plus ample informé, le point de vue de Dobrescu¹⁸), à savoir la peur du Turc. Mais nous ajouterons ce détail significatif: les incessantes compétitions au trône valaque, source funeste d'instabilité dans tous les domaines d'activité à cette époque.

A ce propos, nous préviendrons l'objection que l'on pourrait tenter de nous opposer en se fondant sur un acte pontifical du 7 octobre 1439, où sont mentionnés parmi les signataires de l'Union conclue à Florence les Vallachorum . . . o r a t o r e s ¹⁹). A première vue, l'information semble confirmée par un document du temps décrivant

¹⁷) Ibid., p. 61—64 et p. 66.

¹⁸) Cf. ibid. p. 63. On observera néanmoins que de même que l'Église d'Ochrida et celle de Peč ne se firent pas représenter à Florence, de même celle de Valachie n'y participa pas non plus. Doit-on en inférer que la Valachie avait rompu avec Constantinople pour se placer sous l'autorité d'Ochrida? Nous nous abstiendrons de répondre présentement à cette question dont la solution ne semble pas avoir été donnée d'une façon définitive.

¹⁹) G. Hofmann, op. cit., p. 117—118, n° 229.

¹⁵) G. Hofmann, op. cit. I, 1940, p. 75, n° 75 (le pape s'engageait, même en cas d'échec du Concile, à ramener dans leur patrie à ses frais et sur ses vaisseaux, „nostris sumptibus et galeis“ les Orientaux qui y auraient participé).

¹⁶) R. Ilie, art. cit., p. 66.

l'habillement des „deux apocrisiaires des princes de Valachie“²⁰). De fait, il ne saurait s'agir à la fois de la Valachie proprement dite et de la Moldavie. Ce dernier État était à l'épopée, on le sait, partagé entre les fils ennemis d'Alexandre le Bon, les voévodes Iliăș et Etienne II. Par Valaques il faut entendre ici Roumains, sans plus de précision. Le métropolite Damien de Suceava représentait l'Église de la Haute-Moldavie (Țara de Sus), tandis que, selon nous du moins, le protopope Constantin était venu à Florence à la place de l'évêque — appelé souvent aussi métropolite²¹) — de la Basse-Moldavie (Țara de Jos), dont le siège était à Roman. Là est le sens de l'allusion aux princes de „Valachie“ (Moldavie). Ce qui confirme la non-participation de la principauté valaque au Concile de Florence.

J' incline même à voir un écho de l'hostilité des Valaques envers le concile réuni à Florence, dans l'imprécation d'un chrysobulle du voévode Vlad Dracul pour le monastère de Tismana. Les infracteurs y sont menacés de la colère de la Mère de Dieu et de la malédiction „des sept saints Conciles oecuméniques“²²). L'acte portant la date du 2 août 1439, la formule (qui remplace exceptionnellement la mention accoutumée des 318 Pères du Concile de Nicée) revêt ici — moins d'un mois après la conclusion de l'Union du 6 juillet — une signification à part, qui ne peut être un pur caprice de Coica, le notaire qui rédigea la pièce en question.

B. Kopitar und die slawischen Handschriften der Athosklöster

Von STANISLAUS HAFNER (Wien)

Der Gedanke, die Athosklöster zu besuchen, um dort nach den ältesten Denkmälern der kirchenslawischen Sprache in „Cyrillischer Urversion“ zu suchen, hatte K o p i t a r und D o b r o v s k ý bei der Drucklegung der Institutiones¹⁾ in Wien im Dezember 1821 beschäf-

²⁰) V o s t, Le cardinal Bessarion, p. 62 (cité par V. G r u m e l, Le Concile de Ferrare — Florence pour l'Union des Églises (1438—1439), dans L'Union des Églises, VI-22, Paris, 1927, p. 16).

²¹) G. M o i s e s c u, op. cit., p. 239—241.

²²) cf. P. P. Panaitescu, Documentele Țării Românești, I, Bucarest, 1938, p. 188, ligne 3.

¹⁾ Josephi Dobrowsky Institutiones linguae slavicae dialecti veteris . . ., 1822.

tigt²⁾. Kopitar wandte sich am 12. März 1822³⁾ in dieser Sache an den Bischof von Agram, Maksimilijan Vrhovac (Verhovacz), den kroatischen Mäzen, eifrigen Josefinisten⁴⁾ und Sammler kroatischen Volksgutes⁵⁾, mit dem er seit 1809 in regem geistigen Austausch stand⁶⁾, und ersuchte ihn um finanzielle Hilfe. Er hatte sich in ihm nicht getäuscht. Schon am 8. Mai konnte er Dobrovský berichten: „Verhovacz hat sich bereits erboten, zu dieser Reise beizusteuern, aber ich glaube, Rumjancev⁷⁾ wird keine Gesellschaft leiden“⁸⁾. Ein halbes Jahr darauf heißt es schon in einem Brief an Dobrovský: „Verhovacz will der Mäcenat sein — (von Rumanzoff schickt sichs weniger). Also — accingere“⁹⁾.

Unterdessen hatten sich aber Kopitar andere Möglichkeiten für eine Verwirklichung seiner Athospläne geboten:

Die revolutionären Ereignisse in Griechenland zogen 1822 einen Austausch des österr. Internuntius bei der Pforte nach sich¹⁰⁾. Auf

²⁾ „Utinam montem Atho sine periculo adire liceret! Inde profecto tot Patrum et Historicorum opera, olim in Bibliothecam Seguerianam (Bibl. des Bibliophilen u. Sammlers orient. Hss Seguer Comte de Gien Duc de Villemor Pierre, 1588—1672) illata, accepta sunt ...“, s. Vw. zu den Institutiones. — Ferner die Stelle im Brief Kopitars an Dobrovský vom Ende März, Anfang April 1822: „Vere de monte Atho non despero“, s. V. Jagić, Briefwechsel zw. Dobrowsky u. Kopitar (1808—28), 1885, S. 468. Hier zitiert als Jagić, Briefwechsel.

³⁾ s. J. Glonar, Kopitarjev Briefjournal 1819—1829, in „Glasnik Muzejskega Društva za Slovenijo“, 19, 1938, 3/4. S. 145; hier zitiert als J. Glonar, K-jev Briefjournal.

⁴⁾ vgl. V. Deželić, M. Vrhovac, 1752—1827, 1904. S. 215 ff.

⁵⁾ Von Vrhovac stammt der bekannte, ganz im Geiste Kopitars abgefaßte Aufruf zum Sammeln des Volksgutes v. 26. 6. 1813, später wieder veröff. in „Danica ilirska“, 1837, 24.

⁶⁾ s. V. Deželić, a.a.O. 183 ff.

⁷⁾ Nikolaj Petrovič Rumjancev, 1754—1826. Sammler russ. Kulturgutes u. Förderer russ. kult. Unternehmungen. — V. Jagić erklärt im Vw. zu Kopitars Briefwechsel, S. LXXXVI diese Nennung Rumjancevs mit „... no imja R. kažetsja priplel Kopitar bez osnovanija, on verovatno chotel tol'ko skazat': naprimer na sredstva Rumjancova, o čem odnakož, graf Rumjancov ničego ne znal“.

⁸⁾ s. Jagić, Briefwechsel, S. 473.

⁹⁾ ebda, S. 485.

¹⁰⁾ Der bisherige österr. Internuntius, Rudolf Graf v. Lützow (1780—1858), der seine Sympathien für die griechischen Freiheitskämpfer offen bekundet hatte, wurde 1822 aus Gesundheitsrücksichten von Konstantinopel abberufen und ging 1823 als Gesandter u. bevollm. Minister nach Turin. — s. J. Krauter, Franz Freiherr v. Ottenfels, 1914. S. 77 ff, hier zit. als Krauter; ferner Österr. National-Enzyklopädie, 3, 1835. S. 511 u. Wurzbach, 16. 1867. S. 148 ff.

diesen Posten wurde am 30. Juli 1822 Freiherr von Ottenfels ernannt¹¹⁾. Dieser, ein Gönner der Hofbibliothek, hatte bereits als Legationssekretär und Generalkommissär in Paris 1814 und 1815 bei der Rückführung der österr. Handschriften und Archivalien, wo ihm Kopitar als Sachverständiger zugeteilt gewesen war, wertvolle Dienste geleistet¹²⁾. Seiner Unterstützung konnte Kopitar auch in Konstantinopel sicher sein. So sah er in dieser Ernennung den gegebenen Zeitpunkt zu versuchen, seine bisher in privater Sphäre gehaltenen Athospläne unter Hinweis auf ihre patriotisch-kulturpolitischen Seiten zu einer staatspolitischen Angelegenheit zu machen. Am 14. August wandte er sich mit einem diesbezüglichen Promemoria an Thomas Peter Young¹³⁾, den geheimen Kabinettssekretär und Vorsteher der Privatbibliothek des Kaisers, mit dem er als Leiter der Handschriftensammlung der Hofbibliothek dienstliche Kontakte unterhielt. Young, ein Bibliothekar mit Herz und Verstand, der keine Gelegenheit, seine Bibliothek zu bereichern, ungenutzt ließ¹⁴⁾, fand sich bereit, Kopitars Athosanliegen auf höchste dienstliche Ebene zu stellen. Das große Interesse, das Kaiser Franz I., selbst ein Bibliophile vornehmster Richtung, wie ihn Beetz

¹¹⁾ Freiherr Franz Xaver Ottenfels-Gschwind (1778—1851), Absolvent d. Wr. Akad. f. morgenländische Sprachen, später sogenannter „Sprachknabe“ bei d. Österr. Gesandtschaft in Konstantinopel, Kenner orient. Philologie u. Altertumskunde, wurde v. Metternich mit d. heiklen Aufgabe betraut, angesichts des europ. Philhellenismus u. d. griechenfreundlichen Haltung Rußlands u. Englands in Konstantinopel den österr. Standpunkt d. Legitimität zu wahren. — Vgl. „Instructions pour l'Internonce“ v. Aug. 1822, Haus-, Hof- u. Staatsarchiv (hier abgekürzt als HHSTA), Weisungen, Türkei, VII/22; K r a u t e r, S. 83 ff; Österr. National-Enzyklopädie, 4, 1836. S. 130 ff., sowie Wurzbach, 21, 1870. S. 130 ff.

¹²⁾ vgl. J. M o s e l, Geschichte der k. u. k. Hofbibliothek zu Wien, 1835. S. 238; K r a u t e r, S. 43 ff. u. 56 ff.

¹³⁾ s. A. H o d i n k a, A bécsi udvar ószláv kéziratvásárlása az Athoson, in: Emlékkönyv Károlyi Árpád születése nyolcvanadik fordulójának ünnepére, 1933 okt. 7, 1933. S. 239 ff. (hier zit. als H o d i n k a). — Dieser Aufsatz v. Hodinka, auf den mich freundlicherweise H. Prof. Dr. Fritz V a l j a v e c aufmerksam gemacht hatte, fußt, soweit man aus seinem Inhalt ersehen kann — er hat weder Quellen- noch Literaturhinweise — auf den Protokollen der einschlägigen Referate Youngs (Hodinka spricht von 13 Originalakten) als geheimer Kabinettssekretär an den Kaiser. Dem lebenswürdigen Entgegenkommen des Herrn Prof. J. M i s k o l c z y, der mir Hodinkas ung. Aufsatz ins Deutsche mündlich übersetzte, habe ich die Möglichkeit der Benützung dieser wichtigen Literatur zu verdanken.

¹⁴⁾ Vgl. M. A. B e c k e r, Vw. zum Kat. d. Sammlungen d. vereinten Familien u. Privatbibliotheken Sr. Majestät des Kaisers, 1, 1873 u. W. B e e t z, Die Porträtsammlung d. Nationalbibliothek in ihrer Entwicklung, 1935. S. 8. u. 21 ff.

nennt¹⁵⁾, Bibliotheksangelegenheiten entgegenzubringen pflegte, wird Young bewogen haben, den direkten Weg einer persönlichen Eingabe an den Kaiser zu wählen:

„Copia¹⁶⁾. — Der um die slawische Sprache und Literatur so sehr verdiente Kustos der k. k. Hofbibliothek Kopitar war gestern bei mir, um mich angelegentlich zu ersuchen, daß ich die allerhöchste Aufmerksamkeit auf nachstehenden Gegenstand lenken wollte.

Da es sich darum handelt, die — von den Russen so sehr russisierte — echte altslawische Sprache, welche, in Österreich einheimisch, den heutigen slawischen Mundarten Österreichs um so näher kommt, je mehr sie von Russismen gereinigt wird, herzustellen, so werden slawische Kodizes für Österreich immer wichtiger.

Den Russen kann die Bemühung der österreichischen Slawisten eben nicht angenehm sein.

Nach den in London im J. 1817 erschienenen Memoiren von Walpole über die Türkei¹⁷⁾, sollen im J. 1816 zwei englische Reisende¹⁸⁾ auf dem Berge Athos in den zwei Klöstern St. Paul und Chilendar über 1000 slawische Kodizes, welche die dortigen Mönche nicht achteten¹⁹⁾, gefunden haben, wiewohl ihnen die Be-

¹⁵⁾ s. Beetz, a.a.O. S. 9.

¹⁶⁾ HHSTA, Staatskanzlei, Vorträge, 340 v. 29. 8. 1822 (Abschrift). — Ich versuchte nach Möglichkeit das gesamte mir erreichbare, einschlägige Quellen- und Literaturmaterial zu berücksichtigen usw: V. J a g i ć, *Novyja pisma Dobrovskago, Kopitara ...*, 1897, bzw. die deutsche Ausg., *Neue Briefe von Dobrowsky, Kopitar ...*, 1897. S. 353 ff. u. 821 ff.; A. I v i ć, *Arhivska gradja*, 3, 1932. S. 33 ff.; *Hodinka*, a.a.O.; St. S t a n o j e v i ć, *Istorija srpskog naroda u srednjem veku*, I. *Izvori i historiografija*, knj. 1. 1937. S. 54 ff.; R. N a h t i g a l, *Jerneja Kopitarja spisov 2 del, 2 knj.*, 1945. S. 171 ff.; A. I v i ć, *Srbulje u Bečkoj dvorskoj biblioteci*, in *Srpska Akad. nauka, Zbornik radova*, 10, 1951. S. 149 ff. u. E. W i n t e r: *Eine grundlegende Urkunde des Austroslawismus*, in *Zeitschrift für Slawistik*, 3. 1958, 1. S. 107 ff. Noch nicht publizierte Quellen werden hier möglichst im vollen Wortlaut wiedergegeben.

¹⁷⁾ Walpole Robert, *Memoirs relating to European and Asiatic Turkey*. 1817.

¹⁸⁾ Gemeint sind Carlyle, Joseph Dacre, 1759—1804, Orientalist u. Prof. für Arabisch in Cambridge, seit 1799 als „Chaplain“ der Brit. Gesandtschaft in Konstantinopel zugeteilt und sein bibliothekarischer Begleiter Dr. Hunt. Ihre Reiseaufzeichnungen u. Bibliotheksberichte vom Berge Athos aus dem Jahre 1800 hatte Walpole in seinem oben zit. Buch veröffentlicht.

¹⁹⁾ Über den Zustand der Bibliotheken der Athosklöster schreibt Hunt: „... The state in which we found these tattered and mouldy volumes, (cum blattis et tineis pugnantes) often without beginnings or endings, rendered the task very tedious“ s. Walpole, a.a.O., S. 220; vom Watopedi heißt es: „Our inquiries respecting the library of the convent were always evaded, and at length we were told that the manuscripts were merely rituals and liturgies of the Greek church, and in very bad condition. On pressing our request to be admitted to see them, and adding that it had been the primary object of our visit, we were shown into a room where these old tattered volumes were thrown together in

merkung nicht entgangen war, daß die illyrische Sprache in den (russischen) Editionen sehr verdorben sei²⁰⁾.

Die Erwerbung dieser slawischen Codicum wäre jetzt, ehe die Russen wieder im Lande sind²¹⁾, zumal da der neuernannte Internuntius, Baron Ottenfels im Begriffe steht, nach Konstantinopel abzugehen, vielleicht am ehesten möglich, auch dürfte selbe um einen verhältnismäßigen geringen Preis bewerkstelligt werden können, da die dortigen Mönche, wie gesagt, keinen großen Wert darauf setzen.

Kopitars Wunsch geht nun dahin, daß seine Majestät diesen für Oesterreich wichtigen Gegenstand allergnädigst zu beherzigen geruhen mögten, vielleicht, meint er, dürften Allerhöchst dieselben für gut finden, dem Bn Ottenfels in der Abschieds-Audienz den g e h e i m e n Auftrag zu geben, sich hierwegen zu erkundigen und sodann den Kauf der fraglichen Codicum, so wie auch alter, außer Rußland gedruckter Ausgaben slawischer Kirchenbücher, die eben so wichtig als Manuskripte sind, und anderer slawischer Inkunabeln zu unterhandeln. Es würde sodann von dem Willen Seiner Majestät abhängen, diese schätzbare Sammlung entweder für Allerhöchst ihre Privatbibliothek zu behalten, oder, was mir am zweckmäßigsten scheint, für die Hofbibliothek zu bestimmen. Auf meine Frage, warum er diesen Wunsch nicht im ordentlichen Wege mittels seiner Behörde zur allerhöchsten Kenntniss gelangen lasse, gab mir Kopitar zur Antwort, daß, nebst dem, daß Graf Ossolinsky²²⁾ abwesend ist, folglich sich die Sache in die Länge ziehen würde, er befürchten müsse, daß, wenn diese Angelegenheit dikastraliter verhandelt werden sollte, die Russen, bei der Menge von Spionen, die sich überall und selbst in Wien unterhalten, es bald erfahren, und auch alles anwenden würden, um die Absicht von Oesterreich zu vereiteln.

Bloß aus dieser Rücksicht und in der Überzeugung, daß seiner Majestät kein Antrag unwillkommen ist, wo es sich um die Beförderung der Wissenschaften und Verherrlichung Allerhöchst ihrer Regierung handelt, konnte ich mich bewegen lassen, den Wunsch des Kustos Kopitar Allerhöchstdenselben in tiefster Ehrfurcht zu Füßen zu legen, um welche Freiheit ich alleruntertänigst um Verzeihung bitte. — Wien, den 20ten August 1822. — Young m. p.“

the greatest confusion, mostly without beginning or end, worm-eaten, damaged bey mice, and mouldy with damp“. ebda, S. 202. — Es ist kein Wunder, daß Kopitars bibliothekarisches Herz bei einer solchen Schilderung nicht ruhig bleiben konnte.

²⁰⁾ Die betreffende Stelle heißt bei Hunt: „... but as their only printing-press is at St. Peterburgh, a number of Russian letters and words have crept in, and their printed book have become very corrupt“, ebda, S. 217.

²¹⁾ Rußland brach Ende Juli 1821 die diplomatischen Beziehungen zur Pforte ab u. d. Gesandte G. A. Stroganov verließ Konstantinopel.

²²⁾ Joseph Maximilian Ossoliński, Graf v. Tenczyn, 1748-1826, der bedeutende Förderer polnischen kulturellen Lebens und Historiker, war seit 17. 2. 1809 Präfekt d. Hofbibliothek in Wien. Der Verlust des Augenlichtes 1822 hatte oft seine Abwesenheit vom Dienstort zur Folge. — s. Kopitars Brief an Dobrovský v. 18. 1. 1823 in Jagić, Briefwechsel. S. 484.

Diese Eingabe Youngs an den Kaiser gibt deutlich die Initiative Kopitars beim Athosunternehmen kund und zeigt ferner, daß sein Beginn in das Jahr 1822 vorzuverlegen ist²³⁾. Kopitar gibt sich hier fürs erste mit einem Ankauf slawischer Handschriften auf Athos, ohne seine eigenen Reiseabsichten zu erwähnen, zufrieden. Die einleitende Begründung der Notwendigkeit, in Österreich slawische Handschriften zu erwerben, fußt auf Kopitars austroslawischem kulturpolitischen Konzept, Österreich durch Pflege der kirchenslawischen Sprache und ihres Schrifttums zum Mittelpunkt des erwachenden kulturellen Lebens der Südslawen zu machen. Solche Gedankengänge sind schon bei Franz Karl Alter, der sich wiederum auf die bekannte Rede Dobrovskýs von 1791²⁴⁾ beruft, im Nachwort zu seinem Beitrag zur praktischen Diplomatie für Slawen, 1801²⁵⁾, zu finden, werden von Kopitar das erstemal 1810 im Nekrolog für

²³⁾ Da, wie anzunehmen ist, A. Ivić Hodinkas Aufsatz u. das betreffende Material im HHSTA nicht erreichbar waren, erwog er in seinem Aufsatz „Srbulje u bečkoj dvorskoj biblioteci“, in Srp. Akad. nauka. Zbornik radova, 10, 1951, S. 33 ff. die Möglichkeit, die Mönche der Athosklöster hätten infolge einer Notlage die Hss selbst d. Hofbibliothek angeboten. Ivić ließ ferner das Athosunternehmen der Hofbibliothek erst Ende 1825 anlaufen, ebenso St. Stanojević in seiner Istorija srpskog naroda, 1. 1. 1937. S. 54 ff.

²⁴⁾ J. Dobrowsky: Über die Ergebenheit und Anhänglichkeit der slawischen Völker an das Erzhaus Österreich. Vorgelesen den 25. Sept. 1791 im Saale der k. Böhm. Gesellschaft der Wissenschaften in Gegenwart Sr. Maj. des Kais. Leopold des II, Prag, gedr. bei Franz Gerzabek 1791. 8 S. — Diese Rede, heute eine bibliophile Rarität, zeigt den Anteil der Slawen an d. Bevölkerung Österreichs, die Rolle in der Geschichte der Monarchie, die wachsende Geltung der Slawen innerhalb des europ. Geschehens und schließt mit der Bitte: „Dieses veranlaßt mich, im Namen vieler Hunderttausende untertänigst zu bitten. Eu. Maj. wollten allergnädigst die böhmische Nation auch bei diesem kostbaren Erbe von ihren Vorvätern, bei ihrer Muttersprache gegen ungestümes Verfahren und unbescheidenen Zwang zu schützen geruhen. So groß auch einerseits die Vorteile für den Staat zu sein scheinen, wenn alle Untertanen eine und dieselbe Sprache redeten, so gewiß ist es auch andererseits, daß jeder Zwang hierin schädlich ist und daß eine echte Staatspolitik Völker von verschiedenen Sprachen oft als die dienstlichen Mittel gebrauchen kann, ihre Absichten zu erreichen ...“.

²⁵⁾ F. C. Alter, Beitrag zur praktischen Diplomatie für Slawen vorzüglich für Böhmen, 1801. S. I ff. — Franz Karl Alter, 1741—1804, Exjesuit, Kustos d. Wr. Univ. Bibliothek (nicht Hofbibliothek, wie Jagić in seiner Istorija slav. filologii, 1910, S. 95 annimmt) u. Lektor d. Diplomatie an d. Wr. Universität, legte mit Joseph Valentin Zlobický, 1743—1810, u. Václav Fortunát Durich, 1738—1802, die ersten Grundlagen zu einer Slawistik in Wien.

Faustin Proházka und Josef Zlobický²⁶⁾ und in den Patriotischen Phantasien eines Slawen²⁷⁾ dargelegt und nehmen schließlich in den Jahren, in denen Kopitar die Erwerbung slawischer Handschriften für die Hofbibliothek betreibt, festere Gestalt an.

Obige Young'sche, von Kopitar ausgelöste Eingabe an den Kaiser hatte ihre Wirkung, wie uns nachstehende Zeilen des Kaisers an Metternich unterrichten, nicht verfehlt: „Lieber Fürst Metternich! Über die beiliegende Eingabe meines geheimen Kabinettssekretärs Hofrat Young erwarte ich schleunig Ihre gutächliche Äußerung. Weinzierl, 29. August 1822. — Franz I.“²⁸⁾.

Eine vorläufige Stellungnahme Metternichs, als Bleistiftnotiz unter dem Regest der Faszikel, hat den Wortlaut: „Der Sache scheint mir allerdings Folge gegeben werden können, welche in Ottenfels Instruktion zu setzen und Sr. Majestät anzuzeigen ist. — Metternich“²⁹⁾. Ungeachtet dessen scheint aber Ottenfels bei seiner Abschiedsaudienz vom Kaiser, wenn überhaupt, dann nur mündlich mit der Athosangelegenheit vertraut gemacht worden zu sein, da in den „Instructions pour l'Internonce“³⁰⁾ vom August 1822 davon nicht die Rede ist. Die endgültige Antwort gab Metternich erst in seinem Vortrag vom 5. September 1822³¹⁾:

„Allergnädigster Herr! — Mit allerhöchstem Kabinettschreiben vom 29. v. M. geruhten Eurer Majestät mir die gehorsamst beiliegende Eingabe des k. k. Kabinettssekretärs Hofrat Young zur schuldigen Äußerung zuzufertigen.“

Die Erwerbung der illyrischen Kodizes, warum es sich hier handelt, scheint nach meiner unvorgreiflichen Ansicht allerdings sehr wünschenswert.

Der schicklichste Augenblick, die Mönche des Berges Athos zur Überlassung der fraglichen Handschriften zu vermögen, dürfte jener sein, wo nach Wiederherstellung der öffentlichen Ruhe in den ottomanischen Provinzen eine direkte Verhandlung mit besagten Mönchen, ohne bei den argwöhnischen Türken Verdacht zu erwecken, wird angeknüpft werden können.

²⁶⁾ in „Vaterländische Blätter“, 18. 5. 1810; bzw. K o p i t a r, Kleinere Schriften, 1, 1857, 58 ff.

²⁷⁾ in „Vaterländische Blätter“, 5. 6. 1810; bzw. K o p i t a r, Kleinere Schriften, 1, 1857, S. 61 ff.

²⁸⁾ HHSTA, Staatskanzlei, Vorträge, 340 v. 28. 8. 1822. — Im Regest dazu heißt es: „Augustissimus. — Weinzierl, 29. August 1822. Erwarten allergnädigst ein Gutachten: ob die auf dem Berge Athos in den zwei Klöstern S. Paul und Chilandar vorhandenen slawischen Kodizes, alte außer Rußland gedruckte slawische Kirchenbücher und andere Inkunabeln slawischer Sprache, durch Baron von Ottenfels unter der Hand nicht an sich zu bringen sein dürften“.

²⁹⁾ ebda, S. 2v.

³⁰⁾ HHSTA, Weisungen Türkei, VII/22 v. Aug. 1822.

³¹⁾ HHSTA, Staatskanzlei, Vorträge, 341 v. 4. 9. 1822.

Ich säume daher nicht, dem k. k. Internuntius Freiherrn von Ottenfels in diesem Sinne die entsprechende Belehrung zu erteilen, und seinem Ermessen zugleich die Art und Weise der Vollziehung seines allerhöchsten Auftrages einheimzustellen. Wien, am 5. September 1822.“

Die kaiserliche EntschlieÙung lautete: „Dient mir zu Wissenschaft und ist mir seiner Zeit anzuzeigen, welchen Erfolg diese Sache hatte. — Wien, 4. Oktober 1822³². Auf allerhöchsten Befehl Sr. Majestät. Ehrg. Ludwig³³“).

Kopitar hatte nun, nachdem es ihm gelungen war, das Interesse höchster Stellen im Staate für seine Handschriftenerwerbung auf Athos wachzurufen, seinen eingangs erwähnten Plan einer vom Agramer Bischof Vrhovac finanzierten Athosreise fallengelassen. Sie wird auch in seiner Korrespondenz nach 1823 nicht mehr erwähnt³⁴). Bischof Vrhovac war überdies schon 1827 gestorben.

Über die ersten Schritte, die Ottenfels in der Athosangelegenheit in Konstantinopel unternommen hatte, unterrichtet uns sein optimistisch gehaltener privater Brief an Th. P. Young³⁵). Man kann mit

³²) ebda. S. 2r.

³³) Ludwig, Jos. Ant., Erzherzog v. Österreich, 1784—1864, jüngster Bruder des Kaisers.

³⁴) 1823 kennen wir noch eine diesbezügliche Anfrage Dobrovskýs an Kopitar v. 25. 2. 1823, s. J a g i ć , Briefwechsel, S. 489; auf Grund des Briefjournals wissen wir, daß Kopitar diese Anfrage beantwortet hat, s. J. G l o n a r , Kopitarjev Briefjournal, S. 145; Es gelang mir jedoch nicht, den Wortlaut zu finden.

³⁵) OeNB, Autographenslg. 12/63. — Der Adressat ist nicht genannt. Aus dem Inhalt kann man jedoch auf Th. P. Young schließen. — „Konstantinopel, den 24. März 1823. Hochschätzbarster Herr Hofrat! Werter Freund! Das Stillschweigen, welches ich seit meiner Abreise von Wien über den mir allerhöchsten Ortes erteilten Auftrag in betreff der slawischen Manuskripte vom Berge Athos beobachtet habe, wird vielleicht auf die Vermutung gebracht haben, daß ich diese Angelegenheit unter so manchen anderen politischen verloren haben dürfte. Dem ist nicht der Fall: wohl aber hatten die eigentümlichen Verhältnisse der griechischen Nation mich genötigt, in dieser Sache mit besonderer Behutsamkeit zu Werke zu gehen, um nicht einerseits der Pforte Anlaß zu schiefen Auslegungen zu geben, andererseits aber fremde Aufrichtigkeit zu beseitigen. — Seither aber haben die Schritte, welche ich bei dem griechischen Patriarchate gemacht habe, eine solche Wirkung hervorgebracht, daß ich mich eines günstigen Erfolges schmeicheln zu dürfen glaube. Ich habe von einflußreichen Personen die Zusicherung erhalten, daß mir nicht nur eine Anzahl der in den bulgarischen Klöstern des Berges Athos vorfindigen slawischen Manuskripte, wenn solche nach den Unfällen, welche die dortigen Mönche im verflossenen Jahre betroffen haben, noch daselbst vorhanden sein sollten, übergeben werden würden, sondern daß man auch sich angelegen sein lassen werde, mir aus den griechischen Klöstern in Serbien, wo solche Manuskripte in bedeutender Menge vorhanden sein sollen,

ziemlicher Gewißheit annehmen, daß Young diese Information über den Stand der Dinge in Konstantinopel an Kopitar weitergab.

Bei den offiziellen Stellen ruhte die Athossache jedoch bis zum 4. Oktober 1825, als auf Drängen Youngs der Kaiser bei Metternich einen längst fälligen Bericht darüber urgieren ließ³⁶). Die auf das hin in Konstantinopel eingeforderte Stellungnahme ist uns nur indirekt aus einem Vortrag Metternichs an den Kaiser vom 31. 12. 1825 bekannt. Sie gab die Schwierigkeiten wieder, denen Ottenfels bei der Durchführung des kaiserlichen Auftrages auf einem von Kriegswirren aufgewühlten Terrain begegnet war, und schilderte die Bemühungen, unter Ausnützung des damals herrschenden österreichfreundlichen politischen Klimas in der Türkei mit Hilfe türkischer Behörden zum Ziele zu kommen³⁷).

mehrere derselben zu beschaffen. — So sehr ich auch Ursache zu haben glaube, auf diese Zusage zu zählen, so hat mich doch die Erfahrung gelehrt, daß man hierlandes sich nicht vorschnell eines günstigen Erfolges erfreuen dürfe, weil so leicht widrige Zufälle und Ereignisse die sichersten Erwartungen zu täuschen pflegten. Ich habe daher diesen Gegenstand, ungeachtet des vielversprechenden Anscheins noch zu keiner offiziellen Berichterstattung reif erachtet. Indessen glaube ich mir das Vergnügen nicht versagen zu sollen, Ihnen, wertester Freund, hievon die vorläufige Mitteilung zu machen, und habe bei diesem Anlaß um so weniger verabsäumen wollen, an Sie zu schreiben (etc.)“

³⁶) Laut Separat-Billete-Protokoll d. Staatskanzlei für das Jahr 1825 im HHSTA, Nr. 1225: „An Fürsten Metternich. Preßburg, den 4ten Oktober 1825. — Ich gewärtige die Anzeige, wie weit es mit der Befolgung der bereits im Monate August 1822 bei Gelegenheit der Abreise meines Internuntius Baron Ottenfels nach Konstantinopel meiner Hof- u. Staatskanzlei wegen Überkommung der auf dem Berge Athos in den 2 Klöstern St. Paul und Chilendar befindlich sein sollenden slawischen Manuskripte gemachten Aufträge gekommen sei ? (Sep. Nr. 384—825.) — S. M. Young.“ (Bleistiftnotiz): Antwort 3076.825.

³⁷) HHSTA, Staatskanzlei, Vorträge, 360 v. 31. 12. 1825. — „Allergnädigster Herr! — In ehrerbietigster Befolgung des mir mit allerhöchstem Kabinettschreiben vom 4ten Oktober dieses Jahres zugekommenen Auftrages habe ich Euer Majestät Internuntius zu Konstantinopel einen Bericht über den Erfolg abverlangt, welchen dessen Verwendung wegen Überkommung der in den zwei Klöstern auf dem Berge Athos befindlichen illyrischen Kodizes gehabt hat. Aus der zur allerhöchsten Einsicht im Anbuge gehorsamst nebenfolgenden Äußerungen des Freiherrn von Ottenfels werden Eure Majestät huldreichst zu ersehen geruhen, daß derselbe gleich nach seiner Ankunft zu Konstantinopel im Jahre 1822 sich sowohl bei dem türkischen Ministerium als auch bei dem griechischen Patriarchat um die genannten Kodizes beworben hat, jedoch auf seine Einschreitung dahin verbeschieden worden ist, daß bei den kurz zuvor in den Gegenden des Athos stattgehabten kriegerischen Ereignissen die Klöster, in welchen diese Manuskripte aufbewahrt wurden, zerstört worden seien, und vor Herstellung der Ruhe daselbst jede weitere Nachforschung vergeblich sein würde.“

Der Kaiser, von diesem Bericht in Kenntniss gesetzt, warnte nachdrücklich vor einer Gewaltanwendung, deren man sich vielleicht bei einem solchen Vorgehen schuldig machen könnte; wörtlich heißt es in der Entschließung: „... geht mein Wille dahin, daß die fraglichen Manuskripte diesen Mönchen oder ihren Eigentümern gegen ihre Einwilligung nicht, um so weniger gewaltsam abgenommen, sondern daß sie nur wie sie selbe freiwillig hergeben wollen, von ihnen angenommen und, wenn sie es verlangen, eine vollständige Entschädigung dafür gegeben werde. — Wien, den 15. Februar 1826. Franz“³⁸⁾).

Nach zweieinhalb Monaten, am 10. 5. 1826, trafen aus Konstantinopel als die erste Frucht der Ottenfelsschen Bemühungen 2 Verzeichnisse slawischer Handschriften der Klöster Chilandar und Sografu

Zugleich hat Freiherr von Ottenfels auf anderen Wegen erfahren, daß zwar die besagten Klöster durch die dort vorgefallenen Gefechte nichts gelitten haben, daß aber die in Frage stehenden Kodizes bei der Flucht der Mönche vor den türkischen Truppen in Verlust geraten seien — und somit schien alle Hoffnung dem allerhöchsten Auftrage Genüge leisten zu können, gänzlich verschwunden.

Der Internuntius verlor indessen diese Angelegenheit keineswegs aus dem Gesichte; nur blieb bei der mißtrauischen Strenge, womit die Mönche von der türkischen Regierung bewacht werden, und bei der Furcht des griechischen Patriarchen, so wie des sämtlichen Klerus vorseiber, jeder weitere Versuch fruchtlos.

Erst in dem gegenwärtigen Augenblicke, wo die Pforte so viele Beweise ihres vollen Vertrauens, und insbesondere, wo der damalige Minister Seida Effendi seine Ergebenheit für den k. k. Hof bei jedem Anlasse an Tag zu legen bemüht ist, fand Freiherr von Ottenfels Gelegenheit, letzteren auf vertraulichem Wege in dieser Sache ein Memorandum zuzustellen, worin er sich bemühte, die Nutzlosigkeit jener, in einer alten, fremden Sprache verfaßten Kodizes, für die griechischen Mönche, so wie die persönliche Gefälligkeit, welche der Privatbibliothek Eurer Majestät hiedurch erwiesen würde, heraus zu heben.

Diese mit so triftigen Gründen unterstützte Vorstellung hat den günstigen Erfolg gehabt, daß Seida Effendi die Sache nicht nur als seine eigene anzusehen versprach, sondern daß selber den ausdrücklichen Befehl an den Pfortendolmetscher erteilte, unverzüglich durch den griechischen Patriarchen und die Vorsteher der Klöster des Monte Santo die Herbeischaffung der alt-slawischen Manuskripte zu veranlassen.

Da die Absendung dieses Befehles, so wie Freiherr von Ottenfels sich zu überzeugen Gelegenheit hatte, wirklich stattfand, so scheint es der Pforte mit der Übergabe dieser Manuskripte wirklich Ernst zu sein, und es ist sonach das Resultat der veranlaßten Nachforschung zu erwarten, welches ich Euer Majestät nachträglich vorzulegen mir ehrerbietigst vorbehalte.

Wien, den 31ten Dezember 1825.

Metternich.“

³⁸⁾ ebda, S. 3r.

ein, die Ottenfels von den Vorstehern dieser Klöster erhalten hatte³⁹⁾, damit er daraus eine Auswahl erwünschter slawischer Handschriften treffe. Ottenfels, über den Zweck dieser Handschriftenerwerbung nicht informiert und auch kein Fachmann in slawischer Handschriftenkunde, war sich der Schwierigkeit voll bewußt, als Laie an Hand bibliographisch so unzulänglicher Angaben, wie sie die beiden Handschriftenlisten boten, das Richtige auszuwählen, zeichnete aber dennoch der Dringlichkeit der Sache wegen von sich aus zunächst 8 Handschriften als erwünscht ab⁴⁰⁾ und beauftragte einen Kommissär, für ihre Herbeischaffung nach Konstantinopel zu sorgen. In einem beiliegenden Bericht teilte er auch Metternich mit, er erwarte weitere solche Handschriftenlisten aus den Klöstern Ajiu Pawlu und Protaton und hoffe, die Zahl der ausgewählten Handschriften dann vermehren zu können⁴¹⁾.

Die vom Dolmetschgehilfen Wilhelm von Chabert in Konstantinopel hergestellte und den griechischen Originalen beigegebene deutsche Übersetzung der beiden Handschriftenlisten lautet wie folgt:

„Übersetzung.

Katalog der im Kloster Chilian der befindlichen illyrischen Bücher:⁴²⁾

Die vier Evangelisten [Tetraevangelion]⁴³⁾

1 Apostelgeschichte [Epistolar?]

12 Monatsbücher [Menäon]

1 Buch Triodium genannt.

1 Pfingstbuch [Pentakostarion]

1 Psalmbuch

NB⁴⁴⁾ 1 Buch Theodors Studins [Theod. Studites, heute ONB Cod. slav. 15.]

Kommentar Chrysostoms über das Evangelium

1 Buch Ephraim des Syriers

1 Buch Isaak des Syriers

1 Buch Simeon des Metaphrasten [Menologion]

1 Buch des Antiochus [v. Mar Saba, heute ONB Cod. slav. 12.]

1 Buch des Nikon [Mönch des Klosters Raithu]

³⁹⁾ Laut Hodinka wurden diese Verzeichnisse in griechischer Sprache vom Prokurator der Athosklöster, dem Diakon Arsenios Paulos, und einem serbischen Dolmetscher angelegt. — s. Hodinka, S. 241.

⁴⁰⁾ Die in nachstehender Liste mit nota bene bezeichneten.

⁴¹⁾ s. A. Ivić, Arhivska gradja, 3, 1932. S. 33 und Hodinka, S. 241.

⁴²⁾ HHSTA, Staatskanzlei, Vorträge, 130 v. 8. 6. 1826, Beil.

⁴³⁾ Soweit es möglich war, wurden die Handschriften mit Hilfe des griechischen Originals der Listen näher bestimmt. — Diese Deutungen verdanke ich zum größten Teil der lebenswürdigen Hilfe des Herrn Prof. Dr. Herbert Hunger.

⁴⁴⁾ Vermerk Ottenfels.

- NB 1 Buch *Sobornik* d. i. verschiedene Sprüche, [heute ÖNB Cod. slav. 24.]
1 Buch für die 6tägige Andacht [*Šestodnev*]
- NB 1 Buch *Glabisnik* [*Glaviznik-Capitulare*, heute ÖNB Cod. slav. 28.]
Buch *Chrysostoms* über die Pharisäer
- NB 1 Buch *Kormsca* oder *Steuerruder* genannt [*Nomokanon*, heute ÖNB Cod. slav. 21.]
1 Buch *Reden* oder *Predigten* [*Synaxarion*]
1 *Meßbuch*
- NB 1 Buch *Barlaam* und *Joassaf* von Indien, [heute ÖNB Cod. slav. 35.]
1 Buch *Joannis Kantakuzeni* gegen *Mohamed*, [heute ÖNB Cod. slav. 34.]
1 Buch *Lausaicon* [*Historia Lausiaca* v. *Palladios*]
1 Buch *Anastasii* des *Sinaiten*
1 Buch *Johannes* des *Damaszeners*
1 Buch *Josephi* des *Juden* [*Jos. Flavius*]
- NB 1 Buch über *Erschaffung* der sichtbaren und unsichtbaren Geschöpfe
[*Paläa*, heute ÖNB Cod. slav. 9.]
1 Buch *Johannis* des *Climacus*
1 Buch *Gregors* des *Palamiten*.

Verzeichnis der in *Z o g r a p h o* befindlichen Bücher:

- NB Die 4 *Evangelisten* [*Tetraevangelion*, heute ÖNB Cod. slav. 7.]
1 *Apostelgeschichte* [*Lektionar*]
1 *Betrachtung* für 6 Monate, von März bis September [*Synaxarion* für das Sommerhalbjahr.]
1 *Leben* der Heiligen, November und Dezember [*Menologion* für November und Dezember.]
2 Buch für die *Oktave* der *Pfingstwoche* [*Oktoechos* und *Parakletike*]
- NB 1 Buch *Gregors* des *Papstes* an *Petrus Archidiakonus* [*S. Gregorii I. Papae dialogus de vita et miraculis patrum italicorum*, heute ÖNB Cod. slav. 22.]
1 Buch *Sprüche* des hl. *Chrysostomus*
1 Buch *Betrachtungen* für *Sonn-* und *Feiertage* [*Pandekte*]
1 *Psalmbuch* mit *Kommentar*
1 Buch *Johannis* des *Climacus*
12 *Monatsbücher* [*Menäen*]
1 *Meßbuch*
1 *Stundenbuch* [*Horologium*]
1 Buch *Auszüge* aus *Kirchenvätern* [*Paterikon*, heute ÖNB Cod. slav. 42.]
- NB 1 Buch *Dionysii* des *Areopagiten* [*Dionysios Pseudo-Areopagites*, heute ÖNB Cod. slav. 14.]
1 Buch *Joannis* des *Damaszeners*.

Diese und obenstehende Bücher sind sämtlich Handschriften auf Papier, ausgenommen das *Evangelienbuch*, welches auf *Pergament* und vor 300 Jahren geschrieben ist.

Übers. von W. Chabert."

Die Handschriftenlisten legte *Metternich* mit einem Bericht am 8. 6. 1826 dem *Kaiser* vor, der auf Anraten *Youngs* eine Stellung-

nahme Kopitars anfordern ließ⁴⁵⁾. Dieser war mit der Ottenfelsschen Auslese nicht zufrieden und äußerte in seinem Bericht vom 17. 6. 1826 freiheraus, daß man „ohne entschiedenere Maßregeln . . . von den dortigen (auf Athos) Schätzen am Ende wenig oder gar nichts erhalten werde“. Nur auf Athos könne man die ältesten Texte der slawischen Kirchenbücher finden, die „die österreichischen Slawisten gegen die russischen revindizieren müssen“. Von den 1 500 — 2 000 slawischen Kodizes des Berges Athos hätte Ottenfels nur ein Verzeichnis von 68 Stück erhalten und darunter sei nur eines auf Pergament. Davon hätte Ottenfels „aufs Geratewohl“ 8⁴⁶⁾ bezeichnet. Der „üble Wille der griechischen Unterhändler“ sei bei dieser Sache offenbar. Als den einzigen Weg „um Schande und Schaden zu vermeiden“ schlug Kopitar vor, Ottenfels möge einen „Sachverständigen und zwar am zweckmäßigsten den Unterzeichneten selbst nach Konstantinopel“ anfordern, damit dieser an Ort und Stelle die Auswahl der Kodizes treffe. Kopitar wies auch auf die Tatsache hin, daß Rom, Florenz, Paris und Wien solchen Ankäufen die wertvollsten griechischen Handschriften zu verdanken hätten und erklärte sich bereit, „lieber heute als morgen zu dieser Bestimmung abzugehen“. Die Dringlichkeit der Sache spräche für sich und „die Reisekosten wären nichts gegen den wissenschaftlichen und bibliothekarischen Wert dieser neuen Bereicherung der wahrhaft kaiserlichen Bibliothek“⁴⁷⁾.

Ist Kopitars Meinung, auf Athos und nirgends anderswo müßten die ältesten slawischen Handschriften zu finden sein, heute überholt, so war sein Mißtrauen den Handschriftenverzeichnissen der beiden Klöster Chilandar und Sografu gegenüber berechtigt. Man braucht sie bei all ihrer Unzulänglichkeit heute nur mit den Berichten und der wissenschaftlichen Ausbeute späterer Athosreisender, wie etwa mit denen von V. Grigorovič, 1844—45, P. Uspenskij, 1845 und 1858, K. Petkovič, 1852, die alle über die Handschriften dieser Klöster anderes zu berichten wissen⁴⁸⁾, zu vergleichen. Über die möglichen Hintergründe dieser absichtlichen oder unab-

⁴⁵⁾ s. A. Ivič, Gradja, 3, 1932. S. 35 und Hodinka, S. 241.

⁴⁶⁾ Es waren eigentlich 9.

⁴⁷⁾ s. A. Ivič, Gradja, 3, 1932. S. 35 ff. — Über den Stand der Dinge scheint Kopitar, wie im Briefjournal zu lesen ist, auch Dobrovský informiert zu haben. s. J. Glonar, K-jev Briefjournal, S. 147.

⁴⁸⁾ Einen Überblick darüber gibt St. Stanojevič in seiner Istorija srpskog naroda u srednjem veku. 1, 1. 1937. S. 65 ff.

sichtlichen Verschleierung war sich Kopitar, wie man sieht, durchaus im Klaren.

Metternich, auf das fachmännische Urteil Kopitars, dessen „bewährte Kenntnisse in der altslawischen Sprache und Literatur die Richtigkeit seines Anspruches genügend zu verbürgen scheinen“, gestützt, befürwortete in seinem Vortrag vom 29. 6. 1826 den Vorschlag Kopitars, selbst nach dem Berge Athos aufbrechen zu wollen, aufs wärmste⁴⁹⁾. Auch Young, dem Kopitar laut Briefjournal am 17. 6. Informationen zukommen ließ⁵⁰⁾, referierte dem Kaiser am 10. 7., daß Ottenfels in Bezug auf slawische Handschriften unerfahren sei und daß man befürchten müsse, die griechischen Vermittler könnten seine Gutwilligkeit mißbrauchen und den philologischen Schatz der Athosklöster in die Hände der Russen fallen lassen. Eine Emission Kopitars an Ort und Stelle sei daher unerläßlich⁵¹⁾. Die kaiserliche Entschliebung vom 26. 7. 1826 lautete jedoch: „Meinem Internuntius ist aufgetragen, ein umständlicheres Verzeichnis der fraglichen Manuskripte verfassen zu lassen und anher zu senden. Nach Einlangung desselben werde ich, nachdem es mir vorgelegt sein wird, bestimmen, was weiter in dieser Sache zu geschehen habe“⁵²⁾.

Einer Eintragung Kopitars in das Briefjournal ist zu entnehmen, daß er am 28. Juli 1826 auch Friedrich Gentz, damals Hofrat im außerordentlichen Dienste der Staatskanzlei, mit der Athossache vertraut gemacht hatte; für den 1. August 1826 sind in derselben Angelegenheit Briefe an Ottenfels, Gentz und Josef Anton Pilat, den Hofsekretär im außerordentlichen Dienste der Staatskanzlei und Hauptredakteur des Osterreichischen Beobachters, eingetragen⁵³⁾. Zu Gentz und Pilat, die beide führende Publizisten waren, unterhielt Kopitar, selbst ein Mann von der Feder, bekanntlich auch außerhalb des Dienstlichen direkte Kontakte⁵⁴⁾.

⁴⁹⁾ Wörtlich heißt es: „Ist aber die Erwerbung der fraglichen Handschriften von solcher Wichtigkeit, so halte auch ich mich überzeugt, daß nur ein Sachkundiger die Auswahl und den Ankauf derselben auf eine zweckmäßige Art zu besorgen in der Lage sei, und daß wohl niemand besser als Kopitar selbst sich zu diesem Geschäfte eigne“. s. A. Ivić, Gradja, 3, 1932, S. 36.

⁵⁰⁾ s. J. Glonar, K-jev Briefjournal, S. 147.

⁵¹⁾ s. Hodinka, S. 242.

⁵²⁾ s. A. Ivić, Gradja, 3, 1932, S. 37.

⁵³⁾ s. J. Glonar, K-jev Briefjournal, S. 147.

⁵⁴⁾ s. Gentz-Briefe an Kopitar, OeNB, Autogr. 11/118, und im Miklosich-Nachl., OeNB, Autogr. 140/18. — Kopitar war in diesen Jahren Mitarbeiter des von Pilat redigierten „Osterr. Beobachters“.

Am 25. August 1826 konnte Ottenfels Metternich endlich die Ankunft eines Teiles der slawischen Handschriften, in deren Besitz sein Mittelsmann mit Hilfe persönlicher Intervention des österreichfreundlichen Ministers Seida Efendi gelangen konnte, ankündigen; zwei Monate darauf meldete er, 12 slawische Handschriften seien bereits in Konstantinopel⁵⁵⁾. Um das zu bekräftigen, schloß Ottenfels dieser Nachricht die deutsche Übersetzung eines Schreibens der Vorsteher der Klöster Chilandar und Sografu vom 5. bzw. 17. September 1826 an den Prokurator und Prohegumenen von Chilandar, Cyrillus, in Konstantinopel bei, worin diesem zur Aufgabe gemacht wird, Sorge zu tragen, daß die Handschriften „seinerzeit wieder in die Klöster zurückgeschickt werden mögen, als ein altes, von der Frömmigkeit dahin gestiftetes und nicht wohl zu entäußerndes Besitztum derselben“. Weiters hieß es jedoch „... wenn solche jedoch hohen Ortes dennoch begehrt werden sollten und man sie gegen Bezahlung zu behalten wünscht, so ersuchen wir uns davon zu benachrichtigen“⁵⁶⁾. Diesem Schreiben lag eine Liste der 12 nach Konstantinopel übersandten Handschriften bei. Auf dieses Schreiben, dem Kaiser am 21. November 1826 vorgelegt, folgte eine Resolution, datiert mit 7. Dezember, die vor einer Verletzung religiöser Gefühle der Mönche warnt, gleichzeitig jedoch die Interessen der Wissenschaft zu wahren sucht. Sollten nämlich die Mönche die Handschriften nicht verkaufen wollen, so soll „getrachtet werden, daß sie gestatten, daß von diesen Handschriften, wenn es sich der Arbeit und Mühe lohnt, Abschriften genommen werden dürfen“⁵⁷⁾. Über die Gründe der zurückhaltenden Stellungnahme des Kaisers erhielt Kopitar durch Gentz auf privatem Wege nähere Informationen⁵⁸⁾.

Inzwischen hatte jedoch Ottenfels, an den, wie wir aus dem Briefjournal wissen⁵⁹⁾, ein Brief Kopitars unterwegs war, bereits die 12 Handschriften nach Wien abgesandt und Kopitar ihre Ankunft angemeldet:

⁵⁵⁾ s. A. Ivić, Gradja, 3, 1932. S. 38.

⁵⁶⁾ ebda, S. 39.

⁵⁷⁾ ebda, S. 40.

⁵⁸⁾ OeNB, Autogr. 11/118. Brief v. 15. 12. 1826. „Ich war, als ich Ihr gestriges Billet erhielt, gerade im Begriffe, Ihnen zu melden, daß derselbe Umstand, den Sie namentlich machen, allerdings der Grund des bisherigen Aufschubes war. Da dieser Umstand nun in Kurzem gehoben sein muß, so wird dann hoffentlich der an Se. Majestät zu erstattende Bericht baldmöglichst befördert werden. — Gentz. Am 15. Dezember 1826.“

⁵⁹⁾ s. J. Glonar, K-jev Briefjournal, S. 148

„Lieber Herr Kopitar!

Konstantinopel, den 10. Nov. 1826.

In keinem Land bewährt sich das alte Sprichwort: Gute Sache braucht Weile, mehr als in der Türkei. Die so lange ersehnten altslawischen Manuskripte — wenigstens die erste Lieferung derselben — befinden sich in meinen Händen und gehen mit heutiger Post nach Wien ab. Zugleich habe ich Mittel und Wege gefunden, daß Sie eine reiche Nachlese halten können, denn die Reise nach dem Berge Athos, welche ich im Monat August noch für etwas sehr Entferntes ansehen mußte, wird sich für Sie auf eine ebenso natürliche als unserem Zwecke entsprechende Weise ergeben. Um mich nicht zu wiederholen, verweise ich Sie auf meinen heutigen Bericht über diesen Gegenstand, der Ihnen ohne Zweifel zu Gesicht kommen wird. Sie werden am besten urteilen können, welchen Wert die eingesandten 12 Kodizes haben dürften, um, wenn Sie darum befragt werden, Ihre Äußerung über den dafür bestimmenden Preis in Geld oder anderer Entschädigung abzugeben. Daß Sie von hier aus zu Erfüllung des Auftrages nach dem Monte Santo, wenn er, wie ich wünsche, Ihnen zuteil werden sollte, alle gewünschte Unterstützung erhalten werden, können Sie versichert sein. Trachten Sie, die Sache bald in Gang zu bringen und sie soviel wie möglich geheim zu halten; haben Sie aber einmal Ihren Aufbruch gesichert, so soll es mich freuen, Sie hier wiederzusehen.

Empfehlen Sie mich im teuren Andenken meines werten Freundes Hofrat von Young und bleiben Sie meiner Hochschätzung und Ergebenheit versichert. Ottenfels⁶⁰⁾.

Die angekündigten 12 slawischen Kodizes kamen Mitte Dezember 1826 wohlbehalten in Wien an und Metternich erhielt den Auftrag, ihren bibliothekarischen und wissenschaftlichen Wert ermitteln zu lassen. Mit dieser Aufgabe wurde Kopitar betraut⁶¹⁾. Am 8. Jänner 1827 bestätigte dieser den Empfang der Handschriften, „um selbe näher zu prüfen und deren Wert zu bestimmen“⁶²⁾. Er überreichte nach 3 Monaten nicht nur eine ausführliche Beschreibung und Schätzung der Kodizes, sondern gab, die günstige Gelegenheit ausnützend, in einer historisch, philologisch und kulturpolitisch weit ausholenden, 12 halbbrüchig beschriebene Blätter umfassenden Darlegung der Staatskanzlei⁶³⁾ die Gründe bekannt, welche die Erwerbung slawischer Handschriften in diesem Zeitpunkt für Österreich zu einer zwingenden Notwendigkeit machen. Dieser „Bibliothekarische Bericht bei Gelegenheit der 12 altslawischen Mss. vom Berge Athos“, dessen Konzept, datiert mit 28. März 1827, und die end-

⁶⁰⁾ OeNB, Autogr. 12/63.

⁶¹⁾ s. A. Ivić, Gradja, 3, 1932. S. 34.

⁶²⁾ ebda, S. 46.

⁶³⁾ Sie war nicht nur für die Direktion der Hofbibliothek bestimmt, wie V. Jagić annahm. — s. V. Jagić, Neue Briefe, S. 253.

gültige Fassung vom 29. März 1827⁶⁴), wir heute kennen, ist neben den Patriotischen Phantasien eines Slawen, die aber für die Öffentlichkeit bestimmt waren⁶⁵), Kopitars großes Bekenntnis seiner staatspolitischen Gesinnung und ein glänzendes Zeugnis seines Berufsethos als Bibliothekar der Hofbibliothek den höchsten Stellen im Staate gegenüber:

Die einleitenden, die Siedlungsgebiete und die zahlenmäßige Stärke der Slawen betreffenden Sätze der historischen Prolegomena schließt die Feststellung ab, die Slawen würden es verdienen, „dem in Folge der Türkennot und der früheren ungarisch-österreichischen⁶⁶) Versäumnis durch bloße Glaubensverwandtschaft⁶⁷), bei sonst verschiedenen Sitten⁶⁸), Mundart, Charakter herbeigeführten nordischem⁶⁹) Einflüsse, so lange es noch Zeit ist⁷⁰), endlich entzogen, ja entgegengesetzt zu werden“. Nach einer kurzen Darstellung der Christianisierung der Slawen, der Tätigkeit der Slawenapostel, wobei er die Entstehung der Glagolica nach 1060 ansetzt und der kirchenslawischen Sprache das Heimatrecht auf österreichischem Boden gibt, führt er Daten aus der Geschichte des slawischen Buchdrucks an und schließt mit dem Satze: „Von der Mitte des 17. Jahrhunderts aber, und besonders seit Peters heimlicher Sendung des Miloradowitsch⁷¹) durch Serbien⁷²) nach Montenegro usw. gewöhnten sich die

⁶⁴) Das Konzept veröff. V. Jagić in Neue Briefe, 1897, S. 353 ff. u. R. Nahtigal in Jerneja Kopitarja spisov 2 del, knj. 2. 1944. S. 171 ff. — Die Reinschrift befindet sich heute unter den Verwaltungsakten d. k. k. Hofbibliothek, 1831, 14 in der Österr. Nationalbibliothek, Wien. — Als dieser Aufsatz bereits abgeschlossen war, veröffentlichte Eduard Winter in der Zeitschrift für Slawistik, Berlin, 3. 1958, 1. S. 107 ff. eine genaue Gegenüberstellung des Konzeptes mit der Reinschrift, was mich der Notwendigkeit entbindet, hier beide Texte im vollen Wortlaut zu bringen. Die Abweichungen gegenüber dem Text von E. Winter erklären sich scheinbar aus anderer Lesart der z. T. schwer leserlichen Handschrift Kopitars. Allerdings wird von E. Winter aus mir unbekanntem Gründen als Aufbewahrungsort der Kopitarschen Reinschrift eine nicht bestehende „Autographensammlung des Österr. Nationalarchivs (!) in Wien“ genannt.

⁶⁵) S. Kopitar, Kleinere Schriften, hrsg. v. F. Miklosich, 1. 1857. S. 61 ff. u. „Vaterländische Blätter“, 5. 6. 1810.

⁶⁶) Im Konzept: österr. Unpolitik.

⁶⁷) Im Konzept: Glaubenseinheit.

⁶⁸) Im Konzept: ergänzt mit Lebensart.

⁶⁹) Gemeint ist der russ. Einfluß.

⁷⁰) Dieser Satz fehlt im Konzept.

⁷¹) Mihail Miloradović, von Peter d. Gr. 1711 als Agent angeworben, um unter den Serben Aufstände gegen die Türken zu organisieren.

⁷²) „Durch Serbien“ fehlt im Konzept.

griechisch-gläubigen Südslawen im glaubensverwandten und immer mächtiger werdenden Rußland ihren Mittelpunkt zu sehen, und heutzutage sind alle ihre Kirchen teils durch die wohlberechnete Freigebigkeit Rußlands (die auch englischen Reisenden 1800 auf dem Athos aufgefallen ist, s. Walpole's Memoirs on Turkey), teils durch das natürliche, freiwillige Vorurteil zu dessen Gunsten mit lauter russischen Auflagen der Kirchenbücher angefüllt!"

„Es ist klar“, fährt Kopitar fort, „daß es die tiefsten Kombinationen erfordern, aber auch von entscheidendem Gewicht sein würde, die seit 150 Jahren in dieser nordischen Tendenz fortschreitenden griechisch-gläubigen Südslawen g e n e i g t oder gar b e g i e r i g zu machen, ihre den Russen zum Opfer gebrachte legitime c i s d a n u - b i a n i s c h e Kirchensprache und damit zugleich ihre geistige Selbstständigkeit zu revindizieren. — Vor allem ändern müßte man sich zu diesem Zwecke in den Besitz aller oberwähnten c i s d a n u b i a - n i s c h e n alten Drucke⁷³⁾, noch mehr aber auch aller ältesten Manuskripte der Kirchenbücher zu setzen trachten; um darauf gestützt, der russischen Sprach-Usurpation⁷⁴ den Krieg machen zu können“.

Die historischen Prolegomena schließen mit dem originellen kulturpolitischen Projekt: „Durch den Besitz auch dieser m a t e r i e l - l e n Rechtsmittel [der aksl. Hss.] gegen alle russischen Schikanen gedeckt, könnte dann der südslawische Patriot [damit meint Kopitar sich selbst] durch sukzessive philologisch-kritische Herausgabe des echten altslawischen Kirchentextes, — der bei allem Altertum, doch der heutigen illyrischen Sprache noch v i e l näher käme⁷⁵⁾, als der eingeschlichene jetzt übliche⁷⁶⁾ russisierte, den in jedes Menschen Brust unzerstörbar lebenden und daher leicht erregbaren Sinn für das A l t e , E c h t e und Einheimische in Anspruch nehmen, und so stufenweise die Südslawen um einen vaterländischen, Österreich günstigen M i t t e l p u n k t sammeln, und sie dadurch aus Anhängern und Bewunderern des Nordens⁷⁷⁾ zu ihm geistig überlegenen Verächtern und eventuell zu dessen bittersten Feinden machen“. Diese Gedanken wiederholt Kopitar etwas allgemeiner gehalten

⁷³⁾ Die im Bibliothek. Bericht im Absatz über die slaw. Druckgeschichte aufgezählten Inkunabeln u. Frühdrucke.

⁷⁴⁾ Im Konzept: Sprachverderberei (einer geistigen Usurpation und Illegitimität).

⁷⁵⁾ Im Konzept: „viel näher wäre“.

⁷⁶⁾ Diese beiden Worte fehlen im Konzept.

⁷⁷⁾ Damit ist Rußland gemeint.

im 2. Kapitel seiner Rekapitulation, wo es auch heißt, daß die kirchenslawischen Handschriften der Athosklöster einerseits zu den „vaterländischen Zimelien Österreichs“ gehören, „so gut wie die deutschen Sprachmonumente . . . eben jenes 9ten seculi“, andererseits aber sie „eine unberechenbare politische Wichtigkeit für die Zeit haben, wo es darauf ankommen wird, den 9—10 Millionen erst seit 150 Jahren infolge nachbarlicher Versäumnis⁷⁸⁾ in russischen Tendenzen sich bewegenden, tüchtigen Südslawen⁷⁹⁾ ein eigenes antirussisches Zentrum in der von der russischen Mischung⁸⁰⁾ gereinigten echten und legitimen⁸¹⁾ Kirchensprache Methods zu geben“.

Wie wir aus der Korrespondenz Kopitars, den Schilderungen Hoffmanns von Fallersleben und Hormayers wissen⁸²⁾, war Kopitar gerade damals, im Sinne des Totalpatriotismus seiner Zeit, der geistige Mittelpunkt eines Kreises slawischer, der vaterländischen Wissenschaft ergebener Intellektueller, der „Tischrunde vom Weißen Wolf“, die ihm nicht nur das lebendige Material für seine Balkanphilologie, sondern auch darüber hinaus die Unterlagen für seine austroslawischen Pläne lieferte. In diesem Zusammenhang betrachtet, erweist sich das austroslawische Konzept, das er hier der Staatskanzlei unterbreitet, als der Höhepunkt seiner Beschäftigung mit dem Gedanken einer kulturellen und politischen Einigung aller Südslawen in einem slawen-freundlichen Österreich. Kopitar tritt uns dabei als ein Mann mit einer ausgeprägten nationalpolitischen Weltanschauung entgegen⁸³⁾. Der von ihm begründete sogenannte Austroslawismus ist bis zum Verfall der österr.-ungar. Monarchie nicht mehr verstummt und hat die besten Köpfe der österreichischen Südslawen beschäftigt.

Im zweiten Hauptteil des Berichtes, der den Titel „Die Klosterbibliotheken auf dem Athos“ trägt, gibt Kopitar zunächst die Carlyle'sche und Hunt'sche Schilderung der Athosbibliotheken

⁷⁸⁾ Infolge nachbarlicher Versäumnis fehlt im Konzept.

⁷⁹⁾ Im Konzept: Slawen.

⁸⁰⁾ Im Konzept: Von Russismen.

⁸¹⁾ Fehlt im Konzept.

⁸²⁾ s. Aufs. des Verf.: A. H. Hoffmann v. Fallersleben u. Kopitar, in „Welt d. Slaven“, 2. 1957, 2. S. 183 ff.

⁸³⁾ Vergl. I. Pri j a t e l j s Charakterisierung Kopitars in: Duševni profili slov. preporoditeljev. 1935. S. 67 ff. — Prijatelj sieht in Kopitar den ersten Slowenen, der bewußt nicht nur für die Slowenen sondern für alle Südslawen das Heil in einem slawenfreundlichen Österreich suchte.

wieder und weist darauf hin, daß Österreich... „durch die Erwerbung des besseren, z. B. auch nur des 10. Teiles dieser Codicum auch in rein bibliothekarischer Hinsicht, sich einerseits für seine Armut an chinesischen und indischen Handschriften mit Rom, Paris und London wieder ins Gleichgewicht setzen, andererseits aber Rußland in seinem wesentlichsten Fache zuvorkommen; einem Fache, was aber freilich auch für Österreich ein v a t e r l ä n d i s c h e s ist, da es zuerst auf österreichischem Boden, in Pannonien⁸⁴⁾ begonnen, und Österreich, mit einziger Ausnahme der Lausitzer noch heutigen Tages über 12 Millionen Slawen aller Zweige in seinem Schoße zählt⁸⁵⁾, während Rußland zwar der Quantität nach deren noch mehr hat⁸⁶⁾, aber nur von zwei Zweigen (unter 12 Zweigen)“.

Nach einem Hinweis auf Busbeks Erwerbung griechischer Handschriften für die Hofbibliothek im Jahre 1562⁸⁷⁾, als der Parallele einer jetzt „und nur noch jetzt“ möglichen Erwerbung slawischer Handschriften, betont Kopitar noch einmal den Reichtum anderer Bibliotheken und schließt: „nun so möge Wien die Leere durch den s e i n e n Verhältnissen zustehenden Reichtum an slawischen Kodizes gutmachen!“

Religiösen Bedenken tritt Kopitar mit der Feststellung entgegen, in Anbetracht der gedruckten approbierten Kirchenbücher und der Vorliebe der Mönche fürs Griechische, seien die altslawischen Handschriften, deren Lesen obendrein „neotorisch und verdächtig“ sei, nur mehr als „nutzlose Kirchen-Meubles“ (Konzept) anzusehen, die veräußern zu können, den Mönchen nur recht sein könne.

Der Abschnitt schließt im Konzept mit der Folgerung: „Daß aber diese, in den Rumpelkammern der Klöster sowohl nach dem Zeugnisse der englischen Reisenden von 1800 als auch nach dem Zustande der 12 anher eingesandten von Würmern durchaderten Kodizes dem Verderben durch Würmer und Moder zueilenden Schätze gegen eine billige Entschädigung an die Klöster, um von der vorher auseinander-

⁸⁴⁾ Zu Kopitars pannonischer Theorie vgl. V. J a g i ć, Entstehungsgeschichte d. kirchenslav. Sprache. 1913. S. 145 ff.

⁸⁵⁾ Im Konzept weiter ausgeführt mit: „den windischen mit 1½ Mill. und den böhmischen mit 6 Mill. ganz, und außerdem 1 Mill. Polen, 4 Millionen Russen in Gallizien und Nordungarn, und an 2—3 Millionen Kroaten und Serben in Ungarn und Dalmatien“, s. V. J a g i ć, Neue Briefe, S. 359.

⁸⁶⁾ Im Konzept: noch einmal so viel.

⁸⁷⁾ Angerius Ghislain de Busbeck, 1522—1592, Gesandter bei der Pforte, der für den Kaiser mehr als 200 griech. Hss in Konstantinopel kaufte, darunter den berühmten Dioskurides.

gesetzten politischen Wichtigkeit der Kodd. für Österreich nichts zu sagen, schon bloß zum Besten der Wissenschaft, nach dem Beispiele aller übrigen, seit 400 Jahren aus Griechenland nach Florenz, Rom, Paris, Wien und England geretteten, je eher, je lieber in einer zu guter Aufbewahrung und wissenschaftlicher Benützung solcher Kostbarkeiten organisierten europäischen Bibliothek ihre Rettung finden mögen, diesem wissenschaftlichen Wunsche muß sich selbst der gewissenhafteste Moralist anschließen, so wie der österreichische Patriot diesen Ruhm und Vorteil seinem Vaterlande, mit Ausschluß jedes andern, wünschen muß!"

Der hier anschließende Plan zur Erwerbung der slawischen Handschriften stellt Frankreichs Ankauf griechischer und lateinischer Handschriften in Konstantinopel im Jahre 1727, den die Abbés Sévin und Formont bewerkstelligten⁸⁸⁾, als nachahmenswertes Beispiel hin, das, wie Kopitar meint, umso zutreffender wäre, da auch die Bibliotheken auf Athos ohne Kataloge seien und deshalb auch hier ein Sachkundiger an Ort und Stelle zu schicken wäre, „um in den Klöstern Watopädi, Chilandari, St. Paul und Zographu die 2 000 slawischen Manuskripte zu untersuchen und zu verzeichnen, und davon wenigstens die ältesten, wo möglich sogleich zu erwerben“. Es wäre angebracht, einen österreichischen griechisch-gläubigen Mönch mit dieser Aufgabe zu betrauen. Da aber diese „russoman“ seien⁸⁹⁾, käme nur ein verlässlicher katholischer Kommissär in Frage. In Österreich gäbe es nur 2, Abbé Dobrovský und Kopitar selbst. Ersterer wäre einer solchen Reise gesundheitlich nicht gewachsen, letzterer „aber erklärt sich hierzu gern bereit, wenn es Sr. Majestät gefiele, aus den obangeführten zugleich patriotisch-politischen und wissenschaftlichen Beweggründen diese erste bibliothekarische Mission Österreichs allergnädigst anzuordnen“.

⁸⁸⁾ Michel Fourmont, 1690—1746 u. François Sévin, 1682—1741; beide bedeutende franz. Philologen, bekannt geworden vor allem durch ihre im Auftrage Louis XV. durchgeführten Handschriftenerwerbungen im Orient.

⁸⁹⁾ Wörtlich heißt es im Konzept: ... „sind sie alle von Seiten der Sachkenntnisse und des Patriotismus geradezu ganz unbrauchbar, indem sie bisher eines Teils aus Mangel an guten Schulen, und anderen Teils aus Mangel eines anderen Mittelpunktes ganz russoman sind, und die besten Sachen für Rußland veruntreuen, ja im Kollisionsfalle bei der dermaligen fanatischen Stimmung selbst vernichten würden“. — In der Reinschrift wurde noch der Satz hinzugefügt: „zu geschweigen, daß man ihnen den ganzen antirussischen Zweck der Sendung ohnehin nicht anvertrauen könnte“.

Näher auf Einzelheiten eingehend, will Kopitar seine Fahrt der Öffentlichkeit gegenüber als eine Studienreise zum Zwecke einer Materialsammlung für ein kirchenslawisches Lexikon⁹⁰⁾ bezeichnet wissen.

Die anschließende ausführliche Beschreibung und Schätzung der Handschriften beginnt mit der Feststellung, daß diese Sendung nur „als ein ungefähres von der Oberfläche geschöpfter und mit den tiefer in den Bibliothekstürmen liegenden Schätzen kaum im Verhältnis stehender Vorgeschmack derselben“ betrachtet werden könne. Die historischen und philologischen Kommentare der Handschriften halten, sieht man von einer in der Frühzeit der slawischen Paläographie verständlichen zu frühen Datierung ab, im Wesentlichen bis heute stand. Diese Ottenfels'sche Handschriftensendung umfaßte folgende 12 kyrillisch geschriebene Kodizes, die sich noch heute in der Österreichischen Nationalbibliothek befinden:

- 1.⁹¹⁾, Cod. slav. 7⁹²⁾, Jac. 10⁹³⁾; Tetraevangelion, moldauisch-kyrill. Schrift, illum. 1502, Perg. Aus Sografu.
2. Cod. slav. 28, Jac. 142; „Glavysnik“ asket. Inhalts (Capitulare), serb. Rechtschr.; Datierung: Kopitar: 14. Jh., Miklosich: 16. Jh., Jacimirskij: Ende 15. Jh., Pap., aus Chilandar.
3. Cod. slav. 9, Jac. 145; Paläa, südruss. Rechtschr., Kopitar: 15. Jh., Miklosich und Jacimirskij: 1. Hälfte 14. Jh., Pap., aus Chilandar.
4. Cod. slav. 22, Jac. 108; S. Gregorii I. Papae dialogus de vita et miraculis patrum ital., bulg. Rechtschr.; Kopitar, Miklosich und Jacimirskij: 15. Jh., Pap., aus Sografu.
5. Cod. slav. 15, Jac. 146; Predigten des Theodorus Studites und anderer Kirchenväter, südruss. Rechtschr.; Kopitar, Miklosich und Jacimirskij: 16. Jh., Pap., aus Chilandar.
6. Cod. slav. 21, Jac. 101; Kormčaja (Nomokanon), serb. Rechtschr.; Kopitar: 14. Jh., Miklosich: 17. Jh., Jacimirskij: 15. Jh., Pap., aus Chilandar.
7. Cod. slav. 35, Jac. 123; Barlaam und Joasaph, Schule von Resava; Kopitar: 14. Jh., Miklosich: 16. Jh., Jacimirskij: 15. Jh., Pap., aus Chilandar.

⁹⁰⁾ Ein in der Korrespondenz Kopitar-Dobrovský oft genannter Plan Kopitars, s. J a g i ć, Briefwechsel, S. 140, 457, 468 u. ö. — Kopitar wollte zu diesem Zwecke, wie er auch in diesem Berichte schreibt, die serbischen Klöster Peć, Dečani, Mileševo besuchen.

⁹¹⁾ Numerierung des Kopitarschen Verzeichnisses.

⁹²⁾ Zählung des hs. Bandkataloges d. slaw. Hss. d. OeNB, der auf Grund des Miklosich'schen Zettelkataloges von Ferdinand Menčik angelegt wurde, Ser. nov. 2160.

⁹³⁾ Zählung von A. J. Jacimirskij, Opisane južno-slav. i russkikh rukopisej zagraničnyh bibliotek. 1921 (Sbornik Otdel. russkogo jazyka i slovesnosti Ross. Akad. nauk. 98). Hier zitiert als J a c.

8. Cod. slav. 14, Jac. 111; Dionysius Aeropagita opera omnia, bulg. Rechtschr.; Kopitar: 15. Jh., Miklosich: 18. Jh., Jacimirskij: 2. Hälfte 16. Jh., Pap., aus Sografu.
9. Cod. slav. 24, Jac. 143; Theolog. Sammelhandschrift, Resava-Schule; Kopitar: 14. Jh., Miklosich: 16. Jh., Jacimirskij: Ende 15. Jh., Pap., aus Chilandar.
10. Cod. slav. 12, Jac. 140; Theolog. Sammelhandschrift, serb. Rechtschr.; Kopitar: 14. Jh., Miklosich: 16. Jh., Jacimirskij: Ende 14. Jh., Pap. u. Perg., aus Chilandar.
11. Cod. slav. 34, Jac. 112; Johannes Kantakuzenos, serb. Rechtschr.; Kopitar: 14. Jh., Miklosich: 16. Jh., Jacimirskij: 1. Hälfte 15. Jh., aus Chilandar.
12. Cod. slav. 42, Jac. 117; Paterikon, serb. Rechtschr.; Kopitar: 13. Jh., Miklosich: 15. Jh., Jacimirskij: 14. Jh., Perg., aus Sografu.

Kopitar schätzte den Wert dieser Handschriften „unter Brüdern“ auf 800 Gulden, schlug aber gleichzeitig vor, die Staatskanzlei möge diese Summe auf 1200 Gulden erhöhen, um die Mönche auf Athos für weitere Verkäufe günstig zu stimmen⁹⁴).

Der Bibliothekarische Bericht schließt mit einer Rekapitulation, die die Bedeutung dieses Unternehmens noch einmal unterstreicht, den bibliothekarischen Wert einer Reise Kopitars nach Athos hervorhebt⁹⁵), und schließlich die Geheimhaltung ihres eigentlichen Zwecks gegenüber dem Personal der Bibliothek anempfiehlt⁹⁶).

Zu diesem Bericht schrieb Kopitar einen persönlichen Brief an Metternich, datiert mit 7. 4. 1827. Darin erklärt er seine Umgehung des Dienstweges mit Hilfe Hofrat Youngs beim Start des Unternehmens, wo er nicht als Beamter der Hofbibliothek, sondern nur als „sachkundiger Slawist gehandelt habe“, da es 1822 „bei dem blinden, von Warschauer Agenten umlagerten Grafen Ossoliński nicht möglich war, diese für Osterreich so doppelt wichtige Angelegenheit von Seiten der Hofbibliothek amtlich in Anregung zu bringen“. Im Punkt 2 weist Kopitar darauf hin, daß diese Umstände jetzt [durch den Tod Ossolińskis] weggefallen wären und jetzt die Hofbibliothek

⁹⁴) s. J a g i ć , Neue Briefe, S. 366 ff.

⁹⁵) Kopitar schlug vor, über Italien zu reisen, „wo er seinerseits in Mailand noch immer nicht aufgefundene Rückstände der 1809 aus der Hofbibliothek entführten Mss. persönlich aufsuchen und andererseits durch Einsicht der slawischen Codd. in Venedig, Bologna und Rom, seinen ostensiblen lexikalischen Nebenzweck um so mehr beglaubigen würde, als sein Studium der Administration dieser altberühmten und alterfahrenen Bibliotheken an Ort und Stelle ihn für den allerhöchsten Dienst an der Hofbibliothek nur um desto mehr befähigen könnte“. — Akten d. k. k. Hofbibliothek, 1831, 14.

⁹⁶) ebda.

selbst als Werberin auftreten könne. „Freilich aber müßte dies nur praesidentialiter mit Ew. Exzellenz unmittelbarem und einzigem Mitwirken geschehen, da der geringste russische Verdacht die Erwerbung vereiteln könnte“. Dieses Schreiben schließt mit dem Satze: „Ew. Exzellenz Regierung könnte kaum glänzender und für den gesamten Staat selbst wohltätiger verherrlicht werden, als durch diese letzte Acquisition aus Griechenland!“⁹⁷⁾

Metternich legte mit dem Vortrag vom 14. April 1827 dieses umfangreiche Elaborat Kopitars dem Kaiser vor und stellte sich voll und ganz hinter die Ansichten Kopitars, als des einzigen Mannes in Wien, der darüber ein kompetentes Urteil abzugeben imstande sei. Er sprach sich auch für den Ankauf der 12 Kodizes aus und wies auf die politische Bedeutung der Kopitarschen kulturpolitischen Pläne hin: „Wenn man betrachtet, daß nicht weniger als 10 Millionen der unter Eurer Majestät glorreichen Zepter lebenden Untertanen slawischen Ursprungs sind und die slawische Mundart sprechen: so fällt die Wichtigkeit, jeden fremden Einfluß von ihnen zu entfernen und sie dadurch noch enger an das gemeinsame Band zu knüpfen, von selbst in die Augen. — Ich kann daher auch nicht umhin, der weiteren Bemerkung des Kustos Kopitar beizupflichten, daß es nicht nur für den Glanz der k. k. Hofbibliothek, sondern auch in dem obberührten politischen Anbetrachten höchst wünschenswert sei, nichts zu verabsäumen, um zu dem Besitz der fraglichen altslawischen Manuskripte zu gelangen“. Abschließend erklärte er sich auch mit den Reiseplänen Kopitars einverstanden⁹⁸⁾.

Am 24. Juli 1827 genehmigte zwar der Kaiser durch allerhöchstes Handschreiben den Ankauf der Handschriften⁹⁹⁾, zu Kopitars Athosreise nahm er jedoch erst in einer Resolution am 25. 11. 1827 Stellung: „Was die Absendung eines Fachkundigen nach den genannten Klöstern anbelangt, um weitere Nachforschungen für die slawische Literatur anzustellen, so ist mir diese Sache in der Folge bei günstigeren Umständen wieder in Erinnerung zu bringen¹⁰⁰⁾).

⁹⁷⁾ Auch diesen Brief veröff. E. Winter in seinem Berichte: Eine grundlegende Urkunde des Austroslawismus, in „Zeitschrift für Slawistik“, 3. 1958, 1. S. 112 ff.

⁹⁸⁾ s. Ivić, Gradja. 3. 1932. S. 41 ff.

⁹⁹⁾ ebda, S. 43.

¹⁰⁰⁾ Diese Entschließung wurde am 10. 12. 1827 dem Obersthofmeisteramte zur Kenntnis gebracht und Kopitar trug in sein Briefjournal ein: „13. Dez. 1827. Resolutio de Mss. Slavicis etc. riprodurla a miglior tempo!“ — s. Ivić, Gradja, 3, 1932. S. 48 ff. u. J. Glonar, K-jev Briefjournal, S. 148.

In der Zwischenzeit hatte sich Ottenfels, den Kopitar am 14. Mai 1827 privat über den Stand der Dinge informiert hatte¹⁰¹), auf Drängen der Mönche hin genötigt gesehen, in einem Bericht an Metternich vom 25. 7. 1827, der einen Ankauf griechischer Bücher für die Hofbibliothek betraf¹⁰²), die Bezahlung der slawischen Handschriften in Erinnerung zu bringen. Einen Monat später konnte aber Ottenfels, da inzwischen der Ankauf genehmigt worden war, schon den Empfang des Geldes bestätigen¹⁰³), und am 10. September 1827 die Durchführung der finanziellen Transaktion melden¹⁰⁴).

Fast zweieinhalb Jahre war es dann um Kopitars bibliothekarische Athosreise still. Gentz tröstete ihn in einem Brief: „... ich bin sehr unzufrieden, daß wegen Ihrer Sendung noch kein definitiver Beschluß gefaßt ist, werde aber meinerseits sicher nicht aufhören, die Sache zu betreiben“¹⁰⁵). — Die dienstliche Stellung Kopitars und die materielle Lage hatten sich inzwischen durch sein Vorrücken vom 4. auf den 2. Kustos der Hofbibliothek wesentlich gebessert. Im persönlichen Bereich und in seiner wissenschaftlichen Welt hatte ihm jedoch der Tod seines Lehrers und Freundes Dobrovský am 6. 1. 1829, kurz nach dessen Besuch in Wien Ende 1828¹⁰⁶), einen unersetzlichen Verlust zugefügt¹⁰⁷), und was seine Athospläne betraf, hatte er durch den Tod des geheimen Kabinettssekretärs und Vorstandes der kaiserlichen Privatbibliothek Young am 14. 2. 1829¹⁰⁸) seinen mächtigsten, eifrigsten und sachkundigsten Förderer verloren.

Als Kopitar aber Anfang 1830 vom Vorhaben der Russen, auch eine Expedition nach dem Berge Athos auszusenden, erfuhr, sah er sich gezwungen, über den Präfekten der Hofbibliothek Moritz von Dietrichstein-Proskau-Leslie sein Ansuchen um die Genehmigung einer Athosreise in Erinnerung zu bringen und auf rascheres Handeln zu dringen¹⁰⁹):

¹⁰¹) Eintragung ebda.

¹⁰²) s. Bericht des Legationssekretärs v. Wallenburg v. 25. 7. 1827, HHSTA, Staatskanzlei, Türkei, Berichte, VII/22. Beil.

¹⁰³) s. A. Ivić, Gradja, 3, 1932, S. 47.

¹⁰⁴) ebda, S. 48. — Vgl. auch Verw. Akten d. k. k. Hofb. 1827, 64.

¹⁰⁵) OeNB, Autogr. 11/118 v. 14. 2. 1828.

¹⁰⁶) s. Jagić, Briefwechsel, S. 624 ff.

¹⁰⁷) vgl. K's Nekrolog für Dobrovský im Österr. Beobachter v. 7. u. 10. 3. 1829.

¹⁰⁸) s. Nekrolog im Neuen Archiv f. Geschichte, Staatenkunde, Literatur und Kunst, 1829, 1. bzw. 20. S. 265 ff.

¹⁰⁹) Beil. zu Verw. Akten d. k. k. Hofb. 1830, 48.

„Exzellenz!

Der Unterzeichnete war 1827, bei Gelegenheit von 12 slawischen vom Berge Athos eingesandten Codicibus, von der Staatskanzlei zu einer Reise nach jenem Berge vorgeschlagen, um die dort vorfindigen, bisher ununtersuchten und unkatalogisierten 2000 St. altslawischen Kodizes zu untersuchen und die vorzüglichsten derselben, etwa das Zehntel, wo möglich, für die Hofbibliothek zu erwerben.

Se. Majestät haben darüber, unter dem dato allerhöchst zu entschließen geruht, daß der Vorschlag bei günstigeren Umständen zu reproduzieren wäre.

Da aber der Unterzeichnete aus verläßlichen Briefen von Petersburg, Prag und Neusatz erfährt, daß nun auch die russische Regierung einen gewissen Georg Wedelin¹¹⁰⁾, nach der Bulgarei, Mazedonien und namentlich auch nach dem Berge Athos schickt, um dort slawische Mss. zu erwerben, so hält er es für seine Pflicht, Ew. Exzellenz auf diesen Umstand aufmerksam zu machen, weil daraus hervorgeht, daß es nun die höchste und letzte Zeit ist, diesen intakten Schatz, wo möglich, noch vor den Russen zu exploitiern.

Die hohe Wichtigkeit desselben für Osterreich, nicht nur in bibliothekarischer, sondern auch in politischer Rücksicht, ist in dem anfangs erwähnten Vortrag der Staatskanzlei umständlich entwickelt.

Nur wäre der Reiseplan, wegen der nun eingetretenen Dringlichkeit der Sache nicht über Italien, sondern auf dem kürzesten und möglichst geraden Wege über Serbien und Konstantinopel umzuleiten und längstens binnen drei Monaten zu vollziehen; nach welcher Zeit dann der russische Emissär etwa im August 1830 auf dem Athos eintreffen möchte.

Wien, den 12ten April 1830.

Kustos Kopitar¹¹¹⁾.

Dietrichstein gab diese Eingabe Kopitars mit einem ausführlichen und befürwortenden Bericht, der auch die Finanzierungsvorschläge enthielt, an das Obersthofmeisteramt, die nächsthöhere Dienststelle, weiter¹¹²⁾. In der Staatskanzlei lösten diese Denkschriften den Antrag vom 8. Juni 1830 an den Kaiser aus, worin festgestellt wurde, daß der Ausführung dieses Planes in politischer Hinsicht nichts im Wege stehe¹¹³⁾.

Kopitar wandte sich unterdessen mit einem ausführlichen Schreiben an Ottenfels. Es offenbart seine seelische Lage, als er befürchten mußte, die Athospläne, in seinen Augen eine staatspolitische Angelegenheit von höchster Wichtigkeit, zu der nur er sich berufen

¹¹⁰⁾ Gemeint sind Venelin — Chuca, Jurij, 1802—1839, der karpathoruss. bulgarophile Romantiker und seine Bulgarienreise, die er von Moskau aus im März 1830 antrat. — Vgl. V. Jagić, *Istorija slav. filol.*, 1910, S. 449 ff. — Daß sich diese Befürchtungen später als unbegründet erweisen sollten, da Venelin über Bulgarien nicht hinaus kam, konnte Kopitar damals nicht wissen.

¹¹¹⁾ Im Briefjournal steht darüber die Eintragung: „12. April 1830. de itinere ad Athos“.

¹¹²⁾ Verw. Akten d. k. k. Hofb., 1830, 48.

¹¹³⁾ s. A. Ivčić, *Gradja*, 3, 1932. S. 49 ff.

fühlte, könnten durch ein Zuvorkommen der Russen oder durch umständliche administrative Maßnahmen vereitelt werden. Bibliothekarische Leidenschaft, wissenschaftlicher Ehrgeiz und patriotische Gefühle, verstärkt durch ein ungestümes Temperament, trieben ihn an, alles zu versuchen, um doch noch in letzter Minute einen Erfolg zu erringen. Um auch Ottenfels mit der ganzen Tragweite seiner an diese Erwerbung kirchenslawischer Handschriften geknüpften kulturpolitischen Pläne vertraut zu machen und ihn dafür zu gewinnen, sandte er ihm auch seinen großen Bibliothekarischen Bericht vom 9. 4. 1827 zur Einsichtnahme.

Kopitar schrieb an Ottenfels¹¹⁴⁾:

„B. v. Ottenfels.

12. Juli 1830.

1.) Auf meinen, von des Fürsten v. Metternich Durchlaucht selbst unterstützten Vorschlag ddo 7. April 1827, zur Untersuchung und respektive Dezimierung der 2.000 St. slawischer Mss auf dem Berg Athos, mich selbst mit einem Kredit von zirka f. 20.000 CM insgeheim abzusenden, resultierte S. M.: Reproduzierung der Sache zu besserer Zeit.

2.) Schon damals besorgte ich die russische Konkurrenz. Nun aber laufen uns von allen Seiten geschriebene und gedruckte Anzeigen ein, daß die russ. Akademie, als Pendant zu den vor 2 Jahren nach allen Klöstern ausgesandten Archäologen Strojew¹¹⁵⁾, nun auch einen gewissen Venelin¹¹⁶⁾, der 1825 ein Pamphlet über die Bulgaren herausgegeben, nach den slawischen Klöstern außerhalb Rußland, in der Moldau, Walachei, Bulgarien, Serbien bis zum Monte Athos inklusive, im Frühjahr 1830 abgesandt habe. Namentlich für den Berg Athos sind ihm, zur Erwerbung von Mss 6.000 Rubel angewiesen. (Die russischen Agenten der Art sind dafür berüchtigt, daß sie solche Fonds lieber für sich behalten; tant mieux pour nous).

3.) Obwohl die Hofbibliothek diesen Umstand Sr. Majestät ohne Verzug angezeigt hat, so wäre es doch sehr möglich, daß die infolge dieser Anzeige zu erfolgende neue Erledigung, wenn auch noch so günstig, zu spät käme!

In dieser Bedrängnis kann die Hofbibliothek nur zu Ew. Exzellenz Lokal-Ressourcen ihre Zuflucht nehmen, und zum Teil dem Glück anheimstellen, was ihr durch systematische Einsicht und Wahl der Mss zu erreichen versagt ist. Jedes gute Mss, was uns der glückliche Griff Ihres Agenten verschaffen wird, wird wenigstens dem russischen Emissär vorweggenommen.

4.) Dieser Emissär, der itzt in der Walachei sein mag, dürfte etwa Ende August oder anfangs September auf dem Athos eintreffen.

¹¹⁴⁾ laut Konzept in den Verw. Akten d. k. k. Hofb., 1830, 81, Beil.

¹¹⁵⁾ Pavel Michajlovič Stroev, 1796—1876, russ. Handschriftenforscher und Archäologe, bekannt durch seine Hss-Reisen in russ. Klöstern in den Jahren 1817—33 und durch seine Beschreibungen der Handschriften. — s. V. Jagić, *Istorija slav. filol.*, 1910. S. 170 ff.

¹¹⁶⁾ Jurij Venelin-Chuca, a.a.O.

Wenn daher Ew. Exzellenz einen verlässlichen Mönch haben, der um Geld oder gute Worte (Österreich hat ja auch elf griechische Bistümer zu vergeben) in den Klöstern Chilandar, Zographu, St. Paul und Prothaton vorzüglich die ältesten Mss auf Pergament für uns auf die Seite schaffe (am sichersten geradezu in Ew. Exz. Haus lieferte), so wäre es sogar möglich, daß wir so durchs Glück wenigstens einige der wichtigsten erhielten, die ich sonst selbst, als Sachkenner an Ort und Stelle freilich mit größerer Sicherheit aussuchen würde. Selbst die veranschlagten f. 20.000 für den ganzen Zehent aller 2.000 Mss könnte die Hofbibliothek in 2 bis 3 Jahren abtragen. Bei der Glückspröbe könnten wir wenigstens soviel als die Russen wagen: 4—6000 fl. CM, die wir nach Empfang u. Gutbefund der Mss sogleich anweisen könnten.

5.) Ich bin so frei, Ew. Exz. gegen gefällige Rücksendung, mit Genehmigung meines würdigsten Chefs Grafen Moritz v. Dietrichstein Exz., der auch dieses mein pro memoria an Hochderoselben einzubegleiten die Gnade haben wird, das Konzept meines anfangs erwähnten Vorschlages zu zweckdienlicher geneigten Notizergreifung mitzuteilen.

Außer dem im Vorschlag erwähnten Original der serbischen Geschichte des Erzbischofs Daniel, genannt Rodoslow¹¹⁷⁾, in fo u. 2 anderen im Kloster Chilandar von einigen Blättern, einem kleinen Ljetopis Isvadnik¹¹⁸⁾ oder Carostavnik¹¹⁹⁾ habe ich seitdem auch verlässlich in Erfahrung gebracht, daß in der Sychasterie (ἡ συχαστήριον) Karees sich der älteste serbische Kodex befindet, eine Pergamentrolle enthaltend das Typikon für die Sychasterie, von der eigenen Hand des hl. Sabbas vom Jahre 1199¹²⁰⁾. (Im Kloster Chilandar soll sich nämlich Sabbas das Leben seines Vaters, des Königs Symeon v. J. 1210 befinden)¹²¹⁾. Diese serbischen Stücke sind zwar doppelt wichtig wegen ihres Alters und wegen der Nation, die einst wohl Österreich noch näher angehören dürfte: aber ich zweifle kaum, daß sich unter den Kodd. der gottesdienstlichen Bücher noch ältere finden dürften. Wie erst, wenn sich an einem Tage fände, daß er von St. Method selbst gebraucht wurde!

Daß griechischen Mönchen, die selbst unwillkürlich im Herzen russisch sind, nur mit großer Vorsicht zu trauen sei, darf ich Ihrer Beachtung nicht erst erinnern wollen.

Genehmigen Ew. Exzellenz ...

Wien, 14. Juli

Kopitar¹²²⁾.

Der Präfekt der Hofbibliothek, Dietrichstein, gab diesem Briefe von sich aus ein Schreiben mit, worin er bedauerte, daß trotz seinen

¹¹⁷⁾ Životi kraljeva i arhiepiskopa srpskih.

¹¹⁸⁾ Izvadnik.

¹¹⁹⁾ laut Daničić: liber regum.

¹²⁰⁾ Karejski tipik des hl. Sava, Pgt-Hss, die sich noch heute in Chilandar befindet.

¹²¹⁾ Život sv. Simenona des hl. Sava, 1208, die Anfangskapitel des Tipikon von Studenica.

¹²²⁾ Im Briefjournal steht die Eintragung: „14. Juli 1830. Ottenfels de Mss. slavicus f. 4—6 m.“ — s. V. Jagić, Neue Briefe S. 826.

Bemühungen dieser wichtigen literarischen Angelegenheit keine Folge geleistet würde und appellierte, ebenso wie Kopitar, an Ottenfels eigene Initiative¹²³).

Ein weiteres Schreiben an Ottenfels folgte laut Kopitars Briefjournal am 23. Juli 1830¹²⁴).

Nach einem Monat, mit der nächsten Kurierpost, trafen die Antwortbriefe aus Konstantinopel ein. Ottenfels teilte dem Präfekten der Hofbibliothek mit, er müsse bedauern, „in einer so interessanten Angelegenheit wie jener der beabsichtigten Acquisition der slawischen Manuskripte der Klöster vom Berge Athos (den) Wünschen nicht genüge leisten zu können“. Weiters hieß es „Ich kann es Eurer Exzellenz nicht verhehlen, ich sehe keine Möglichkeit vor mir auf dem mir von Hrn Kopitar vorgeschlagenen Wege zum Besitz jener Manuskripte zu gelangen. Die Überzeugung von der Fruchtlosigkeit aller Versuche, welche mit meinen Mitteln von hier aus zu obigem Zwecke gemacht werden dürften, steht so lebhaft vor mir und gründet sich so sehr auf Kenntnis des Landes, der Personen und Zeitverhältnisse, daß ich es für meine Pflicht erachte, solche unverweils und unverhohlen auszusprechen, damit Eure Exzellenz ohne Zeitverlust die Mittel in Erwägung zu ziehen im Stande sein mögen, dem beabsichtigten Zwecke auf anderem sichereren Wege sich zu nähern“¹²⁵). Die Darstellung dieses anderen Weges enthält das aus-

¹²³) Im Konzept lautet dieser Brief: „E. E. werden aus dem ergebenst beiliegendem pro memoria des Kustos Kopitar die Bedrängnis der k. k. Hofbibliothek zu ersehen belieben. Ich muß lebhaft bedauern, daß dieser so wichtigen literarischen Angelegenheit ungeachtet meiner Bemühungen bisher noch keine Folge gegeben wurde, und meine einzige Hoffnung beruht auf Euer Exz. Wohlwollen, dessen sich die Hofbibliothek seit 6 Jahren so vielfach erfreut. Unlängst mit neuen orientalischen Schätzen bereichert, wird es Ihrem hohen Einflusse vielleicht auch gelingen, slawische Seltenheiten für Osterreich zu retten, und hiedurch ein zweifacher Wohltäter des großen Institutes zu werden, für dessen Vergrößerung und Ruhm ich kein Opfer, keine Arbeit scheue.“

Was jedoch die auf den Ankauf besagter Mss zu verwendenden Summe betrifft, könnte ich den Betrag von 20 000 f. C. M. nicht widmen, ohne hiezu bevor eigens ermächtigt zu sein — indessen würde ich keinen Anstand nehmen, 4 bis 6.000 f. C. M. — am liebsten in Raten aus der ordinären Hofbibliotheksdotation zu zahlen, sobald der Wert der Mss dem dafür geforderten Preise entspräche und einem fremden Ankaufe zuvorgekommen werden könnte.

Indem ich mir die Freiheit nehme, alles Eurer E. Ermessen und Güte anheim zu stellen, gereicht ...“ — Verw. Akten d. k. k. Hofb. 1830, 81 Beil.

¹²⁴) s. V. Jagić, Neue Briefe, S. 827.

¹²⁵) Verw. Akten d. k. k. Hofb. 130, 100 Beil.

fürliche, auch als historisches Dokument beachtenswerte Schreiben an Kopitar¹²⁶⁾):

„An den k. k. Hofbibliotheks Kustos
Herrn Kopitar Wohlgeboren.

Ich habe Ihre werte Zuschrift vom 14. Juli durch die Güte S. Exz. des Herrn Hofbibliotheks-Präfekten richtig erhalten und bin Ihnen für die Mitteilung des sehr interessanten Promemoria über die im Jahre 1827 eingesandten altslawischen Manuskripte vom Berge Athos sehr verbunden.

Ich danke der Lesung jenes Promemoria viel Belehrung über einen mir bisher fremden Gegenstand. Andererseits erkenne ich mit wahrem Vergnügen, daß Sie den politischen Gesichtspunkt einer, im ersten Anblick nach bloß literarischen Angelegenheit, vollkommen richtig aufgefaßt haben und ihm daher alle jene Wichtigkeit beilegen, die sie in den Augen unserer Regierung haben soll.

Diese Rücksicht allein schon wäre hinreichend gewesen, mich zu bestimmen, alles was in meinen Kräften steht, anzuwenden, um die Absichten der k. k. Hofbibliothek auf die Acquisition der auf dem Athos noch vorhandenen zahlreichen slawischen Manuskripte zu entsprechen. Die Wärme, mit welcher ich schon frühere Anträge unterstützte, weil ich sie vollkommen zweckmäßig erkannte, dürfte Ihnen für meinen guten Willen in dieser Sache bürgen.

Allein eben im Interesse der Sache selbst und damit Sie sich nicht fruchtlosen Erwartungen hingeben, muß ich Ihnen unverhohlen und ohne Verzug erklären, daß ich die Erreichung unseres Zweckes auf dem von Ihnen vorgeschlagenen Wege für gänzlich unausführbar halte. Ich würde an dem Gelingen Ihrer Sache für immer verzweifeln, wenn Sie nicht in Ihrer Zuschrift noch die Hoffnung äußerten, daß Seine Majestät den diesfälligen Vortrag der Hofbibliothek dennoch zu erledigen und Sie zu dieser Expedition zu bestimmen geruhen dürften.

Leider scheint der günstige Zeitpunkt — und es gab deren seit dem Jahre 1827 so viele — versäumt, und was damals leicht war, würde auch Ihnen itzt schwer gelingen, da unsere Nebenbuhler, wie Sie erfahren haben, bereits in voller Tätigkeit sind, und ihr Emissär, bevor noch diese Zeilen in Ihre Hand kommen, vielleicht schon an Ort und Stelle ist.

Ihr Plan beruht auf der Voraussetzung, daß es mir möglich sein dürfte, hier ein vollkommen geeignetes, verlässliches und instruiertes Individuum aufzufinden, dem wir das Geschäft anvertrauen könnten. Ich gestehe Ihnen ohne Anstand, daß ich ein solches weder kenne noch zu finden hoffe. Sie warnen mich vor griechischen Mönchen: ich kenne sie nur zu gut, um ihnen zu trauen; ich weiß, daß sie so wie die ganze griechische Geistlichkeit der Türkei ganz im russischen Interesse von deren Macht ihr Heil und ihre Befreiung hofft, so wie sie auch wirklich mit Gunstbezeugungen von ihr überhäuft wird. Meine wahrscheinlich vergeblichen Nachforschungen unter den griechischen und bulgarischen oder serbischen Geistlichen um ein der Sache gewachsenes Individuum, so wie meine Schritte um die Reise desselben nach dem Athos zu befördern, würden der Aufsichtigkeit der Russischen Mission nicht entgehen und vielleicht einen Gewaltschritt herbeiführen, der uns jene Manuskripte auf immer entzöge.

¹²⁶⁾ Verw. Akten d. k. k. Hofb. 1830, 100 Beil.

Zudem was könnte, was dürfte ich tun, um mich des guten Willens und der Treue unseres Emissärs zu versichern, da wir nur erst nach Empfang und gutem Befund der Manuskripte 4 bis 6.000 f. anweisen wollen? Ich würde es nicht wagen, diese Summe auf bloßes gutes Glück hinauszugeben; denn gesetzt auch wir fänden einen Mann, der sich erböte, nach dem Athos zu reisen und für uns auf was immer für Art eine gute Anzahl Manuskripte sich zuzueignen und die in unser Haus zu schaffen, wer steht uns dafür, daß dies nicht gerade die wenigst interessanten wären?

Der alte Padre Kosmas, der uns die ersten 12 Manuskripte verschaffte, ist schon seit mehr als einem Jahre gestorben, er wäre auch selbst wenn er noch lebte nicht mehr zu verwenden gewesen, da die Mönche vom Berge Athos sich sehr über ihn beschwerten, daß er jene Kodizes um so geringes Geld hintangegeben. Sie können sich eine Vorstellung von der Habsucht dieser Mönche machen, wenn ich Ihnen sage, daß sie die ihnen bewilligte ansehnliche Gratifikation von 1.200 f. CM für höchst unzureichend erklärten, den P. Kosmas beschuldigten, größere Summen unterschlagen zu haben und mir vor einem Jahre schon eine Vorstellung überreichten, worin gesagt wird, daß sie sich keine geringere Hoffnung gemacht hätten, als die, daß der k. k. Hof aus Erkenntlichkeit für jene kostbaren Manuskripte dem Kloster, dem sie gehörten, zum mindesten ein Gut in den österreichischen Staaten geschenkt haben würde. Zugleich frugen sie auf die Rückgabe der Manuskripte an. Was hätten wir uns da von diesen Mönchen weiteres zu erwarten, wenn sie erführen, daß der neue Ankauf für den k. k. Hof bestimmt sei?

Die Russen werden mit weniger Schwierigkeiten zu kämpfen haben; der religiöse Fanatismus und sovieler andere Rücksichten werden ihnen zu Hilfe kommen, und was die Hauptsache ist, sie werden sich bei diesem Geschäfte eines Mannes von ihrer Wahl bedienen.

Nur ein in solchen Geschäften bewandeter, in den slawischen Literaturen vollkommen unterrichteter Mann wie Sie, kann uns zum Besitze der gewünschten Manuskripte verhelfen; einige wenige dürften wohl hundert andere aufwiegen; denn unter den 2.000, die sich angeblich dort befinden, muß es doch sehr viele vom geringeren Werte geben, und alles kommt auf die Auswahl an.

Daß sich unter der zahlreichen illyrisch-griechischen Geistlichkeit der österreichischen Staaten, die durch so viele Bande des Interesses an uns gefesselt ist, und welcher sich so manche Aussichten und Hoffnungen eröffnen lassen, gar niemand finden sollte, der zu dieser Unternehmung taugte oder Vertrauen genug einflößte, ist wahrhaft betrübend. Ich verzichte ungern auf die Hoffnung, daß sich denn doch jemand bei uns finden dürfte, dem man das Geschäft anvertrauen könnte, und wenn Sie keinen fänden, so setzen Sie alles in Bewegung, um diese Kommission, mit der sich natürlich noch andere der k. k. Hofbibliothek nicht minder wichtige Zwecke verbinden ließen, für sich auszuwirken, denn nach meiner Ansicht kann nur durch Absendung eines in der slawischen Literatur vollkommen bewanderten Mannes, nicht aber durch zufälliges Aufgreifen der erstbesten, unwissenden und unzuverlässigen Fremden die Absicht der k. k. Hofbibliothek erreicht werden.

Daß ich in dem Falle, wo Sie diese Bestimmung erhielten, alles was von mir abhängt zur Beförderung Ihrer Reise in die Türkei mit Vergnügen beitragen würde, bedarf keiner wiederholten Versicherung.

Empfangen Sie mittels jener ausgezeichneten Achtung und unveränderten Ergebenheit ... Ottenfels.

Konstantinopel, den 10. August 1830.“

Hatten die Vorsprachen beim griechischen Patriarchen, mit denen der österreichische Internuntius in Konstantinopel Ottenfels seinerzeit seine Bemühungen um die Erwerbung slawischer Handschriften begann, keinen Erfolg gehabt, war der Effekt türkischer Befehle nur eine magere Kostprobe von 12 verhältnismäßig jungen Handschriften auf Grund eines den wahren Sachverhalt verschleiern den Angebots, so ist Ottenfels jetzt noch fester überzeugt, daß nur ein Aufenthalt Kopitars an Ort und Stelle hier noch zu einem Erfolg führen könnte.

In dieser Situation beschworen die Finanzstellen des Staates die endgültige Entscheidung herauf: Am 25. November 1830 gab zur Athossache der Finanzminister und Hofkammer-Präsident Michael Graf Nádasdy der Staatskanzlei als Antwort auf die Eingabe Dietrichsteins vom 20. 4. 1830 ein Gutachten ab, worin er sich gegen eine Reise Kopitars nach Griechenland aussprach: Die Gesamtkosten des Unternehmens, d. i. der Preis für die Handschriften, die Reise- und Transportkosten würden eine Summe ausmachen, die der Staatshaushalt nicht tragen könnte¹²⁷). Auch der Staats- und Konferenzminister Franz Anton Kolowrat-Liebsteinský teilte diese Ansicht: nach seiner Meinung sei die Summe zu hoch und der Zweck der Ausgabe zu unbestimmt¹²⁸).

Die kaiserliche EntschlieÙung vom 20. 1. 1831 lautete daher entsprechend: „Dieser Antrag hat auf sich zu beruhen“¹²⁹); dieses wurde dem Obersthofmeisteramt am 1. 2. 1831 zur Kenntnis gebracht und von dem am 2. 2. 1831 der Hofbibliothek bekanntgegeben¹³⁰).

Hodinka berichtet noch von einem abschließenden Referat Khloybers¹³¹), des Nachfolgers Youngs, beim Kaiser am 14. Juni 1831: Khloyber vertrat dabei die Ansicht, eine solche Summe wäre nur dann zu verantworten, wenn sich Kopitar an Ort und Stelle über-

¹²⁷) s. Hodinka, S. 244.

¹²⁸) ebda. — Neben der schweren finanziellen Lage, in der sich der österr. Staat 1830/31 befand, war an dieser negativen Stellungnahme vielleicht auch der Gegensatz zu Metternich mit schuld.

¹²⁹) s. A. Ivić, Gradja, 3, 1932. S. 50.

¹³⁰) Verw. Akten d. k. k. Hofbibl. 1831, 14.

¹³¹) Leopold Wilhelm Khloyber, 1789—1869, Vorstand der kaiserlichen Privatbibliothek.

zeugt hätte, daß die Sache eines solchen Opfers wert wäre. An eine Reise Kopitars auf Athos sei aber im Augenblick nicht zu denken, da dieser krank darniederliegen würde¹³²).

Was die diplomatischen Aktionen der österreichischen Stellen bei dieser von Kopitar zu einer Staatssache erhobenen Erwerbung slawischer Handschriften betrifft, so standen sie von vornherein infolge der politischen Ereignisse in Griechenland unter einem ungünstigen Stern. Es war schwer, auf Seite der Türken stehend, mit Hilfe dankschuldiger türkischer Behörden in einem so delikaten Falle, wie es der Ankauf wertvoller Handschriften war, von den griechischen und slawischen Mönchen besondere Gunstbezeugungen zu erwarten, mochten das Vorgehen noch so vornehm und die Bereitschaft zum Entgelt noch so groß gewesen sein. Wie willig und gut informiert zeigten sich doch die Athosmönche, als es galt, 1860 für die russische Hilfe zu danken. Sie verehrten dem Zaren ihren kostbarsten altkirchenslawischen Codex, den Zographensis.

So blieben, von den 12 aufs Geratewohl angekauften Handschriften abgesehen, Kopitars bibliothekarische Wünsche in Bezug auf die Athosklöster im Grunde genommen unerfüllt und mit ihnen auch die patriotischen und kulturpolitischen Pläne, die er daran geknüpft hatte. Eine mit großem Aufwand an Wissen, mit Fleiß und Beharrlichkeit durch acht Jahre betriebene Angelegenheit mißlang, zahlreiche private und dienstliche Eingaben und Interventionen einflußreicher Persönlichkeiten, wie Metternich, Ottenfels, Gentz, Dietrichstein und Pilat, deren Bekanntschaft und Förderung nur einem mitten im kulturellen und politischen Leben seiner Zeit stehenden Kopitar beschieden sein konnte, waren umsonst.

Die ersten wissenschaftlichen Entdeckungen slawischer Handschriften in den Athosklöstern, von denen Kopitar geträumt hatte, machte aber 1844 der russische Philologe Viktor Grigorovič, der es auch verstand, eine Anzahl wertvoller Handschriften auf eine bis heute noch nicht restlos geklärte Weise an sich zu bringen¹³³). Unter diesen befand sich auch der ehrwürdige altkirchenslawische glagolitische Codex Marianus¹³⁴).

¹³²) s. Hodinka, S. 245.

¹³³) Dazu St. Stanojević: Istorija srpskog naroda v srednjem veku, 1, 1. 1937. S. 8.

¹³⁴) Zwei Blätter des Codex Marianus sind heute dank dem Miklosich-Nachlaß Besitz der Osterr. Nationalbibliothek. Der Hauptteil der Handschrift, 172 Blätter, befindet sich aber heute in der Leninbibliothek in Moskau.

Heute gilt es auch festzuhalten: Die bescheidene Kostprobe der Handschriftensätze der Athosklöster, von Ottenfels und Kopitar für die Hofbibliothek erworben, dienten später im Verein mit anderen slawischen Handschriften als Quelle für die grammatikalischen und lexikographischen Standardwerke der kirchenslawischen Sprache eines genialen Miklosich¹³⁵⁾ und leisteten damit der slawistischen Wissenschaft besonders gute Dienste. Dieser Umstand kann freilich den Gedanken nicht aufwiegen, um wie vieles wertvoller die Arbeiten Miklosichs noch wären, hätten ihm als Unterlagen auch die ältesten, die altkirchenslawischen Codizes der Athosklöster, der Codex Marianus und Zographensis gedient¹³⁶⁾, die man im Zuge der Kopitarschen Athosaktion damals hätte leicht erwerben können.

**Die militärischen Vereinbarungen der Kleinen Entente
(1929 — 1937)
(2. Teil)*)**

von RUDOLF KISZLING (Wien)

Militärpolitik in Mitteleuropa 1933-1935

Beginnende Klärung der Mächtegruppierung

Dem Szenenwechsel auf der politischen Bühne Mitteleuropas, der zum Beginn des Jahres 1933 mit der schon erwähnten Ernennung Adolf Hitlers zum Reichskanzler und mit der Bildung des Permanenten Rates der kleinen Entente seinen Anfang genommen hatte, folgte nun eine lebhaft militärpolitische Tätigkeit in allen jenen Staaten, die entweder eine Änderung ihrer gegenwärtigen Grenzen und ihrer wehrpolitischen Lage anstrebten oder die die ihnen durch die Pariser Friedensschlüsse zugefallenen Gebiete als gefährdet ansahen.

¹³⁵⁾ s. Quellenverzeichnis zum Lexicon palaeoslovenico-graeco-latinum, Ausg. 1850 u. 1862—65.

¹³⁶⁾ Miklosich standen nämlich von den altkirchenslawischen Handschriften zur vollen Auswertung nur der Glagolita Clozianus und der Codex Suprasliensis zur Verfügung.

*) Der 1. Teil erschien SOF XVII 333 ff.

De u t s c h l a n d schloß sich am 13. Juli 1933 dem von Mussolini ins Leben gerufenen Viererpakt an, dem außer Italien noch England und Frankreich angehörten und der als ein Ersatz für den sich immer lebensunfähiger erweisenden Völkerbund gedacht war. Für Deutschland war diese Bindung, durch die es für die europäische Politik mitverantwortlicher Vertragspartner wurde, aber eher ein Opfer als ein Vorteil. Mußte es doch für alle Fälle dessen gewärtigt sein, daß Paris und Rom damals dem Anschluß Österreichs keinesfalls ihre Zustimmung geben würden. Als sich Hitler dann durch den „Bund der Großen Vier“ enttäuscht sah und in Genf bei der Abrüstungskonferenz nicht zu erreichen vermochte, daß die noch immer hochgerüsteten Staaten ihrer in den Friedensverträgen übernommenen Verpflichtung einer Beschränkung und Herabsetzung der Rüstungen nachkamen, meldete er am 14. Oktober für Deutschland den Austritt aus dieser Konferenz und aus dem Völkerbund an und gewann damit volle Freiheit des außenpolitischen Handelns.

I t a l i e n setzte dank der ungewöhnlichen Tatkraft des Duce seinen Aufstieg fort und erstrebte im Mittelmeergebiet in militärpolitischer Hinsicht die Suprematie zu Wasser, zu Land und in der Luft. Es verkündete auch weiterhin als erster Staat, daß es die Ungerechtigkeiten des Trianoner Vertrages beseitigt sehen möchte; es wünschte als seinen ohnehin einzigen Vorposten im Donaauraum ein geordnetes, lebenskräftiges Ungarn, ökonomisch verbunden mit Österreich, das gleichfalls unabhängig, ein Faktor des Gleichgewichts in Zentraleuropa sein sollte. Schließlich bemühte sich der Duce auch darum, eine Entspannung zwischen Deutschland und Österreich herbeizuführen.

I n U n g a r n entfaltete Ministerpräsident Gömbös eine außergewöhnlich lebhafte außen- und innenpolitische Tätigkeit. Er erschien als erster Regierungschef bei Hitler, nachdem der deutsche Vizekanzler von Papen von ihm in Budapest empfangen worden war, und Ungarn am 3. Juni 1933 einen Wirtschaftsvertrag mit Deutschland abgeschlossen hatte. Er besuchte dann auch Wien und etwas später Rom, womit die außenpolitische Leitlinie Ungarns abgesteckt war. Im selben Jahr begann aber auch das durch Mussolini geförderte autoritäre Regime in Ö s t e r r e i c h, das wegen seiner gegen den Nationalsozialismus gerichteten Tendenz eine stets zunehmende Spannung mit Deutschland zur Folge hatte und zunächst auch Berlin und Rom einander entfremdete. Trotz dieser Erschwernis für Ungarn verstand es Gömbös aber doch den auf Berlin eingestellten Kurs ein-

zuhalten, wenn auch die Bindungen Ungarns mit Österreich und Italien stärker wurden.

Diese politischen Bindungen galten insbesondere der Behebung der Schwierigkeiten Ungarns beim Absatz seiner Agrarprodukte. Die im März 1934 in Rom tagende, vornehmlich wirtschaftlichen Interessen dienende erste Konferenz der Regierungschefs Italiens, Österreichs und Ungarns fand dann im folgenden Jahre eine Wiederholung und 1935 ihren Abschluß. Diese Verhandlungen, als „Römische Protokolle“ bezeichnet, wurden dann vielfach als Versuch einer Wiederaufrichtung der österr.-ungar. Monarchie und Restauration der Habsburger gedeutet. Dies gab einerseits den Legitimisten in Wien und Budapest Oberwasser, andererseits erfüllte es Prag, Bukarest und Belgrad mit zunehmendem Mißtrauen. — Ebenso bedeutungsvoll war auch die Februarrevolte der Wiener Sozialdemokratie im Jahre 1934. Dieses Fanal bedeutete eine Warnung vor der Moskauer Wühlarbeit und vor dem Beginn einer nach Westen gerichteten aktiven Politik Sowjetrußlands.

Diese Ereignisse, die einerseits eine aus Deutschland, Italien, Ungarn und Österreich sich bildende neue Mächtegruppe erkennen ließen, sowie die zunehmende Passivität Frankreichs und Englands andererseits waren für die Kleine Entente Anlaß genug, sich um einen Ersatz für die bei den Westmächten ausfallende Stütze umzusehen. Sie erblickte in einem allfälligen Anschluß Österreichs an Deutschland eine ernste Gefahr und war schon deshalb bemüht, den Block der im Donauraume liegenden slawisch-romanischen Mittelstaaten zu verstärken. Die Hauptakteure hiebei waren Beneš und Titulescu. Dieser löste die bisher gegen den Bolschewismus aufgerichtete polnisch-rumänische Abwehrfront auf und verband sich Moskau zuliebe, das immer dichter werdende Fäden nach Paris spann, durch eine am 10. Oktober zu Kaschau stattfindende Begegnung mit Beneš noch enger mit der Tschechoslowakei. Er traf aber auch am 4. Jänner 1934 mit dem jugoslawischen Außenminister Jeftić in Agram zusammen, was gleichzeitig eine Drohung gegen Rom sein sollte. Einen Monat später kam es zum Abschluß des aus Jugoslawien, Rumänien, Griechenland und der Türkei gebildeten Balkanbundes, dem sich das zum Beitritt aufgeforderte, aber noch immer in seiner Isolierung verharrende Bulgarien versagte. So stellte die rumänisch-jugoslawische Allianz einerseits die Grundlinie des nach Norden, den Donaauraum überdeckenden Dreiecks der Kleinen Entente dar; andererseits durfte man Rumänien und Jugoslawien als die

beiden Grundpfeiler des nach Süden ragenden Balkanbundes ansehen.

Exposé des Chefs des rumänischen Generalstabes

Offenbar wegen dieser außenpolitischen Umstellung und der damit verbundenen anfänglichen Unklarheit der Fronten erfolgte im Jahre 1933 keine Konferenz der Chefs der Generalstäbe der Kleinen Entente; sie trafenn sich erst im März 1934 in Bukarest. Hierbei leitete der Hausherr, General Antonescu, die Besprechung mit einem ausführlichen Exposé ein, würdigte die bisher entworfenen elf Operationspläne und erstattete Vorschläge zur Änderung einzelner darin enthaltenen Bestimmungen, deren unklare Fassung die Möglichkeit zu unterschiedlichen Auffassungen boten. Sie betrafen insbesondere die Festsetzungen der Stärken der Interventionsarmeen. In Hinkunft sollte es nur mehr zwei Gruppen geben: 1.) das Maximum an Kräften für jeden der drei Alliierten, der bei einem Krieg gegen Ungarn an einer andern Front nicht angegriffen oder bedroht ist, und 2.) das Minimum an Kräften, das alle jene Staaten im Kriege gegen Ungarn aufzubieten haben, die noch gegen einen andern Feind in einen Kampf verwickelt sind; es wurde mit 112 Bataillonen, 32 Eskadronen, 150 Batterien und 120 Flugzeugen, also mit etwa 12 Infanteriedivisionen festgesetzt.

Der weitaus wichtigste Vorschlag Antonescus betraf aber die Forderung, daß in einem europäischen Krieg die Kleine Entente keinesfalls erst den Angriff Ungarns abwarten darf, sondern daß sich alle Alliierten dazu verpflichten müssen, bei einem allgemeinen Konflikt ihre Armeen sofort eine Offensive gegen Ungarn unternehmen zu lassen, wie es mit zunehmender Offenheit bei den Varianten 9, 10 und 11 ohnehin bereits gefordert und beschlossen worden war. Auch hinsichtlich des Zeitpunktes der Intervention stellte Antonescu Anträge. Da Ungarn den jüngsten Nachrichten¹⁾ zufolge nach erlang-

¹⁾ Die Mobilisierung der ungarischen Wehrmacht wurde wie folgt angenommen: Erste Phase in 8 bis 10 Tagen mit 14 Infanteriedivisionen, 2 Kavalleriedivisionen (diese in 3 bis 4 Tagen), 7 Grenzzollwach-Brigaden, 25 Fliegerstaffeln; zweite Phase bis zum 21. Mobilisierungstag mit 7 Infanteriedivisionen, die aus den 7 Grenzzollwach-Brigaden hervorgehen, durch Einstellung von 50% weniger gut ausgebildeter Mannschaft und Ausstattung mit älterem Kriegsmaterial, insbesondere bei der Artillerie. — Aufmarschdauer der

ter Schlagfertigkeit seiner ersten Mobilisierungsstaffel den Aufmarsch bereits am 11. bzw. 12. Mobilisierungstag beendet haben konnte, empfahl er seinen Bundesgenossen Maßnahmen zu treffen, um durch stete Beschleunigung der Mobilisierung und des Aufmarsches die Bereitstellung zur Offensive bereits am 10. Mobilisierungstag beendet zu haben.

Gegenüber Bulgarien, das infolge seines wenig entwickelten Verkehrsnetzes frühestens am 19. Mobilisierungstag operationsbereit sein konnte, waren die Alliierten, die schon am 12. Tage losschlagen konnten, ohnehin im Vorteil, insbesondere bei einer konzentrischen Offensive gegen Sofia. Weniger aussichtsreich erschienen dem rumänischen Generalstabschef die bisher bei einem bulgarischen auf Bukarest oder gegen die Dobrudscha abzielenden Angriff geplanten Gegenmaßnahmen. Die hiefür von ihm empfohlene Operationsführung eines engeren Zusammenwirkens der beiden Alliierten wird bei der Variante 13 noch zu besprechen sein.

Die in Bukarest nun zur Erörterung gelangenden Operationspläne waren solche, die dem rumänischen Generalstab besonders am Herzen lagen. Er zählte die Sowjetunion noch immer der Gegenseite zu, indes er Polen als seinen Verbündeten betrachtete und beantragte geistige Vorbereitungen für den Fall eines russischen und eines bulgarischen Angriffes auf Rumänien im Rahmen eines allgemeinen europäischen Krieges, aber bei bulgarischer Neutralität und dann bei gleichen Voraussetzungen jedoch mit Bulgarien auf Seite der Feinde der Kleinen Entente.

V a r i a n t e 1 2 (Siehe Skizzen 1 und 2)

Die Grundlagen für die Beratungen über den zwölften möglichen Kriegsfall waren: gleichzeitig oder nacheinander erfolgende bzw. drohende Angriffe Sowjetrußlands und Ungarns auf R u m ä n i e n , Deutschlands und Österreichs auf die T s c h e c h o s l o w a k e i und Italiens und Albaniens auf J u g o s l a w i e n .

Von den beiden R u m ä n i e n betreffenden Möglichkeiten stellten die Generalstabschefs den ungünstigeren Fall einer g l e i c h z e i t i g e n Offensive Rußlands und Ungarns zuerst zur Diskussion,

ersten 7 aus den aktiven gemischten Brigaden hervorgehenden Infanteriedivisionen gegen Jugoslawien am 12., gegen die Tschechoslowakei und gegen Rumänien am 11. Mobilisierungstag, der 14 Divisionen der ersten Phase gegen Jugoslawien am 17., gegen die beiden anderen Staaten am 15. Mobilisierungstag.

weil sich für die zweite Eventualität nacheinander einsetzender Feindangriffe dann leichter eine Lösung ergeben mußte.

Von Rußland als dem seiner Stärke nach gefährlicheren Gegner nahm man an, daß es — allenfalls auch ohne Kriegserklärung — spätestens am 14. Mobilisierungstag mit der ersten Staffel von 14 bis 16 Infanterie- und 4 bis 5 Kavalleriedivisionen, vom 24. Mobilisierungstag an mit 30 bis 50 Divisionen entweder gegen Polen oder gegen Rumänien losbrechen könne. Gilt seine Offensive Rumänien, so dürfte die Masse dieses Heeres durch die Bukowina gegen die nordwestlich und südöstlich des Rodnagebirges liegenden Karpathenpässe, nach Süden abgeschirmt durch eine auf Jassy vorgehende Nebengruppe, vorgeführt werden, um so schnell als möglich die Verbindung mit dem Madjarenheere herzustellen. Dieses wird ihm wahrscheinlich durch Nordsiebenbürgen entgegenstreben und hiezu vom 10. Mobilisierungstag an mit 14 bis 15 Infanteriedivisionen und 1 Kavalleriedivision in der Richtung auf Dés vorrücken. Eine ungarische Seitenabteilung ist im Vormarsch durch die Täler der drei Körösflüsse zu erwarten, um die rumänischen Bewegungen im Innern der Talengen zu unterbinden und durch Einschwenken gegen Norden die Offensive der Hauptkraft zu fördern. Durch diese zusammenlaufende Kriegshandlung könnte Rumänien von seinen tschechoslowakischen und polnischen Verbündeten getrennt, weiters in die Verteidigungszone Siebenbürgens, dieses natürlichen Kernstückes des rumänischen Reichsverteidigungssystems, eine Bresche geschlagen werden.

Als Gegenmaßnahme erkannten es die Generalstabschefs für unerläßlich, daß Rumänien die Masse seines Heeres den Russen entgegenstelle, während ausreichende Kräfte die Madjaren möglichst weit im Westen aufzuhalten hätten, schon um Siebenbürgen behaupten zu können. Am zweckmäßigsten erachtete man es, zuerst Ungarn anzugreifen, seine Armee zu vernichten und das Land zu besetzen. Hiedurch würden die Heere der Kleinen Entente an der Innenfront Handlungsfreiheit gewinnen, Kräfte frei bekommen, die Verbindung untereinander gewahrt haben und die Möglichkeit besitzen, alle Kräfte gegen den Hauptfeind einzusetzen.

Begingen Rußland und Ungarn aber den Fehler, nicht gleichzeitig anzugreifen, so wäre es für Rumänien besonders günstig, wenn Ungarn sich zuerst als Feind deklarieren würde. Durch konzentrische, mit möglichst starken Kräften unternommene Angriffe auf Ungarn würden sich dann die erwähnten, aus der Niederwerfung der Madjaren resultierenden Vorteile noch früher ergeben. Führt aber Rußland

den ersten Hieb, dann ginge Rumänien der Vorteil des Operierens auf der inneren Linie verloren, weil der Feldzug gegen die Sowjets von längerer Dauer sein dürfte. Ungarn hätte dann volle Handlungsfreiheit und könnte nach seinem Gutdünken den Zeitpunkt für den Überfall auf Rumänien wählen. Diese Überlegung allein zwingt nach Ansicht der Konferenzteilnehmer die Kleine Entente dazu, Ungarn schon beim Aufsteigen düsteren Kriegsgewolkes anzufallen und niederzuwerfen — also wieder Vorbeugungskrieg!

Gegen die T s c h e c h o s l o w a k e i wurde eine am 8. Mobilisierungstag beginnende Offensive von 15 bis 20 deutschen Divisionen gegen Prag und Olmütz sowie ein am 14. Mobilisierungstag einsetzender Vorstoß 5 österreichischer Divisionen gegen Brünn angenommen, indes 3 bis 4 ungarische Divisionen anfänglich ihre Grenze decken dürften. Ein zur Sicherung der Nordflanke der ungarischen Hauptkraft ausgeschiedene Detachement könnte den Auftrag erhalten, gegen Ungvár und Munkács vorzustößen, um die Verbindung zwischen den Tschechoslowaken und Rumänien zu unterbrechen.

Den J u g o s l a w e n gegenüber stellte man eine italienische Armee von 20 Divisionen in Rechnung, die vom 10. Mobilisierungstag an ihre Offensive gegen Agram antreten könnte. Den durch italienische Divisionen verstärkten Albanern fiel die ihnen stets zugedachte Aufgabe eines Vorstoßes auf Skoplje zu, indes 2 bis 3 ungarische Divisionen als Grenzschutz an der Drau und 1 bis 2 Divisionen als Hauptreserve bei Budapest angenommen wurden.

Die als G e g e n m a ß n a h m e n d e r A l l i i e r t e n beschlossene konzentrische Offensive gegen Ungarn müßte spätestens am 17. Mobilisierungstag beginnen, weil sie sonst gegenüber den rascher schlagbereiten Madjaren mehr Zeit und stärkere Kräfte erfordern würde. Die tschechoslowakische und die jugoslawische Armee haben daher unbedingt mit den bis zum 15. Mobilisierungstag versammelten Divisionen loszuschlagen, wenn möglich, sogar noch früher. Die für den Schlag gegen Ungarn bestimmten Kräfte der drei Alliierten hatten als strategische Generalidee einerseits die Aufgabe eines Aufhaltens der Ungarn möglichst weit im Westen durch die Rumänen, andererseits die kräftigen Vorstöße der Jugoslawen und Tschechoslowaken gegen den Rücken des ungarischen Heeres, um so bald als möglich eine Entscheidung herbeizuführen. An dieser hat durch Gegenangriffe auch das rumänische Westheer mitzuwirken, das hiezu das Schwergewicht auf seinen Nordflügel legt. Die bei Arad aufmarschierte Nebengruppe hat vom 15. Mobilisierungstag an über

Orosháza vorzugehen und mit dem von Groß-Kikinda aufbrechenden jugoslawischen Detachement enge Verbindung zu halten.

Für die Fluß- und Luftflotten gelten die bisherigen Bestimmungen. Von den drei Heeresleitungen wird die rumänische in Bukarest, die tschechoslowakische in Turócz Szt. Márton und die jugoslawische in Mitrowitz an der Sawa ihr Hauptquartier aufschlagen.

V a r i a n t e 1 3 (Siehe Skizzen 1, 2 und 3)

Die Voraussetzungen für die Verfassung des nächsten Operationsplanes waren die gleichen wie bei der Variante 12, nur nahm man auch Bulgarien als Gegner Rumäniens an. Für diesen Staat kam daher in Frage, daß er 1.) entweder von Rußland, Ungarn und Bulgarien gleichzeitig oder 2.) von zwei Feindmächten zur selben Zeit und von der dritten erst später oder 3.) von den drei Mächten in größeren Zeitabständen hintereinander angegriffen wird. Aus gleichen Erwägungen wie bei der vorigen Variante behandelten die Generalstabschefs zuerst den für Rumänien ungünstigsten Fall, den eines gleichzeitigen Angriffes der drei genannten Feindmächte.

Im Falle 1.) konnte das russische Heer sowohl durch die Bukowina und Nordbessarabien als auch gegen Galatz angesetzt werden, um entweder mit der ungarischen oder der bulgarischen Armee die Verbindung herzustellen. Bei der Stärke der den Russen zur Verfügung stehenden Kräfte konnten sie aber beide Absichten auch zugleich verfolgen.

Von diesen drei Möglichkeiten nahm man bei der Bukarester Konferenz für die erste Phase des Krieges eine konzentrische Operation Rußlands und Ungarns als die wahrscheinlichste an, weil sie für die Russen am leichtesten durchzuführen ist und im Zusammenwirken mit den durch Nordsiebenbürgen vordringenden Madjaren die größten, schon auf Seite 127 gewürdigten Ergebnisse zeitigen könnte. Der bulgarischen Armee muteten die beratenden Generalstabschefs während dieses zwischen Nordbessarabien und dem Rodnagebirge sich abspielenden Feldzuges lediglich einen Vorstoß in die Dobrudscha zu, denn eine Offensive gegen Bukarest hielten sie nur dann für wahrscheinlich, wenn Russen und Madjaren vorher bereits entscheidende Erfolge errungen haben würden.

Als G e g e n m a ß n a h m e nahm der rumänische Generalstabschef den Einsatz der Masse seines Heeres gegen Rußland in Aussicht, um Nordbessarabien sowie die Moldau zu behaupten und um mit der Tschechoslowakei die Verbindung aufrecht zu halten. Des

weiteren mußte er ausreichende Kräfte gegen Ungarn aufbieten, um dessen Heer möglichst weit im Westen aufzuhalten und dadurch Siebenbürgen vor einer Invasion zu bewahren. Gegen Bulgarien erübrigten dann natürlich nur mehr Deckungstruppen. Aus den gleichen Erwägungen, wie sie bei der Variante 12 angestellt wurden, glaubten die beratenden Generalstabschefs bei diesem, durch das Auftreten Bulgariens noch schwieriger gewordenen Fall doch wieder am besten zu tun, wenn sie ihre Heere von vorneherein auf Ungarn werfen, um dessen Wehrmacht auszuschalten.

Im Fall 2) — gleichzeitiger Angriff zweier Feinde und Nachfolgen des dritten — waren wieder drei Möglichkeiten zu berücksichtigen: a) zunächst ein Angriff Ungarns und Rußlands, oder b) Ungarns und Bulgariens, oder c) Rußlands und Bulgariens. Bei den beiden Möglichkeiten a) und b), in denen Ungarn mit Rußland oder mit Bulgarien gleichzeitig angreift, gelten gleichfalls die in Variante 12 angestellten Erwägungen. Sie führen dazu, daß die Kleine Entente in Berücksichtigung ihres lebenswichtigen Interesses an einer Vernichtung der madjarischen Wehrmacht diese ohne Verzug angreift, ehe sich feindliche Einwirkungen an andern Fronten fühlbar machen können. Überdies muß das rumänische Heer, wenn die Möglichkeit a) Wirklichkeit werden sollte, die sowjetischen Streitkräfte so weit im Osten als nur möglich aufhalten, zumindest am Überschreiten der Karpathen hindern.

Sollten Ungarn und Bulgarien — Möglichkeit b) — zuerst vereint gegen Rumänien in die Schranken treten, so muß die rumänische Armee während ihrer gegen Ungarn gerichteten Offensive im Südosten die untere Donau und die Landenge zwischen Cernavoda und Konstanza verteidigen. Ist nach der konzentrischen Offensive gegen den Raum um Budapest die Besetzung Ungarns gesichert, dann wird sich Rumänien gegen denjenigen der beiden andern Feinde wenden, der zur Zeit der gefährlichere ist. Ein rascher und vollständiger Sieg gegen Ungarn könnte Bulgarien allenfalls auch dazu bestimmen, von einem Angriff auf Rumänien abzusehen.

Für die dritte Möglichkeit c) — gleichzeitiger Angriff Rußlands und Bulgariens gegen Rumänien bei anfänglicher Neutralität Ungarns — ist mit einem konzentrischen Angriff gegen Galatz zu rechnen, in welchem Falle sich Rumänien mit der Masse seines Heeres mindestens um die Behauptung dieses wichtigen, am letzten Donauknie gelegenen Verkehrsknotens wird bemühen müssen. Ein Vorstoß der Bulgaren gegen Bukarest könnte zwar große Ergebnisse einbringen,

war aber nach Ansicht der Generalstabskonferenz nur nach bereits erfochtenen Erfolgen der Russen über die rumänische Hauptkraft zu erwarten; er war auch dann schwierig durchzuführen und erforderte viel Pioniergerät für den Donauübergang sowie starke Kräfte. Die Bulgaren mußten überdies damit rechnen, bei Bukarest auf starke, rasch zu vereinigende rumänische Kräfte zu stoßen. Dagegen erachteten die Generalstabschefs eine Offensive in die Dobrudscha als leichter durchführbar; sie entspricht überdies dem politischen Ziel der Bulgaren. Gelingt es den Rumänen bei diesen beiden Eventualitäten die Donaulinie und die Enge Cernavoda — Konstanza zu halten, dann ist die bulgarische Front nur mehr von untergeordneter Bedeutung.

Diese Überlegung erschien den Konferenzteilnehmern wichtig. Denn würde im Verlaufe eines allgemeinen Konfliktes Ungarn aus seiner drohenden Reserve heraustreten und im ungünstigsten Augenblick zum Angriff übergehen, so müßten die Verbündeten erhebliche Kräfte zur Deckung gegen Ungarn abzweigen. Um nun den Madjaren schon von allem Anbeginn die Möglichkeit, Schaden anzurichten, zu nehmen, glaubten die Generalstabschefs selbst dann, wenn Rumänien von Ost und Süd gefährlichen Angriffen ausgesetzt ist, den allgemeinen Konflikt initiativ mit einem konzentrischen Angriff auf Ungarn beginnen zu sollen.

Bei dieser Einstellung ist es nur selbstverständlich, daß im Falle 3) — Angriffe der drei Feindmächte in großen Zeitabständen hintereinander —, der für Rumänien den günstigsten darstellt, es den Generalstabschefs gleichgültig erschien, ob Ungarn oder einer der beiden andern Staaten den Vorhieb führt. Schon eine Angriffsdrohung der Madjaren allein ist Anlaß genug, um sich zuerst durch einen konzentrischen Angriff in der Tiefebene zwischen Donau und Theiß die Handlungsfreiheit zu sichern.

Was Bulgarien anbelangt, war es im Interesse aller drei Alliierten der Kleinen Entente gelegen, daß es möglichst lange neutral bleibt. Es war aber zu erwarten, daß es nur so lange Zurückhaltung üben dürfte, bis der günstige Augenblick für sein Eingreifen gekommen sein wird. Rumänien und Jugoslawien werden demnach Vorsorge treffen müssen, um gegen Bulgarien zuerst eine Abwehrfront aufzurichten, aus der eine Operation zu dessen Niederwerfung möglich ist, sobald es die allgemeine Lage erlaubt.

Hinsichtlich des feindlichen Kräfteaufgebotes waren von den gegen Rumänien auftretenden Armeen die gleichen Stärken wie in der

Variante 12 zu erwarten. Von Bulgarien war anzunehmen, daß es vom 19. Mobilisierungstag an mit 13 bis 14 Infanteriedivisionen und einer Kavalleriedivision entweder gegen Bukarest — Fall a) — oder durch die Dobrudscha gegen Galatz — Fall b) — vorgehen wird. Gegen die Tschechoslowakei und gegen Jugoslawien stellte man in Bukarest deutsche und österreichische, italienische, albanische und ungarische Divisionen in der gleichen Zahl wie in der Variante 12 ins Kalkül, außerdem 4 bis 5 bulgarische Divisionen, die an der jugoslawischen Grenze den Raum westlich von Sofia zu decken hatten.

Die Gegenoperationen der Heere der Kleinen Entente gliederten ihre Generalstabschefs in zwei Phasen. Für die erste, gegen Ungarn gerichtete konzentrische Offensive und die vorläufige Abwehr Deutschlands, Österreichs, Rußlands, Italiens und Albaniens hatte der in der Variante 12 aufgestellte Operationsplan auch jetzt sinngemäße Anwendung zu finden (Seite 128).

In der zweiten Phase des allgemeinen Krieges mußte es für Rumänien das Ziel seiner Anstrengungen sein, zuerst das Russenheer, das nach beendetem Aufmarsch gewaltiger Taten fähig erschien, zurückzuwerfen oder zumindest aufzuhalten. Gleichzeitig aber mußte sich Rumänien die Handlungsfreiheit gegen Bulgarien sichern, wofür es mindestens 12 Infanteriedivisionen mit starker Reiterei bestimmte. Die von Jugoslawien gegen Bulgarien auszuscheidende Minimalstaffel in der Stärke von 13 bis 15 Divisionen (ohne Grenzschutztruppen und größere Kavalleriekörper), sollte es seinem rumänischen Bundesgenossen ermöglichen, mit der Masse seines Heeres die ungeheure, ihm von Nordosten drohende Gefahr abzuwenden; gleichzeitig schafft der Aufmarsch des jugoslawischen Südost- und des rumänischen Südheeres die Voraussetzungen für die in der zweiten Kriegsphase angestrebte Niederwerfung Bulgariens.

Diese Kriegshandlung war nun in Berücksichtigung der von General Antonescu in seinem Exposé (Seite 125) gegebenen Anregungen derart gedacht, daß Rumänien und Jugoslawien durch zusammenstrebende Angriffe die Bulgarenarmee in einer einzigen Entscheidungsschlacht vernichten. Hierzu sollte die Masse des jugoslawischen Südostheeres so schnell als möglich gegen Sofia in den Rücken der weiter im Osten stehenden bulgarischen Hauptkraft vordringen, die Höhen nördlich der Hauptstadt und die Enge von Ichtiman besetzen. Die Timokgruppe hätte sich des Lomgebietes zu bemächtigen und dann in der Richtung auf Plevna vorzustreben. In weiterer Folge legt die jugoslawische Armee den Nachdruck auf den

Raum nördlich des Balkengebirges und fällt den mit den Rumänen in Kämpfe verstrickten Bulgaren in den Rücken; auf diese Weise nimmt es teil an der großen Schlacht, die die Entscheidung bringen soll. Eine jugoslawische Seitenabteilung bei Strumica deckt rechte Flanke und Rücken der Hauptkraft.

Das rumänische Südheer verhindert in diesem Feldzug vorerst das Fortschreiten der entweder im Raume nördlich der Donau oder in die Dobrudscha vorgedrungenen Bulgaren und geht dann im Flügelanschluß an die Jugoslawen zum Gegenangriff über. Steht der Feind nördlich der Donau, dann dürfte diese Gegenaktion im Raume um Bukarest erfolgen. Kommt es zum Stromübergang des rumänischen Südheeres, der im Sinne der Varianten 4, 7, 8 und 11 auf das Südufer zu erfolgen hat, dann ist die Entscheidung in Übereinstimmung mit dem Fortschreiten der Jugoslawen im Raume zwischen Donau und Balkengebirge oder bei Sofia anzustreben.

Von den Flußflottillen hat in der ersten Phase die jugoslawische auf der mittleren Donau gegen Ungarn, die rumänische im Unnterlauf gegen Bulgarien zu operieren. In der zweiten Phase vereinigen sich die jugoslawischen Monitoren wieder bei der Timokmündung und unterstützen gleich den rumänischen den Stromübergang der rumänischen Heeresteile bei Bechet sowie zwischen Schyl und Altmündung.

Die Luftflotten wirken innerhalb der ihnen zugewiesenen Zonen. Hierbei erscheint es wichtig, in erster Linie die bulgarischen Kriegsbrücken dann zu zerstören, sobald die Masse des Bulgarenheeres die Donau überschritten hat, um seine Verbindungen zu unterbrechen und den Rückzug auf das Südufer zu verhindern. In zweiter Linie sind die Eisenbahnknoten bei Trnovo, Mezdra, Sofia, Stara Zagora, Plovdiv und Plevna zu bombardieren, um alle operativen Bahnbewegungen der Bulgaren zu stören und dadurch die Operationen zu beeinträchtigen.

Drohende Kriegsgefahren im Jahre 1934

Das zweite Halbjahr 1934 brachte zwei Ereignisse, die geeignet erschienen, den Frieden im Donauraume ernstlich zu gefährden. Am 25. Juli wurde der österreichische Bundeskanzler Dr. Dollfuß in Wien von Nationalsozialisten ermordet, worauf in einigen Gebieten Österreichs Aufstände aufloderten, die von der bewaffneten Macht nur mit Mühe niedergeschlagen werden konnten. Italien warf gleich nach Ausbruch der Revolten etliche Divisionen an die Brennergrenze, um

die von Deutschland bedrohte Unabhängigkeit Österreichs allenfalls mit Waffengewalt zu schützen. Diese Vorkommnisse führten natürlich einen vollkommenen Bruch zwischen Wien und Berlin herbei; aber auch die damals ohnehin noch nicht sehr freundschaftlichen Beziehungen zwischen Mussolini und Hitler erfuhren dadurch zeitweilig eine merkliche Abkühlung.

Im Oktober 1934 fuhr König Alexander II. von Jugoslawien nach Frankreich, um die sehr innigen Beziehungen beider Staaten durch einen Freundschaftsbesuch noch zu vertiefen. Gelegentlich der Hinreise wurde er am 9. Oktober in Marseille auf kroatisches Anstiften von einem Mazedonier erschossen, der aus einem in Ungarn gelegenen Emigrantenlager zu diesem Attentat abgefertigt worden war. Bei diesem Anlaß kam auch der französische Außenminister Barthou ums Leben. Diese Mordtat erzeugte eine derartige Spannung zwischen Belgrad und Budapest, daß der Ausbruch eines Krieges um so mehr zu besorgen war, als Beneš gesonnen war, diesen Vorfall zum Einmarsch in Ungarn auszunützen. Die entstandene Kriegsgefahr wurde schließlich durch das Eingreifen Großbritanniens beschworen.

Dieses ernste Zwischenspiel hinderte den tatkräftigen ungarischen Ministerpräsidenten Gömbös nicht daran, seine außergewöhnliche Aktivität auf dem Gebiete der Außenpolitik fortzusetzen. Er empfing bereits im April 1934 den Besuch des bulgarischen Ministerpräsidenten Muschanoff, im Mai jenen des preußischen Ministerpräsidenten Göring und ein Jahr nachher war er zu Venedig wieder Teilnehmer an der zweiten Beratung der Unterzeichner der schon erwähnten „Römischen Protokolle“, durch deren Abschluß Italien sich Rückensicherung schuf für seine geplante Annexion Abessiniens.

Diese enge Zusammenarbeit zwischen Rom, Wien und Budapest, insbesondere die nicht verstummenden Gerüchte über Vorbereitungen für eine Rückkehr Ottos von Habsburg-Lothringen in die Wiener Kaiserburg, ließen die Kleine Entente nicht zur Ruhe kommen. Deshalb beschäftigte sich ihr „Permanenter Rat“ am 25. und 26. März 1935 bei den Konferenzen zu Belgrad und Preßburg vornehmlich mit Maßnahmen, die bei einem in Österreich unternommenen Restaurationsversuch zu treffen wären.

Weitreichende politische Auswirkungen hatten die am 18. September 1934 erfolgte Aufnahme Sowjetrußlands in den Völkerbund und die am 5. Dezember erzielte Einigung zwischen Moskau und Paris in allen Fragen des Ostpaktes. Dieser Ostpakt, als Gegenstück zu dem 1925 abgeschlossenen, die Unverletzlichkeit der deutsch-

französischen und der deutsch-belgischen Grenze verbürgenden Pakt von Locarno gedacht, wurde im Juli 1934 auf französische Anregung ins Leben gerufen. Als Mitglieder waren außer Rußland noch Deutschland, Polen, die Tschechoslowakei sowie die vier baltischen Republiken gedacht, worauf Paris und Moskau für diese beiden Verträge wechselseitig die Garantie übernehmen sollten. Deutschland, Polen und Finnland lehnten aber ab. Dessen ungeachtet fand die Übereinstimmung zwischen dem Kreml und der französischen Regierung noch eine Erweiterung durch das am 2. Mai 1935 abgeschlossene russisch-französische Militärbündnis, dem sich der zwei Wochen nachher abgeschlossene russisch-tschechoslowakische Beistandspakt zugesellte, der aber nur gegen Deutschland Geltung hatte.

Die Bilanz dieser politischen Wandlungen war die, daß die übertragende Rolle Frankreichs in allen europäischen Fragen nunmehr auf den Westen beschränkt blieb, und östlich vom deutschen Reich die Führerrolle auf Sowjetrußland überging. Das war für Rumänien Anlaß genug, seine bisherige, auf Paris eingestellte Orientierung zu ändern und in die Linie London — Moskau einzurücken; desgleichen lockerte Belgrad seine bisherige enge französische Bindung. — Aber auch das nationalsozialistische Deutschland zog aus dieser Bedrohung von West und Ost seine Folgerungen und begann, da Hitlers Abrüstungsvorschläge unberücksichtigt geblieben waren, mit der uneingeschränkten Aufrüstung aller drei Wehrmachtsteile durch die am 16. März 1935 eingeführte allgemeine Wehrpflicht und das am 1. Mai erlassene neue Wehrgesetz. Erstaunlich war, daß trotz dieser offenkundigen Verletzung der die Rüstungsbeschränkung betreffenden Bestimmungen des Friedensvertrages von Versailles die Westmächte sich mit der Vorbringung eines Protestes auf der Konferenz zu Stresa begnügten und schließlich mit dieser sehr wesentlichen Veränderung der militärischen Machtverhältnisse abfanden.

Die Staaten der Kleinen Entente, insbesondere die Tschechoslowakei, sahen sich vornehmlich wegen der in Budapest entfalteteten außenpolitischen Betriebsamkeit schon im Spätherbst 1934 veranlaßt, ihre Kriegsvorbereitungen neuerlich zu überprüfen. Sie beriefen daher, wenngleich im März des gleichen Jahres schon eine Generalstabsbesprechung stattgefunden hatte, für den November eine zweite nach Prag ein. Zur Erörterung gelangten neuerlich der Kriegsfall, bei dem die Tschechoslowakei von Deutschland, Österreich und Ungarn angefallen wird, indes die beiden anderen Vertrags-

partner der Kleinen Entente zunächst unbehelligt bleiben, dann die Erweiterung dieser Kombination durch eine Aggression Italiens und Albaniens gegen Jugoslawien. Der neuen Mächtekonstellation entsprechend wurde Rußland nicht mehr auf der Gegenseite der Kleinen Entente angenommen; auch blieb Bulgarien diesmal außer Betracht²⁾). Über die Unwahrscheinlichkeit dessen, daß nach dem Kanzlermord Deutschland und Österreich Schulter an Schulter kämpfen würden, setzte man sich an der Moldau infolge der stets gegen Ungarn gerichteten Politik aber glatt hinweg.

Schon beim Abschluß der Bukarester Märzkonferenz hatten die Generalstabschefs übereinstimmend festgestellt, daß es für die Kleine Entente untragbar sei, bei einem allgemeinen Konflikt auf den Angriff Ungarns, das nach der strategischen Lage stets eine drohende Gefahr darstelle, zuzuwarten und es dann erst niederzuwerfen. Wohl konnte Ungarn zunächst neutral bleiben, aber es wäre gerade dadurch in der Lage, einen der Staaten der Kleinen Entente im kritischsten Augenblick anzugreifen, das heißt, wenn dieser mit seinem Heere bereits an einer anderen Front gebunden ist. Ein Eingreifen der Madjaren gegen die Nachschublinien oder in den Rücken dieses Heeres würde seine Lage schwerstens gefährden. Um dieses Gefahrenmoment auszuschalten, beschlossen die drei Generalstabschefs bei ihren Regierungen die Abfassung eines Zusatzaktes zu den vorhandenen Verträgen zu erwirken, der es gestatten würde, im Falle eines europäischen Krieges u n v e r z ü g l i c h eine Offensive gegen Ungarn zu starten. Das war demnach die Forderung nach

²⁾ Bei Bulgarien begnügte man sich bei den Prager Besprechungen mit der Zusammenfassung der über seine vermutliche Heeresorganisation eingelaufenen Nachrichten. Vgl. hiezu Fußnoten auf S. 370 u. 372 des 1. Teiles). Ihnen zufolge bestand das Heer im Frieden aus 10 Infanteriedivisionen zu je vier Infanterieregimentern und einem Artillerieregiment. Die 9. und die 10. Division waren aber erst in Aufstellung. Dann gab es noch fünf Kavalleriebrigaden zu je zwei bis drei Reiterregimentern und einer reitenden Batterie. Die Luftwaffe sollte 1935 auf 12 Staffeln gebracht werden.

Für den Fall eines Kriegs rechneten die Generalstabschefs der Kleinen Entente mit einer Vermehrung der bulgarischen Einheiten höherer Ordnung auf 20 Infanterie- und 2 Kavalleriedivisionen und mit einer Mobilisierung in drei Phasen. In der ersten haben Banden und Luftstreitkräfte die Annahme des Kriegsstandes zu decken. In der 6 bis 8 Tage dauernden zweiten Phase dürften 16 Infanterie- und die zwei Kavalleriedivisionen schlagfertig werden und in der dritten, vom 12. bis 15. Mobilisierungstag, der Rest von vier Divisionen, die Trosse und die mobilen Heeresanstalten. Die Beendigung des Aufmarsches nahm man zwischen dem 19. und 21. Mobilisierungstag an.

vertraglicher Vorbereitung eines Präventivkrieges gegen Ungarn.

Da der bisher auf den 17. bzw. 15. Mobilisierungstag festgesetzte Beginn der Offensive von allen Konferenzteilnehmern als zu spät bezeichnet wurde, kamen sie im Sinne des Exposés Antonescus (2. Teil S. 125) überein, die initiative Eröffnung der Feindseligkeiten gegen Ungarn für den 6. bis 10. Mobilisierungstag anzustreben, um das bis dahin sicherlich noch nicht operationsbereite Madjarenheer zu überraschen und es daher mit einem geringeren Kräfteaufwand sowie in kürzerer Zeit niederwerfen zu können, als bei einem Operationsbeginn zu dem bisher gültigen Termin. Daher verpflichteten sich die Generalstabschefs zu einer stufenweisen Beschleunigung des Aufmarsches und setzten Folgendes fest: trifft Ungarn Kriegsvorbereitungen aber ohne noch selbst anzugreifen, so haben jene Alliierten, die durch diese Maßnahmen noch nicht bedroht sind, spätestens bis zum 12. Mobilisierungstag die Offensive gegen Ungarn zu ergreifen und hiezu einzusetzen:

Rumänien	75—80 Batl.,	112—120 Batt.,	30—35 Eskad.,	12 Flgstaff.
Jugoslawien	104 Batl.,	120 Batt.,	32 Eskad.,	12 Flgstaff.
Tschechoslowakei	100 Batl.,	100 Batt.,	20 Eskad.,	10 Flgstaff.

Bis zum 15. Mobilisierungstag sind aber die vollen Stärken der in den bisherigen Operationsplänen festgesetzten Kräfte zu erreichen. Sollte Ungarn einen der drei Alliierten noch vor dem 12. Mobilisierungstag anfallen, so haben die Nichtangegriffenen ihre Offensive sofort mit den bereits versammelten Truppen zu beginnen und ihre Eingreifkräfte so rasch als möglich auf die vorhin angeführten Stärken zu bringen.

Variante 14 (Siehe Skizzen 1 und 2)

Das erste Besprechungsthema in Prag war ein Operationsplan der Kleinen Entente gegen Ungarn, der auf den gleichen Voraussetzungen wie die Variante 2 von 1929 (1. T. S. 346) fußte, nur wurden diesmal sowohl die Operationsziele als auch die Heeresstärken bei Freund und Feind schärfer präzisiert; auch zeigen sich einige Verschiedenheiten bei den Operationsrichtungen der Rumänen und Jugoslawen gegenüber 1929.

Angenommen wurde neuerlich, daß die Tschechoslowakei zuerst den gleichzeitigen Angriffen einer deutschen Heeresmacht gegen

Prag und Olmütz sowie einer österreichischen Armee gegen Brünn ausgesetzt ist, indes das Madjarenheer zur selben Zeit mit der Masse gegen Neutra vorbricht. Nebengruppen dürften östlich davon auf Altsohl und Kaschau, westlich der Hauptkraft in das Waagtal oder nach Mähren zum Anschluß an die Österreicher vorgehen. Die Stärke der deutschen Armee, die schon am 8. Mobilisierungstag losbrechen kann, wurde mit 20 Infanteriedivisionen, die der am 14. Tage schlagfertigen Österreicher mit 5 Divisionen und der am 10. Mobilisierungstag operationsbereiten ungarischen Armee mit 13 bis 16 Infanterie- und 2 Kavalleriedivisionen angenommen, hievon die auf Neutra zielende Hauptkraft mit 8 bis 10 Divisionen. Gegenüber Jugoslawien und Rumänien, die beide von keiner Macht bedroht sind, wird Ungarn kaum mehr als je zwei bis drei Divisionen, Österreich an seiner Südgrenze auch etwa 2 Divisionen als Deckungstruppen belassen. Überdies mochte sich das ungarische Oberkommando 1 bis 2 Divisionen als strategische Reserve bei Budapest zurückbehalten. Das Ziel dieses konzentrischen gleichzeitigen Angriffes der drei Feindheere konnte nur sein, die Tschechoslowakei niederzuwerfen, sie von ihrem Alliierten zu trennen und zwischen Deutschland und seinen beiden Bundesgenossen eine direkte Verbindung herzustellen.

Um diesem Vorhaben der Feinde die Stirne bieten zu können, sollte die Tschechoslowakei die Masse ihres Heeres Deutschland und ausreichende Kräfte Österreich entgegenstellen. Die Südostarmee hatte zuerst möglichst nahe der slowakisch-ungarischen Grenze die Hauptkraft der Madjaren zu fesseln, um den Rumänen und Jugoslawen die Möglichkeit zu geben, den Ungarn in den Rücken zu fallen und sie in eine Entscheidungsschlacht zu verwickeln. Durch konzentrisches Vorgehen aller drei alliierten Heere sollte das Madjarenheer dann endgültig in die Knie gezwungen werden. Das gleiche Verhalten hatte für den Fall anfänglicher Neutralität Ungarns Geltung, nur hing der Zeitpunkt für die tschechoslowakische Gegenoffensive auch von der Lage auf dem böhmisch-mährischen Kriegsschauplatz ab.

Führte Ungarn aber den Vorhieb gegen die Tschechoslowakei, so galt dies umsomehr als ein Anlaß für ein sofortiges Losschlagen aller drei Heere der Kleinen Entente gegen die madjarischen Streitkräfte, da die Tschechoslowakei dann noch volle Handlungsfreiheit besaß.

Die Stärken der zur Offensive gegen Ungarn anzusetzenden jugoslawischen und rumänischen Kräftegruppen, sowie für die tschecho-

slowakische Gegenoffensive wurde in Einheiten höherer Ordnung umgerechnet, wie folgt festgesetzt: Rumänien 12 bis 13 Infanterie- und drei Kavalleriedivisionen, Jugoslawien 15 bis 16 Infanterie- und 2 Kavalleriedivisionen und Tschechoslowakei 9 Infanteriedivisionen und 1 Kavalleriebrigade. Von den Flußflottillen haben die jugoslawischen Monitoren auf der Donau und Drau, die rumänischen auf der Theiß zu operieren.

V a r i a n t e 15 (Siehe Skizzen 1, 2 und 3)

Die als zweiter Besprechungspunkt zur Erörterung gelangende Variante 15 unterscheidet sich von der vorherigen durch die Annahme, daß außer den Feindstaaten, die nach Variante 14 mit dem Schwergewicht gegen die Tschechoslowakei in einem Konflikt verwickelt sind, noch Italien und Albanien im Angriff gegen Jugoslawien stehen. Alle Erwägungen, Operationspläne und die Stärken der von der Kleinen Entente gegen Ungarn aufzubietenden Heeres- teile bleiben unverändert, selbst bei den Jugoslawen, obwohl sie auch gegen die mit 30 Divisionen angenommene italienische Inter- ventionsarmee und gegen Albanien so starke Kräfte aufbieten müssen, um in der Offensive gegen Ungarn nicht gehindert zu werden. Die von der Tschechoslowakei bis zum 15. Mobilisierung- tag bereitzustellende Südostarmee zeigt gegenüber der Variante 14 sogar eine Vermehrung von etwa zwei Infanteriedivisionen.

E i n s a t z d e r L u f t f l o t t e n

Im Anschluß an die Beratungen über die beiden Operationspläne kam in Prag auch noch eine Vereinbarung über die e i n h e i t l i c h e Verwendung der Luftstreitkräfte der Kleinen Entente in einem Kriege gegen Ungarn zustande. Dies entsprach auch einer bei der Frühjahrskonferenz von 1934 in Bukarest gestellten Forde- rung, schon vom ersten Augenblick eines kriegerischen Konfliktes besondere große Ergebnisse versprechende Unternehmungen zu starten, wie Handstreich gegen strategisch wichtige Punkte in nahe gelegenen Räumen und Bombardierungen aus der Luft und von der Erde her von Eisenbahnknoten, Arsenalen, Magazinen und großen Garnisonen, insbesondere von Budapest. Hierbei war offenbar auch an die Beschießung mit tschechoslowakischer weittragender Artil- lerie gedacht, die von der nur 60 km von der ungarischen Hauptstadt entfernten Grenze her noch am ehesten bis in den Ertragsbereich der Langrohrkanone herangebracht werden konnte.

In Prag einigte man sich nun dahingehend, daß sofort nach der Eröffnung der Feindseligkeiten jede der drei Luftflotten innerhalb der gleichen wie bisher festgelegten Luftzonen in erster Linie festzustellen habe, gegen welchen der Alliierten sich der Aufmarsch der ungarischen Hauptkraft richtet, wozu die Zubringerbahnlinien unter besonders scharfer Kontrolle gehalten werden sollten. Desgleichen ist die Luftflotte Ungarns oder einer mit ihm verbündeten Macht, die ungarische Bodeneinrichtungen benützt, zu überwachen. Unter Verwendung von schon im Frieden angelegten und fortlaufend evident geführten Behelfen sollten weiters zur Störung der ungarischen Mobilisierung und des Aufmarsches sowie zur Schädigung der Kriegsindustrie bombardiert werden: Flugplätze und militärische Unterkünfte, im ungarischen Aufmarschgebiet liegende Verkehrsknoten und Bahnkreuzungen, wichtige Übergänge über große Wasserlinien, Erzeugungsstätten und Magazine von Kriegsgerät, eventuell politische Zentren und große Städte, um die Moral der Bevölkerung zu untergraben.

Von allem Anbeginn wären folgende Ziele anzugreifen: die Brücken bei Budapest, Dunaföldvár und Baja, die Sitze der Regierungsbehörden in der Hauptstadt und in deren Umgebung, die industriellen Einrichtungen und Stapelplätze im Raume um Budapest und Veszprim. Da diese Ziele alle nahe von den tschechoslowakischen und jugoslawischen aber weit von den rumänischen Flugplätzen liegen, erbot sich der tschechoslowakische Generalstab, den rumänischen Flugzeugstaffeln entsprechend näher gelegene Flughäfen zur Benützung zu überlassen. Gegebenen Falles sollten Bomberverbände aller drei Luftflotten gemeinsam nach von den alliierten Generalstäben getroffenen Vereinbarungen angesetzt werden.

V a r i a n t e 1 6 (Siehe Skizzen 1 und 2)

Ein Jahr nach der Prager Besprechung fand Ende November 1935 die achte Generalstabskonferenz der Kleinen Entente in Belgrad statt, wobei die jugoslawischen Belange das Hauptthema der Besprechungen bildeten. Denn bei dem zur Erörterung gelangenden Operationsplan für den Fall eines allgemeinen Konfliktes lag nach der Annahme das Schwergewicht der feindlichen Angriffe jetzt auf dem Südslawenreich, hervorgerufen dadurch, daß bei gleicher Mächtigkeitsgruppierung wie bei der Variante 15 Ungarn und Österreich mit der Hauptkraft ihrer Armeen ihren südlichen Nachbarn an-

greifen. Die Tschechoslowakei war nur der Aggression Deutschlands ausgesetzt, und Rumänien galt als von keiner Macht angegriffen oder bedroht. Rußland und Bulgarien bleiben auch diesmal aus dem Spiel.

Bei der Erörterung des Operationsplanes nahmen die Generalstabschefs zuerst einen gleichzeitigen und ohne Kriegserklärung erfolgenden Angriff Italiens, Albaniens, Österreichs und Ungarns gegen Jugoslawien an. Die Stärken der Feindarmeen und ihre Operationsrichtungen sind wie bei Variante 15 angenommen. Den Beginn der Offensive erwartet man von den gegen Agram losbrechenden Armeen Italiens und Ungarns am 10. Mobilisierungstag, der sich vier Tage später der Vorstoß der österreichischen Armee auf Marburg anzuschließen hatte. Vom Angriff der gegen das Kosovopolje vorgehenden albanisch-italienischen Armeegruppe glaubte man, daß er gleichfalls zwei Wochen nach Kriegsausbruch erfolgen werde. Der Zweck dieser konzentrischen Offensive der vier Armeen konnte nur in der Niederwerfung Jugoslawiens, im Abtrennen dieses Staates von seinen Bundesgenossen und in der Herstellung einer engen Verbindung unter den vier Angreifern erblickt werden.

Um dies zu verhindern, wurde es als erforderlich bezeichnet, daß Jugoslawien die Masse seines Heeres Italien entgegenwerfe und gleichzeitig genügende Kräfte zur Abwehr der Angriffe Albaniens, Österreichs und Ungarns bereitstelle, weiters, daß durch eine Kooperation der Armeen aller drei Staaten der Kleinen Entente die ungarischen Streitkräfte so rasch als möglich niedergeworfen und das Land besetzt werde. Wenn Jugoslawien von seinen Gegnern aber in größeren Zeitabständen nacheinander angefallen wird, u. zw. zuerst von Italien, indes Ungarn, Albanien und Österreich sich zum Angriff erst bereitstellen, dann bleibt es immer das Interesse aller drei Alliierten, zuerst ohne Zögern Ungarn zu erledigen, da es wenig wahrscheinlich erschien, daß dieses Land andauernd Neutralität bewahren werde. Nach der Niederwerfung Ungarns würde die jugoslawische Wehrmacht auch volle Handlungsfreiheit gewonnen haben, bevor die Kriegshandlungen an der italienischen, albanischen und österreichischen Front wirksam werden, ja selbst bevor die Masse der italienischen und österreichischen Divisionen überhaupt zum Angriff angetreten sein konnten.

Gegen die Tschechoslowakei, die auf den Ansturm einer am 8. Mobilisierungstag schlagfertigen deutschen Armee von 20 Divisionen gefaßt sein muß, werden Österreich und Ungarn nur 2 bis

3 Divisionen als Deckungstruppen belassen; ebensoviele ungarische Divisionen darf man gegen Rumänien in Rechnung stellen, schließlich 1 bis 2 Divisionen als ungarische Heeresreserve bei Budapest.

Als Gegenmaßnahme der Alliierten erscheint im Operationsplan der Variante 16 wieder eine konzentrische, möglichst rasch durchzuführende Offensive gegen Ungarn. Wenn dieser Staat, obwohl er Kriegsvorbereitungen getroffen hat, doch nicht angreift, dann entwickeln die drei Alliierten bis zum 12. Mobilisierungstag jeder etwa 11 Divisionen und bis zum 15. Mobilisierungstag so viele Kräfte, die — ohne Grenztruppen und größere Kavallerieverbände — 11 tschechoslowakische, 13 jugoslawische und 14 rumänische Infanteriedivisionen betragen, die sich bei den Rumänen bis zum Ende der dritten Kriegswoche auf 19 bis 20 Divisionen vermehren. Greift Ungarn Jugoslawien aber vor dem 12. Mobilisierungstag an, so haben die beiden anderen Alliierten mit den bis dahin versammelten Kräften sofort die Offensive zu beginnen und ihre Eingreifkräfte beschleunigt auf die vereinbarte Stärke zu bringen.

Die Vormarschlinien der verschiedenen Kräftegruppen weichen von den bisherigen nur darin ab, daß die Tschechen diesmal einen Donauübergang westlich von Waitzen beabsichtigen, der spätestens bis zum 21. Mobilisierungstag ins Werk gesetzt sein soll. Das Angriffsmanöver der Rumänen bleibt gegenüber früheren Varianten unverändert, nur schiebt sich am Südflügel zur Verbindung mit den Südslawen noch ein gemischtes Verbindungsdetachement ein, das von je einem Bataillon, einer Batterie und einer Schwadron der Rumänen und der Jugoslawen zu bilden sein wird; es hat von Lovrin auf Szegedin vorzugehen. Die jugoslawische Nordarmee wird sich der allgemeinen Offensive gegen Ungarn anschließen, sobald sie es mit Rücksicht auf die starke italienische Bedrohung vermag, verlegt aber diesmal das Schwergewicht ganz in den Raum westlich der Donau, Richtung auf Stuhlweißenburg, links gedeckt durch eine über Gr. Kanizsa auf Sárvár vorgehende Seitenabteilung. Die östlich dieses Stromes auf Kis Kun Majsza gewiesene Nebengruppe hat den auf Szegedin und Szentes vorgehenden Südflügel der rumänischen Armee den Theißübergang zu erleichtern.

Aufgaben für Fluß- und Luftflotten bleiben unverändert wie in Variante 9. Als Ziele für namentlich bei Kriegsbeginn auszuführende Bombenangriffe werden genannt: Budapest, Hatvan, Steinamanger,

Körmend, Sárvár, Tiszafüred, Szolnok, Szegedin, Baja und Duna-földvár.

Die beiden letzten Jahre der Generalstabskonferenzen

Außenpolitik der Donaustaaten

Der Ausklang des Jahres 1935 und das folgende Jahr standen fürs erste im Zeichen des Angriffes des faschistischen Italiens auf Abessinien und der vom Völkerbund gegen das apenninische Königreich verhängten wirtschaftlichen Sanktionen. An diesen beteiligten sich Deutschland, Österreich und Ungarn nicht; des weiteren machten die Schweiz und Jugoslawien gewisse Vorbehalte. Diese Stellungnahme stärkte Italien den Rücken während der durch die Konzentration britischer See-, Land- und Luftstreitkräfte im Mittelmeer entsandenen Kriegsgefahr; sie deklarierte aber gleichzeitig die Mächtegruppierung für den Fall einer Ausbreitung der Krise. Nach der Eroberung Abessiniens und dem Mißerfolg der gegen Italien verhängten Blockade, die Mitte Juli 1936 aufgehoben wurde, verzog sich das düstere Kriegsgewölk.

Ein zweites, die politische Lage in Europa beeinflussendes Ereignis war die Rückgewinnung der deutschen Wehrhoheit im Westen des Reiches durch den am 7. März 1936 erfolgten Einmarsch deutscher Truppen in das bisher entmilitarisierte Rheingebiet, gegen den die Westmächte wohl protestierten, sich aber dann mit der vollzogenen Tatsache abfanden. — Als hierauf Mitte Juli 1936 zwischen Berlin und Wien wieder freundschaftlichere Beziehungen hergestellt wurden, empfand dies die Kleine Entente als Schwächung ihrer Position, denn sie glaubte nun Deutschland und Österreich in der Tat als auf der gleichen Seite stehend betrachten zu müssen.

Nicht minder beunruhigte die Kleine Entente im Zusammenhang mit der am 1. April 1936 in Geltung tretenden allgemeinen Wehrpflicht in Österreich die rege agitatorische Tätigkeit der Habsburger in ihrem Stammland, um ihre offizielle Rückkehr nach Wien vorzubereiten. Mit dieser Frage beschäftigte sich der vom 6. bis 8. Mai 1936 in Belgrad tagende Permanente Rat der Kleinen Entente, und als Gegenaktion versuchte Prag neuerlich einen Donaupakt ins Leben zu rufen, wozu der tschechoslowakische Ministerpräsident Hodža Mitte Jänner 1936 den Besuch des österreichischen Bundeskanzlers Dr. Schuschnigg empfing und im Februar nach Paris und Belgrad fuhr. Sein Streben war es, die Neuordnung im Donaauraum ohne

Deutschland zu lösen und ein wirtschaftliches Einvernehmen zwischen der Kleinen Entente und den drei Signatarmächten der Römischen Protokolle herbeizuführen. Diese beendeten am 23. März 1936 ihre Verhandlungen mit dem einhellig gefaßten Beschluß, daß ohne vorherige Fühlungnahme zwischen ihren drei Regierungen mit vierten Mächten keine den Donaauraum betreffenden Verhandlungen geführt werden dürfen. Daher erzielte Hodža mit seinem Plan einer wirtschaftlichen Fusion der sechs Staaten keinen Erfolg. Dafür fand die Prager Regierung darin eine Beruhigung, daß das tschechoslowakische Parlament Ende April die Staatsverteidigungsgesetze verabschiedete. Eine weitere Stärkung des militärischen Ansehens der Moldaurepublik erblickte der Hradschin in dem im Juli erfolgten Besuch des sowjetrussischen Luftwaffenchefs zur Besichtigung der Einrichtung des tschechoslowakischen Flugwesens, was dann die nicht unberechtigte Ansicht auslöste, die Tschechoslowakei sei ein nach Westen vorgeschobener sowjetischer Flugzeugträger geworden.

Rumänien, das sich indessen mit Sowjetrußland über Bessarabien geeinigt hatte, durfte vom 6. bis 8. Juni 1936 in seiner Hauptstadt die Staatsoberhäupter der Kleinen Entente begrüßen, wobei diese nicht verabsäumten, doch wieder die enge Freundschaft mit Frankreich zu betonen. Vier Monate nachher erwiderte König Carol II. von Rumänien den Besuch in Prag und Belgrad. Mit der anfangs April 1937 erfolgten Belgrader Reise von Dr. Beneš, der seit Mitte Dezember 1935 die Würde eines tschechoslowakischen Staatspräsidenten bekleidet, waren die Staatsbesuche abgeschlossen. Ihnen folgten nun Begegnungen der Ministerpräsidenten und Außenminister, die alle der Festigung des die Kleine Entente umschließenden Freundschaftsbandes dienen sollten. Außerdem bemühte man sich in Bukarest um eine Wiederbelebung der mittlerweile vernachlässigten Beziehungen mit Polen. Jugoslawien schloß im Jänner 1937 in Sofia einen Freundschaftspakt, ohne deshalb Bulgarien endgültig aus der Reihe seiner möglichen Feinde streichen zu können.

Daß die feindselige Einstellung der Kleinen Entente gegen Ungarn auch nach dem am 6. Oktober 1936 erfolgten Tode des Ministerpräsidenten Gömbös, dessen Nachfolger Darányi wurde, unverändert blieb, braucht nicht erst besonders hervorgehoben zu werden. Der Besuch des österreichischen Bundespräsidenten Miklas anfangs Mai 1937 in Budapest, dem zwei Wochen später jener des italienischen Herrscherpaares folgte, sowie die Gegenvsitedes Reichsverwesers Admiral von Horthy, der den Stephanstag in Wien verbrachte, waren

nur zu sehr geeignet, daß Mißtrauen der Kleinen Entente gegen das Madjarenreich wachzuerhalten. Die drei Alliierten schlossen sich daher militärisch noch fester zusammen und nahmen doch wieder an Paris enge, gerne gewährte Anlehnung. Dieser Anlehnung diente unter anderem ein schon im Jahre 1935 abgeschlossener bilateraler „Accord“ zwischen Frankreich und jedem der drei Staaten der Kleinen Entente, der aber erst im Frühjahr 1936 ratifiziert wurde. Er hatte erst dann in Kraft zu treten, wenn einer der vertragschließenden Staaten darum ansucht und der zweite zustimmt. Sein offizieller Inhalt waren Instruktionen über radiographischen Verkehr, über Drahtverbindungen und Kurierdienst zwischen dem französischen Generalstab und jenem des gegenzeichnenden Staates und schließlich die Festsetzung eines Chiffrenschlüssels. Was sich hinter diesem verhältnismäßig harmlosen Akkord verbarg, ist nicht in die Öffentlichkeit gedrungen.

Infolge der erwähnten Vertiefung der militärischen Beziehungen zwischen den drei Alliierten des Dreiverbandes war das Programm der neunten Generalstabskonferenz, die in der zweiten Junihälfte 1936 in Bukarest stattfand, besonders reichhaltig. Es umfaßte — wie fast immer — den Nachrichtenaustausch über das Wehrwesen Bulgariens und Ungarns, dann erstmalig Maßnahmen für ein Eingreifen im Falle einer Restauration der Habsburger in Österreich oder eines Bruches der militärischen Bestimmungen des Friedensvertrages von Trianon durch Ungarn, weiters einen Operationsplan für den Fall eines europäischen Krieges, an dem alle bisher genannten Staaten mit Ausnahme von Rußland aber einschließlich aller vier Vertragspartner des Balkanbundes teilnehmen. Sonderregelungen betrafen die Verwendung der Luftflotten der Kleinen Entente im letztgenannten Kriegsfall und ein Übereinkommen für einen einheitlichen Oberbefehl der gesamten Streitkräfte der drei Alliierten.

Gegen Habsburger-Restauration und Aufrüstung Ungarns

V a r i a n t e 17 (Siehe Skizzen 1, 2 und 3)

Diese beiden Möglichkeiten behandelten die in Bukarest konferenzierenden Generalstabschefs bezeichnenderweise als ein zusammenhängendes Problem außenpolitischen und militärischen Charakters. Lassen die aus Österreich und aus Ungarn eingelaufenen Nachrichten den Schluß zu, daß die Kündigung der die beiden Verbotsfälle

betreffenden Verträge binnen Kurzem zu erwarten seien, so werden die drei alliierten Heere derartige vorbereitende Maßnahmen treffen, um fürs erste die Regierungen zu wirksamen, auf die Verhütung eines Krieges abzielende diplomatische Aktion zu befähigen. Des weiteren werden Standeserhöhungen, insbesondere bei den zunächst der österreichischen und der ungarischen Grenze garnisonierenden Divisionen, und eine den Aufmarschplänen entsprechende Versammlung dieser Divisionen eine allfällige Mobilisierung und ein bewaffnetes Eingreifen zu erleichtern haben. Für diese Standeserhöhungen waren in der Tschechoslowakei und in Rumänien je 10, in Juglawien 6 Infanteriedivisionen sowie in allen drei Staaten je 1 bis 2 Kavalleriedivisionen und je 12 bis 15 Flugzeugstaffeln in Aussicht genommen.

Sollten hierauf Wien oder Budapest tatsächlich die Verträge kündigen, so hätten die Alliierten ihre Armeen sofort im Sinne der noch anzuführenden Operationspläne in Marsch zu setzen. Erfolgt diese Kündigung aber völlig überraschend, dann mobilisieren die Streitkräfte der Kleinen Entente sofort, um vereinbarungsgemäß mit den Kriegshandlungen zu beginnen. Einschränkend wurde beigefügt, daß sowohl die vorbereitenden Maßnahmen als auch das bewaffnete Einschreiten an die Voraussetzung absoluter Neutralität Deutschlands und Italiens sowie an eine besondere, völlig übereinstimmende Entschließung der drei Regierungen der Kleinen Entente geknüpft sind.

Erfolgt in Österreich die Einsetzung Ottos von Habsburg als Staatsoberhaupt oder verletzt Ungarn die militärischen Bestimmungen des Trianoner Vertrags, so werden — ob nun diese Ereignisse einzeln oder beide zugleich eintreten — die Heere der drei Alliierten die Grenzen überschreiten, um die Streitkräfte des Friedensbrechers oder aller beiden zu zerschlagen.

Von Ungarn wurde angenommen, daß es bereits vor der Kündigung des Vertrages im geheimen 14 bis 15 Infanterie- und 2 Kavalleriedivisionen auf Kriegsstand versetzt und mit der Masse davon im Raume Budapest—Stuhlweißenburg—Czegléd eine strategische Bereitstellung vollzogen haben kann, indes Teilkräfte einen verstärkten Grenzschutz besorgen werden. In dieser Lage mag es nun entweder auf eine Verallgemeinerung des Konfliktes oder auf einen günstigen Augenblick für eine Einzelaktion zuwarten. Jeden-

falls wird anzunehmen sein, daß Ungarn³⁾, sobald sich die Kleine Entente zum militärischen Eingreifen anschickt, die allgemeine Mobilisierung verfügen werde. Es dürfen je 3 bis 4 Divisionen an den Grenzen gegen die Staaten des Dreiverbandes verwendet werden und 10 bis 11 Divisionen die Hauptmanövrierguppe bilden.

Österreichs Streitkräfte schätzte man auf 8 bis 10 Infanteriedivisionen, von denen je 1 bis 2 gegen die Tschechoslowakei und gegen Jugoslawien den Grenzschutz besorgen dürften.

Bei gemeinsamen Aktionen Österreichs und Ungarns glaubten nun die drei Generalstabschefs annehmen zu können, daß jeder der beiden vertragsbrechenden Staaten die vorbezeichneten Maßnahmen treffen wird, sei es, um die gefährliche Bedrohung durch die Kleine Entente abzuwehren, sei es, um auf ein Umsichgreifen des Konfliktes zu warten. Daß aber beim Ausbleiben von Interventionen dritter Mächte zu Gunsten Österreichs und Ungarns auch ein rasches und entschiedenes Handeln dieser Staaten allein hätte Platz greifen können, wurde nicht berücksichtigt.

Bei Erörterung der Gegenmaßnahmen der Kleinen Entente stellte man zuerst Ungarn allein zur Erörterung. Ergibt sich die Notwendigkeit zum Eingreifen, so hat dies in einer Weise zu erfolgen, die immer wieder auf eine konzentrische, gegen den ungarischen Zentralraum abzielende Offensive hinausläuft. Dieser Angriff wird, wenn man Ungarn gegenüber im Aufmarsch voraus ist, möglichst bald einsetzen. Ist aber Ungarn in der Bereitstellung der Kräfte im Vorteil, so wird die Offensive der Kleinen Entente erst nach vollendeter Versammlung der Schlagkräfte beginnen.

Sollte Ungarn nach anfänglichem Zuwarten während der Offensive der Kleinen Entente gegen eines deren Heere einen Gegenschlag führen, um das Angriffsmanöver umzuwerfen, so kann die

³⁾ Von Ungarn besagten die eingelaufenen Nachrichten, daß es bereits auf die zweijährige Dienstzeit übergegangen sei. Sein Stamm an ausgebildeter Mannschaft betrage 200 000 bis 250 000 Mann. Die jetzigen Jahrgänge werden auf 55 000 bis 60 000 Mann geschätzt.

Das Feldheer zähle, wie bisher angenommen wurde, 21 Infanteriedivisionen und 2 bis 3 Kavallerie- oder schnelle Divisionen und 40 Fliegerstaffeln. Die Mobilisierung dürfte sich in zwei Staffeln vollziehen. In der ersten Staffel 7 Grenzwachbrigaden, die auch den Grenzschutz besorgen, und 14 Infanteriedivisionen, hievon die ersten 7 in 6, die nächsten 7 in 10 Tagen sowie 2 Kavalleriedivisionen. In der zweiten Staffel die letzten 7 Infanteriedivisionen, die aus den Grenzwachbrigaden hervorgehen, und 1 Kavalleriedivision; diese Einheiten dürften am 12. Mobilisierungstag schlagfertig sein.

angegriffene Armee vorübergehend in die Defensive fallen, um den Angreifer aufzuhalten und den andern, durch die ungarische Hauptkraft nicht angegriffene Armeen ein rasches und entscheidendes Eingreifen in die Schlacht zu ermöglichen. — Während der ganzen Dauer des Feldzuges gegen Ungarn ist Österreich durch die vorgesehenen tschechoslowakischen und jugoslawischen Streitkräfte zu überwachen, die bereitstehen müssen, um im Falle der Notwendigkeit in Österreich einzudringen.

Ist Ö s t e r r e i c h infolge Wiedereinsetzung eines Habsburgers als Herrscher allein Gegenstand einer bewaffneten Intervention der Kleinen Entente, so ist diese durch tschechoslowakische und jugoslawische Kräfte durchzuführen. Außerdem werden als Zeichen der Solidarität jeder der beiden Interventionsarmeen eine gemischte rumänische Infanteriebrigade von je 6 Bataillonen, 1 bis 2 Schwadronen und 5 bis 6 Batterien zugeführt werden, sobald sich die drei Regierungen über den Zeitpunkt des Abtransportes geeinigt haben. Die Offensive der Masse der tschechoslowakischen Armee wird in der Richtung B r ü n n — W i e n, jenes der jugoslawischen Eingreifkräfte von M a r b u r g ü b e r G r a z a u f W i e n gerichtet sein.

Während der gegen Österreich unternommenen Kriegshandlung wird Ungarn durch die Eingreifarmeen der drei Alliierten zu überwachen sein. Da Rumänien keinen anderen Gegner hat, wird es bei einem Einmarsch in Ungarn sein ganzes Heer zum Einsatz bringen.

Ergibt sich die Notwendigkeit einer bewaffneten Intervention der Kleinen Entente gegen die vereint auftretenden Staaten Ungarn und Österreich, so werden die für die Eingreifarmeen der drei Mächte vorgesehenen Operationen gleichzeitig und gemeinsam durchgeführt werden. Erfolgt die Kündigung der Verträge durch Ungarn und Österreich überraschend, so werden die Heere der Kleinen Entente sofort mobilisiert, um im Sinne vorstehender Vereinbarungen einzugreifen, wobei der Aufmarsch ihrer Armeen spätestens am 15. Mobilisierungstag beendet sein muß.

Die L u f t f l o t t e n haben die Aufgabe, kraftvolle Angriffe gleichzeitig oder nacheinander gegen Ungarn und Österreich zu richten, um die feindlichen Luftstreitkräfte auf ihren Flugfeldern niederzuhalten, um die Versammlung der Feindheere zu verzögern, insbesondere durch Luftangriffe auf die Verkehrsknoten bei Budapest und Wien, und um die Verbindung zwischen beiden Staaten zu unterbrechen. Schließlich sollen je nach Möglichkeit auch die Operationen der Eingreifarmeen gefördert werden. Die Aktionen gegen

Ungarn werden die Luftflotten aller drei Alliierten, jene gegen Österreich nur die Bombengeschwader der Tschechoslowakei und Jugoslawien auszuführen haben.

Für die Verwendung der Flußflottillen gelten die bisherigen Vereinbarungen.

V a r i a n t e 1 8

Das zweite große Besprechungsthema bildete in Bukarest die Erörterung der Operationspläne für den Fall eines allgemeinen europäischen Krieges. Hiebei wurde Sowjetrußland, das Ende September 1935 mit Rumänien einen Freundschafts- und Nichtangriffspakt abgeschlossen hatte (Siehe 2. T. 135), als neutral angenommen, dafür stellte man die Türkei und Griechenland als Mitglieder des mit der Kleinen Entente enge liierten Balkanbundes auf der eigenen Seite in Rechnung. Außerdem wurde Deutschland die Fähigkeit zugesprochen, schon zu Beginn des europäischen Konfliktes einige Divisionen zur Verstärkung der Heere Ungarns und Österreichs sowie Luftstreitkräfte zur Unterstützung Bulgariens abzusenden. Nach der als Grundlage der Erörterung festgelegten Annahme wird Rumänien von den Hauptkräften Ungarns und Bulgariens angegriffen, die Tschechoslowakei ist einer Offensive Deutschlands sowie Österreichs ausgesetzt und befindet sich überdies mit Ungarn im Kriegszustand, und gegen Jugoslawien, das gleichzeitig mit Bulgarien und Ungarn im Konflikt steht, richten sich die Angriffe Italiens und Albaniens.

Bei den Erwägungen über die möglichen Operationen der Feinde der Kleinen Entente unterschieden die beratenden Generalstabschefs zwei Phasen: die erste, die sich in der ungarischen Tiefebene abspielt und die zweite, die den Raum südlich der unteren Donau zum Schauplatz hat.

In der ersten Phase ist der Versuch einer Niederwerfung des tschechoslowakischen Heeres und der Abtrennung Böhmens von den übrigen Ländern der Moldaurepublik durch einen konzentrischen Angriff Deutschlands, das sich gegen Frankreich defensiv verhalten dürfte, und Österreichs zu erwarten. Hiezu kann eine deutsche Armee mit 20 Infanteriedivisionen vom 8. Mobilisierungstag gegen Prag und Olmütz und eine 6 Divisionen zählende österreichische Armee, verstärkt durch 5 deutsche Divisionen, vom 10. Mobilisierungstag an über Brünn gleichfalls in der Richtung auf Olmütz vorgehen. In Ungarn werden möglicherweise 2 Infanterie-

divisionen die Hauptstadt gegen tschechoslowakische Angriffe beschirmen. Eine Reserve von 1 bis 2 Divisionen bei Budapest, vom 12. Mobilisierungstag an durch 2 bis 3 deutsche Divisionen verstärkt, kann entweder zur Verdichtung des Grenzschutzes an der Nordgrenze oder für den Einbruch in die Slowakei verwendet werden.

Rumänien dürfte dem Angriff einer ungarischen Armee ausgesetzt sein, die vom 10. Mobilisierungstag an mit 14 Infanteriedivisionen und einer Kavalleriedivision den westlichen Talausgängen Siebenbürgens zustreben wird. Vom 15. Mobilisierungstag an können 2 bis 3 deutsche Divisionen den feindlichen Druck verstärken, und später könnte diese Offensive durch weitere, an anderen Fronten freigewordene deutsche Einheiten gefördert werden mit dem Ziele einer Eroberung Siebenbürgens.

An der rumänischen Südfront muß indessen mit dem Auftreten von 10 bis 14 bulgarischen Divisionen gerechnet werden, die über die Donau hinweg gegen die rumänische Hauptstadt oder in die Dobrudscha vorstoßen. Hierbei kann dieses bulgarische Unternehmen entweder mit dem ungarischen Angriff zugleich oder später im Rahmen einer allgemeinen Offensive erfolgen. In beiden Fällen ist das bulgarische Vorgehen geeignet, rumänische Kräfte an der Donau zu fesseln und den ungarischen Einbruch in Transsylvanien zu erleichtern.

Gegen Jugoslawien rechnete man in der Konferenz mit 20 italienischen Divisionen vom 10. Mobilisierungstag an im Vormarsch auf Agram und mit dem Vorbrechen der durch die italienische Divisionen verstärkten Albaner gegen Skoplje zur Unterbrechung der Bahnlinie Nisch—Saloniki. Die Österreicher werden die Südsteiermark durch 2 bis 3 Divisionen, die Ungarn ihre Südgrenze durch 4 bis 5 Infanteriedivisionen und 1 Kavalleriedivision schützen; allenfalls könnte die bei Budapest stehende ungarisch-deutsche Hauptreserve diesen Schutz noch verstärken, um die nach Siebenbürgen gerichtete Offensive in der Südflanke zu decken. — Vom Bulgarenheer dürften 2 Infanteriedivisionen die Westgrenze des Landes sichern. Die bei Sofia stehende Verfügungsgruppe von 2 bis 6 Divisionen stünde nahe genug, um den Schutz gegen einen jugoslawischen Vorstoß zu verstärken. Schwächere Gruppen von einer bzw. zwei Divisionen wären in der Dreiländerecke bei Petrič und im Maricatal nordwestlich der türkischen Festung Adrianopel anzunehmen.

Als Gegenmaßnahmen der Kleinen Entente beschlossen ihre drei Generalstabschefs auf dem ungarischen Kriegs-

schauplatz die eheste Zertrümmerung des Madjarenheeres anzustreben, um sodann jene Armee zu stützen, die bis dahin am meisten bedroht sein wird. Als Generalidee dieses Manövers galt für die Rumänen zuerst Aufhalten und Fesseln der ungarischen Hauptkraft so weit westlich als möglich, um sodann in enger Fühlung mit ihren Alliierten zur Gegenoffensive überzugehen; für die Jugoslawen Stoß in den Rücken der mit den Rumänen in Kämpfe verstrickten Madjaren, um sie in einer Entscheidungsschlacht zu zerschmettern, und für die Tschechoslowaken Angriff in der Richtung auf Budapest und Teilnahme an dieser Kampfhandlung.

Die Heeresstärken, mit denen die Alliierten bis zum 15. Mobilisierungstag und die Rumänen bei weiterer Truppenzufuhr bis zum 22. Kriegstag gegen Ungarn auftreten wollten, betragen bei der tschechoslowakischen Südarkmee 9 Divisionen, bei der jugoslawischen Nordarmee 14, bei der rumänischen Westarmee zuerst 13, dann 20 Divisionen. Falls die jugoslawische Nord- und die tschechoslowakische Südarkmee von der Hauptkraft des Madjarenheeres nicht bedroht werden, haben beide mit den bis zum 12. Mobilisierungstag versammelten Kräften anzugreifen. Sollten die Ungarn aber noch vor diesem Zeitpunkt gegen Siebenbürgen offensiv werden, so haben Jugoslawen und Tschechoslowaken sofort loszuschlagen und ihre Armeen auf den für den 15. Mobilisierungstag vorgesehenen Stand zu bringen.

Die den einzelnen Armeen der Alliierten zugeordneten operativen Aufgaben fallen im allgemeinen mit den in den früheren Varianten festgelegten Leitlinien überein. Im einzelnen wäre zu bemerken, daß die jugoslawische Nordarmee das Schwergewicht wieder in den Raum zwischen Donau und Theiß zu legen hat, indes die aus Slawonien auf dem westlichen Donauufer vorgehende Nebengruppe auch darauf bedacht sein sollte, deutsche oder österreichische Versuche zur Unterstützung der Madjaren zu vereiteln. Bei den von den drei alliierten Armeen angestrebten ersten Operationszielen, von denen aus zur Entscheidungsschlacht angetreten werden sollte, war die Möglichkeit für eine Einkreisung der Madjaren, für ein Cannae gegeben.

In der auf dem bulgarischen Kriegsschauplatz spielenden zweiten Phase war nach Beschluß der Generalstabschefs das Operationsziel zunächst die Sicherung der Handlungsfreiheit gegen

Bulgarien⁴⁾, um den Feldzug gegen Ungarn zu Ende führen zu können. In weiterer Folge war die Herstellung einer direkten, erdgebundenen Verbindung mit dem türkischen und griechischen Alliierten des Balkanbundes durch völlige Ausschaltung des bulgarischen Heeres geplant. Diese Aufgabe hatten Jugoslawien und Rumänien im Vereine mit der Türkei und Griechenland zu lösen, wobei die von den beiden Letztgenannten auszuführenden Operationen bei der Bukarester Junikonferenz nicht erörtert wurden, sondern einer anfangs November 1936 gleichfalls in Bukarest abgehaltenen Generalstabsbesprechung vorbehalten blieben, über die aber keine Aufzeichnungen vorliegen.

In der ersten Phase hatten Jugoslawien und Rumänien ihre gegen Bulgarien stehenden Armeen bloß je 60 Bataillone, 70 bzw. 90 Batterien, 8 bzw. 30 Eskadronen und je 60 Flugzeuge stark zu halten. Dies mußte bei den Rumänen zur Abwehr eines bulgarischen Donauüberganges oder eines Einbruches in die Dobrudscha genügen. Die jugoslawische Südostarmee hatte möglichst starke bulgarische Kräfte zu fesseln, um die Handlungsfreiheit Bulgariens gegen Rumänien einzuschränken, wobei wieder auf die baldige Eroberung des Lomgebietes durch die jugoslawische Timok- und die rumänische Bechet-Gruppe hingewiesen wurde.

In der für den bulgarischen Kriegsschauplatz entscheidenden zweiten Phase hatte Jugoslawien seine Südarmee auf eine Stärke von zunächst 7 Infanterie- und 1 Kavalleriedivision, später auf weitere 6 Infanteriedivisionen, Rumänien seine Südarmee auf zuerst ebenfalls 7 Infanterie- und 2 Kavalleriedivisionen, dann noch auf weitere 6 Infanteriedivisionen zu bringen. Denn nun galt es, durch eine zusammenlaufende, zeitlich genau abgestimmte Kriegshandlung der rumänischen Süd- und der jugoslawischen Südostarmee im Zusammenhang mit dem Vorgehen der beiden anderen Balkanalliierten dem bulgarischen Heere eine Entscheidungsschlacht aufzuzwingen und es hiebei zu vernichten. Sollten während der ersten Kriegsphase Türken und Griechen bereits günstige Voraussetzungen für das Niederwerfen Bulgariens geschaffen haben, so wird die Offensive

⁴⁾ Auf Grund der bei den Generalstäben der Kleinen Entente eingelaufenen Nachrichten nahm man die Stärke des operativen Feldheeres Bulgariens wie folgt an: 5 Armeen mit insgesamt 20 Infanterie-, 1 Gebirgs- und 2 Kavalleriedivisionen, 5 Fliegerregimenter und 80 Territorialbataillone; auf der Donau 2 Monitoren, 4 Torpedoboote und 5 bewaffnete Dampfer.

der Rumänen und Jugoslawen doch erst nach siegreicher Beendigung des Feldzuges in Ungarn einsetzen können.

Hiebei hat die jugoslawische Südostarmee zu trachten, durch eheste Eroberung des Raumes um Sofia der bulgarischen Hauptkraft in den Rücken zu kommen. Die Lomgruppe muß gegen Plevna vordringen. Bei Beibehalt des Schwergewichtes im Raume nördlich des Balkengebirges hat die jugoslawische Armee in den Rücken des mit den Rumänen nördlich oder südlich der Donau im Kampfe stehenden bulgarischen Heeres hineinzustoßen und an der Entscheidungsschlacht teilzunehmen.

Von den Flußflottillen operiert die jugoslawische zuerst auf der Theiß in Verbindung mit den rumänisch-jugoslawischen Landstreitkräften, bis dieser Strom überwunden ist. Dann wird sie in die Donau gelenkt. Die rumänischen Monitoren manövrieren vom Kriegsbeginn an auf der unteren Donau.

Von den Luftstreitkräften der Kleinen Entente müssen die Bomber auf dem ungarischen Kriegsschauplatz die Überlegenheit erringen und behaupten. Sie müssen die Operationen des ungarischen Heeres stören, insbesondere den Theißübergang der Masse der Armee, desgleichen das Heranführen deutscher Divisionen auf diesen Teil des Kriegsschauplatzes zu verzögern trachten. Gegen Bulgarien ist gleichfalls eine Kooperation jugoslawischer und rumänischer Luftstreitkräfte vorgesehen.

Plan für den Einsatz der Luftflotten bei Variante 18

Es lag im Sinne der fortschreitenden Vertiefung der militärischen Beziehungen zwischen den Staaten des Dreiverbandes, daß ihre Generalstabschefs, angeregt durch einen bei der Märzkonferenz des Jahres 1934 eingebrachten Vorschlag, bei Festsetzung der den Luftflotten zufallenden Aufgaben nunmehr von der bisherigen schematischen Aufteilung des ungarischen Luftraumes abgingen und dem Kriegsplan der Variante 18 einen Sonderplan für die einheitliche Verwendung der Luftstreitkräfte beifügten. Hiezu beantragte der rumänische Generalstab die Bildung einer gemeinsamen Bomberflotte, wofür jeder Staat weiterhin sich zum raschen Ausbau seiner Bombergeschwader mit einheitlichen Waffen und Munition sowie für eine den operativen Zielen angepaßte Ausgestaltung der Bodeneinrichtungen verpflichten sollte.

Der hierauf dem Kriegsplan der Variante 18 beigeschlossene Plan für den Einsatz der Luftflotten ging von den Erwägungen über die

wahrscheinliche Lufttätigkeit der voraussichtlichen Feinde aus. Die Tschechoslowakei fühlte sich in erster Linie durch die deutsche Luftflotte bedroht, die zum Teil direkt angreifen, zum Teil mit Flugzeugen und Luftschiffen die ungarischen und die bulgarischen Luftstreitkräfte auf das Doppelte ihrer Stände verstärken kann. Von der ungarischen Luftwaffe wußte man, daß ihr erster Teil mit 10 Bomber- und 7 Jagdstaffeln in 24 Stunden flugbereit sein dürfte. Diese allenfalls durch deutsche Staffeln verstärkten Verbände können den rumänischen und den jugoslawischen Aufmarschraum sowie die Flughäfen in Siebenbürgen und bei Neusatz bombardieren und dadurch schon in den allerersten Tagen die Luftherrschaft an sich reißen. Die bulgarische Luftwaffe wurde auf 4 Bomber- und 8 Jagdstaffeln mit Startbereitschaft am 3. Mobilisierungstag geschätzt. Deutsche Flugzeuge und insbesondere Zeppeline mochten sie zum Auftreten im Raume südlich der Karpathen befähigen.

Der Entwurf für den Einsatz der vereinigten Luftstreitkräfte der Kleinen Entente sah als erste Aufgabe das Erringen und Behaupten der Luftüberlegenheit in Ungarn vor. Hierzu waren die ungarischen Flughäfen von Kriegsbeginn an anzugreifen, um das Zufliegen deutscher Staffeln zu verhindern. Die weiteren Anstrengungen hatten darauf gerichtet zu sein, den Aufmarsch des ungarischen Heeres sowie das Zuführen allfälliger Verstärkungen aus Österreich und Deutschland zu verzögern, die erdgebundenen Operationen der Feinde zu stören und insbesondere den Theißübergang der gegen Siebenbürgen vorrückenden Hauptkraft der ungarischen Armee zu verhindern.

Eine ähnliche Tätigkeit hatten die Luftstreitkräfte Rumäniens und Jugoslawiens gegen Bulgarien zu entfalten und zwar womöglich gleich, sobald sich Bulgarien als Feind deklariert, und spätestens nach dem Niederkämpfen der ungarischen Luftwaffe.

Über die Zahl der Staffeln, die von den drei Alliierten für diese gegen Ungarn gemeinsam durchzuführende Luftoperation beizustellen waren, liegen keine Angaben vor. Es wurde aber vereinbart, daß jede Macht auf ihrem Gebiet den Schutz der dort landenden Einheiten seiner Alliierten zu gewährleisten habe. Besonders hervorgehoben wurde die hohe Bedeutung einer einheitlichen Führung der alliierten Luftflotten. Daher sollte das Hauptquartier des Kommandos der alliierten Luftstreitkräfte mit dem gemeinsamen Oberkommando aller Armeen, über das noch zu sprechen sein wird, örtlich vereint sein. Entsprechende Fernsprech- und Radioverbindungen sowie die

wechselseitige Kommandierung von Verbindungsoffizieren hatten die klaglose Befehlgebung zu sichern. Die Aufklärer sollten innerhalb der bisher gültigen Zonen ihre Tätigkeit entfalten. — Für die einheitliche Luftkriegführung gegen Bulgarien scheint die Aufstellung eines Einsatzplanes den Generalstäben Rumäniens und Jugoslawiens überlassen worden zu sein.

Einheitliche oberste Führung und gemeinsame Kriegsrüstung

Nach der Fertigstellung der Kriegspläne zu den Varianten 17 und 18 gaben sich die Generalstabschefs ohne Beisein der Außenminister noch Rechenschaft über die politischen Grundlagen zu diesen Kriegsfällen. Ihrer Meinung nach war eine **Wiedereinsetzung der Habsburger in Österreich** wenig wahrscheinlich. Was aber einen Verstoß Ungarns gegen die militärischen Bestimmungen des Vertrags von Trianon betrifft, so war dieser, wie aus der Gegenüberstellung der Ungarn zugestandenen kleinen Söldnerarmee von sieben gemischten Brigaden sowie einer Kavalleriedivision und der zurzeit auf Grund allgemeiner Wehrpflicht unterhaltenen Wehrmacht mit zweijähriger Dienstzeit eigentlich schon erfolgt. Die Generalstabschefs erklärten aber, daß diese Frage nach „politischen Rechtsgründen“ nicht untersucht werden könne. Sie gaben damit zu, daß die Kleine Entente es sich vorbehielt, aus der schon erfolgten Verletzung des Trianoner Vertrages dann einen Konfliktfall zu konstruieren, sobald sie es für ihre außenpolitischen Zwecke für förderlich ansehen würden.

Im Anschluß daran erörterten die Generalstabschefs auch die im Falle eines allgemeinen europäischen Zusammenstoßes einzuhalten-
den **strategischen Leitgedanken**. Hierbei nahmen sie wieder den ihnen am wahrscheinlichsten erscheinenden Fall einer Aggression Deutschlands, Ungarns und Österreichs gegen die Tschechoslowakei an, indes Jugoslawien und Rumänien von keiner Macht Gefahren drohen. Dann wurde die Diskussion auf den wohl nicht sicheren, aber doch möglichen Fall ausgedehnt, daß sich auch noch Italien und Bulgarien in den Konflikt einschalten und Jugoslawien sowie Rumänien mit Krieg überziehen. Auf Grund der zahlreichen durchgearbeiteten Fälle kamen sie neuerlich zu der Überzeugung, daß die Gesamtheit der strategischen Manöver der drei Alliierten in der ersten Kriegsphase die durch eine sofortige, kräftige Offensive anzustrebende Niederwerfung Ungarns zum Ziele

haben müsse. Sobald dann die Streitkräfte der Kleinen Entente auf ungarischem Boden vereint sein werden, haben sich die nächsten Anstrengungen dorthin zu richten, wo es die indessen eingetretene Kriegslage erfordern wird.

Im Zusammenhang mit dieser Einigung über das strategische Kernproblem erachteten die Konferenzteilnehmer auch die Schaffung eines *g e m e i n s a m e n O b e r b e f e h l s* im Krieg für unerlässlich, um das übereinstimmende Handeln zu gewährleisten. Für ebenso wichtig hielten sie die entsprechenden *m a t e r i e l l e n K r i e g s v o r b e r e i t u n g e n*, um auch in den kritischsten operativen Lagen, die eintreten können, durch gegenseitige Aushilfen mit Rohstoffen und vereinbarungsgemäße Herstellung von Waffen die drei alliierten Heere mit allen Erfordernissen für die erfolgreiche Fortführung des Krieges versehen zu können.

Hinsichtlich des *e i n h e i t l i c h e n O b e r b e f e h l s*, den die Generalstabschefs bei ihren Regierungen ehestens durchzusetzen versprochen, wurde vereinbart, daß bei jeder Variante derjenige Kommandant einer Interventionsarmee zum Oberbefehlshaber auszuweisen wird, der über die zahlenmäßig stärkste Streitmacht verfügt. Seine Ernennung hat beim Einsetzen der politischen Spannung, spätestens aber bei der Mobilisierung zu erfolgen. Er hat im Einklang mit der politischen Leitung der Kleinen Entente zu arbeiten. Die Offiziere des ihm beizugebenden Stabes, unter denen sich außer Generalstabsoffizieren auch solche der technischen Truppen und der Luftwaffe befinden sollten, wären schon im Frieden auszuwählen und für diese Gemeinschaftsarbeit bei größeren Manövern, bei Generalstabsreisen und bei den jährlichen Besprechungen der alliierten Generalstäbe zu schulen.

Besprechungen über *m a t e r i e l l e K r i e g s v o r b e r e i t u n g e n* erfolgten zum ersten Male im Juli 1933 zu Sinaia und hatten eine Angleichung der Bewaffnung der Heere der Kleinen Entente zum Gegenstande; sie wurden 1934 bei der Märzkonferenz der Generalstabschefs in Bukarest fortgesetzt. In der Folge fanden ihre Tagungen mitunter auch unabhängig von den operativen Konferenzen statt, so die nächste vom 29. Oktober bis 5. November 1934 im tschechoslowakischen militärtechnischen Institut zu Prag, wieder mit dem Ziele einer Vereinheitlichung (Normalisierung) der Bewaffnung, der Ausrüstung und der wissenschaftlichen Hilfsmittel der Heere und der Luftflotten. Wie es bei der Überlegenheit der Tschechoslowakei in der Waffenfabrikation nicht anders zu erwarten war, nahm

die tschechoslowakische Abordnung in der Kommission eine führende Rolle ein.

Bei den Belgrader Generalstabsbesprechungen im November 1935, bei denen auch über die Vereinheitlichung konferiert wurde, einigte man sich überdies auf neue, die Vereinbarungen der Vorjahre zum Teil abändernde Bestimmungen über Fernsprech- und Radioverbindungen, Bodendienste der Luftwaffe, Eisenbahntransportwesen sowie über Versuchsdepeschen, die an bestimmten Tagen und zu bestimmten Stunden des Jahres 1936 auf telegraphischem, telephonischem oder drahtlosem Wege zwischen jenen Städten abgespielt werden sollten, in denen im Kriegsfall höhere Kommanden ihre Hauptquartiere aufschlagen werden. Des weiteren wurde der Verbindungsdienst zwischen den Erdtruppen der verschiedenen Kontingente reglementiert. Ebenso einigte man sich über den Austausch der für die Luftwaffe besonders wichtigen meteorologischen Meldungen, und schließlich wurde der Verbindungsdienst zwischen den an der rumänisch-jugoslawischen Abschnittsgrenze operierenden Heereskörpern geregelt.

Im Jahre 1936 gingen die Konferenzen über materielle Angelegenheiten den im Juni abgehaltenen Generalstabsbesprechungen zeitlich voran. Vom 21. bis 31. Mai waren Offiziere des militärtechnischen und des aeronautischen Dienstes aller drei Staaten wieder zuerst in Prag und dann im Truppenübungslager zu Malacky (nördlich von Preßburg) vereinigt, um über die Vereinheitlichung der Waffen zu beraten.

Auf Grund dieser Waffenversuche und der sonstigen vorbereitenden Besprechungen vereinbarten dann die Generalstabschefs auf der nachfolgenden Junikonferenz eine Organisation der materiellen Vorbereitungen für den Fall eines lange andauernden Krieges, um die Versorgung von Wehrmacht und Volk aller drei Staaten sicherzustellen, namentlich aber mit Waffen, Munition, Treibstoffen und Kriegsgerät bei besonderer Berücksichtigung der Eventualität einer zeitweiligen Besetzung eines Teiles der Länder der Kleinen Entente durch feindliche Heere. Hiezu wurde die Schaffung von gemeinsamen Zwecken dienenden Rüstungsbetrieben in gegen jede Bedrohung geschützten Gebieten beschlossen und zwar in der Slowakei, in dem von Natur aus besonders begünstigt erscheinenden Siebenbürgen und in Altserbien. Auf Grund dieser Einigung zwischen den drei Generalstäben sollten deren Chefs an ihre Regierungen herantreten,

um die Realisierung dieses großzügigen Rüstungsprogramms zu erreichen.

Mitte April 1937 trat dann die interalliierte Kommission zwecks konkreter Beratung in Prag zusammen. Sie stellte den Grundsatz auf, daß jeder Staat für Rüstungszwecke zuerst seine eigenen Industrien, Rohstoffe und sonstigen Hilfsmittel auszunützen habe. Erst wenn diese nicht ausreichen, kann er die Hilfe seiner Bündnispartner in Anspruch nehmen. Die Kommissionen der drei Staaten verfaßten nun Listen mit allen Bedarfsartikeln an Waffen, Munition, Kriegsgeräten und Rohstoffen mit der Angabe, ob und in welcher Höhe ein Überschuß vorhanden ist oder ob ein Mangel besteht. Hiebei wurde unterschieden nach dem bei der Mobilisierung eintretenden Bedarf und jenem, der für ein Kriegsjahr berechnet wurde. Auf dieser Grundlage sollte dann das Rekompensationsgeschäft getätigt werden. Überdies wurden Pläne zur Errichtung noch nötiger Fabriken, insbesondere für Pulver, Sprengstoffe und Munition entwickelt, wobei aber jeder Staat die Investitionskosten für sich zu berechnen hatte.

Eine Unterkommission hatte sich nur mit waffentechnischen Fragen zu befassen. Jene über Transportfragen verhandelte über Aushilfen mit tschechoslowakischen Lokomotiven für die damit schlechter bestellten Bundesgenossen, dann über die Festlegung von Bahnlinien für den Durchgangsverkehr mit Gütern zwischen Jugoslawien und Rumänien bei Heranziehung rollenden Materials aus der Tschechoslowakei. Außerdem machten sich die Mitglieder dieser Unterkommission Mitteilung über neu fertiggestellte und im Bau befindliche Bahnstrecken. Ein weiterer Verhandlungsgegenstand war die gegenseitige Aushilfe mit besonders qualifizierten Arbeitern für Spezialzwecke.

Schließlich sollten die wissenschaftlichen Errungenschaften auf allen mit dem Wehrwesen zusammenhängenden Gebieten Gemeingut der drei Staaten werden. Gegenseitige Mitteilung der wissenschaftlichen Forschungen, technischen Errungenschaften und militärischen Publikationen, wechselseitige Kommandierung von Offizieren der Fluß- und Luftflotten, von Ärzten, Tierärzten und Apothekern sowie von im Gaskampf geschulten Offizieren sollten diesem Zwecke dienen.

Zusammenfassend darf festgestellt werden, daß die drei Mächte der Kleinen Entente auf dem besten Wege waren, ihre Staatsgebiete zu einem großen, autarken Territorium auszugestalten, um einen langen, allenfalls auch unter zeitweiligen Gebietsverlusten geführten

Krieg durchstehen zu können. Die natürlichen Reichtümer boten die Möglichkeit hiefür. Es gebrach aber noch sehr an der industriellen und technischen Ausgestaltung der vorhandenen Rüststätten. Daher sollte auch eine zivile Kommission für Normalisierung, Unifizierung und Typisierung ins Leben gerufen werden, um gemeinsam mit Finanzmännern, denen die Investitionsfrage zu übertragen war, für das Rüstungsprogramm das erforderliche erzeugungsmäßige Gerippe zu schaffen.

V a r i a n t e 19 (Siehe Skizzen 1, 2 und 3)

In der zweiten Novemberhälfte des Jahres 1937 traten die Generalstabschefs in Prag zu ihrer zehnten Konferenz zusammen. Gegenstand der Besprechung war der noch nicht erörterte Fall eines allgemeinen Konfliktes, bei dem sowohl die Tschechoslowakei als auch Rumänien von ihren feindlich gesinnten Nachbarn angegriffen oder unmittelbar bedroht sind, nicht aber Jugoslawien. Als Zweck der Angriffe des Feindbundes gegen die T s c h e c h o s l o w a k e i wurde die Niederwerfung ihrer Wehrmacht und die Abtrennung von ihren Alliierten durch eine konzentrische Offensive Deutschlands, Ungarns und Österreichs angenommen, die allenfalls auch überraschend und ohne Kriegserklärung erfolgen könnte. Von den jetzt schon vom 5. Mobilmachungstag an als schlagfertig angesehenen 25 deutschen Divisionen, hievon 3 motorisiert, erwartete man wie bisher, daß Prag und Olmütz ihre Operationsziele sein werden. Die 6 bis 7 österreichischen Divisionen werden nach dem 8. auf den Mobilisierungsbefehl folgenden Tag über Brünn auf Olmütz vorstoßen. Die ungarische Armee dürfte vom 6. Tage an mit 12 bis 15 gemischten Brigaden — es wurden nicht mehr Infanteriedivisionen ins Kalkül gestellt — und 2 bis 3 Kavalleriedivisionen auf der Linie Neutra — Brünn operieren und im Vereine mit ihren deutschen und österreichischen Verbündeten das Abschneiden Böhmens und Mährens zu vollziehen trachten.

R u m ä n i e n hat den Hauptangriff von Bulgarien zu erwarten, das mit 10 bis 14 Infanteriedivisionen gegen Bukarest vorstoßen dürfte, um möglichst starke rumänische Kräfte an der Donau zu fesseln. Ungarn dürfte 3 bis 6 gemischte Brigaden gegen Osten aufbieten, um der rumänischen Westarmee das Überschreiten der Theiß zu verwehren.

Gegen J u g o s l a w i e n , das anfänglich keiner Aggression ausgesetzt ist, dürften Österreich höchstens 2 bis 3 Divisionen, Ungarn

nicht mehr als 6 gemischte Brigaden und Bulgarien 3 bis 5 Infanteriedivisionen als Grenzschutz entwickelt haben.

Diesem Aufmarsch der Feinde gegenüber beschloß die Generalstabskonferenz als erste Aktion die in ihren Plänen immer wiederkehrende gemeinsame Offensive gegen Ungarn. Hiezu hatte die Tschechoslowakei, die ihre Hauptkraft gegen Deutschland entfalten und gleichzeitig ausreichende Kräfte zur Abwehr gegen die auf Mähren gerichteten Angriffe Österreichs und Ungarns ausscheiden muß, die an der slowakischen Grenze auftretenden Madjaren bloß zu fesseln. Indessen fiel den Rumänen und Jugoslawen die Aufgabe zu, in den Rücken der ungarischen Hauptkraft vorzustößen, um ihr eine Entscheidungsschlacht aufzuzwingen und sie zu vernichten. Das Erzwingen der Theißübergänge zwischen Szegedin und Szentes fällt der Ostgruppe der jugoslawischen Nordarmee zu. Die tschechoslowakische Südostarmee wird, sobald es ihr möglich sein wird, über Balassa Gyarmat gegen Budapest zur Gegenoffensive übergehen.

Die Stärken, mit denen die alliierten Armeen bis zum 12. Mobilisierungstag gegen Ungarn versammelt sein können und bis zum 15. Mobilisierungstag den Höchststand erreicht haben werden, betragen bei der tschechoslowakischen Südarmee 9 Infanteriedivisionen, bei der jugoslawischen Nordarmee 14—15 Infanterie- und 2 Kavalleriedivisionen, bei der rumänischen Westarmee 15 Infanterie- und 2 Kavalleriedivisionen. So wie in früheren Kriegsplänen wurde auch in diesem die Bestimmung aufgenommen, daß bei einer vor dem 12. Mobilisierungstag erfolgenden Angriff Ungarns gegen die Tschechoslowakei die Armeen Rumäniens und Jugoslawiens sofort mit den bis dahin versammelten Kräften losschlagen und ihre Eingreifkräfte raschestens auf die für den 15. Mobilisierungstag festgesetzte Höchststärke zu bringen haben. — Für die Flußflottillen gelten die gleichen Aufgaben wie beim Kriegsplan der Variante 18.

War die Abfassung des Planes für die Verwendung der erdgebundenen Streitkräfte der Kleinen Entente bei der Variante 19 schon ziemlich schablonenhaft erfolgt, so bemühten sich die Generalstabschefs bei dem zugehörigen Einsatzplan für die Luftflotten neue Wege zu beschreiten. Sie stellten fürs erste allgemein gültige Grundsätze auf und unterschieden hiebei die den Aufklärungsstaffeln und den Bombergeschwadern zugeordneten Aufgaben.

Die Aufklärer hatten so rasch als möglich die Stärken der auf den feindlichen Flughäfen befindlichen Luftstreitkräfte, die Art der Bodeneinrichtungen und dann die Sammelräume der Masse des

feindlichen Heeres festzustellen. Sie hatten innerhalb der ihnen zugewiesenen Zonen zu arbeiten und von den im eigenen Staatsgebiet befindlichen Flugfeldern zu starten.

Die *Bombergeschwader* der drei Alliierten, von denen jedes auf die Flughäfen seines Staates aufgeteilt ist, sollten zwecks Erringung größtmöglicher Wirkung gleichzeitig und in der weiter unten angeführten Reihenfolge eingesetzt werden, um den Feind zu hindern, seine Fliegerabwehrkräfte nacheinander in die angegriffenen Gebiete zu **lenken**.

Bei der Wahl der zu bekämpfenden Ziele war zu unterscheiden, ob die sich entspannenden Luftkämpfe durch die Initiative der Kleinen Entente ausgelöst werden und hiebei die ungarischen Staffeln — es dreht sich immer wieder vorerst um den Kampf gegen Ungarn — noch auf ihren Flugfeldern angetroffen werden, oder ob es die *Madjaren* sind, die das *Prävenire* spielen. Sind die Einheiten der Kleinen Entente früher am Zug, so haben sie in erster Linie die ungarischen Flugstützpunkte, dann die Donau- und Theißbrücken und schließlich jene Ziele zu bombardieren, deren Vernichtung geeignet erscheint, die Mobilmachung von Wehrmacht und Kriegsindustrie des Feindes sowie den Aufmarsch seines Heeres zu stören.

Sollten die ungarischen Luftstreitkräfte von ihren Startplätzen aber bereits abgeflogen sein, so geht die Bombardierung der Stromübergänge voran, dann folgen die Angriffe auf die Friedens- und mittlerweile festgestellten Feldflugplätze und schließlich jene auf die vorhin genannten, für die Störung von Mobilisierung und Aufmarsch bedeutsamen Ziele. Mit Rücksicht auf die Möglichkeit, daß manche Ziele nicht angefliegen werden könnten, waren jeweils auch Ausweichziele anzugeben. Zur Erleichterung mancher Aufgaben kann sich für die Bomberstaffeln auch die Benützung der Bodeneinrichtungen der Alliierten empfehlen, insbesondere wechselseitig zwischen Rumänien und der Tschechoslowakei. In Friedenszeiten sollten alle jene Vorbereitungen getroffen werden, die geeignet erscheinen, die Tätigkeit der Luftflotten im Kriege zu erleichtern.

Im konkreten Fall der Variante 19 hatten die Aufklärer — abgesehen vom Aufspüren der ungarischen Luftstützpunkte, um sie mit Bombern angreifen zu können — ehestens festzustellen, ob sich die Masse des ungarischen Heeres westlich von Budapest oder östlich davon zwischen Donau und Theiß zusammenballt. Sobald die Aufklärer feststellen, daß sich der Aufmarsch des *Madjarenheeres* gegen die Tschechoslowakei richtet, haben die Jugoslawen die Mitte des

Aufklärungsraumes nach Norden bis Budapest und Pápa, die Rumänen den ihrigen nach Westen bis in die Linie Miskolcz — Erlau — Hatvan — Budapest — Dunaföldvár — Kiskunhalas vorzuschieben.

In der Reihenfolge der von den Kampffliegern zu lösenden Aufgaben stehen — falls die Angriffe der Bombergeschwader der Alliierten vor dem Abflug der ungarischen Staffeln erfolgen können — die Überfälle auf die feindlichen Luftstützpunkte an erster Stelle, dann folgen jene zur Störung von Mobilisierung und Bereitstellung der Streitkräfte sowie Terrorangriffe zur Niederdrückung der Moral des Volkes. Nachher haben die Angriffe das Vernichten der Ressourcen für alle das Kriegführen begünstigenden Einrichtungen zum Ziel, alle Luftbasen sollten zerstört werden, ebenso die Donau- und Theißbrücken. Außerdem sollten alle jene Orte bombardiert werden, in denen sich wichtige Kriegsindustrien befinden und deren Vernichtung die Kleine Entente zwecks Lahmlegung der ungarischen Kriegführung gegebenen Falles anstreben wollte.

Die letzte Tätigkeit der drei Generalstabschefs in Prag war die Absendung einer Depesche nach Paris. Sie baten, die bisherigen zweiseitigen Vereinbarungen über Verbindungsdienst zwischen dem französischen Generalstab und jedem der drei Alliierten der Kleinen Entente durch einen für alle vier vertragschließenden Mächte gültigen „Akkord“, der am 16. Dezember 1936 zu Paris entworfen worden war, zu ersetzen. Dadurch sollte eine Frage bereinigt werden, die sich seit Oktober 1935 hinzog und deren Erledigung von der französischen Regierung offenbar absichtlich verzögert wurde. Mit dieser neuerlichen Anlehnung an Frankreich schloß die zehnte Konferenz der Generalstabschefs der Kleinen Entente; sie war die letzte.

Betrachtungen

Als am 11. März 1938 deutsche Truppen über den Inn nach Österreich einmarschierten, das Land besetzten, und die Westmächte sich hierauf mit papierenen Protesten begnügten, verschlechterte sich die wehrpolitische Lage der Tschechoslowakei ganz wesentlich, denn sie war nun im Dreiviertelkreis von Deutschland umfaßt. Durch den am 30. September 1938 zwischen Großbritannien, Frankreich, Italien und Deutschland in München abgeschlossenen Vertrag, der die Abtrennung aller deutschen Gebiete der Tschechoslowakei zum Gegenstande hatte, wurde der deutsche Griff um den tschechischen Lebensraum noch würgender, und im November engten die Ungarn die ohnehin nur über geringe Raumentiefe verfügende Slowakei noch weiter ein.

Mitte März 1939 rollten neuerlich deutsche Panzer über die Grenze der auf sich allein gestellten Tschechoslowakei. Das in Prag erwartete Alarmsignal von jenseits der Grenze blieb aus. Von West und Ost im Stich gelassen, mußten sich die Machthaber an der Moldau die Auflösung ihres Staatsverbandes gefallen lassen. Als dann am 3. September 1939 die beiden Westmächte zu Gunsten Polens den Krieg erklärten, und dadurch auch Hilfe für die Tschechen möglich gewesen wäre, da bestand die Kleine Entente, die zwei Jahrzehnte lang vertrauensvoll nach Paris und London geblickt hatte, seit einem halben Jahre nicht mehr. Die ganzen von den drei Generalstabschefs der Kleinen Entente in zehn Konferenzen vorbereiteten Kriegspläne waren Papierarbeit geblieben. Weder im März oder im Oktober 1938 noch im März 1939 hatte sich ein Mann der Heere des Dreiverbandes gegen die Deutschen in Marsch gesetzt.

Die Ursache dieser Tatenlosigkeit in den entscheidenden Augenblicken ist sicherlich auch auf die verfehlte Militärpolitik der Kleinen Entente zurückzuführen. Zwanzig Jahre lang hatten Prag, Bukarest und Belgrad wie gebannt den Blick auf Budapest gerichtet gehabt, hatten die madjarische Wehrmacht überschätzt und der aus Ungarn, aus diesem wohl kräftig pulsierenden Herzstück des donauländischen Kriegstheaters drohenden Gefahr weit mehr Kraft zugemutet, als ihr tatsächlich innewohnte. Im Grunde genommen war das Kräftespiel zwischen der Kleinen Entente und Ungarn ein Zweikampf zwischen dem Hradschin und der Ofner Burg. Wohl hatten die drei Generalstabschefs, wie aus den erörterten 19 Kriegsfällen zu ersehen ist, alle denkbaren Kräftegruppierungen zur Diskussion gestellt, auch jene, bei der sich im Rahmen eines allgemeinen Konflikts Deutschland und Österreich gegen die Tschechoslowakei wenden würden. Es wurde aber niemals ein dahingehender Plan erörtert, wie die von Deutschland und Österreich drohende Gefahr sofort abgewehrt werden könnte, ehe sie Ungarn den Anstoß geben mochte, für die so heiß ersehnte Rückgewinnung der tausendjährigen Grenzen die Waffen zu erheben. Daher war es zu den aufgezählten drei Zeitpunkten in den Jahren 1938 und 1939, zu denen die Tschechoslowakei immer schärfer bedrängt wurde, in den Hauptstädten der Kleinen Entente still geblieben.

Was hätte es aber auch im März und im Oktober 1938 genützt, wenn die Armeen des Dreiverbandes in konzentrischer Offensive gegen den ungarischen Zentralraum Budapest — Szolnok — Kecskemét vorgerückt wären, und die Bomber die Donau- und Theißbrücken

zertrümmert hätten? Nicht von Ungarn her, das zum Ärger Hitlers ohnehin erst im November 1938 und auch dann nur sehr zaghaft die Vorrückung über die slowakische Südgrenze angetreten hatte und vier Monate später — wieder mit nicht sehr viel Schwung — bis an die Nordgrenze Karpathorußlands vormarschiert war, drohte den erst durch die Pariser Vororteverträge zu Mittelstaaten emporgestiegenen drei Mächten der Kleinen Entente Gefahr. Die Gefahr entstand durch den Ausbreitungswillen der beiden Diktatoren, die in Berlin und in Rom alle Macht in Händen hatten.

Trotz dieser Lücke in den militärpolitischen und strategischen Vorbereitungen, ist die bei den Generalstabskonferenzen der Kleinen Entente geleistete Arbeit nicht gering zu schätzen. Sie zeigt das sich steigernde Bestreben, alle freien Streitkräfte der drei Staaten bei Vereinheilichung der hohen Führung planmäßig einzusetzen, um jene feindlichen Kräfte, die aus dem Inneren des den Donaauraum umfassenden Kriegstheaters heraus wirksam werden konnten, raschestens auszuschalten, dies auch dann, wenn die drei Alliierten gleichzeitig oder auch schon vorher von außenn her bedrängt werden sollten. In diesem Falle schreckte man auch vor einem Vorbeugungskrieg gegen Ungarn nicht zurück.

Es ist allerdings fraglich, ob im Maximalfall der europäischen Konflagration, wenn die drei Großmächte Deutschland, Rußland und Italien samt einigen Kleinstaaten die Kleine Entente angegriffen hätten, dieser die Zeit gelassen worden wäre, zuerst Ungarn vollständig niederzuwerfen. Das rührt an einem Kernproblem der hohen Führung, ob es in einem Mehrfrontenkrieg — und den hätte die Kleine Entente zu bestehen gehabt — zweckmäßiger ist, zuerst die großen Feinde niederzuwerfen, in der Erwartung, daß nach einem gegen diese errungenen Sieg die Mitläufer dann von selbst die Waffen niederlegen werden, oder ob es das Richtige ist, zuerst die Kleinen zu erledigen, um sich nachher mit der ganzen verbliebenen Kraft ungehemmt dem entscheidenden Endkampf gegen die Hauptfeinde widmen zu können. Die Generalstabschefs der Kleinen Entente haben sich für das zweitgenannte Verfahren entschlossen. Die Geschichte ist uns die Probe aufs Exempel dafür schuldig geblieben, ob sie den richtigen Weg beschritten haben.

Für Liebhaber der Strategie mag es reizvoll sein, die eine oder andere der erörterten Varianten zu Studienzwecken durchzuarbeiten. Da bei den letzten Kriegsplänen auch die Tätigkeit der Luftflotten eingehender behandelt wurden, kann das Studium auch auf dieses

Gebiet ausgedehnt werden. Und da auch hinsichtlich der materiellen Kriegsvorbereitungen der drei Alliierten der Kleinen Entente einige, wenn auch sehr knappe Angaben angeführt wurden, geben sie die Möglichkeit zur einschlägigen Gedankenarbeit auf diesem Sektor der Kriegswissenschaften.

Ernster als diese doch mehr oder weniger theoretischen Betrachtungen möge der Hinweis aufgenommen werden, daß die bis 1938 in Südosteuropa gültig gewesenen Reichsgrenzen jetzt im allgemeinen wieder hergestellt wurden, und damit können auch wieder einige jener Probleme aktuell werden, die zwanzig Jahre lang die Staatskanzleien der Länder des Donauraumes beschäftigt haben. Da sich die Weltgeschichte doch oft in Wiederholungen gefällt, wird demjenigen kein Nachteil daraus erwachsen, der aus der Vergangenheit Erlerntes für die Gegenwart bereit hält, um es gegebenen Falles in der Zukunft zu verwerten. Für diesen Zweck möge die vorliegende Studie dienlich sein. Darüber hinaus darf sie, da sie sich hinsichtlich der von den Generalstäben der Kleinen Entente entworfenen Kriegspläne ausschließlich auf Originalakten stützt, auch den Anspruch erheben, ein kleiner aber unverfälschter Beitrag zu sein für die Geschichte der jüngsten Vergangenheit, in der die Kleine Entente neben den großen Staaten im europäischen Mächtekonkord eine wichtige Rolle spielte.

Anhang

1. Auszugsweise Übersetzung

der am 11. Mai 1931 in Bukarest zwischen den Generalstabschefs Rumäniens, Jugoslawiens und der Tschechoslowakei in französischer Sprache abgefaßten neuen

Militärkonvention.

Art. I.

Wenn Ungarn Vorbereitungen oder militärische Maßnahmen trifft, die eine ernste Bedrohung für einen oder mehrere Vertragspartner bilden, verpflichten sich die drei Regierungen der Kleinen Entente, zur zweckentsprechenden Zeit Gegenmaßnahmen zu treffen und — wenn es am Platz ist — vor dem tatsächlichen Angriff Ungarns zu mobilisieren.

Wenn Ungarn überraschend einen der drei Vertragspartner angreift, ohne von diesem provoziert worden zu sein, werden die beiden anderen auf die offizielle Bitte des Angegriffenen

- 1) sofort Befehle zur Mobilisierung ihrer bewaffneten Kräfte erlassen und
- 2) Ungarn so bald als möglich angreifen.

Art. II. Eingreifkräfte.

1) Falls die drei Vertragspartner weder angegriffen noch unmittelbar durch eine andere Macht bedroht sind als durch Ungarn, verpflichten sie sich, gegen

dieses Land mindestens mit je 112 Bataillonen, 150 Batterien, 32 Schwadronen und 12 Staffeln zu je 10 Flugzeugen einzugreifen, um die zahlenmäßige Überlegenheit über die madjarische Armee zu erlangen.

2) Falls eine oder zwei der verbündeten Mächte bereits im Kriege gegen eine Macht oder mehrere andere Mächte als Ungarn stehen sollten, woraus dieses Land für den Angriff auf die Alliierten einen Vorteil haben könnte, würden die nicht angegriffenen Mächte der Kleinen Entente gegen Ungarn mit der Masse ihrer Streitkräfte eingreifen.

3) Sollten aber alle drei Staaten der Kleinen Entente in einen Krieg gegen eine Macht oder mehrere Mächte außer mit Ungarn verwickelt sein und diesem Lande dadurch ein Vorteil zum Angriff auf eine oder mehrere Mächte der Kleinen Entente erwachsen, würden sich diese verpflichten, das Höchstmaß an Kräften gegen Ungarn einzusetzen, um es außer Wirksamkeit zu setzen (*mettre hors de cause*).

Art. III. Versammlungsräume.

a) Jene vertragsschließende Macht, die von der Masse des ungarischen Heeres angegriffen sein wird, hat ihre Kräfte derart einzusetzen, um zunächst die ungarische Offensive abbremsen und sodann unter den günstigsten Verhältnissen zur Gegenoffensive übergehen zu können. Die Verteilung der Kräfte erfolgt nach den laut Artikel XIV vorgesehenen Operationsplänen.

b) Für die von der ungarischen Hauptkraft nicht angegriffenen Armeen werden folgende Versammlungsräume festgesetzt:

für die rumänische Armee eine starke Kraft im Raum um Großwardein, je eine Nebenkraft bei Szatmár Németi und Arad;

für die tschechoslowakische Armee eine starke Kraft im Raume Losoncz—Neuhäusl, eine Nebenkraft bei Kaschau, eventuell noch eine bei Preßburg.

Die rumänische und die tschechoslowakische Armee werden durch ein gemischtes Detachement bei Csap die Verbindung herstellen;

für die jugoslawische Armee eine starke Kraft im Raume Maria Theresiopel, eine Nebenkraft bei N. Kikinda und eventuell eine zweite bei Warasdin.

Die Hauptkräfte müssen derart gruppiert werden, damit sie von dort aus über die Grenze auf die Masse der ungarischen Streitkräfte losbrechen können. Die Einzelheiten über die Versammlung der verbündeten Armeen (Stärke der verschiedenen Gruppen, Angriffsrichtungen, Zeitpunkt des Eingreifens usw.) werden von den Generalstabschefs der Alliierten in den nach Artikel XIV zu verfassenden Entwürfen festgesetzt.

Art. IV. Zeitpunkt des Eingreifens.

Die Versammlung der genannten Kräfte hat derart beendet zu sein, daß die von den Ungarn nicht angegriffenen Alliierten die Grenze spätestens am 17. Mobilisierungstag überschreiten können. Es ist im gemeinsamen Interesse gelegen, daß die im Artikel II, Punkt 2 bezeichneten Kräfte mit ihrer Hauptkraft so frühzeitig als möglich die Grenze überschreiten.

Art. V.

Die Frage des Oberbefehls über die Kräfte der drei Vertragspartner wird zur gegebenen Zeit von den drei Regierungen durch ein Sonderabkommen geregelt.

Was die Ernennung des Kommandanten von gemischten Detachements betrifft, so hat ihn jene der zwei oder drei Armeen beizustellen, die den wichtigsten Truppenteil beisteuert. Bei gleicher Stärke der verschiedenen Truppenkontingente wird die Befehlsgebung dem Kommandanten jenes Operationsgebietes übertragen, in dem sich das gemischte Detachement befindet. — Vom Beginn der Mobilisierung oder der politischen Spannung an wird jeder Generalstab zu den beiden andern Generalstäben Verbindungsoffiziere mit dem erforderlichen Personal entsenden.

Art. VI.

Die einmal begonnenen Feindseligkeiten dürfen nur durch gemeinsamen Beschluß unterbrochen oder eingestellt werden.

Art. VII.

Wenn die Vertragspartner infolge eines gemeinsam anerkannten „casus belli“ in den Krieg gegen Ungarn eintreten, wird die vorliegende Militärkonvention als Grundlage für ihre Tätigkeit zur gegenseitigen Unterstützung dienen.

Art. VIII.

(Auszug) betrifft gegenseitige Aushilfen mit Kriegsgerät, Munition, Lebensmitteln u.s.f.

Art. IX.

(Auszug) betrifft Zuweisung von Lebenserfordernissen, Munition, Sanitätsmaterial, Transportmitteln und eventuell Kriegsgerät an Truppen, die sich im Operationsgebiet eines Verbündeten befinden, weiters Bestimmungen über Vorrang von Truppentransporten vor anderen Verfrachtungen und Zuweisung von eigenen Etappengebieten im Lande des Verbündeten.

Art. X.

(Auszug) setzt die Verpflichtung jedes Vertragspartners zur Förderung des gemeinsamen Unternehmens auf seinem Gebiet in verkehrstechnischer Hinsicht fest.

Art. XI.

Wenn ein Staat der drei Vertragspartner sich mit irgendeinem Staate im Kriege befindet, so verpflichten sich die beiden anderen Vertragspartner die für ihre Alliierten bestimmten, mit Kriegsbedarfswaren beladenen Transporte begünstigt durch ihr Gebiet fahren zu lassen.

Art. XII.

Kriegsbeute gehört derjenigen Armee, die sie eingebracht hat. Bei gemeinsam eingebrachter Beute wird sie im Verhältnis zur Kämpferzahl der an der Einbringung beteiligt gewesenen Heeresteile aufgeteilt. Die Beute ist in erster Linie zur Ergänzung der Vorräte an Lebensmitteln, Bewaffnung, Munition, Gerät etc. der alliierten Operationsarmeen nach deren Bedarf und auch zur gegenseitigen Aushilfe ohne Ausschluß der an der Einbringung nicht beteiligt gewesenen Armeen zu verwenden.

Art. XIII.

Diese Militärkonvention ist ein Geheimnis zwischen den drei Vertragspartnern. Es darf an eine andere Macht nur nach vorher hergestelltem Einverständnis der drei Vertragspartner mitgeteilt werden.

Art. XIV.

Die Operationsentwürfe, die auf Grund vorliegender Militärkonvention entsprechend den verschiedenen Kriegsfällen notwendig sind, werden von den drei Generalstäben studiert und fertiggestellt, worauf nach gemeinsamer Redigierung diese Dokumente als Anhänge der Militärkonvention beigefügt werden; sie sind ebenso bindend wie diese Konvention. Hiezu werden jährlich einmal Zusammenkünfte erfolgen. Die Dokumente werden hiezu in Übereinstimmung mit der militärischen Lage der drei Mächte im Sinne des Artikels II dieser Konvention und des Artikels I der zwischen Rumänien und Jugoslawien abgeschlossenen Konvention auf dem Laufenden erhalten.

Art. XV.

Die vorliegende Militärkonvention setzt außer Kraft und ersetzt die bisherigen zwischen Rumänien und der Tschechoslowakei, zwischen Rumänien und Jugoslawien sowie zwischen der Tschechoslowakei und Jugoslawien abgeschlossen gewesenen Konventionen. Die vorliegende Militärkonvention, die im Sinne des Artikels II der von den drei vertragsschließenden Staaten abgeschlossenen defensiven Bündnisverträge vorgesehen ist, hat die gleiche Geltungsdauer wie die genannten Verträge und bildet einen integrierenden Bestandteil derselben.

Art. XVI.

Jede Sondervereinbarung zwischen zweien der drei Staaten ist der dritten Macht pflichtgemäß mitzuteilen.

Ausgefertigt in drei Gleichschriften, je eine für jeden Vertragspartner.

Bukarest, am 11. Mai 1931.

Für das Königreich Jugoslawien
General Milovanović
m. p.

Für die tschechoslow. Republik
General Syrový
m. p.

Für das Königreich Rumänien
General Samsanovici
m. p.

2. Übersetzung

der am 11. Mai 1931 in Bukarest lediglich zwischen Rumänien und Jugoslawien abgeschlossenen, in französischer Sprache abgefaßten neuen

Militärkonvention.

Sie hat jene Militärkonvention, die am 7. Juni 1921 in Belgrad abgeschlossen und durch das am 21. Mai 1929 ebendort gefertigte Protokoll in Geltung belassen wurde, zu ersetzen.

Art. I.

Wenn Bulgarien Vorbereitungen oder militärische Maßnahmen trifft, die eine ernste Bedrohung für einen oder beide Vertragspartner darstellen, werden die verbündeten Regierungen Gegenmaßnahmen treffen und — wenn es geht — noch v o r dem tatsächlichen Angriff Bulgariens mobilisieren.

Wenn Bulgarien eine der beiden Mächte überraschend angreift, ohne provoziert worden zu sein, verpflichtet sich die andere Macht auf Bitte des Angegriffenen 1.) sofort Befehl zur Mobilisierung ihrer Armee zu geben und 2.) Bulgarien so bald als möglich anzugreifen.

Art. II.

Die beiden Vertragspartner richten sich im übrigen nach den Bestimmungen der Artikel II und IV bis XIV der Militärkonvention der Kleinen Entente.

Art. III.

Versammlungsräume: a) die vom Gros der Bulgaren angegriffene Macht wird ihre Kräfte zunächst zum Auffangen der feindlichen Offensive derart einsetzen, daß sie sodann unter den vorteilhaftesten Bedingungen zur Gegenoffensive übergehen können. Die Verteilung der Kräfte erfolgt nach Artikel XIV der Militärkonvention der Kleinen Entente.

b) Für die von den Bulgaren nicht angegriffene Macht werden folgende Aufmarschräume bestimmt:

Rumänien mit der Hauptkraft bei Corabia — Turnu Magurele, Nebenkraft bei Bechet oder weiter im Westen;

Jugoslawien mit der Hauptkraft bei Pirot—Niš, Nebenkraft bei Zaječar—Knjaževac. Die Gruppierung hat im Vormarsch in der allgemeinen Richtung auf Sofia derart zu erfolgen, daß in der Schlacht gegen die bulgarischen Hauptkräfte eingegriffen werden könne. Die Nebenkraft, die zwischen dem Balkengebirge und der Donau operieren, haben die Verbindung zwischen den alliierten Armeen sicherzustellen und der rumänischen Armee das Überschreiten der Donau zu erleichtern.

Durch vorstehende Militärkonvention wird auch der Annex Nr. 1 zur Militärkonvention vom 14. September 1923 annulliert.

Bukarest, am 11. Mai 1931

Für das Königreich Jugoslawien

General Milovanović

m. p.

Für das Königreich Rumänien

General Samsonovici

m. p.

Mitteilungen

Neue Dokumente zur Geschichte Albaniens im 17. Jahrhundert

Daniele Farlati, *Illyricum Sacrum* 3, 294 (i. J. 1751) berichtet, Bischof Pjetër Budi, der Autor von *Doktrina e krishtenë, Pasëqyra et t' rëfyemit, Rituali roman* (geb. 1566, gest. 1622) sei beim Überschreiten des Drinflusses ertrunken. Die Nachricht entnimmt er dem Brief des Domenico Andreassi, Bischofs von Shkodra, der 1623 nach Rom berichtete. Mario Roques zitiert (*Recherches sur les anciens textes albanais*, Paris 1932, 30 f.) eine Stelle aus dem Brief des Gjon Kolesi an die *Congregatio de Propaganda Fide* v. 20. 1. 1623: „Der Bischof von Sapa ertrank, da es so der Muttergottes gefiel, im Wasser, als er einen Fluß überschritt, und der ganzen Christenheit jener Gegenden tat das sehr leid, da sie ohne Hirt geblieben ist“, gleich darauf schlägt er vor, es soll der Generalvikar der Zadrime Gjergj Bardhi zu seinem Nachfolger ernannt werden. Injac Zamputi (Tirana) hat Photokopien einiger neuer Dokumente aus dem Archiv der *Congregatio de Propaganda Fide* in Rom benützt und studiert im *Bul. i Univ. Shtet. i Tir.*, ser. shkenc. shoq. 1958, 3 aufgrund dieser die Frage von neuem. Es sind zwei Briefe des Domenico Andreassi und zwei Briefe des Benedikt Orsini, Bischofs von Lezhë. Beide berichten nach Rom; sie befanden sich im Februar und Anfang März 1623 in Ragusa und warteten dort auf ein Schiff, um nach ihren Bischofssitzen zu reisen, der eine nach Shkodra, der andere nach Lezhë. Andreassi ist voll Furcht wegen des Empfanges, der ihm an seinem neuen Amtssitz in Shkodra bereitet werden könnte, Orsini war von Lezhë nur abwesend gewesen und kehrt zurück. In Ragusa erreicht sie die Nachricht vom Tode des Bischofs Budi und im Februar 1623 berichtet Andreassi darüber: „Es ist nicht lange her, daß beim Überschreiten eines Flusses (genannt Drin) der Bischof von Sapa kläglich ertrank, begleitet von 5 Personen, die alle gerettet wurden; sein Leichnam konnte nicht aufgefunden werden“. Ebenso schrieb Orsini am 28. Februar und Andreassi noch einmal aus Ragusa vom 8. März. Im März 1623 schrieb Benedikt Orsini schon aus seinem Bischofssitz Lezhë genauer, Pjetër Budi sei im Drin ertrunken, als er einen kirchlichen Dienst mit einer Visitation als kirchlicher Oberhirte versah, u. zw. vor dem Weihnachtsfeste. Folglich muß der Tod Budis noch in das J. 1622 fallen. Der Lauf des Drin bildete damals die Grenze der Diözese Sapa, die aber mit der Sardanjas damals verbunden war unter einem Bischof; sie lag auf dem rechten Drinufer. Damals war Pjetër Budi der einzige Prälat in Nordalbanien. Es kann sein, daß er über den Drin nach Pulti wollte, um dort, wie Orsini bemerkt, eine Kirche (offenbar vom Islam) zurückzugewinnen. J. Z. vermutet, es müssen andere wichtige Gründe gewesen sein, die Budi zwangen, in der schlechten Jahreszeit unmittelbar vor dem Feste die Reise zu unternehmen. Budi hatte 1621, 15. Sept., vor seiner Reise nach Albanien in Rom an Kardinal Gozzadino einen langen Brief in italienischer Sprache geschrieben (veröffentlicht Përparimi, 1914, 23, 43, 59, 73, Shkodra in alban. Über-

setzung), den Z. am Schluß seines Artikels in extenso mit ital. Text und alban. Übersetzung abdruckt. Das Original befand sich im Archiv in Venedig, ist dort aber nicht mehr auffindbar (Mario R o q u e s , Recherches, 93), aber das Staatsarchiv in Tirana hat eine Kopie des Originals im 19. Jh. angefertigt. In dem Brief bittet Budi den Hl. Stuhl um Hilfe für die Albaner, die sich zum Kampf gegen die Türken rüsten, um Albanien und den ganzen Balkan zu befreien. Er bittet um ein sicheres Hilfeversprechen, das er seinen Diözesanen mitteilen kann, natürlich geheim, unter dem Vorwand einer indulgentia plenaria, eines päpstlichen Segens und des Verteilens seiner Bücher, damit der Türke nichts argwöhne. Die albanischen Bergbewohner waren damals im offenen Kampfe gegen die Türken. Im Brief werden die Kelmendi, die Markoviçi, die von Montenegro, von Piperi, von Shkodras Umland, von Denjë, Trunasi, Ulqin, Lezhë, Dukagjin mit der Zahl ihrer waffenfähigen Männer genannt. Mit diesem Aufstand hing wohl Budis Reise zusammen. Er überquerte den Drin in einem Floß, aus Zweigen geflochten, auf dem Wasser von neun Schläuchen getragen, von zwei jungen Burschen gesteuert. Diese Art Fahrzeug ist bis heute üblich. Möglich, daß Budi allein auf dem Floß überquerte und seine 5 Begleiter vom Ufer aus zusehen mußten, wie er ertrank. Aber möglich ist auch, daß ein Verbrechen vorliegt. Aus den Briefen Andreassis und Orsinis aus Ragusa nach Rom geht hervor, daß Pjetër Budi eine Synode des einheimisch-albanischen Klerus veranstaltet hatte, auf der beschlossen worden war, daß nur Albaner Bischöfe in Albanien werden sollten, keine fremden Geistlichen mehr; man hatte den albanischen Geistlichen mangelnde Vorbildung vorgeworfen, darum verlangte Budi die Eröffnung von Kollegien für Albaner in Rom, wie die anderen Völker sie hatten, um sie auf ein höheres Niveau der theologischen Bildung zu heben. Darum spricht Andreassi in seinem Brief nach Rom an Kardinal Barberini v. Februar 1623 die Furcht aus, nach Shkodra zu gehen und sein Bischofsamt anzutreten, denn er fürchtet Ränke, und schuld sei der verstorbene Pjetër Budi, der jenen Synodenbeschluß von allen Geistlichen hatte unterschreiben lassen, damit gegen die kirchliche Freiheit gehandelt hätte und all das nur „weil er ein Idiot und Ignorant gewesen sei“. Im selben Brief sagt er: „Gott habe Mitleid mit seiner Seele, er hat auch andere Vergehen verschuldet, und alles aus Ignoranz“. Andreassi macht den Gegenvorschlag, es sollen überhaupt nur Fremde zu Bischöfen in Albanien ernannt werden, gar keine Einheimischen. Den Vorwurf der Ignoranz macht Andreassi dem Pjetër Budi gewiß zu Unrecht; das beweisen Budis hinterlassene Schriften; er war sprachkundig, kundiger Theologe, in der noch ungefügten albanischen Sprache für seine Zeit ein gewandter Stilist. Er war Bischof cum dispensatione quia non est doctor; dem Hl. Stuhl waren die Gründe bei Budis Ernennung zum Bischof von Sapa maßgebend gewesen, die der Bischof von Arbëni Gjon Kolesi in einem Bericht nach Rom 1625 für die Wahl eines Einheimischen geltend macht: „Es ist nötig, daß der Bischof die Hilfe von Freunden hat, von Verwandten, mit Geld etwas erreichen kann bei den Paschas und den türkischen Granden, und daß er sich in tausendfacher Weise bemüht, sich durchzusetzen und die Christen dort in Gehorsam zur hl. Kirche zu halten, und daraus geht hervor, daß der Bischof immer einer sein muß, der in diesem Lande geboren ist, so daß er umso besser, sei es durch die Sprache, sei es mit Hilfe der Freunde und Verwandten Widerstand leisten kann, sowohl den Türken wie auch den Griechen und jedermann, und besser und fruchtbringender

den hl. Dienst Gottes unter den Menschen versehen kann, die er kennt, die ihn auch unterstützen zusammen mit den Häuptern der Türken, so daß er auf seine Dienstreisen gehen kann, wohin seine Arbeit es erfordert". Nach Pjetër Budi kam als Bischof Gjergj Bardhi, der auch noch von der Verpflichtung des Tridentiner Konzils, Doktor zu sein, dispensiert war, dann kommen die albanischen Prälaten Frang Bardhi, Gjergj Vlandanji, Pjetër Bogdani, die doctores waren, Vlandanji vor seinem Bischofsamt in Lezhë Lektor der Philosophie in Paris. So hatte Pjetër Budi sicher Feinde, und Z. hält es für möglich, daß sie bei seinem Tod die Hand im Spiele hatten. Wer kann es gewesen sein? In Betracht kommen die Türken, die gewiß mit Mißtrauen auf Budis Tätigkeit sahen und von seiner politischen Agitationsreise nach Pulti sicher unterrichtet waren; dann die Venezianer; denn Budi stand im Einvernehmen mit Spanien, um spanische Hilfe bei dem geplanten Aufstand zu haben, wie er deutlich in seinem Brief an Kardinal Gozzadino schreibt; zudem ist Budis Freund und Vertrauensmann der in Venedig übel angeschriebene cavaliere Bertucci, und daß Budis Brief an Gozzadino im Archiv in Venedig aufbewahrt war, beweist, daß die Agenten der Republik auf Budi ein wachsames Auge hatten. Als dritte Feindesgruppe kämen die fremden, nichtalbanischen Kirchenmänner in Betracht, wie Andreassi, der infolge von Ränken der „apostatischen“ Geistlichkeit, wie er sie nennt, seinen Amtssitz Shkodra nach wenigen Monaten verlassen und ihn dem Bischof Benedikt Orsini von Lezhë übertragen mußte. Auch Orsini hatte einen schweren Stand, stieß bei vielen Priestern seiner Diözese auf Ungehorsam, aber es gelang ihm kraft seiner Energie sich durchzusetzen, nach einem Jahre alle zur Botmäßigkeit zurückzuführen, wobei er einen Klosterbruder und 30 Leshnjaner exkommunizierte, denn sie hatten den Türken veranlaßt, dem Generalvikar von Lezhë 200 Stockhiebe zu erteilen. Aber noch einen vierten Feind hatte Pjetër Budi sich zugezogen: den bisherigen Vikar der Diözese Zadrime Gjergj Bardhi; Gjergji oder Gjeci war der Neffe des Bischofs Nikollë Bardhi von Sapa, der 1601/2 zusammen mit Nikollë Mekajshi u. a. einen bewaffneten Aufstand gegen die Türken organisierte, mit dem Kapitän Pal Dukagjin nach Venedig reiste, um venezianische Hilfe zu gewinnen, aber nur 400 Dukaten erhielt und damit die Sache fallen ließ. Dieser Gjergj Bardhi hatte zur Zeit vor Budis Tod das Vikariat von Sapa durch 16 Jahre inne. Er verwaltete sein Kirchenamt und das damit verbundene Amt des Ratsvorsitzenden der Zadrime in Zivilsachen energisch, veranlaßte durch persönliches Auftreten in Stambul die Abberufung eines unbeliebten Sanxhakbei und machte sich Hoffnung auf den Bischofssitz in Sapa, wurde aber von Pjetër Budi verdrängt, war somit dessen Rivale und Feind; besonders pochte er auf seine Zugehörigkeit zur angesehenen Familie der Bardhej, die in der Zadrime durch Nepotismus die Zügel in der Hand behalten wollte. Aus dem Archiv der Congregatio de Propaganda Fide in Rom liegt ein Informationsblatt, eine Art Qualifikation vor, die nach Rom geschickt wurde, als 1623 nach Budis Tod Gjergj Bardhi persönlich nach Rom reiste, um sich die Nachfolgeschaft auf dem Bischofsstuhl von Sapa zu sichern. In diesem Schreiben — Farlati hält Pjetër Valerio, den Kardinal, für den, der Gjergj Bardhis Ernennung zum Bischof in Rom durchsetzte, dieser kann es somit auch gewesen sein, der das Gutachten über Bardhis Person abgab — werden die guten Seiten Bardhis hervorgehoben, unter den Negativis figuriert: „Man argwöhnt, er sei Komplize an den Todesfällen zweier früherer Bischöfe, denn mir

wurde berichtet vom Kapitan Ranier, daß der Abate Paolo, der in Begleitung des genannten Bardhi (Bianchi) nach Rom kam, sich in Gegenwart einiger Personen dahin äußerte, daß, falls sie nicht den Bianchi zum Bischof machen sollten, sondern einen anderen, wir diesen anderen ebenso expedieren werden, wie die zwei vorhergehenden haben gehen müssen.“ Auch hier spielen venezianisch-spanische politische Gegensätze mit, Spanien will einen Nachfolger Pjetër Budi'scher Gesinnung, Venedig einen Bardhi, dem sie auch zu seinen Erfolgen in Stambul verholfen hatten. Es können also beim Tode des Budi persönliche Rivalität, politische Gegensätze, die Feindschaft der nichtalbanischen Kleriker gegen Budi zusammengewirkt haben. Bleibt das Resultat auch Vermutung, so beleuchtet doch der Aufsatz Zamputi die kirchlichen und politischen Verhältnisse in Nordalbanien in der ersten Hälfte des 16. Jh's in instruktiver Weise.

Zamputi teilt a.a.O. S. 170ff. auch mit, daß er die Albanien betreffenden Dokumente des Todes von Pjeter Budi besprochen. Sie stützen sich auf Briefe aus dem Archiv der Congregatio de Propaganda Fide. In Bul. i Univ. Sltet. i Tir., seria shkenc. shoq., 1958, 3, 170 ff. teilt Z. mit, daß er die Albanien betreffenden Dokumente dieses Archivs systematisch zu bearbeiten gedenkt. Seit zwei Jahren konzentriert er sich auf die Geschichte der ersten Hälfte des 17. Jh.s. Er hat Fotokopien der einschlägigen Dokumente, sie beziehen sich auf Nord- und Mittelalbanien, wo einheimischer Klerus und Missionare arbeiteten, beide von der Congregation de Propaganda Fide gelenkt. Eingeschlossen sind die heute politisch nicht zu Albanien gehörenden Gebiete von Kosova, der Malësia e Madhe, dem rechten Buna-Ufer. Die Autoren dieser Dokumente sind fast alle Kleriker, u. zw. Prälaten, Bischöfe, Erzbischöfe, die an der Spitze ihrer Diözesen amtieren, oder außerordentliche apostolische Visitatoren aus Rom. Er scheidet sein Material in zwei Gruppen, die Visitationsberichte und Privatbriefe. Die behandelte Periode reicht von 1622 bis 1656. Seit 1622 werden die Berichte, die es vereinzelt schon vorher gab (von Nikollë Mekajshi, Françesk Bertuçi, Mark Gjini, Tomë Plezha, Marin Bici, Pjeter Budi), häufiger, pflichtgemäß sendet jeder Visitor jährlich einen Bericht nach Rom, außerdem werden nach Venedig, Neapel, an den Königshof in Spanien Berichte geschickt. Sie sind im Archiv der Congregatio unter „Visite e Collegi“ vereint, Briefe unter SRCG. Die Aktion der Propaganda in Albanien arbeitet in dieser Zeit hauptsächlich mit Venedig zusammen, deren Missionsexperte Françesk Bolica aus Kotor ist. Waren die venezianisch-türkischen Beziehungen gut, so strebte der Klerus nach einem modus vivendi zwischen der halbfreien christlichen Bevölkerung der albanischen Berge und den türkisch gesinnten Feudalen. Verschlechterten sich die venezianisch-türkischen Beziehungen, agitierten die Missionare im Sinn Venedigs für einen Aufstand gegen Stambul. Die Venezianer leisteten Hilfe, aber nur unzureichend, so daß die Aufstandsversuche scheiterten und es zu Verfolgungen und Hinrichtungen von Missionaren kam. Bis 1644 waren die venetotürkischen Beziehungen gute, dann brach der Kretakrieg (bis 1669) aus. Bis 1644 spiegeln die Dokumente des römischen Propagandaarchivs das Streben nach Festigung der Missionen, innere Konflikte zwischen den fremden Missionaren und dem einheimischen Säkularklerus, Gegensätze zwischen Venedig und Spanien. Venedig und Spanien rivalisierten im Geldaufwand für die persönlichen Bedürfnisse der Geistlichen in Nordalbanien, die (z. B. Brief des D. Andreasi in Shkodra 1622) zu Ränken gegen persönliche Feinde ausgenutzt

wurden. Nach 1644 werden einige Missionare gepöbeln, viele fliehen nach Venedig oder Ragusa, auch nach Montenegro. Um 1650 zeigen Briefe das Streben mancher Geistlichen, nach Albanien zurückzukehren. Damals gab es die zwei Erzbischöfe in Tivari und Durrës, und die drei Bischöfe in Shkodra, Sapa und Lezhë. 1649 hat Bonaldi, der Erzbischof von Tivari, seine Diözese verlassen, die Ältesten bitten im Briefe nach Rom vom 2. Juli 1649, er möge fernbleiben, er habe sich durch sein Verhalten die Feindschaft der Bevölkerung zugezogen, es bestehe Gefahr, daß man ihn ermorde. Mark Skura, der Erzbischof von Durrës, ist nicht in der Lage, seinen Dienst zu versehen, da die Türken ihn verfolgen, ihn seiner ganzen Habe beraubt haben, so daß er schließlich auch flieht. Von den 72 Schriftstücken, von denen Z. Fotokopien aus dem röm. Archiv hat (ihre Titel und ihr kurzer Inhalt registriert in Buletini 1956, 2, 193 ff.), schreibt (Nr. 5) einen Brief am 19. April 1636 Mark Skura an einen Kardinal in Rom wegen eines Streits mit dem Bischof von Lezhë, die Jurisdiktion betreffend, derselbe am 22. Dez. 1636 an den Kardinal Ingoli, um Hilfe ersuchend, beschwert sich über Übeltaten des Bischofs von Lezhë, schickt Don Gjon Bogdani mit einem Empfehlungsschreiben nach Rom und bittet um Hilfgelder, um die Kirche in der Pfarre Boqëmesi zu Ende bauen zu können, am 29. Mai 1637 schreibt Skura an die Congregation wieder über Streitigkeiten mit dem Bischof von Lezhë, er zählt die Pfarrsprengel auf, die er bereit ist, an das benachbarte Bistum von Lezhë abzutreten, 27. Okt. 1639 berichtet er über die Erbschaft des verstorbenen Prälaten Gjon, bittet, zwei junge Leute ins Colleg senden zu dürfen, Briefe desselben aus den Jahren 1643/44 enthalten Bitten um Subsidien und Ernennungsvorschläge von Bischöfen in Kandavi und Pulti, Visitationsberichte, Rechenschaftsablegung über die verwendeten Gelder, die hauptsächlich notwendig waren, um die ständigen Vorstöße der Türken durch Geschenke zu begütigen, Klagen über ränkesüchtige Missionare und belobende Qualifikation anderer, die letzten Briefe Skuras stammen aus dem J. 1656. Er ist nach Venedig geflohen, da die Türken ihn verfolgten, bittet um Hilfe und verfißt die Überzeugung, daß unbedingt Albaner zu Bischöfen in Albanien ernannt werden sollen, das Volk wolle die Fremden nicht. Die Auswertung aller Dokumente des Archivs durch Z. wird sehr aufschlußreich sein. Das beweisen die Texte, die er abdruckt, ein Bericht des Frang Bardhi über die Zadrima vom 9. April 1641 (Bulet. 1956, 2, 165 ff.) und desselben über Puka vom Juni 1637. Letzterer ist ein typischer Visitationsbericht über seine 16 Tage umfassende Visitation des Bischofs von Sapa in den Pfarreien in den Bergen von Dukagjin vom 5. bis 21. Juni. Begleitet von zwei Diakonen reist er nach Karma am Drinufer, Koman, Bytyç, Qerreti, Dedaj, Dushnjesh, Bogdan, Misaj, Manjeja, Qelez, Kabashi, Arë, Berdheti, Qytezia e re, Dush, Këçirë. Von jeder Pfarre gibt er die Zahl der Häuser und Seelen an, sie ist durchaus gering, die höchste ist 19 Häuser mit 170 Seelen, die kleinste drei Häuser mit 34 Seelen. Das Bergland war also damals schwach bevölkert. In jedem Ort nennt er den Kirchenheiligen, es sind Sh' Leka, Marku, Shën Katrina, Shën Koli, Shna Prende (= S. Veneranda), Shën Pali, Shën Gjoni, Shën Kolli, Shna Prende, Shën Sebastiani, Shna Prende, Shën Mëria, Shën Mëri Magdalenë, Shën Theodori, Shën Gjergji. Er findet die Kirchen durchwegs zerstört oder baufällig, mit geringem Fassungsraum, ohne kirchliche Geräte und Meßgewänder, so daß in einer Kirche der Pfarrer in einem Sack auf dem Rücken sich aus ganz Puka die nötigen Utensilien herbeischaffen mußte. Er beschreibt die Lage der Orte, viele

haben Nuß-, Maulbeer-, Äpfel- und Kirschbäume. Mit dem Brot sieht es kärglich aus, sie backen Maisbrot, essen Brombeeren, aber Fleisch, Käse, Früchte, Knoblauch haben sie reichlich. Gewöhnlich waren die Orte so arm, daß der Visitor mit seinen Begleitern, manchmal bei Regen und Wind, im Freien auf etwas Gras nächtigen mußte. Er bittet mehrmals die Kongregation um finanzielle Unterstützung für die Pfarreien, damit sie sich die notwendigsten Kirchenggeräte anschaffen können. In jeder Pfarrei las er Messe, predigte, nahm die Beichte ab, gab die Kommunion und firmte. Einen Christen, der zwei Frauen hatte (in Karma) und sich nicht überreden ließ, eine zu entlassen, schloß er aus der Kirche aus. Eine Kirche (in Koman) mußte er wieder einweihen, weil ein Dorfangehöriger sie dadurch entweiht hatte, daß er auf dem Friedhof eine Leiche aus ihrem Grabe ausgegraben und in Stücke geschnitten hatte, weil der Verstorbene ein Lugat sei, ein Wiedergänger, der aus dem Grabe auferstehe und lebendige Menschen seines Dorfes aufesse. In einigen Dörfern wohnen außer den Christen auch wenige Türken, d. h. Mohammedaner, in Qytezia e re hat der Sanxhakbe von Dukagjin viele Christen zum Übertritt zum Islam veranlaßt, teils taten sie es aus Furcht, manche durch Geschenke oder Titel veranlaßt. In Puka war daran der Mangel an katholischen Priestern und Predigern schuld. Oft sind in derselben Familie Christen und Türken. Ein Aga in Qytezia e re hatte drei christliche und einen zum Islam übergetretenen Bruder; seine Frau war Christin. Ein Muselmann, der früher Christ gewesen war, gab dem Visitor 3000 Aspra zum Bau einer Mauer um die Kirche, ein anderer eine Kuh. Im allgemeinen klagt er, daß die Leute in Puka sehr wenig religiös sind, sehr wenige kennen das Glaubensbekenntnis, das Vater Unser, das Ave Maria. Wenn sie dreimal im Jahre in der Messe gewesen sind, kümmern sie sich nicht weiter um die Kirche und wünschen auch nicht, daß der Priester zu ihnen ins Haus komme. Viele halten die Feiertage nicht, wenige fasten. Trotzdem haben sie große Furcht vor dem Ausschluß aus der Kirche, der, wie sie fürchten, ihre Kinder und Speisen faulen und von Würmern befallen läßt. Von der Kirche Shën Palit in Kabashët erzählt er, sie sei früher sehr reich gewesen, Stücke eines vergoldeten Silberkreuzes mit vier Steinen, die ihm Diamanten zu sein schienen, in Nußgröße, und zehn kleinere mit einem Bild der Muttergottes, des Gekreuzigten, der Evangelisten mit ihren Symbolen und zu Füßen des Gottessohnes einige griechische Buchstaben, die, wie er sagt, vielleicht das Jahr oder den Silberschmied bezeichneten. Dort bereiten die Bewohner auch einen guten Wein, klar wie Wasser, aber sehr stark — der Kommentator I. Z a m p u t i meint mit Recht, daß der Visitor damit den Raki meine, der uns damit hier in diesem Dokument 1637 zum ersten Mal in der albanischen Geschichte begegnet. Taciteisch beschreibt der Visitor die Sitten der Leute, deren Gegenden er durchwandert hatte: Ihre Feste feiern sie mindestens je 3 Tage lang, essen und trinken *sin a crapula*, laden alle Freunde ein, oft 200 an Zahl, sitzen von Vormittag, über Nachmittag und die ganze Nacht bis zum Morgengrauen, erheben sich nur, *a scaricar la natura del sterco e dell' urina e del vomito*, kehren dann ohne eine Spur von Schamgefühl zu Tisch zurück. Seine Ermahnungen hätten da gar nichts genützt. Arme Leute veranstalten ihre Feste mit erbettelten Sachen. Sie feiern die Feste nicht nach gregorianischem Kalender, sondern Shën Pal 11 Tage nach dem 29. Juni, denn, so sagen sie, nach dem alten Gesetze kommt an dem Tage das neue Brot. Zum ersten Mal lesen wir hier, daß sie bei Gelagen die Heldentaten ihrer Ahnen, besonders

des Skanderbeg und des Lekë Dukagjin besingen, daß die Männer Ohrringe tragen, ihre Stammeshäupter qefalí heißen, kenntlich an einem apfelgroßen vergoldeten Silberknopf oder zweien an der Halsöffnung des Hemdes und an einem seidenen gestickten Kopftuch. Der bekannte Fleiß der albanischen Frau wird schon hier gerühmt, *donna publica dishonesta non si trova in Albania ò in Epiro*. Die Männer rasieren ihren Kopf, nur in cima della testa lassen sie ein Büschel Haare sin alla longitudine d' un palmo wachsen, damit, wenn ihnen der Feind den Kopf abschneidet, er ihn mit der Hand an diesen Haaren packen und forttragen kann; denn eines natürlichen Todes zu sterben, halten sie für unehrenhaft. Mord, Raub, Diebstahl gelten in Puka als Zeichen des tüchtigen Mannes. Bigamie ist üblich. Wenn Türken (d. i. Mohammedaner) christliche Frauen hatten, verweigerte der Visitator den Frauen die Sakramente; die Frauen baten ihn inständig, ihnen die Sakramente zu spenden, sie hätten nicht gewußt, daß es Sünde sei, einen Türken zu heiraten; würden sie sich jetzt von ihren Männern trennen, wüßten sie nicht, wohin sie gehen sollten, und der Woiwode würde sie gefangen nehmen und verkaufen; erführen aber die Türkenmänner, daß ihnen die Sakramente verweigert würden, würden sie von den Gatten gezwungen werden, vom katholischen Glauben abzufallen. Darum bittet der visitierende Bischof den hl. Vater um Dispens für die Frauen, er werde aber predigen, daß die Frauen in Hinkunft keine Ehen mit Mohammedanern schließen. Von „Aberglauben“ fiel ihm besonders das Orakel aus dem Schulterknochen des Hammels auf, das bis heute geübt wird und von Fishta in der Lahuta im Gesang *Oso Kuka* besungen wird. Der Visitator war in Dushjesh in Puka zu Gaste, der Hausherr machte den Schulterknochen des Bockes vom gekochten Fleisch frei, betrachtete den Knochen und hielt ihn dem Gaste vor die Augen, und mit Unruhe und seufzend kündete der Hausherr aus dem Knochen, daß binnen 3 Tagen ein türkisches Heer sie angreifen würde. Der Visitator verwehrte ihm solchen „Aberglauben“ und suchte ihn zu belehren — aber siehe! so wie jener es „durch Vermittlung des Teufels“ vorhergesagt hatte, geschah es; nach 3 Tagen brach ein türkisches Heer in Ibalja ein, raubte, plünderte und tötete, — und hätte er, der Visitator, nicht alles miterlebt, er würde es nicht glauben.

Leipzig

M. L a m b e r t z

Josef März (1892—1955)

Als Josef März am 28. August 1955 in seiner Geburtsstadt München im Alter von 63 Jahren unerwartet früh einem Herzschlag erlag, endete ein Leben, das in unserem Zeitalter des einseitigen Spezialistentums durch die Vielfalt seiner Tätigkeitsbereiche als ungewöhnlich bezeichnet werden darf. Denn das Schicksal hat Josef März nicht allein mit einer über dem Durchschnitt liegenden Begabung, sondern auch mit einer Vielfalt an Talenten beschenkt, die seine Lebensbahn mehrfach — je nachdem das eine oder andere Interessengebiet stärker hervortrat — in neue Gleise lenkten.

Der Anfang seiner Berufslaufbahn führte ihn, der seine Studien 1913 in München an der Handelshochschule als Diplomkaufmann abschloß, zunächst in die Industrie und damit scheinbar auf eine fest vorgezeichnete Laufbahn. Aber schon ein Jahr später riß der ausbrechende Krieg ihn aus dieser Tätigkeit, zu der er später nie mehr zurückgekehrt ist. Nach seiner Dienstleistung als Soldat an der

Westfront wurde er bald seiner Sprachenkenntnisse wegen zur Abwehr versetzt, wo sich ihm ein völlig neuer Gesichtskreis erschloß. Auch nach dem Kriegsende im militärischen Bereich verbleibend, wurde er im Reichswehrministerium mit pressepolitischen Aufgaben betraut und fand so zum ersten Mal engen Kontakt mit der Welt der Presse, der er später als aktiver Journalist und Theoretiker sein Leben lang auf das innigste verbunden blieb. Später ging er, der über eine meisterhafte Beherrschung der Kurzschrift verfügte, als Stenograph in das Büro des bayerischen Landtages, ein weiterer Arbeitskreis, in den er am Abend seines Lebens wieder zurückkehrte, als er als Regierungsrat 1952 in das Bayerische Landesamt für Kurzschrift eintrat.

Dazwischen aber liegen Jahrzehnte, in denen Josef März den Weg zur Wissenschaft fand. Neben seiner Berufsarbeit begann er in München ein neues Fakultätsstudium. Er studierte an der Universität bei v. Drygalski und Haushofer Geographie. Sein Hauptinteresse galt dabei, geschult durch seine Tätigkeit bei der Abwehr und im Reichswehrministerium und besonders gefördert von seinem Lehrer Haushofer, dem Grenzgebiet von Geographie und Wehrwissenschaften und hierin wieder besonders den geopolitischen Problemen der Ozeane. 1923 erschien seine zu einem selbständigen Buch erweiterte Dissertation „Die Stützpunktpolitik der großen Mächte“, der in rascher Folge eine stattliche Reihe von Arbeiten aus dem gleichen Themenkreis folgte: 1925 „Geopolitische Probleme am Persischen Golf“; 1926 im Wörterbuch des Völkerrechtes und der Diplomatie die Artikel „Autonome Eisenbahnzonen“; „Flottenstützpunkte“; „Hafenkolonien“; „Kohlenstationen“; 1928 „Landmächte und Seemächte“; 1931 „Die Ozeane in der Politik und Staatenbildung“; 1933 „Die Adriafrage“; 1937 „Seeherrschaft“; 1941 „Einführung in die politischen Probleme des pazifischen Ozeans“ und 1943 „Der Pazifik und sein Umkreis“.

Mit der Bearbeitung der Adriafrage, die zu den besten Leistungen des Verewigten auf dem Gebiet der Geopolitik zählt, hatte er zum ersten Male in seinem Leben Kontakt mit den Problemen des südslawischen Staates und des europäischen Südosten überhaupt gewonnen. Obwohl schon in vorgerücktem Alter und aus seiner bisherigen Tätigkeit ohne nähere Voraussetzung für eine solche Arbeit, fesselte der Bereich, der sich ihm nun erschloß, seinen regen Geist in solchem Maß, daß er sich in der Folge mit ihm ebenso intensiv wie erfolgreich beschäftigte. 1935 erschien sein Beitrag zum Sammelband „Das Königreich Südslawien“, 1937 seine Studie über Kaiser Josef II., die vornehmlich die Siedlungspolitik Wiens im 18. Jahrhundert im Raum der mittleren Donau behandelte und den Beifall Heinrich v. Srbiks fand, 1938 „Jugoslawien, Probleme aus Raum, Volk und Wirtschaft“ und 1942 seine umfangreiche Betrachtung über die Umschichtungsvorgänge im südöstlichen Europa „Gestaltwandel des Südostens“.

Inzwischen hatte sich Josef März wieder hauptberuflich der Journalistik zugewandt und ging als Schriftleiter am „Neuen Wiener Tagblatt“ nach Wien, wo er sich 1939 an der Universität für Geographie habilitierte. Im Wintersemester 1940 folgte er einem Ruf an die Karlsuniversität nach Prag, wo er als außerordentlicher Professor das Institut für Zeitungswissenschaft bis 1945 leitete und mit mehreren Arbeiten als Theoretiker dieser Disziplin hervortrat. Zugleich versah er in Prag einen Lehrauftrag für Wirtschaftsgeographie.

Wenn auch, wie das nicht anders sein kann, die eine oder andere Ansicht, die

Josef März in seinen dem europäischen Südosten gewidmeten Arbeiten vertrat, nicht ohne Widerspruch geblieben ist, so haben doch seine Arbeiten auf diesem Gebiet als Ganzes wohlverdiente Anerkennung gefunden. Es bedeutete ja an sich schon eine hohe Leistung, daß er, der als Binnendeutscher den Fragen Südosteuropas von Hause aus ferne stand und als Geograph sich zunächst mit den weltweiten Problemen der Geopolitik des Meeres beschäftigt hatte, sich in kürzester Zeit in die so komplizierte Problematik Südosteuropas einzufühlen und einzudenken vermochte. Er hat sich aber darüber hinaus rasch zu einem sachkundigen und originellen Betrachter entwickelt, der sich auch nicht scheute, seine wissenschaftlichen Überzeugungen dann auszusprechen, wenn sie mit der offiziellen Auffassung der Zeit im Widerspruch standen. So trat er in seinem gehaltvollen und auch heute noch lesenswerten Buch „Die Adriafrage“ den Ansprüchen der italienischen „Mare-Nostro-Politik“ entschieden entgegen, was im Erscheinungsjahr des Buches nicht nur in Italien, sondern auch in Deutschland ein Schwimmen gegen den Strom bedeutete. Seine Veröffentlichung „Jugoslawien, Probleme aus Raum, Volk und Wirtschaft“ gewann schon dadurch Wert, daß in ihr zum ersten Mal in deutscher Sprache versucht wurde, die Problematik des 1918 neuentstandenen Staates zusammenfassend zu werten. Durch die Lebendigkeit und Anschaulichkeit seiner Darstellungsweise fesselnd, durch die Vielfalt seiner Begabungen einen weiten Horizont überschauend und stets zu Anerkennung oder Widerspruch herausfordernd, hat Josef März in der Südostforschung seiner Zeit in hohem Maß anregend gewirkt und sich damit in ihr ein bleibendes Verdienst erworben.

München-Wien

Alfred Malaschofsky

Jovan Radonić

(28. 1. 1873 — 25. 11. 1956)

In der zweiten Hälfte des 19. Jh.s entbrannte in der serbischen Geschichtsschreibung ein leidenschaftlicher Kampf zwischen der mehr kritischen und der traditionalistischen Richtung, den die erstere als Sieger beendete. Alle drei Hauptvertreter der kritischen Richtung waren besonders begabt, obschon sie keine geschulten Historiker von Hause aus waren: so der temperamentvolle und schier unfehlbare Ilarion Ruvarac (1832—1905), der seinem Bildungsgang nach Rechtsgelehrter und Theologe war; der kluge und weitsichtige Stojan Novaković (1842—1915) schulte sich in einer Institution, in der philosophische und rechtswissenschaftliche Disziplinen gelehrt wurden; der umsichtige und scharfsinnige Ljubomir Kovačević (1848—1918) befaßte sich ursprünglich mit Botanik und Mathematik.

Nach dem genannten Sieg vertraten jüngere Leute die Geschichtswissenschaft und ihre Lehre bei den Serben, Männer, die im Ausland studiert und bei den besten europäischen Gelehrten ein vorzügliches wissenschaftliches Rüstzeug erhalten hatten. In der Regel war es Wien, das sie anzog, denn dort lehrte neben dem großen Slavisten Vatroslav Jagić (1838—1923) der große Balkanologe Constantin Jireček (1854—1918).

Auch der junge Jovan Radonić erwarb sich seine wissenschaftliche Bildung unter der Anleitung von Jagić und Jireček in Wien. Hier entfaltete er sich zu einem solchen Historiker, daß ihm sein Lehrer C. Jireček die Übersetzung seiner

„Geschichte der Serben“ (erster Teil, Belgrad 1911) ins Serbische anvertraute und sich ernsthaft mit dem Gedanken trug, ihn zu seinem Nachfolger zu bestimmen. Widrige Umstände verhinderten Letzteres, während die begonnene Übersetzungsarbeit von Radonić auch beendet wurde. Der frühzeitige Tod C. Jirečeks verhinderte die Vollendung des vierten Bandes der Studie „Staat und Gesellschaft im mittelalterlichen Serbien“, der eigentlich eine breite Dokumentation der entsprechenden Kapitel seiner „Geschichte der Serben“ darstellt. Aus diesen beiden Werken Jirečeks machte J. Radonić eins. Die beiden Bände der „Geschichte der Serben“ (Belgrad 1922—23) entsprechen in der serbischen Übersetzung vollkommen dem deutschen Original, während der dritte und vierte Band (Belgrad 1923) Jirečeks Studie „Staat und Gesellschaft“ beinhaltet. Diejenigen Kapitel, die niederschreiben Jireček nicht mehr gelang, verfaßte Radonić selbst, und er ergänzte das Gesamtwerk durch eine Reihe von bibliographischen Nachträgen. Auf diese Weise verband J. Radonić seinen Namen unlöslich mit dem Hauptwerk seines großen Lehrers. Im J. 1952 erschien eine Neuauflage der Übersetzung J. Radonićs in zwei Bänden, wobei der erste Band die politische Geschichte der Serben umfaßt, während der zweite der Kulturgeschichte der Serben gewidmet ist (Belgrad, Verlag Naučna knjiga). Radonić verdankte seine Entwicklung ebenso auch dem Einfluß seitens Ilarion Ruvarac. Daher tragen seine Arbeiten aus der Studentenzeit (1894—95) den Stempel des Kritizismus. Späterhin entfaltete sich Radonić immer mehr zu einem Darsteller und strebte danach, die Hauptlinien einer geschichtlichen Entwicklung von einigen Jahrzehnten oder Jahrhunderten herauszuarbeiten.

J. Radonić wurde in der Wojwodina geboren, die damals zu Ungarn gehörte, und beendete zu Neusatz das Gymnasium (1891), wo er nach Erlangung des Dokortitels (1896) sowie einem kürzeren Aufenthalt in Rußland und in Konstantinopel als Bibliothekar der Matica srpska (1899—1905) tätig war. Seit der Gründung der Belgrader Universität (1905) war er Professor für Allgemeine Geschichte des Mittelalters. Er war ein vorzüglicher Lehrer, und seine Vorlesungen hatten stets ein hohes wissenschaftliches Niveau. Auch in den historischen Hilfswissenschaften, vor allem aber in lateinischer Paläographie unterwies er seine Hörer. Zwischen den beiden Weltkriegen in den Ruhestand versetzt, widmete sich Radonić der Arbeit in der Serbischen Akademie der Wissenschaften, deren Mitglied er seit 1909 war (ordentliches Mitglied seit dem Jahre 1926). Von 1937 bis zum Ende des zweiten Weltkrieges bekleidete J. Radonić die Stellung eines Generalsekretärs der Akademie und war trotz seines hohen Alters bis zu seinem Tode in der Akademie aktiv. Er verstarb als Sekretär der Abteilung für Gesellschaftswissenschaften.

Sein ganzes Leben war erfüllt von einer fruchtbaren wissenschaftlichen Aktivität. Von den Quelleneditionen bedarf vor allem seine Sammlung *Dubrovačke akte i povelje*, herausgegeben von der Serbischen Akademie der Wissenschaften in neun umfänglichen Bänden (1934—51), besonderer Hervorhebung. Als Zusammenfassungen und bedeutsame Werke bedürfen der Nennung: *Zapadna Evropa i balkanski narodi prema Turcima u prvoj polovini XV veka* (Matica srpska 1905), *Grof Djordje Branković i njegovo vreme* (SAN 1911), *Histoire des Serbes de Hongrie* (Paris 1919), *Rimska kurija i južnoslovenske zemlje od XVI do XIX veka* (SAN 1950). Radonić verdankt die Geschichtswissenschaft ebenso eine Reihe größerer oder kleinerer Monographien sowie viele Besprechungen, in denen er

nicht selten neue Gesichtspunkte darlegte. Der Band *Slike iz istorije i književnosti* (Belgrad 1938) enthält einen Teil der populär-wissenschaftlichen Artikel dieses Autors. Sein Schriftenverzeichnis (vgl. *Istoriski časopis*, Bd. V, 1955) umfaßt 19 Seiten in Kleindruck, wie dem genannten Band, der als Festschrift zu seinem achtzigsten Geburtstage und seiner sechzigjährigen Tätigkeit erschien, zu entnehmen ist.

Wie so mancher bedeutende Historiker widmete sich Radonić neben der Wissenschaft auch der Politik. Als Mitglied der Radikalen Partei war er lange Jahre Abgeordneter in der Belgrader Skupschtina, in der er sich besonders als Obmann des Finanzausschusses hervortat.

Neusatz-*Novi Sad*

Djordje Sp. Radojičić

Zoltán I. Tóth

(gest. 25. 10. 1956)

Der ungarische Historiker Zoltán I. Tóth stammte aus Siebenbürgen, wo er seine Universitätsstudien an der philosophischen Fakultät der Klausenburger Universität und gleichzeitig an der reformierten theologischen Fakultät beendete. Später studierte er eine Zeitlang in Paris und wurde nach seiner Rückkehr aus Frankreich Lehrer der Geschichte in Szatmar. Als Ungarn nach der Wiener Entscheidung vom 30. August 1940 einen Teil seiner früheren Gebiete von Rumänien zurückerhielt, ging er nach Budapest, wo er Mitarbeiter des „Ostinstitutes“ (später „Teleki-Institutes“) wurde. Er arbeitete als ausgezeichnete Fachmann auf dem Gebiet der rumänisch-ungarischen historischen Beziehungen. Über dieses Thema veröffentlichte er mehrere kleinere Abhandlungen.

Seine größeren Werke erschienen jedoch erst nach 1945, so 1946 ein größeres Werk, „*Das erste Jahrhundert des siebenbürgischen rumänischen Nationalismus 1697—1792“. An der Spitze einer Arbeitsgemeinschaft gab er eine große ungarische historische Bibliographie in drei Bänden heraus, welche die von 1825 bis 1867 in Ungarn erschienenen Werke und Artikel umfaßte.

Unterdessen wurde er zum Professor an der Budapester philosophischen Fakultät ernannt. Als diese in zwei Fakultäten geteilt wurde, — Fakultät für Geschichtswissenschaften und Fakultät für Sprach- und Literaturwissenschaft —, wurde er zum Dekan der historischen Fakultät ernannt und verblieb in diesem Amt bis zu seinem Tod.

Als Professor bearbeitete er die Geschichte der siebenbürgischen Bauernbewegungen im 18. und 19. Jahrhundert, womit er den „Kossuth-Preis“ gewann und zum korrespondierenden Mitglied der Akademie der Wissenschaften gewählt wurde.

Im Herbst 1956 wurde er am vierten Male zum Dekan ernannt. Am 25. Oktober 1956 — während der ungarischen Revolution — erklärte er sich bereit, an der Spitze einer Delegation der Regierung die Minimalforderungen der Studenten zu überreichen und für die Wiederherstellung der Ruhe zu wirken.

Auf dem Wege dorthin wurde die Abordnung beschossen. Prof. Tóth wurde dabei tödlich getroffen, während die beiden anderen Mitglieder der Abordnung mit dem Leben davon kamen.

Prof. Zoltán Tóth lebte für seine Studenten und starb für sie. Seine hinterlassenen Schriften — über die Geschichte der Nationalitätenfrage in Ungarn — sollen demnächst veröffentlicht werden.

Julius von Farkas (1894—1958)

Am 12. Juli 1958 starb in Göttingen der ungarische Literaturwissenschaftler Julius von Farkas. F. ist am 27. September 1894 in Eisenstadt (der Hauptstadt des heutigen Burgenlands) geboren. Er studierte an der Universität Budapest und kam als Lektor für Madjarisch 1921 an die Universität Berlin. Nach dem Tode Robert Graggers, der 1917 in Berlin das ungarische Institut errichtet hatte und einen Lehrstuhl für ungarische Literatur und Kultur bekleidete, wurde Farkas zunächst als a.o., seit 1932 als o. Professor sein Nachfolger. Er führte auch die von Gragger 1921 geschaffenen Ungarischen Jahrbücher fort, die heute als Ural-altaische Jahrbücher erscheinen. Schon Gragger hatte den ungarischen Studien in Berlin einen sehr angesehenen Platz zu sichern gewußt. Es war ihm insbesondere gelungen, für das Institut erhebliche ungarische und deutsche Mittel aufzutreiben. Auch F. vermochte die Linie Graggers fortzusetzen und das ungarische Institut weiter auszubauen, was ihm durch das Nachwirken der großen Persönlichkeit Graggers erleichtert wurde.

F. war ein Kenner der neueren ungarischen Literaturwissenschaft. 1930 erschien sein Buch über die „Ungarische Romantik“ auf madjarisch (deutsch Berlin 1931), 1932 ein Werk über „Die Zeit des jungen Ungarn“, ferner ein Werk über den Freiheitskampf des ungarischen Geistes (deutsch Berlin 1940) und als letztes ein Werk „Der ungarische Vormärz. Petöfis Zeitalter“ (Berlin 1943).

Diese Arbeiten waren vor allem dadurch verdienstvoll, daß sie in Deutschland und darüber hinaus im Westen die Entwicklung der ungarischen Dichtung des 19. Jahrhunderts bekannt machten. In Ungarn selbst blieben manche Einzelheiten dieser seiner Arbeiten nicht unangefochten.

1945 floh F. aus Berlin. 1953 wurde er an der Universität Göttingen zum o. Professor für finnisch-ungarische, insbesondere ungarische Philologie ernannt und nahm seine wissenschaftliche Tätigkeit wieder auf. Doch liegt das Schwergewicht seines organisatorischen Wirkens in der Berliner Zeitspanne. Sein letztes Werk über „Südosteuropa“ (Göttingen, 1955) zeugt von seinem Bemühen, über Ungarn hinaus den ganzen südosteuropäischen Raum in einem kurz gefaßten Überblick zu erschließen.

F. V.

Aus der Südosteuropa-Forschung

La Société des Etudes Macédoniennes de Thessaloniki

La Société des Etudes Macédoniennes a été fondée, le 29 avril 1939, par un groupe d'hommes de lettres et de sciences, originaires de la Macédoine ou y ayant leur résidence permanente.

Ce groupe a fixé comme but à la Société l'avancement des études historiques et folkloriques concernant la Macédoine et d'une façon générale, le développement de la vie intellectuelle en Macédoine et à Thessaloniki. Le Conseil d'Administration provisoire élu lors de cette première assemblée ayant procédé aux démarches nécessaires pour la reconnaissance de la Société, convoqua l'assemblée générale des membres fondateurs, qui le 7 juin 1939 désignèrent le Conseil d'administration permanent.

Ce Conseil comprenait des membres d'activités diverses: professeurs de l'Université et des Gymnases, avocats, commerçants, mais tous unis par le goût des lettres. Il ne put toutefois réaliser les vastes projets de la Société, à la suite de l'ouverture du deuxième conflit mondial, de l'entrée en guerre de la Grèce et de son occupation. Il organisa cependant à Thessaloniki et dans les autres villes de la Macédoine des conférences où Monsieur Letsas traita de sujets se rapportant à l'oeuvre de la Société; il fit paraître durant la guerre gréco-italienne le premier volume de la Revue de la Société intitulée „MAKEDONIKA", en la dédiant à ceux qui combattaient héroïquement pour la liberté des Hellènes. En outre il inaugura une série de publications en rapport avec le programme culturel de la Société avec deux ouvrages: I. K. Vasdravellis: Les Macédoniens et leur participation aux luttes pour l'indépendance (1796—1832); M. Maravelakis (de l'Université de Thessaloniki): Etude macroséismique des séismes de Katérini. La Société s'occupa aussi d'établir les bases financières, qui lui permettraient de construire son avenir et de mener à bien son programme de manifestations et de publications culturelles. Elle fit appel à la générosité de particuliers et de sociétés, qui, en fournissant les fonds nécessaires pour les premières publications devinrent les premiers bienfaiteurs et donateurs. Elle n'oublia pas non plus ceux qui lui apportèrent un soutien moral et ceux qui honorèrent ou servirent la Macédoine. Ainsi furent nommés membres d'honneur le Métropolitain de Thessaloniki, le professeur Keramopoulos de l'Université et de l'Académie d'Athènes, qui, Macédonien lui-même apporta une importante contribution à l'étude de l'hellénisme macédonien, le professeur Sotiriadis et le professeur Hatzidakis, qui rendirent de précieux services à la Macédoine, l'un en tant qu'archéologue, l'autre en tant que linguiste.

Tels furent les premiers pas de la Société des Etudes Macédoniennes. Les augures étaient favorables, mais la situation, intérieure et internationale, était sombre.

Un sérieux remaniement du Conseil d'Administration eut lieu en 1942. A la présidence fut alors élu le professeur S. K y r i a k i d i s , de la Faculté des Lettres de l'Université de Thessaloniki, aujourd'hui membre correspondant de l'Académie d'Athènes et de l'Académie de Palermo; furent réélus dans les charges de secrétaire général, A. N. L e t s a s , président de la Chambre de Commerce et ingénieur agronome, spécialiste du folklore macédonien et de la mythologie agricole; dans celles de trésorier, I. K. V a s d r a v e l l i s , haut fonctionnaire de la Zone franche de Thessaloniki et auteur d'importants travaux dans le domaine des Archives et de l'histoire de la Macédoine; comme nouveau membre, fut adjoint le distingué juriste Ch. N a l t s a s , spécialiste des questions balkaniques — au double point de vue diplomatique et ethnologique. Ce Conseil, après un remaniement partiel, qui porta en 1946 à la vice-présidence le professeur Ch. F r a g i s t a s , de la Faculté de Droit de l'Université de Thessaloniki, aujourd'hui membre correspondant de l'Académie d'Athènes, n'a pas cessé jusqu'à nos jours d'administrer la Société. C'est à lui qu'elle doit d'être devenue un des plus éminents centres culturels de la Grèce, un centre dont le nom a dépassé nos frontières.

Durant l'occupation, la Société, s'est vue contrainte d'interrompre son activité. Elle a en particulier dû arrêter la publication de sa revue „MAKEDONIKA“, le Conseil ayant refusé de se plier aux exigences des forces d'occupation, qui avaient réclamé la suppression de la dédicace du premier volume. Elle n'a pas pour autant renoncé à son oeuvre. Un peu plus tard, elle publia deux ouvrages de I. K. V a s d r a v e l l i s : Les archives historiques de Verria et Ioannis K o t t o u n i o s , qui avec son précédent livre et celui de M. M a r a v e l a k i s constituèrent les premiers tomes de la „Bibliothèque Macédonienne“; en même temps fut inaugurée avec deux ouvrages du général C h r y s s o c h o o u : Les provinces septentrionales de la Grèce et les visées bulgares — Les Valaques de Macédoine, une deuxième collection sous le titre de „Bibliothèque populaire macédonienne“.

Aussitôt après la fin de la guerre, la Société témoigna d'une intense activité. Elle publia dans la „Bibliothèque Macédonienne“ une nouvelle étude de V a s d r a v e l l i s : Thessaloniki durant la lutte pour l'indépendance et elle fonda une troisième collection sous le titre de „Bibliothèque Nationale“. C'est dans cette collection que parurent en 1946 les ouvrages suivants tous consacrés aux questions ethnologiques: B. V o y a d z i s , directeur des Assurances Sociales de Thessaloniki et aujourd'hui professeur à la Faculté de Droit de l'Université de Thessaloniki: Peuple sans territoire; S. K y r i a k i d i s : Les frontières ethnologiques septentrionales de l'hellénisme et Bulgares et Slaves au cours de l'histoire de la Grèce; I. P a p a s t a v r o u , professeur d'histoire ancienne de l'Université de Thessaloniki et aujourd'hui d'Athènes: La contribution de la Grèce du Nord à la civilisation de la Grèce antique; Ch. N a l t s a s : Les frontières helléno-slaves.

Tout en établissant les assises de son développement culturel, la Société n'a jamais cessé de se pencher sur les problèmes financiers, dont la solution était la condition matérielle du progrès de son oeuvre. L'infatigable activité du Secrétaire général, qui fut, dans ces moments difficiles, l'âme de la société, finit par faire admettre tant au Gouvernement qu'aux autres institutions et aux particuliers l'importance de l'oeuvre entreprise par la Société. Grâce à leur soutien, la Société

a pu distribuer des prix pour les meilleures études historiques, ethnologiques, folkloriques, constituer sa bibliothèque, doter de ses éditions les bibliothèques des villes de province et en priorité celles qui avaient été dévastées par les occupants: Lehovó, Corfou, etc.

C'est au savant professeur et académicien S. Kyriakidis qu'incombe la direction de tous les travaux scientifiques et littéraires. Avec une attention minutieuse, il surveille jusqu'à la correction des épreuves pour assurer la qualité des éditions de la Société. Il a donné lui-même de nombreuses oeuvres et études tant dans le cadre des séries d'éditions que des périodiques de la Société. Il a donné davantage: son autorité scientifique qui s'étend au-delà des frontières de la Grèce. En lui, l'oeuvre culturelle de la Société a trouvé son âme.

Sous sa direction, les publications se succèdent. Dans la collection de la „Bibliothèque Macédonienne“, ce sont du professeur P a l i a t s é a s de la Faculté d'Agronomie de l'Université de Thessaloniki: Cimdex Quadrimaculata Muell, de C. M e r t z i o s : Monuments de l'histoire macédonienne; de V a s d r a v e l l i s : Armatoles et Klephtes en Macédoine; de G. C h. M o d i s , ancien ministre de la Grèce du Nord: La lutte macédonienne et les chefs macédoniens; de V a s d r a v e l l i s , en seconde édition augmentée: Les Macédoniens et leur participation aux luttes pour l'indépendance. Dans la collection de la „Bibliothèque Nationale“ paraissent de nouveaux ouvrages se rapportant aux problèmes de la vie nationale, du général L i o u b a s : La nécessité d'une réforme stratégique des frontières de la Grèce; du général K a k k a v o s , ancien chef des Andartes pendant la lutte macédonienne: La Macédoine durant les quarante dernières années et nos droits nationaux; du professeur I o a n n i d i s de la Faculté de Théologie de Thessaloniki et aujourd'hui d'Athènes: L'angoisse de l'Épire du Nord; du prof. V o y a t z i d i s de la Faculté des Lettres de l'Université de Thessaloniki: Les frontières septentrionales de l'hellénisme; de P h. D r a g o u m i s , ancien ministre des Affaires Etrangères et de la Grèce du Nord: Attention à la Grèce du Nord et les droits de la Grèce dans la conférence de la paix; du général C h r y s s o c h o o u : L'Occupation en Macédoine Tome I — L'activité du parti communiste; de A. S. T o u s s a s : Le dol bulgare et les persécutions anti-helléniques en Roumélie orientale. La Société créa deux nouvelles collections: la collection „philologique et théologique“, la collection „juridique et économique“. Ces collections comprennent des ouvrages ayant fait l'objet de communications scientifiques devant les membres de la Société. Ainsi ont été rangés dans la collection philosophique et théologique, de S. K y r i a k i d i s : Les Slaves dans le Péloponèse; du professeur A. X y n g o p o u l o s , de la Faculté des Lettres de Thessaloniki: Contribution à la topographie de la Thessaloniki byzantine; de S. K a p s o m e n o s , professeur à la Faculté des Lettres de l'Université de Thessaloniki: Du vocabulaire des Grecs de Calabre; du professeur A. T s o p a n a k i s de la Faculté des Lettres de l'Université de Thessaloniki: Problèmes d'interprétation homérique. Dans la Bibliothèque juridique et économique, ont paru du professeur F r a g i s t a s : Des obligations réciproques en fait de compensation; du professeur D e l i v a n i s de la Faculté de Droit et des sciences économiques de l'Université de Thessaloniki: L'économimie de la Grèce et en particulier de la Grèce du Nord dans le cadre de l'économie mondiale; de P. Y o c a s : La communauté de droit d'après le code civil, de Ch. N a l t s a s : La protection du nom d'après le code civil.

La Société poursuit la dotation de diverses bibliothèques de province réservant toujours la priorité à celles qui ont été détruites par l'occupation. Elle fit don de ses éditions aux Patriarcats de Constantinople, d'Antioche et de Jérusalem, à l'Archevêché de Chypre, à la Sainte Communauté du Mont Athos, à la Bibliothèque de l'O.N.U. ainsi qu'à d'autres organismes intérieurs et internationaux.

La Société accorda également son soutien financier pour la publication d'ouvrages qu'elle ne pouvait faire rentrer, en raison de leur sujet, dans ses collections et contribua ainsi à l'oeuvre d'hommes de science et du théâtre. Enfin elle octroya des bourses d'études à des jeunes gens de Macédoine, étudiants ou diplômés de l'Université, pour leur permettre de poursuivre leurs études ou de faire un stage à l'étranger. Elle envoya ainsi à ses frais un juriste, pour un stage de plusieurs années, en France et en Allemagne; un compositeur à Vienne, un sculpteur à Athènes.

La collection de la Bibliothèque Macédonienne s'est enrichie des ouvrages suivants:

A. N. L e t s a s : Dimitrios Vikelas; K. D. R a c t i v a n , premier gouverneur de la Macédoine: Notes et documents de la première administration hellénique en Macédoine; I. K. V a s d r a v e l l i s : Les Archives historiques de la Macédoine, tome I. Les archives de Thessaloniki; K. A. R o m é o s , professeur à la Faculté des Lettres de l'Université de Thessaloniki: Le tombeau macédonien de Vergina; A. X y n g o p o u l o s : Quatre petites églises thessaloniennes de l'époque des Paléologues et mosaïques de l'Eglise des Saints Apôtres; l'imposant ouvrage de S. P e l i k a n i d i s t , Ephore des antiquités byzantines de Thessaloniki: Kastoria Tome I — Les fresques byzantines; A. N. L e t s a s : La croisade pour la verdure; I. K. V a s d r a v e l l i s : Les archives historiques de la Macédoine T. II. Les archives de Verria-Naoussa (1598—1886), T. III. les archives du couvent des Vlatades (1466—1839), — I. M a r t i n i a n o s (Métropolitain de Xanthi): La ville de Moschopolis.

Dans la collection de la Bibliothèque Nationale, se poursuit la publication de l'ouvrage du général C h r y s s o c h o o u sur l'occupation de la Macédoine avec le tome B: L'activité de la propagande bulgare, le tome C: L'activité de la propagande italo-roumaine, le tome D: Les Bulgares dans la Macédoine orientale et en Thrace; dans la même collection parut l'ouvrage du regretté Em. G r i g o r i o s , journaliste: Grecs et Bulgares.

Dans la collection de la Bibliothèque populaire macédonienne, ont été publiés les ouvrages suivants:

Nik A n d r i o t i s , professeur à la Faculté des Lettres de l'Université de Thessaloniki; La langue et la grécité des anciens Macédoniens; K. A m a n d o s , professeur de l'Université et membre de l'Académie d'Athènes: L'hellénisme macédonien à la fin du moyen-âge et durant la première période de la domination turque jusqu'au 18ème siècle; St. K y r i a k i d i s : Enseignements d'actualité des Politiques d'Aristote; S. K o u g é a s , professeur de l'Université et membre de l'Académie d'Athènes: L'union des anciens grecs sous les Macédoniens et leur charte de constitution; Ant. K e r a m o p o u l l o s . L'histoire ancienne des Hébreux, l'Egypte et les Valaques; N. V l a c h o s , professeur à l'Université d'Athènes: L'alliance des quatre états chrétiens des Balkans en 1912; K. S. A t h a n a s s i a d i s :

Les progrès des travaux d'application agraires en Macédoine Centrale; Ch. Naltsas: Le traité de San Stefano et l'Hellénisme; Em. Manolidakis: Du rapt d'enfant aux temps de l'esclavage et aujourd'hui et du génocide comme moyen de domination à travers les siècles; N. P. Andriotis: Des Pré-Hellènes; St. Kyriakidis: Trois conférences: 1. Les fresques historiques de St-Demètre, 2. L'étude folklorique et son importance, 3. L'étude folklorique dans la lutte nationale, A. Vakalopoulos, professeur à la Faculté des Lettres de l'Université de Thessaloniki: Sentiments nationaux et activité des Grecs de Macédoine sous la domination turque (1480—1821).

Dans la collection de la Bibliothèque philologique et théologique parurent:

Ph. Koukoulès: Les ouvrages folkloriques d'Eustathios de Thessaloniki (2 vol.); H. Vourazeli—Marinakou: Les corporations grecques en Thrace sous la domination turque; Ph. Koukoulès: Les ouvrages grammaticaux d'Eustathios de Thessaloniki.

La collection de la Bibliothèque juridique et économique é été complétée par l'ouvrage de C. Vavoukos, professeur agrégé à la Faculté de Droit de l'Université de Thessaloniki. L'acquisition des meubles a non domino et sa protection.

En dépit de cette activité éditrice, il n'a pas été possible à la Société de faire paraître régulièrement sa revue „MAKEDONIKA“, tant en raison de la publication de la plupart des études dans le cadre de ses collections qu'en raison de l'activité croissante de sa presse périodique. La Société a en effet décidé de reprendre à partir du n° 12 la publication de la revue „HELLINIKA“. Cette revue éditée de 1928 à 1939 à Athènes sous la direction des professeurs Amandos et Kougeas, paraît aujourd'hui à Thessaloniki sous la direction des professeurs Kyriakidis et Politis de la Faculté des Lettres de l'Université de Thessaloniki. Onze tomes de cette revue ont déjà été publiés, alors que paraissaient seulement quatre tomes de „MAKEDONIKA“ avec un tome annexe contenant une étude de Theocharidis sur les „kapetanikia macédoniens“. La coexistence de ces deux revues permet d'en distinguer nettement l'objet, „MAKEDONIKA“ restant réservée à l'histoire et au folklore de la Macédoine, „HELLINIKA“ à l'histoire et à la philologie helléniques en général.

Dans la Revue „HELLINIKA“ la plupart des tomes publiés à l'exception des tomes 12, 13, 14, 15 constituent des annexes traitant de problèmes particuliers: n° 2 Ph. Bourboulis, Studies in the history of modern Greek story motives; n° 3 K. Amandos, Esquisse d'une histoire du Mont Sina, n° 5 B. Laourdas, Les omélie de l'archevêque Isidore de Thessaloniki pour les fêtes de Saint-Demètre; n° 6 A. Tsopanakis, La rhète de Lycurgue, l'Annexe-Tyrtée (en français); n° 7 K. A. Romeos, Petites études; n° 8 D. Kanatsoulis: Prosopographie macédonienne (de 148 avant J. C. jusqu'à l'époque de Constantin le Grand et n° 11 G. Rhigas Economou, La culture populaire de Skiathos). Les trois volumes les plus importants ont été le n° 4, un recueil d'hommages au professeur Stilpon Kyriakidis à l'occasion de sa vingt-cinquième année d'enseignement à l'Université de Thessaloniki le n° 3 qui contient les actes du 9ème Congrès Byzantinologique tenu à Thessaloniki en 1953 et le Vol. 15 qui contient un recueil d'honneur au professeur et membre de l'Académie d'Athènes Kougeas. Signalons également, dans la „collection philosophique et théologique“, l'imposant volume offert au professeur Keramopoulos pour sa 50ème année d'activité scientifique.

La Société a poursuivi l'octroi de bourses, en particulier à un compositeur et à un violoniste. Elle a organisé des conférences parmi lesquelles nous signalerons une conférence du professeur *Mercati* de l'Université de Rome, du professeur *Neufert* de l'École Polytechnique de Darmstadt, du professeur *Sciro* de l'Université de Padova, du professeur *Cavarnos* de North Carolina University, du professeur *Stoyannovits* de l'Université Rutgers (U.S.A.). Elle a accordé des distinctions à ceux qui présentèrent les meilleures collections folkloriques; elle a prêté sa salle à l'association culturelle „TECHNI“ pour ses concerts et ses conférences; à la troupe de l'Attiki Skini de Karadinos pour ses représentations théâtrales. Elle a participé, moralement et financièrement, au succès du 9ème Congrès Byzantinologique réuni à Thessaloniki en avril 1953.

La Société s'occupe activement de l'enrichissement de sa bibliothèque. Celle-ci, placée sous le contrôle de *Naltsas*, membre du Conseil d'Administration, a acquis près de 10 000 volumes tant par achats que par donations parmi lesquelles il nous faut relever celles de feu *Papailiakis*, de *Dragoumis* et de *Marie Vasdravellis*. Elle comporte dès-à-présent des collections complètes d'auteurs anciens et reçoit les revues scientifiques.

Dès 1953, la Société orienta ses travaux vers de nouveaux domaines, la collation des archives des villes et des évêchés helléniques dispersés jusqu'à présent et les études balkaniques. Considérant que la situation de Thessaloniki en fait le centre naturel des Balkans et de l'hellénisme historique, la Société a estimé qu'elle devait devenir un centre de recherches balkaniques et historiques. Elle a donc créé deux Instituts, installés dans son immeuble: les „Archives historiques de la Macédoine“ et le „Centre d'Etudes balkaniques“.

Les Archives historiques de la Macédoine ont été fondées en 1954 avec l'assentiment des Archives générales de l'Etat, ayant comme but la collection, la conservation et la classification de toutes les archives publiques et privées concernant l'histoire de la Macédoine, aussi bien celles qui se trouvent en Macédoine que les archives des églises, des monastères ou communautés helléniques de l'étranger. Elles constituent un service public sous le contrôle du Ministère de l'Education Nationale et des Archives générales de l'Etat et sont administrées par un Conseil spécial présidé par le Métropolitain de Thessaloniki, Mgr. *Pantelimon* et composé par le Maire de Thessaloniki, deux professeurs de l'Université, *S. Kyriakidis* et *B. Exarchos* et trois membres du Conseil d'Administration de la Société des Etudes Macédoniennes. A ce jour, les archives suivantes ont déjà fait l'objet d'une classification:

- 1) archives turques des années 1695—1912, à peu près 450 volumes, comprenant les archives des Saint Tribunaux, des services judiciaires, administratifs et notariaux, des cadastres;
- 2) archives des succursales de la Banque d'Orient de Thessaloniki et Monastir pour les années 1905—1912 (à peu près 500 codes);
- 3) archives de l'Archevêché d'Andrinople pour les années 1838—1925 (74 codes);
- 4) une collection de 63 documents de l'Île de Thasos pour les années 1813—1913.

Le Centre d'Etudes balkaniques a été fondé par la Société en 1953, répondant à un vœu exprimé depuis longtemps. Il s'est donné comme objet l'étude scienti-

fique des problèmes historiques, ethnologiques, économiques, etc. concernant la péninsule des Balkans et l'information de l'opinion publique sur ces problèmes en vue de la compréhension mutuelle et de la collaboration des peuples de cette péninsule. Etant donné l'importance de ce Centre, la Société le dota d'un Conseil d'Administration propre, avec pour président, le professeur S. Kyriakidis, pour membres Naltsas, représentant le Conseil de la Société, le professeur Xyngopoulos auquel succéda le professeur Andriotis, le professeur Lascaris, le professeur Eustathiadis auquel succéda le professeur Fragistas et deux représentants de l'élite intellectuelle de Thessaloniki.

Pendant la première année de son fonctionnement, le Centre a eu pour directeur provisoire, Naltsas, excellent connaisseur des questions diplomatiques, historiques et ethnographiques de la Péninsule Balkanique auquel succéda, à partir de la deuxième Basile Laourdas, connu pour ses travaux sur Byzance, ancien étudiant et chercheur à Oxford et à Dumbarton Oaks. Si le Centre doit son premier élan et ses bases à Naltsas, il n'en doit pas moins son épanouissement à Laourdas. Grâce au soutien du Conseil d'Administration et de la Société, il a pu fonder une bibliothèque spéciale comptant aujourd'hui près de 3000 volumes et organiser une collection spéciale, la sixième des collections fondées par la Société. Dans cette collection, ont déjà paru les ouvrages suivants: S. Lascaris: Histoire diplomatique de l'Europe contemporaine (1914—1939); Ch. Naltsas: La question macédonienne et la politique soviétique; G. Zotiadis: The Macédonian Controversy; M. Maravelakis — A. Vakalopoulos: Les installations des réfugiés dans la région de Thessaloniki; S. Kyriakidis: The Northern ethnological boundaries of hellenism; I. Notaris: Pavlos Melas (biographie); A. Xyngopoulos, Thessalonique et la peinture macédonienne (en français); D. Dakin de l'Université de Londres: British and American philhellens during the war of Greek Independance; Naltsas, Der San Stefano Vertrag und das Griechentum; K. Andreadis, The Moslem Minority in Western Thrace (en anglais et en grec); N. Spanos, Souvenirs de la lutte macédonienne; P. Argyropoulos, ancien ministre, La lutte macédonienne; D. Poulakos, La Turquie contemporaine; Cl. Tsourkas, directeur des Affaires Etrangères au Ministère de la Grèce du Nord: Les Hellènes dans l'intérieur de l'Egypte (en français); de L. Markantonatos: Les écoles helléniques de l'Egypte; de A. Xyngopoulos: Les monuments de Servia; de I. Vasdravellis, Documents turcs concernant la lutte macédonienne, de B. Laourdas, Pénélope Delta et la Macédoine, de B. Papadakis, Histoire diplomatique de la question Nord-Epirote (en français), de A. Vakalopoulos, Les émigrés de la Macédoine Occidentale à l'époque turque, de G. Theocharidis, Histoire abrégée du Mont Athos, de D. Kanatsoulis, La Macédoine Occidentale à l'antiquité, de Ch. Naltsas, La lutte macédonienne en Macédoine Occidentale, du métropolitain de Castoria Ghermanos Karavagelis, La lutte macédonienne (mémoires), de P. Enepekides, Griechische Handelsgesellschaften und Kaufleute in Wien aus dem Jahre 1766, de A. Souliotis-Nicolaïdis, La lutte macédonienne (mémoires), de G. Makris, La lutte macédonienne (Mémoires) et de C. Vavouskos, La contribution de l'hellénisme de Pelagonia à l'histoire de la Grèce moderne.

Le Centre a porté un intérêt particulier à la publication d'ouvrages en langues

étrangères pour les mettre à la portée d'un plus large public, cela grâce à la collaboration dévouée d'une remarquable équipe d'érudits. Il a aussi voulu contribuer à l'information du grand public par l'organisation de conférences, tant à Thessaloniki qu'en province, sur des sujets de nature archéologique, linguistique, culturelle, etc.

Il suit de près les événements intérieurs et extérieurs à travers la presse hellénique, nationale et locale; il est aussi abonné à l'Argus international de la Presse de Genève. Il a constitué des Archives où sont classées les Archives du Ministère des Affaires Etrangères concernant des événements macédoniens et balkaniques. Il entretient des relations et un échange de publications avec d'autres organismes scientifiques. Actuellement il correspond avec les Académie de Belgrade, de Budapest, de Bucarest, de Sofia et d'Athènes, avec l'Institut français d'Athènes, l'Institut de l'Histoire Nationale de Skopje, avec le Südost-Institut, l'Oesterreichische Byzantinische Gesellschaft, la Librairie du Congrès des U.S.A. ainsi qu'avec différents savant étrangers versés dans les questions balkaniques.

Thessaloniki

Constantin Vavoukos
prof. agrégé à la Faculté de Droit
de l'Université de Thessaloniki

Bücher- und Zeitschriftenschau

Übersetzte Titel von Zeitschriftenaufsätzen sind mit * versehen. Die Verfasser einschlägiger Veröffentlichungen und Aufsätze werden um Einsendung von Besprechungsstücken gebeten.

I. Allgemeines

Südosteuropa-Bibliographie. Hrsg. v. Fritz Valjavec. Band 1. 1945—1950, Teil 1: Slowakei, Rumänien, Bulgarien. — München, Verlag R. Oldenbourg 1956. 91 S.

Es liegt in der Natur einer systematisch gegliederten Fachbibliographie, daß die Ergiebigkeit des ausgewählten Materials ihren Wert ausmacht. Je sachkundiger die Auswahl desto geringer der Ballast des Heterogenen und umso brauchbarer das Primäre. Vollständigkeit einschlägiger Zitate anzustreben, ohne sie wertend gesichtet zu haben, läuft der notwendig gewordenen Oekonomie in der Wissenschaft zuwider. Solche Grundsätze leiten die bibliographische Arbeit des Südost-Instituts in München und liegen auch dem 1. Teil des 1. Bandes der Südosteuropa-Bibliographie zugrunde. Dieses bibliographische Unternehmen stellt sich, wie sein Herausgeber Prof. Fritz Valjavec im Vorwort darlegt, die Aufgabe, Material über Landesnatur, Bevölkerung, Geschichte, Wirtschaft, Wissenschaft, Kultur und das Zeittypische, sofern es in bibliographischen Einheiten und Zeitschriften vorliegt, in einer sachkundigen Auswahl zu sammeln. Eine Annotation ist zunächst nicht vorgesehen. Die slowakische Bibliographie stellte Michael Schwartz zusammen, die rumänische besorgten Ion Popinceanu und Constantin Sporea, und die bulgarische stammt von Kyrill Haralampieff. Wie notwendig ein solches Nachschlagwerk ist, möge ein flüchtiger Blick auf die Verhältnisse auf dem Gebiet der Bibliographie in den hier zur Rede stehenden Ländern zeigen: Erst von 1948 an, als sich die bibliographische Arbeit immer mehr in der Slowakischen Nationalbibliothek in Sv. Martin zu konzentrieren begann, erscheint in der Slowakei eine Zeitschriften- und Zeitungsinhaltsbibliographie. Eine slowakische historische Bibliographie liegt nur für die Jahre 1939—1945 vor (nicht bis 1941, wie es die SO-Europa-Bibliographie verzeichnet). Noch unentbehrlicher ist die bibliographische Arbeit auf dem rumänischen Sektor, wenn man in Betracht zieht, daß die rumänische Nationalbibliographie eine Lücke von 1925—1952 aufweist! Eine Zeitschrifteninhaltsbibliographie vom Berichtjahr 1948 an erblickte hier erst 1957 das Licht der Welt. Hatte Bulgarien bei seiner Nationalbibliographie seit 58 Jahren keine Unterbrechung zu verzeichnen, so erscheint hier erst seit 1952 ein Letopis na periodičnija pečat. Allgemein muß man zwar feststellen, daß in den südosteuropäischen Staaten heute die Bibliographie wie nie zuvor gepflegt wird, doch gebricht es dieser Arbeit an einer Grundbedingung, an der Universalität: die östlichen Fachbibliographien verzeichnen nur die inländische Literatur, die annotierenden sind ideologisch-pädagogisch ausgerichtet und lassen in der minuziös zusammengetragenen Fülle von Zitaten das Wesentliche nur schwer erkennen. So gesehen ist eine sachkundig geführte, Westliches und Östliches vereinigende Südosteuropa-Bibliographie, wie

sie hier im ersten Heft vorliegt, ein Gebot der Zeit, ein unentbehrliches Hilfsmittel für den Wissenschaftler und ein gesuchtes Nachschlagwerk für Bibliothekare. Sie füllt in den Bibliotheken eine empfindliche Lücke in der Reihe der wissenschaftlichen Fachbibliographien aus. Wir können nur wünschen, daß dem 1. Teil bald die weiteren folgen. (Der 2. Teil des 1. Bandes ist indessen erschienen. Anm. d. Red.)

Wien

St. Hafner

„Erde“, Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. (Otto Maull-Heft) 88. Jg. Berlin 1957. H. 3—4, S. 162—333. Festschrift zum 70. Geburtstag des ordentlichen Professors der Geographie Dr. h. c. Dr. Otto Maull, München. 171 S. mit 19 Abb. im Text und 16 Lichtbildern.

Otto Maull, der so viele seiner mehr als 150 Arbeiten der Länderkunde Südosteuropas und des Mittelmeergebiets gewidmet hat, bekam diese Festschrift noch wenige Tage vor seinem Ableben in die Hände. Weitgespannt wie das Arbeitsgebiet des Verstorbenen ist auch der Bereich der ihm hier dargebrachten Arbeiten anthropogeographischen Charakters, während eine weitere Festschrift geomorphologischen Untersuchungen vorbehalten blieb.

Mit der Landeskunde Griechenlands, welcher der Jubilar, Ehrendoktor der Universität Athen, einige seiner bedeutendsten Abhandlungen geschenkt hat, befassen sich 2 der 8 Festschriftaufsätze. A. Beuermann behandelt in seiner stadtgeographischen Untersuchung über Tripolis im Peloponnes die Entwicklung dieser kleinen Stadtlandschaft seit der Mitte des 14. Jh.s und ihr heutiges Wirtschafts- und Siedlungsgefüge. Als ursprünglich türkische Gründung bietet Tripolis ein gutes Beispiel derartiger Stadtanlagen, deren Geschichte der Verf. überdies in neugriechischer Sprache erscheinen läßt. Die ostmakedonischen Seen in Griechenland (Doiran-, Korónia- und Wólwi-See) schildert E. Fels. Diese seenkundlichen Untersuchungen sind umso wertvoller, als unsere Kenntnisse darüber bisher ziemlich unvollkommen waren. Es werden nicht nur Morphologie und Hydrologie, sondern auch Biologie und Fischereiverhältnisse dieser Seen erörtert, deren Fischreichtum eine bedeutende wirtschaftliche Rolle für seine Anwohner spielt. Auch einigen erlöschenden Seen Ostmakedoniens sowie dem Kerkini-Stausee sind Teile der Arbeit von Fels gewidmet.

München

G. Glauert

Mayer-Kaindl: Geschichte und Kulturleben Österreichs von den ältesten Zeiten bis 1493. Auf Grundlage der „Geschichte Österreichs“ von Franz Martin Mayer und Raimund Kaindl, bearbeitet von Hans Pirchegger. 5. Aufl., Wien-Stuttgart, Wilhelm Braunmüller 1958. X + 329 S., 1 Stammtafel und 9 Ktn., geb. DM 29.80.

Wir durften bereits die 4. Auflage dieses Werkes vor Jahren in den Spalten unserer Zeitschrift anzeigen und seinen hohen Wert für die österreichische Geschichte und die des Südostens hervorheben. Auch der vorliegende Band wird allen Erfordernissen gerecht. Er ist überall auf den neuesten Stand gebracht. Die Zusammenhänge mit dem Südosten sind sehr stark herausgearbeitet, besonders hervorheben möchte ich den gut geglückten Abschnitt über die Alpenslawen und Awaren (S. 32 ff.), oder den über die fränkischen Grenzmarken im Südosten (S. 37 ff.). Auch in der Folgezeit sind die österreichischen Beziehungen zu den

Ländern des Südostens sehr eingehend berücksichtigt. Hervorzuheben sind die Abschnitte über die österreichischen Erbländer, die selbst zum Südosten gehören, wie Krain (136 ff.), Istrien (138 ff.) und Burgenland (141 f.). Es erhebt sich allerdings die Frage, ob es richtig ist, für das Mittelalter bereits mit dem Begriff Burgenland zu operieren, obgleich ich mir darüber im klaren bin, daß die Benutzung eines anderen Begriffes große Schwierigkeiten bereitet hätte.

Wir beglückwünschen P. zu diesem Band und dürfen der Hoffnung Ausdruck geben, daß es ihm gelingen möge, bald auch die weiteren Bände dieses wichtigen Werkes herauszubringen.

F. V.

V a l j a v e c Fritz: Geschichte der deutschen Kulturbeziehungen zu Südosteuropa.

III. Bd. Aufklärung und Absolutismus. München, R. Oldenbourg. 1958. 374 S. (Südosteuropäische Arbeiten 43. Bd.)

Je weiter die Neubearbeitung des 1940 in erster Auflage erschienenen Werkes des Verfassers „Der deutsche Kultureinfluß im nahen Südosten“ fortschreitet und sich den Zeiten nähert, die in unsere Gegenwart münden, desto aufschlußreicher und ergreifender wird die Darstellung. Im Rückblick vermögen wir erst Umfang und Wert der Arbeit zu ermessen, die unsere Vorfahren im Laufe der Jahrhunderte im Südosten Europas geleistet haben.

Wieder hat der Verf. eine Fülle Material vor uns ausgebreitet und durch die weitreichende Heranziehung der fremdsprachlichen Literatur sein Werk auch in bibliographischer Hinsicht zu einem unentbehrlichen Hilfsmittel der zukünftigen Forschung ausgestaltet. Es läßt die bedeutenden Impulse hervortreten, die in der Zeit der Aufklärung und des Absolutismus sowohl im bezug auf die geistige Entwicklung als auch im Hinblick auf das Wirtschaftsleben von dem deutschen Volke ausgegangen sind und die sich ohne Zweifel in keiner anderen Richtung in so hohem Maße ausgewirkt haben wie nach dem Südosten, wo sie als erste abendländische Bewegung bis an die Grenzen des byzantinischen Kulturkreises vorgetragen worden sind.

Die Ursachen dieser auffallenden Erscheinung beruhen nicht allein auf den besonderen geopolitischen Verhältnissen, sondern auch auf der Aufnahmebereitschaft und Aufgeschlossenheit der einheimischen Bevölkerung, die schon seit langem gewohnt war, in den deutschen Siedlern, den Bauern, Bergleuten, Handwerkern und Bürgern, ihre Lehrmeister zu sehen. Aber diese günstigen Vorbedingungen hätten nicht zu so großen Erfolgen geführt, wenn die Übernahme des Kulturgutes der Aufklärungszeit nicht auf zwei Wegen erfolgt wäre, die einander ergänzten, einerseits auf dem Wege des unmittelbaren Verkehrs der deutschen Siedler mit ihrem Mutterlande, ihrer Heimat, der sie durch konfessionelle Übereinstimmung nahe verbunden waren, andererseits dadurch, daß die österreichischen Erbländer der Habsburger die Vermittlung übernommen haben. Während jene unmittelbare Verbindung alle Völker des Südostens bis zum Schwarzen Meer und tief in die Balkanhalbinsel hinein, wenn auch in verschiedenem Maße ergriffen hat, konnte sich die habsburgische Regierung auf ein seit dem letzten Türkenkrieg Kaiser Karls VI. 1739 enger begrenztes Gebiet, auf Siebenbürgen, die Donau-Theißländer und die Neoaquisita beschränken. Sie ließ sich hier im Sinne des Absolutismus bei den für den Aufbau der staatlichen

Verwaltung notwendigen Maßnahmen sicher vor allem von dynastischen Interessen leiten, doch darf man nicht übersehen, daß auch humanitäre Beweggründe sich geltend machten, das Streben, den „gemeinen Mann“ der einheimischen Bevölkerung zu gewinnen, für Gesundheit, Wohlfahrt und geistige Bildung zu sorgen. Gerade in dieser Beziehung ist Wien als Vermittler an erster Stelle gestanden; Kunst und Wissenschaft, Musik und Theater, Literatur und Zeitungswesen, Mode und gesellschaftliches Leben haben hier die wirksamsten Anregungen empfangen. Die Stadt hat die vom Westen einfallenden Strahlen gleichsam in dem Spiegel ihrer besonderen Eigenart aufgefangen und sie dem neuen Wirkungsfeld angepaßt nach dem Südosten weitergeleitet.

Mit seinem großangelegten Werk hat der Verf. vortreffliche und zuverlässige Grundlagen für neue Forschungen geboten.

Graz

Mathilde Uhlirz

Hafner, St. — Tureček, O. — Wyrzens, G. (Hg.): Slavische Geisteswelt. Band II: West- und Südslaven. Staatlichkeit und Volkstum. Baden—Baden, Holle Verlag 1959. 314 S. Leinenband DM 14.—.

An geschickt ausgewählten Selbstzeugnissen wird hier versucht, die staatliche und nationale Entwicklung der Tschechen, Polen, Ukrainer und Südslaven vorzustellen. Die Reihe beginnt mit Proben aus den Viten der beiden Slawenapostel Method und Kyrill, sowie aus der Apologie des Altkirchenslawischen des Mönches Chrabr. Sie bringt ferner — soweit es die Südslaven betrifft — Ausschnitte aus den Schriften Stefan d. Erstgekrönten, aus Danilos Vita des Zaren Dušan, aus Camblaks Bericht über die Gründung des Klosters Dečani, aus V. Pribojević, J. Križanić, aus den Kosovo-Epen, dem Gorski Venac des montenegrinischen Bischofs Petar II. Petrović Njegoš. Die Zeit der Aufklärung vertreten Otec Paisij und Dositej Obradović, den Illyrismus Lj. Gaj. Weiters kommen zum Wort Christo Botev, Vuk St. Karadžić, Svetozar Marković, Bischof Stroßmayer, Ante Radić, Jovan Skerlić, Franz Veber usw. Die Gegenwart vertritt ein Ausschnitt aus einem Aufsatz von M. Djilas. Den einzelnen von den Herausgebern übersetzten Texten sind kurze Einleitungen vorangestellt, dazu am Schluß manchmal etwas allzu knappe Anmerkungen und ein Quellennachweis. S. 47 (Mitte) sind beim Umbruch einige Zeilen ausgefallen. Ein 2. Band „Mensch und Welt“ soll die kulturellen Werte der angeführten Völker aufzeigen.

B. S.

Die deutsch-russische Begegnung und Leonhard Euler. Beiträge zu den Beziehungen zwischen der deutschen und der russischen Wissenschaft und Kultur im 18. Jahrhundert. Herausgegeben in Verbindung mit P. N. Berkov, N. A. Figurovskij und V. P. Zubov von E. Winter. Berlin, Akademie-Verlag 1958. VIII + 196 S. (Quellen und Studien zur Geschichte Osteuropas, herausgeg. von der Histor. Abt. des Instituts für Slawistik und der Arbeitsgruppe für Geschichte der slawischen Völker am Institut für Geschichte, Band I).

Des 250. Geburtstages des großen Mathematikers Leonhard Euler (vgl. SOF XVI 465) ist in Deutschland wie in Rußland literarisch gedacht worden; eine wissenschaftliche Tagung, die im Mai 1957 in Berlin stattfand, hat in mehreren Vorträgen deutscher und russischer Gelehrter, von Euler ausgehend, mannigfache

bedeutsame Tatsachen aus der Geschichte der deutsch-russischen Beziehungen in Wissenschaft und Kultur während des 18. Jh.s ins Licht gestellt. Diese Vorträge liegen nun hier gedruckt vor, eingeleitet von Eduard Winter, dessen schöner Aufsatz „Euler und die Begegnung der deutschen mit der russischen Aufklärung“ an der Spitze der 16 Einzelbeiträge steht.

Es ist ein weiter Themenbereich, der hier angegangen wird. Denn vom 16. bis weit ins 19. Jh. hinein haben Deutsche rege mitgearbeitet an Rußlands kulturellen und zivilisatorischen Bemühungen, am Staatsaufbau und an der Staatsverwaltung, am Heeresdienst und an der Kriegführung, am Schulwesen und an der Wissenschaftspflege, an Wirtschaft, Technik, Landwirtschaft, an Entdeckungsreisen und an der landeskundlichen Erschließung des Riesenreiches. Der Aufbau des russischen Staates und der russischen Volkswirtschaft ist nicht zu denken ohne diese tätige Mitarbeit vieler Tausende von deutschen Gelehrten, Offizieren, Beamten, Technikern, Ärzten, Apothekern, Industriellen, Kaufleuten, Handwerkern aller Art und bäuerlichen Siedlern. Welch gewaltigen Anteil deutsche Menschen an diesem Vorgang der „Europäisierung“ (um einmal dieses nicht sehr glückliche Schlagwort zu gebrauchen) Rußlands genommen haben, ist nicht in das Bewußtsein des deutschen Volkes und der deutschen Geschichtschreibung gedrungen, obwohl es sich hier um ein bedeutsames Stück der deutschen Volksgeschichte handelt, das sich, abgetrennt vom deutschen Mutterboden, auf fremdem Staatsgebiet vollzogen hat, und das auch bedeutsame Folgen für das andere Volk gehabt hat. Man bedenke doch nur, daß das Zarenreich beim Beginn des ersten Weltkrieges rund 2½ Millionen deutschstämmige Untertanen gehabt hat!

Dieses schwere Versäumnis ist in Deutschland zwischen dem ersten und dem zweiten Weltkrieg wohl erkannt worden, aber die Bemühungen um eine Abhilfe sind infolge des zweiten Krieges nicht über Planung und Vorarbeiten hinausgekommen, der Krieg hat alles zerstört und hat auch wichtigstes Material zum Teil vernichtet, zum Teil unerreichbar gemacht. Da ist es denn dankbar zu begrüßen, daß im Zeichen des Euler-Jubiläums Eduard Winter solche Bemühungen wieder aufgenommen hat, und doppelt zu begrüßen ist, daß sich auch russische Gelehrte (P. N. Berkov, N. A. Figurovskij, V. P. Zubov) daran beteiligen. Unter ihren Beiträgen ist besonders hervorzuheben der Aufsatz des Leningrader Professors P. N. Berkov über „deutsch-russische kulturelle Leistungen im 18. Jahrhundert“. Seine Ausführungen sind besonders in methodischer Hinsicht bemerkenswert. Ich führe nur einige wenige Punkte an: Er verlangt, daß solche Forschungen nicht nur eine Sammlung wenn auch interessanter, so doch einzelner zufälliger historischer Tatsachen sein, sondern den ganzen Umfang des deutsch-russischen Austausches auf kulturellem Gebiet berücksichtigen sollen; systematisch zu untersuchen seien die deutschen Siedlungen in Moskau und Petersburg mit ihrem reichen kulturellen Leben, ihrem Kirchenwesen, ihren Schulen, ihrem Zeitungswesen, ihrer Literatur, ihrem Theater, ihrer Musik und ihren großen Vertretern, ferner die kulturellen und literarischen Beziehungen zwischen dem Baltikum und Rußland; dringend erforderlich sei eine Bearbeitung der Geschichte der deutschen Presse in Rußland als einer besonders wichtigen, aber weithin unbekannteren Erkenntnisquelle. Diesen Forderungen — nicht nur auf das 18. Jh. beschränkt! — ist unbedingt zuzustimmen.

Nicht beistimmen können wir P. N. Berkov, wenn er schon für das 18. Jh. von einer breiten „Wechselseitigkeit“ beider Kulturen spricht. Der Strom ist einseitig von Deutschland nach Rußland geflossen, erst in der 2. Hälfte des 19. Jh.s haben die russische Epik und die russische Musik auf Westeuropa und insbesondere auf Deutschland gewirkt. Für die frühere Zeit kann man von einer Wechselseitigkeit schlechterdings nicht sprechen. Man betrachte nur die sehr große Zahl von deutschen Wörtern, die im 17. und 18. Jh. als Lehn- und Fremdwörter in die russische Sprache übernommen worden sind; dem steht in der deutschen Sprache fast nichts gegenüber. Das richtige Stichwort wird in dem Aufsatz von H. Baumann „Hiob Ludolf und die deutsche Rußlandkunde“ gebraucht (S. 88) und ergibt sich auch aus den in anderen Aufsätzen erörterten Tatbeständen: es heißt „Anwerbung“, Anwerbung nicht nur von „Webern, Färbern und Bergleuten“ (S. 88), von „Gelehrten und Mathematikern“ (S. 90): angeworben worden sind im Laufe von drei Jahrhunderten so ziemlich alle für den Ausbau und die Erschließung und die wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung des russischen Reiches nötigen und nützlichen Berufe, nicht nur wissenschaftlicher und technischer Art, sondern im 18. und in der ersten Hälfte des 19. Jh.s auch große Scharen deutscher Bauern, die die Wolgasteppe, die Schwarzmeerufer und weite Flächen des Kaukasus urbar gemacht haben. Es wird deshalb richtig sein, das im Titel des angezeigten Buches gebrauchte neutrale Wort „Beziehungen“ auch ferner zu belassen.

K.A.F.

Cronia, Arturo: La conoscenza del mondo slavo in Italia. Bilancio storico-bibliografico di un millennio. Padua, Istituto di studi adriatici Venezia 1958. 792 S.

Als Ergebnis jahrzehntelanger Forschungen legt uns C. eine umfangreiche Darstellung der italienisch-slawischen Beziehungen vor, die vom frühen Mittelalter bis in die jüngste Vergangenheit hineinreicht und durch außerordentliche Stofffülle sowie genaueste bücherkundliche Hinweise gekennzeichnet ist, sodaß man eigentlich auch von einer Art Quellenkunde dieser Beziehungen sprechen kann. Es ist klar, daß das Werk des gelehrten Verf.s für uns von sehr großer Bedeutung ist, da in seiner Darstellung die slawischen Völker des europäischen Südostens mit Recht starke Beachtung gefunden haben, entsprechend der Tatsache, daß die Beziehungen Italiens und des italienischen Volkes zu diesen Völkern früher einsetzen und einen größeren Umfang aufweisen als die zum Slawentum des europäischen Ostens.

Besonders möchte ich hinweisen auf die wichtigsten Partien des Werkes, die sich mit den Beziehungen im Zeitalter des Humanismus und der Renaissance befassen (S. 79 ff.), obgleich auch die Teile, die sich auf das Zeitalter des Barocks erstrecken, sehr ausführlich sind und wertvollen neuen Stoff enthalten (S. 179 ff.). Vielleicht ist die Darstellung der Kontakte im Zeitalter der Aufklärung (S. 299 ff.) etwas zu kurz geraten, obgleich wir zugeben müssen, daß sich der Verf. nach dem vorhandenen Stoff zu richten hat. Er kann nur das behandeln, was war. Das 19. Jahrhundert kommt wieder ausführlicher zur Geltung (S. 355 ff.). Die Ausführungen des abschließenden 7. Teiles (S. 575 ff.) sind wichtig angesichts ihrer gegenwartskundlichen Beziehungen. Sie reichen, wie gesagt, bis in die jüngste Vergangenheit.

Im vorliegenden Bande steckt eine ganz außerordentliche Fülle des Stoffes und Wissens, zu deren Meisterung die Kraft einer Einzelpersonlichkeit kaum ausreicht. Wir müssen dem Verf. dankbar sein für die reiche Fülle des Dargebotenen. Gewiß wäre es vorteilhaft gewesen, wenn auch die nichtslawischen Völker des Raumes, also die Albaner, Rumänen und Madjaren wenigstens kurz berücksichtigt worden wären, weil sich daraus eine Abrundung der Ausführungen hätte ergeben können. Und gewiß wäre es ebenfalls erwünscht gewesen, wenn auch die deutschen Beziehungen zu diesen Völkern wenigstens am Rande berücksichtigt worden wären, die sich namentlich im frühen Mittelalter — man denke etwa an die Beziehungen zu den Slawen vor Zyrill und Method — von den Kontakten der Italiener zu diesen Völkern kaum richtig trennen lassen. Doch ist es klar, daß derartige Wünsche die Fertigstellung und das Erscheinen einer so stoffreichen Arbeit gefährdet hätten.

F. V.

East-Central Europe under the Communists. Published for the Mid-European Studies Center of the Free Europe Committee, Inc. General Editor: Robert F. Byrnes:

Skendi, Stavro (Hg.): **Albania.** 1956. IX + 389 S., 7,50, **Busek, Vratislav,**

Spulber, Nicholas (Hg.): **Czechoslovakia.** 1957. XII + 520 S. 10,00

Halecki, Oscar (Hg.): **Poland.** 1957 XI + 601 S., 10,00

Fischer-Galati (Hg.): **Stephen: Romania.** 1957. VII + 399 S., 8,50

Alle bei Frederick A. Praeger, New York.

Anläßlich des Erscheinens des Albanien-Bandes dieser Schriftenreihe (SOF XVI 252 f.) wurde bereits hervorgehoben, daß landeskundliche Arbeiten über Ostmittel- und Südosteuropa, die insbesondere die Entwicklung seit 1944/45 behandeln, notwendig und daher sehr erwünscht sind. Auf die sorgfältige Vorbereitung des ersten Bandes durch Stavro Skendi wurde bereits in unserer Ztschr. hingewiesen. Halten die übrigen Bände das durch die albanischen Wissenschaftler und den Hauptherausgeber Robert F. Byrnes (Mid-European Studies Center) gegebene Versprechen?

Man wird Byrnes zustimmen müssen, wenn er in seinen Vorworten sagt, daß das Material oft fragmentarisch sei. Es ist auch zutreffend, daß die aus den Ländern jenseits des Eisernen Vorhangs stammenden Angaben „with great care“ geprüft werden müssen. Nicht ganz zutreffend ist die Meinung, daß über die jüngste Entwicklung dieser Länder wenig Analysen vorliegen: bestimmte Fragenkreise sind verhältnismäßig gut bearbeitet worden, so etwa die Entwicklung der Kirchen, bestimmte Fragen des Außenhandels und einige Aspekte der Industrialisierung und Verstädterung. Voraussetzung für die Erfassung des gesamten Materials ist freilich, daß mit allen Richtungen in der Emigration und vor allem mit allen Experten Fühlung genommen wird. Das ist bei den hier anzuzeigenden Bänden nicht überall geschehen. Die bibliographischen Angaben spiegeln daher die Forschungslage ungleichmäßig wieder: das Schrifttumsverzeichnis für den Albanien-Band ist ausgezeichnet, das für die Bücher über Polen bzw. die Tschechoslowakei durchaus brauchbar, wenn auch etwas einseitig — das im Rumänien-Band einfach schlecht. Wenn es sich bei den bibliographischen Lücken um sehr spezielle Literatur handeln würde, wäre kein

ausreichender Grund für Beanstandungen. Man muß jedoch besorgt werden, wenn man bemerkt, daß vielen Mitarbeitern des Mid-European Studies Center offenbar der 1957 im 6. Jahrgang vorliegende „Wissenschaftliche Dienst Südosteuropa“ nicht bekannt ist. Das bedeutet, daß eine Möglichkeit, die in den USA vorliegenden Nachrichten aus Ostmitteleuropa kritisch zu überprüfen, nicht genutzt wurde. Das bedeutet zugleich, daß die dem W. D. eingefügte Bibliographie nicht verglichen wurde.

Die Folgen dieser mangelnden Umsicht mögen am Rumänien-Band gezeigt werden! Unter den „Bibliographical Works“ werden S. 369 nur 5 Titel genannt, es ist jedoch ein Leichtes, 13 einschlägige Titel aufzuführen. Alle nach 1939 erschienenen Zusammenstellungen fehlen bei Fisher-Galati. Im Abschnitt „Land and People“ vermissen wir die Arbeiten von W. Kündig-Steiner (Zürich 1946), C. Nădejde (1956), E. Panaitescu (Bukarest 1946) und D. Prodan (Hermannstadt 1945) — von den vielen älteren Arbeiten in deutscher Sprache und den bisher erschienenen 4 Bänden der landeskundlich natürlich sehr wichtigen „Flora Republicii Romîne“ ganz zu schweigen. Der Abschnitt „History and Politics“ macht in der immerhin 13 Seiten langen Zusammenstellung gut 4 Seiten aus, es fehlen jedoch alle deutschen Arbeiten (nur 2 deutschsprachige Titel von Laszlo Galdi und Joan Lupaş!), die 7 Memoirenbände von N. Jorga, die in französischer Sprache erschienenen Bücher von Petru Groza (1946), Sorana Gurian (1950), Louis Marin (1948), Pamphil Seicaru (1949), D. G. R. Serbanesco (1952) und einige Memoiren, die trotz ihres stark persönlich-publizistischen Charakters einen gewissen Quellenwert haben (etwa Mémorial d'Antonescu, Camil Ring, Radescu-Sekretärin Adriana Georgescu-Cosmovici, Prinzessin Ileana, zumeist in Paris erschienen, das zuletzt genannte Buch in New York 1951). Nach diesen Erfahrungen haben wir das bibliographische Kapitel „Economics“ nur flüchtig angesehen: es fehlt nahezu die gesamte neuere rumänische Wirtschaftsliteratur! Die in München erscheinende „Südosteuropa-Bibliographie“ führt für die Zeit zwischen 1945 und 1950 allein 7 ungedr. wirtschaftswissenschaftliche Dissertationen an, die an deutschen Hochschulen von Deutschen oder Rumänen vorgelegt wurden. Diese erfreulich hohe Zahl mag in den USA ein Indiz dafür sein, daß man ohne Benutzung des deutschen Südost-Schrifttums keine zusammenfassenden Werke über die Länder Ostmitteleuropas verfassen kann. Wie will man auf dem Gebiete der Wirtschaftskunde des Südostens weiterkommen, wenn man z. B. die in deutscher Sprache vorliegenden älteren und neueren Untersuchungen von Hermann Gross, M. Manoilescu, J. Rosen oder K. Thahheim (um nur einige Experten zu erwähnen!) nicht berücksichtigt?

Es wäre ein Leichtes, im Anschluß an diese bibliographischen Hinweise zu zeigen, daß auch der Text des Rumänien-Bandes viele Fehler und einige unnötige „weiße Flecke“ enthält. Wir schlagen Kap. 8 „Religion“ S. 132 ff. auf. Hier wird mit einer allzu vereinfachten und daher kirchenrechtlich nicht immer zutreffenden Analyse des Gesetzes Nr. 54/1928 (wichtig Decisiune 114 u. 119 aus dem J. 1933 sowie andere Dekrete) begonnen. Die grundlegende Bedeutung des Konkordats vom 10. 5. 1927 bzw. 29. 5. 1929 (erst jetzt Zustimmung des Parlaments) wird deshalb nicht deutlich, weil ein Hinweis auf die analoge Behandlung der unierten Kirche fehlt. Die Zahlenangaben über die konfessionelle Struktur der bessarabischen Bevölkerung (S. 137) sind falsch. Für die Bevölkerungsbilanz der Sieben-

bürger Sachsen wurden die verschiedenen Aufsätze der „Südostdeutschen Heimatblätter“ nicht benutzt. Es ist nicht richtig, das Dekret Nr. 177 vom 4. 8. 1948 als die Verordnung anzusehen, die die fundamentalen Prinzipien der kommunistischen Kirchenpolitik in Rumänien widerspiegelt (S. 132). Abgesehen von der Praxis sind vor allem noch die Gesetze Nr. 62 vom 2. 3. 1948 bzw. 178 (Dekret) vom 4. August 1948 und vor allem die Kündigung des Konkordats zu berücksichtigen. Der nationalkirchliche Einschlag bei der Politik gegenüber den Katholiken wird richtig gesehen, die Entwicklung seit der Klausenburger Versammlung vom 15. 3. 1951 (Statusul Catolic) wird jedoch nicht skizziert. Angaben über die ukrainische (seit 16. 12. 1949: „ruthenische“) orthodoxe Kirche fehlen gänzlich. Man wird kaum sagen dürfen, daß religiöse Verfolgung in Rumänien keine große Rolle gespielt habe (S. 146), erinnert sei nur an die Errichtung eines besonderen Konzentrationslagers für orthodoxe Geistliche und an die Verhaftung von römisch- bzw. griechisch-katholischen Geistlichen.

Während wir nicht glauben, daß der Rumänien-Band von Fisher-Galati einen größeren wissenschaftlichen Wert beanspruchen kann, verdienen die Bände über Albanien, die Tschechoslowakei und Polen volle Aufmerksamkeit. Natürlich ergab sich bei der ČSR-Untersuchung ein Problem: wie soll in den einleitenden Abschnitten die slowakische Frage behandelt werden? Die Herausgeber haben sich hier im Sinne des Benesch-Konzepts entschieden. Wir glauben nicht, daß diese Entscheidung wissenschaftlich haltbar ist. Bei einem Nachschlagewerk, das weitere Kreise über die facts unterrichten will, sollte man keine Politik treiben, sondern Tatsachen vermitteln. Selbst dann, wenn man sich auf den Standpunkt stellt, daß gewisse Fragen der völkerrechtlichen Entwicklung der ČSR ab Herbst 1938 umstritten sind, wird man bei derartigen Darstellungen der Tatsache Rechnung tragen müssen, daß die Slowakei als selbständiger Staat existiert hat. Gerade weil der ganze Band recht solide gearbeitet ist, muß es bedauert werden, daß die einzelnen Mitarbeiter sich den historischen und völkerrechtlichen Fragen nicht gestellt haben, die sich aus Zerfall und Zerschlagung des Staats 1938/39 ergeben; charakteristisch, daß die einschlägige deutsche (etwa Raschhofer) oder slowakische Literatur einfach nicht erwähnt wird. Man braucht im übrigen ja nur den Band 33 des „American Journal of International Law“ aufzuschlagen, um an dem interessanten Beitrag von Josef L. Kunz zu erkennen, daß führende amerikanische Völkerrechtler keineswegs der Meinung waren, daß der von Benesch eingenommene Standpunkt sonnenklar und rechtlich einwandfrei war. Es ist schade, daß der ČSR-Band an einigen Punkten einseitig politischen Strömungen unterlag. Sie treten übrigens nicht so deutlich hervor, weil auf die Zeit vor 1945 nur ganz kurz ein Blick fällt. Ähnlich ist auch der Polen-Band zu beurteilen, der gleichfalls wissenschaftlich gut ist, wenn auch die Mitarbeiter an manchen Punkten deutsches Fachschrifttum übersehen haben.

Angesichts des Materialreichtums aller Bände kann man nur wünschen, daß es dem Hauptherausgeber gelingt, bei den noch ausstehenden Bänden und etwaigen Neuauflagen das wissenschaftliche Niveau und den Willen zur Objektivität zu heben. Dazu würde auch gehören, daß bei der Schreibweise der Ortsnamen eine liberalere Praxis eingeführt wird. In Ostmitteleuropa haben viele Städte mehrere Namen, die — geschichtlich gesehen — oft gleichberechtigt sind. Verwendet man nur die in den Volksdemokratien heute gültigen Ortsnamen, so erschwert man die

Benutzung. Warum soll nicht hinter einem rumänischen Namen Siebenbürgens der alte deutsche, in der ganzen Welt bekannte Ortsname in Klammern stehen? Oder verlagert sich die Leidenschaft nationalistischer „Taferln-Politik“ jetzt nach Neu York? Die Entzifferung der heute gültigen Ortsnamen wird ja dadurch noch besonders erschwert, daß den Druckern dieser Bände offenbar die im Rumänischen und in den slawischen Sprachen erforderlichen Akzente und dergl. nicht zur Verfügung stehen.

Alle Bände legen den Begriff „Landeskunde“ verhältnismäßig eng aus. Das führt aber bei der Schilderung der wirtschaftspolitischen Entwicklung sehr leicht zu Verzeichnungen. Es wäre daher u. E. bei der Planung erforderlich gewesen, von Anfang an die Handelspolitik und die ökonomisch-technische Verflechtung mit der Wirtschaft der Sowjetunion stärker ins Auge zu fassen. Einige Hinweise lediglich im ČSR-Band S. 352 ff. Etwas genauer hätte auch auf die „Entnahmen“ der Roten Armee und der UdSSR 1944/5 eingegangen werden sollen, vgl. etwa die Angaben von S. D. Zagoroff in dem offenbar nicht benutzten Sammelwerk „The Agricultural Economy of the Danubian Countries 1935—1945“ (Stanford 1955).

J o a c h i m K ü h l

Uhlirz, Mathilde: Die älteste Lebensbeschreibung des heiligen Adalbert. Göttingen, Vandenhoeck & Rupprecht 1957. 92 S. (Schriftenreihe der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Schrift 1).

Die Verf.n legt unter obigem Titel als Nebenfrucht ihrer mustergültigen Ausgabe der Jahrbücher und Regesten Ottos III. eine Untersuchung über das Verhältnis der 1000—1001 verfaßten Römischen Vita Adalberts (RV) zu einer zweiten, gereimten, dem sogen. Lobgedicht (Lg), vor. Die auffallende sprachliche Verwandtschaft und der gleiche Gang der Darstellung beweisen den engen Zusammenhang beider Quellen. Allein, während K o l b e r g Lg für die Vorlage von RV hielt, hat die spätere Forschung seine Ansicht einmütig verworfen und das Lobgedicht als eine vielleicht sogar erst dem 14. oder 15. Jh. angehörende, jedes selbständigen Wertes entbehrende Umdichtung der Römischen Vita erklärt.

U. stellt beide Texte einander gegenüber. Der Gesamteindruck, der sich ihr dabei ergibt, scheint die Frage der Priorität eigentlich schon zu entscheiden. Denn es ist wohl leicht, den Inhalt einer gereimten Erzählung in Prosa wiederzugeben, aber fast unmöglich, ein Prosastück so wortgetreu zu versifizieren, wie es in Lg der Fall ist. Immerhin verlangt die Sicherheit einen Vergleich bis ins Einzelne. In diesem Falle erhält man zunächst drei Gruppen von Unterschieden: Zusätze, Auslassungen und Widersprüche. Doch sie zum Sprechen zu bringen, ist schwierig. Denn ein Plus in dem einen Bericht kann ebenso gut ein bewußter Zusatz zum anderen wie eine absichtliche Auslassung in diesem sein. Als Vorlage käme demgemäß jeweils der Paralleltext in Betracht. Nicht minder zweideutig sind aber auch die Widersprüche. Denn bei der unleugbaren, gegenseitigen Abhängigkeit beider Quellen gehen diese Widersprüche zwar deutlich auf Verbesserungsversuche zurück, indes w e r verbessert hat, ist wiederum nicht immer klar. Für die Datierung sind deshalb nur vier Beispiele verwendbar.

Das erste betrifft die Rückkehr Adalberts nach Prag, von wo er 989 nach Rom geflohen war, um die Bischofsmütze mit einer Mönchskutte zu vertauschen. RV erzählt nun, nach einigen Jahren habe der Mainzer Erzbischof eine Gesandtschaft

an den Papst geschickt mit der Bitte, dem Flüchtling die Rückkehr in seine Diözese zu befehlen. In der Fortsetzung aber, die den Erfolg der Boten meldet, liest man, der „nunciorum primas“ sei der Bruder des Herzogs von Böhmen gewesen. Tatsächlich war dieser laut Lg, das sich nur im Namen irrt, im Auftrage Boleslavs II. in Mainz erschienen, der Verfasser der Römischen Vita ließ das jedoch aus.

Die drei übrigen Beispiele bringen Verbesserungen. So setzt RV im Gegensatz zu Lg das letzte Zusammensein Ottos mit Adalbert, wie es den Itineraren entspricht, n a c h dessen Wallfahrt zu den französischen Gnadenorten an, läßt den ältesten Bruder Adalberts zur Zeit des Blutbades, in dem sein ganzes Geschlecht auf Befehl des Prager Herzogs hingemordet wurde, zusammen mit Boleslav Chrobry im Heerlager Ottos sein und nennt den Polen richtig nur „dux“ anstatt wie Lg „rex“, weil die Absicht des Kaisers, Boleslav zum König zu erheben, im letzten Augenblick wahrscheinlich an der Eifersucht der Reichsfürsten gescheitert war. Die Priorität von Lg steht somit außer Zweifel. Damit aber ist auch die Zeit seiner Entstehung bestimmt: 2. Hälfte 997, da die ersten Nachrichten über Adalberts Martyrium am Kaiserhofe eintrafen, und Ende 999, als Otto nach Gnesen zog.

Als Verfasser wird man mit U. am besten den treuen Begleiter Adalberts, den „presbiter Benedictus“, ansehen. Fraglich ist nur, ob er wirklich gerade ein Sachse war. Daß er Magdeburg nach Böhmen verlegt, wäre noch kein Gegenbeweis. Denn die Prager Handschrift, die das bringt, stammt aus dem späten Mittelalter. Der Abschreiber, der nichts mehr vom Heidentum in Ostelbien wußte, wohl aber im Lg vom Götzendienst der Böhmen las, verschlimmbesserte daher anscheinend ohne viel Nachdenken Sclavonia in Bohemia. Ein Benedikt, „Saxonum gente progenitus“, lebte allerdings zu Adalberts Zeit in Montecassino, aber für den „presbiter“ scheint es doch bezeichnend zu sein, daß er wie Adalbert ebenfalls noch einen slawischen Namen hatte, „Bugussa“. Die Spuren, die nach Sachsen weisen, besagen dagegen nichts, da er seine Bildung sehr gut in einem sächsischen Kloster empfangen haben konnte.

Im übrigen ist das Nebensache. Entscheidend ist, daß U. Lg als wohlunterrichtetes, zeitgenössisches Werk erwiesen hat, das doppelt wertvoll ist: als literarisches Denkmal, welches die geistige Höhe des Kreises um Otto III. treffend kennzeichnet, und als Geschichtsquelle, die nicht nur die Biographie ihres Helden durch dramatische Einzelheiten ergänzt, sondern auch wichtige Nachrichten über Otto II., die Phasen der Polenpolitik seines Sohnes und Böhmens bringt, und uns den hochgemuten Sinn der Renovatio imperii fühlen läßt.

Stara Fužina

L. H a u p t m a n n

Sydow, Jürgen: Unbekannte Briefe des Pier Paolo Vergerio d. J. im Regensburger Stadtarchiv, in: Verhandlungen des Historischen Vereins für Oberpfalz und Regensburg, 99. Bd. 1958. S. 221—229.

S. veröffentlicht hier 12 bisher unbekannte Briefe des protestantisch gewordenen ehemaligen Bischofs von Capodistria und nachmaligen Rates Herzog Christophs von Württemberg P. P. V. Es handelt sich um zwei Gruppen von Briefen: Die eine betrifft eine Intervention zugunsten des von den Venezianern eingekerkerten Neffen V.s. In ihnen wird einige Male auch der kroatische, damals in Regensburg wirkende Reformator Stephan Consul erwähnt. Die andere Gruppe, aus dem J. 1558, sind Briefe, die an Leonhard Budina nach Laibach mit der Bitte

um Weiterbeförderung geschickt werden sollten, vermutlich jedoch nie abgeschickt wurden. S. gibt den Wortlaut der teils lateinisch, teils italienisch geschriebenen Briefe — lediglich das Begleitschreiben an Budina hat eine deutsche Adresse — mit einer kurzen Einleitung, jedoch ohne Kommentar. B. S.

Maaß, Ferdinand: Der Josephinismus. Quellen zu seiner Geschichte in Österreich 1760—1850. Wien, Herold 1957. 667 S. (Fontes rerum Austriacarum II Dipl. et acta, Bd. 74).

Bei der Anzeige des Bd. 3 (SOF XVI 465) wurde angekündigt, daß nach Vorlage von Bd. 4 zu einigen strittigen Fragen Stellung genommen werden sollte. Da jetzt noch ein 5. Bd. angekündigt wird, muß diese kritische Erörterung verschoben werden. Bd. 4 behandelt die kirchenpolitische Entwicklung nach 1790 und reicht bis 1819, bezieht also bereits die ersten Versuche Metternichs, zu einer Milderung des Staatskirchentums zu kommen, ein. Besonders wichtig ist das Kapitel über die Diözesanregulierung 1803—1807, es enthält u. a. auch viel Material über Galizien und Ungarn. Das gut ausgebaute Stichwortverzeichnis erleichtert die Benutzung sehr. Waren keine Unterlagen über die Wiedereinführung von Reversen bei konfessionellen Mischehen zu finden? Das Toleranzpatent hatte Reverse verboten, unter dem Einfluß der einlenkenden Politik Metternichs sind jedoch einige Bischöfe zu dieser alten Praxis zurückgekehrt. Auffällig ist, daß M. bei dem 1804 besonders sichtbaren Übergang zu einem „hemmungslosen Staatskirchentum“ (S. 65) nicht prüft, ob nicht Einflüsse der napoleonischen Kirchenpolitik vorliegen? Tatsächlich hat ja die „Convention“ mit Pius VII. (15. 7. 1801) auf die kirchenpolitische Praxis der deutschen Länder einen tiefgreifenden Einfluß ausgeübt; sollte das napoleonische System in Wien nicht beachtet worden sein? H. B.

Laskaris, S. Th.: Διπλωματική ιστορία τῆς συγχρόνου Εὐρώπης. (1914—1939). (Diplomatische Geschichte des gegenwärtigen Europas. 1914—1939). Thessaloniki 1954. XII + 304 S., 8 Ktn. im Text. (Veröffentlichung der Gesellschaft für Mazedonische Studien. Institut für Studien der Balkanhalbinsel. Nr. 1).

Das vorliegende Buch von L. stellt die Fortsetzung und Ergänzung der von dem gleichen Verf. stammenden Bücher *„Diplomatische Geschichte Europas 1814—1914“ und *„Diplomatische Geschichte Griechenlands 1821—1914“, erschienen in Athen 1936 bzw. 1947, dar. Es ist in gleicher Weise angelegt wie diese, was unter anderem bedeutet, daß auf Fußnoten Verzicht geleistet und dafür am Anfang jedes Kapitels eine Zusammenstellung der benutzten Quellen geboten wird. Die Darstellung setzt ein mit dem Mord von Sarajewo am 28. Juni 1914 und führt bis zum 30. August 1939. Sie folgt zwar aufs Ganze gesehen dem zeitlichen Ablauf der Geschehnisse, bevorzugt aber immer wieder die in sich geschlossene Behandlung bestimmter Problemkreise nacheinander gegenüber der rein chronologischen Anordnung. Sachlich stehen, wie es Titel und Zielsetzung des Buches entspricht, weniger die rein pragmatischen Vorgänge als solche im Mittelpunkt als die Rolle, die die einzelnen Mächte bei den politischen Hauptereignissen der behandelten Epoche spielten, ihre diplomatischen Aktionen, zwischenstaatlichen Verhandlungen, Vertragsabschlüsse usw. Naturgemäß steht die politische Geschichte im Vordergrund, doch findet z. B. auch die Weltwirtschaftskrise und hiermit in Zusammenhang stehende Einzelereignisse, etwa der Plan einer deutsch-österreichischen Zollunion von 1931, durchaus Beachtung.

Das Hauptproblem eines solchen Buches ist die Frage der Gliederung des umfangreichen Stoffes und das Problem der Schwerpunktverteilung. Hierzu ist einmal zu sagen, daß die vom Verf. gewählte Gliederung auf der einen Seite sachlich überzeugend wirkt, auf der anderen Seite für den Leser den Vorteil guter Übersichtlichkeit hat. Hierzu trägt äußerlich auch die Unterteilung jedes der 21 Kapitel in 3 bis 5 Unterabschnitte bei. Zur Schwerpunktverteilung sei bemerkt, daß bei voller Bewahrung der Objektivität des Urteils der südosteuropäische, genauer gesagt der griechische Standpunkt des Verf.s insofern zur Geltung kommt, als den südosteuropäischen Ereignissen ein besonders breiter Raum gegeben wird. 4 der insgesamt 21 Kapitel sind ihnen ausschließlich, 4 weitere zum überwiegenden Teil gewidmet. Für den Südost-Historiker sind diese Kapitel naturgemäß besonders interessant.

Im Folgenden sei eine kurze Inhaltsübersicht der Südosteuropa betreffenden Kapitel und Unterabschnitte gegeben. Kap. 2 „Die ersten Kriegsmonate (August 1914 — April 1915)“ behandeln in je einem Unterabschnitt den Kriegseintritt der Türkei, die Politik Griechenlands in den ersten Kriegsmonaten und den Dardanellenfeldzug mit seinen politischen Zusammenhängen. Kap. 3 bespricht in je einem Unterabschnitt den Kriegseintritt Bulgariens und die Fortdauer der griechischen Neutralität. Kap. 4 ist zur Gänze der Außenpolitik des Königs Konstantin in den J. 1915 bis 1917 gewidmet, es behandelt u. a. den Gegensatz zwischen ihm und Venizelos und führt bis zur Abdankung des Königs im Juni 1917. Ein Unterabschnitt von Kap. 5 bespricht den Kriegseintritt Rumäniens. Kap. 11 ist wiederum vollständig der Entwicklung im Südosten gewidmet. Es behandelt den Eintritt Griechenlands in den Weltkrieg, den Zusammenbruch Bulgariens und des Osmanischen Reiches, die Friedensverträge von Neuilly und Sèvres, die griechisch-türkische Auseinandersetzung in Kleinasien und den Friedensvertrag von Lausanne. — Kap. 14, „Italien und die Donaustaaten“, bespricht die Mittelmeerpolitik Italiens, die Kleine Entente und das Schicksal Österreichs. Kap. 16 behandelt ausführlich die Beziehungen zwischen Griechenland und seinen Nachbarn in den J. 1923 bis 1930, wobei je ein Unterabschnitt den Beziehungen zur Türkei, zu Jugoslawien, Bulgarien und Albanien gewidmet ist. — Kap. 20 schließlich behandelt die Bestrebungen der Südoststaaten zu gegenseitiger Annäherung in den J. 1933 bis 1939: Den griechisch-türkischen Vertrag vom 14. September 1933, den Balkanpakt vom 9. Februar 1934, den bulgarisch-jugoslawischen Freundschaftsvertrag vom 29. Januar 1937, den italienisch-jugoslawischen Freundschaftsvertrag vom 25. März 1937, den griechisch-türkischen Zusatzvertrag vom 27. April 1938; auch die Abkommen von Montreux und Thessaloniki vom 20. Juli 1936 bzw. 31. Juli 1938, die die in den Verträgen von Neuilly und Lausanne festgelegten Souveränitätsbeschränkungen auf militärischem Gebiet beseitigten, werden besprochen. Das Kapitel schließt mit der Besetzung Albaniens durch die Italiener im April 1939 und einer Besprechung der Lage Griechenlands am Vorabend des zweiten Weltkriegs.

Das Buch von L. muß als eine ebenso übersichtliche wie ausgewogene Darstellung von hohem Niveau bezeichnet werden.

Hamburg-Nienstedten

Friedrich Karl Kienitz

Ubersberger, Hans: Österreich zwischen Rußland und Serbien. Zur Südslawischen Frage und der Entstehung des Ersten Weltkrieges. Köln-Graz, Verlag Hermann Böhlaus Nachf. 1958. VIII + 332 S., 12 Taf.

U. bietet uns im vorliegenden Band eine Geschichte der österreichisch-serbischen Beziehungen, wobei er vor allem die Zeit seit 1903, noch stärker die Zeit seit 1908 berücksichtigt. Verf. behandelt u. a. eingehend die Annexionskrise, den Vertrag von Raconigi, den Friedjungprozeß, Balkanbund und Balkankrieg (mit allen seinen, z. T. weitreichenden Folgen), das österreichische Ultimatum an Serbien vom Oktober 1913, das Verhältnis Rumäniens zum Dreibund und die Ereignisse, die sich unmittelbar vor dem Attentat von Sarajewo abspielten. Ein zweiter Teil ist den „Organisatoren und Mitwissern des Attentats von Sarajewo“ gewidmet, wobei U. auch die Ereignisse nach der Ermordung des Thronfolgers Franz Ferdinand bis zum Prozeß von Saloniki verfolgt, der mit der Hinrichtung des Obersten Dimitrijević endete. Die Ausführungen des gelehrten Verf.s sind wohl belegt. Es kann diesem in allen wesentlichen Punkten zugestimmt werden. Die Arbeit ist für die diplomatische Geschichte des europäischen Südostens zwischen 1908 und 1914 geradezu grundlegend.

F. V.

Funder, Friedrich: Als Österreich den Sturm bestand. Aus der Ersten in die Zweite Republik. Wien-München, Verlag Herold 1958. 352 S., 27 Taf. Geb. DM 29.50.

Der bekannte, im Mai 1959 verstorbene österreichische Publizist führt im vorliegenden Band seine Lebenserinnerungen (vgl. SOF XIV 279) bis zum J. 1945 fort. F. erörtert die Wirkung der großen Wirtschaftskrise auf die österreichische Politik und ihre politischen Komplikationen insbesondere seit 1933, wobei der nationalsozialistischen Propaganda (S. 85 ff.) und der Abkehr vom Parlamentarismus (S. 65 ff.) eine bedeutsame Rolle zufiel. Im folgenden schildert F. die Auflösung der christlichsozialen Partei und die Schaffung der „Vaterländischen Front“ (S. 107 ff.), die Auseinandersetzung mit der Sozialdemokratie und den Februarputsch vom J. 1934 (S. 135 ff.), das Ringen um neue politische Formen (S. 179 ff.), die zunehmende nationalsozialistische Aktivität, den Juliputsch (S. 210 ff.) und die weiteren spannungsgeladenen Ereignisse bis zum März 1938 (S. 227 ff.) und darüber hinaus. F. hat in seinem Vorwort keinen Zweifel gelassen (S. 9), daß es ihm darauf ankommt, „einer Reihe schädlicher Irrtümer den Eingang in die zeitgenössische Geschichtsschreibung zu verwehren ...“ Und in der Tat sind die Ausführungen des Verf.s, der ja inmitten des politischen Geschehens stand, überreich an wichtigen Angaben und bisher unbekanntem Zügen, für die ihm die Geschichtsschreibung aufrichtigen Dank weiß. Auch für die Geschichte der Donauländer besitzt das Buch F.s hohen Wert. Es trägt dazu bei, auch die dortigen Geschehnisse in vielem verständlich zu machen.

Die vornehme Ausstattung des Bandes entspricht dem Range der Veröffentlichung.

F. V.

Weber-Kellermann, Ingeborg: Der Luzienstuhl im deutschen und ungarischen Volksglauben. Sonderdruck: Hessische Blätter für Volkskunde, Band 49/50, Textteil-Hepding-Festschrift, Gießen 1958, S. 295—316.

Die ausgezeichnete Kennerin der ungar- und slawoniendeutschen Verhältnisse, Mitarbeiterin am Volkskundemuseum der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, legt die Ergebnisse einer Kundfahrt in die „Schwäbische Türkei“ 1957

in einem Teilgebiete vor, das die abergläubischen Riten der Hexenerkennung und des Löbelns in der Luziennacht (12.—13. XII.) behandelt, jenes Termines also, der noch aus der Zeit vor der Gregorianischen Kalenderreform von 1582 tatsächlich auch die Nacht der astronomischen Sonnenwende des Winterhalbjahres war und demgemäß von magischen Riten erfüllt. Der Wert der Arbeit liegt vor allem darin, daß hier das Neben- und Ineinander der deutschen wie der madjarischen Überlieferungen zu diesem allgemein, also nicht auf nationale Grenzen beschränkten Mittwinternachtermin dargeboten werden innerhalb jenes großen Volksglaubens- und Brauch-Komplexes des Luzientermines, den gleichzeitig der Rezensent in seinem Buche „Santa Lucia und die Lutzelfrau. Volksglaube und Hochreligion im Spannungsfeld Mittel- und Südosteuropas“ (Südosteuropäische Arbeiten, Band 53, München 1959) vorführen konnte, wobei hier im Kapitel über „Magisches Orakelbrauchtum der Luziennacht in Südosteuropa“ (S. 109 ff.) vor allem die slawischen (slowenisch, kroatisch, slowakisch, tschechisch) Varianten des sinn- und formgleichen Ritus des Luzienstuhl-Baues vorgeführt werden. Es handelt sich um ein aus vielerlei unter magischen Riten gewonnenen Hölzern verfertigtes Stühlchen, auf dem stehend man in der Christmette in der Kirche die „Hexen“ erkennen sollte, wobei sich Sonderformen als Peitsche dem Zweigsegen-Brauche des Frisch- und Gesund-Schlagens verbanden in jener lebhaften Wechselwirkung der Brauchüberlieferungen zwischen den einzelnen Völkern Südosteuropas, die gerade aus solchen abwegig erscheinenden Einzelheiten der Überlieferung manche sonst verdeckte Tiefblicke in das Kulturgefüge der Menschen in nationalen Kontaktlandschaften ermöglichen.

Graz

Leopold Kretzenbacher

II. Tschecho-Slowakei

Karpaten Jahrbuch 1958. Kalender der Karpatendeutschen aus der Slowakei.

Jahrgang 9. Arbeitsgemeinschaft der Karpatendeutschen aus der Slowakei.

Der reiche Inhalt dieses Karpaten-Jahrbuchs, das Johann Liptak mit großer Sorgfalt zusammengestellt hat, wird geprägt vor allem von der Summe und der Fliehkraft all der Kundgebungen, Reden und Vorträge, die beim Bundestreffen der Karpatendeutschen 1957 in Karlsruhe gehalten wurden. So wird auch diese Publikation zu einer Fundgrube für alle, die sich mit der geistigen Landschaft, der Geschichte und Kunst des Karpatenraums beschäftigten. Besonders aufschlußreich sind die Ausführungen von Liptak über das Karpatendeutschtum in der Geschichte, von W. Weiszsäcker über das deutsche Recht als Grundlage des karpatendeutschen Werdegangs, von R. Steinacker über deutsche bildende Kunst im Nordkarpatenraum, von demselben über das 100jährige Preßburg, von B. Schier über die Volkskultur des Nordkarpatenraumes, von A. Emeritzky über das Geistesleben und literarische Schaffen des Karpatendeutschtums, von F. Repp über Volkslied, Volkstanz und Musik, von J. Künzig über die innere Stimme der alten Heimat, von H. Klein über die Oberufer Spiele usw. Die Reden von Bundestagspräsident Gerstenmaier und Minister a. D. Tiso sowie zahlreiche literarische Beiträge kennzeichnen das festliche Gepräge dieses Jahrbuchs.

H. W.

Feyl, Othmar: Die Universität Jena und die böhmischen Länder. Ein historischer Querschnitt bis 1918. In: Wissenschaftliche Ztschft. der Friedrich-Schiller-Universität Jena VI (1956/57). S. 461—468.

Die Bedeutung der Universitäten für die Entwicklung der geistigen und kulturellen Beziehungen zwischen den einzelnen Völkern sind längstens erkannt. Wenn nun im vorliegenden Falle in erster Linie die Frage nach den Beziehungen der Universität Jena zum böhmischen Raum gestellt wird, so sind darin die Deutschen Böhmens und die Tschechen inbegriffen, wobei das Jenaer Geistesgut gewiß auch über manche der Deutschböhmern zu den Tschechen gelangt ist.

1558—1620 stammen 341 der Studenten (1,3⁰/₀) aus Böhmen, ganz überwiegend aus den deutschen westböhmischen Städten. Etwa 10 Tschechen sind in dieser Zahl enthalten. Durch den Dreißigjährigen Krieg, die Gegenreformation und die Folgen dieser Geschehnisse verändert sich das Bild sehr stark. Nunmehr sind die Beziehungen Jenas zu den deutschen, slowakischen und madjarischen Lutheranern in Ungarn wesentlich stärker als zum böhmischen Raum. Im 18. Jh. pflegt Jena besonders die böhmisch-mährische Reformationsgeschichte unter dem Einfluß pietistischer Theologen und Historiker (J. F. Buddeus und seine Schüler, B. G. Struve). Die Bibliothek des Rechtshistorikers Chr. G. Buder umfaßte reiche Bestände zur osteuropäischen Geschichte, die jetzt noch in der Universitätsbibliothek Jena erhalten sind. Seit 1780 verdichten sich wieder die Beziehungen zum böhmischen Raume. Es wären u. a. die Mitarbeit Dobrovskýs an der Jenaer Allgemeinen Literaturzeitung zu nennen, die Ausstrahlungen Jenas auf die tschechische Nationalbewegung und die Bedeutung der Jenaer burschenschaftlichen Bewegung für Prag. In der 2. Hälfte des 19. Jh.s wirkten in Jena schließlich auch zwei aus Böhmen stammende Professoren (Joh. N. Czermak und Ottokar Lorenz).

München

F. v. S c h r o e d e r

Schwarz, Ernst: Sudetendeutscher Wortatlas. Band 2. München, Verlag Gruppert Lärche (Vormals E. G. Calve, Prag) 1956. 43 S., 35 Ktn.

In raschem Zug hat Sch. die in Band 14, 472 ff. dieser Zeitschrift angezeigte Wortatlas-Publikation fortgeführt. Der neue Band hat alle Vorzüge des ersten. Auch hier zieht Sch. in seinen wortgeographischen Deutungen mit rühmenswerter Sorgfalt und erstaunlichen Kenntnissen Sprachstände der Zips und Siebenbürgens heran. Er hält dabei an dem in seinem Buch über die „Herkunft der Siebenbürger und Zipser Sachsen“ (1957) niedergelegten Standpunkt einer in zwei, höchstens drei Generationen abgewickelten, in Verbindung miteinander erfolgten Großeinwanderung der Zipser und Siebenbürger und an seiner Annahme einer ostsaalischen Zwischenheimat fest. Ich darf dem gegenüber auf die in meinen Veröffentlichungen niedergelegte abweichende Stellungnahme (zuletzt „Zur Siedlungsgeschichte und Sprachgeographie der mittelalterlichen deutschen Siedlungen in Siebenbürgen“, Verhandlungen der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, phil.-hist. Kl. 104, 3, Berlin 1959) hinweisen.

Innsbruck

K a r l K u r t K l e i n

Schmidt, Leopold: Der hl. Prokop als Bergbaupatron Böhmens. Sonderdruck aus: „Archaeologica Austriaca“, Beiheft 3, Wien 1958, S. 143—155.

Im Rahmen der Studien zur Bergmannskultur greift die Volkskunde vor allem auch die Patrozinienfrage für die Bergbaue zu weiten kulturhistorisch-kultge-

schichtlichen Rückschlüssen auf. Verf. untersucht die Legende des hl. Prokop von Chotieschau-Sazawa (1004—1053), der als historische Gestalt mit seiner frühen Hinwendung zum östlichen Christentum (legendarer Weg nach dem Osten; Mitbringen kyrillischer Bücher; Selbstverfassen eines kyrillischen Evangeliums, das später nach Reims gekommen sei und bei der Krönung der französischen Könige als Schwurevangelium gedient habe; Leben in der Einsiedlerhöhle bei Prag usw.) und in seiner Wirksamkeit in der „Prokophöhle“ an der Sazawa mit den Beziehungen zu den Herzögen aus dem Hause der Přemysliden ebenso vorgestellt wird wie seine zeitliche und legendentypische Parallelität zur volkstümlichen Überlieferung über den „Rodungsheiligen“ Gunther im Bayerischen Wald. Vermutlich haben ja böhmisch-nationale Benediktiner die Legenden der beiden Nationalhelden des 11. Jh.s noch mehr einander angeglichen (Kloster von Břevnow). In hussitischer Zeit wird Prokop als Taufname in Böhmen sehr verbreitet. Es ist nicht ausgeschlossen, daß die Gegenreformation die Verehrung für den hl. Prokop, der neben Wenzel, Adalbert und Ludmilla zum Landesheiligen aufgestiegen war, ebenso deswegen förderte, weil man auch in ihm einen Gegenpol gegen den Hussitismus finden konnte, so wie auch der Kult für Johannes Nepomuk hussitisches Denken auslöschen sollte, für das immer noch die anderen Johannes, jener Hus und jener Žižka, als die böhmischen Nationalheroen schlechthin in Gültigkeit waren. Die Höhlen und Bergschluchten, in denen der geschichtliche Prokop von Sazawa einst gelebt hatte, wurden zur „sakralen Landschaft“. Der böhmische Bergbau nahm diesen böhmischen Heiligen gerne als himmlischen Patron für die Schächte und Stollen an. Ganz im Stil der österreichischen Barbara-feste wurden in Böhmen bis 1860 Aufzüge der Bergleute am Prokopitag (4. Juli) veranstaltet, die sich zu großen Volksfesten im Bereich der Bergwerksorte ausweiteten. Noch bis ins 20. Jh. nennt sich der Verein der Berg- und Hüttenarbeiter Böhmens einfach „Prokop“.

Graz

Leopold Kretzenbacher

III. Ungarn

A debreceni Déri Muzem Évkönyve 1948—1956 (Jahrbuch des Déri-Museums in Debrecin, 1948—1956). Redigiert von Dr. István Balogh. Debrecin, 1957. 162 S., XII Taf.

Vor dem zweiten Weltkrieg ließen mehrere Museen der ungarischen Provinz systematisch Jahrbücher erscheinen. 1948 hörte diese Möglichkeit auf. Infolge einer gewissen Entspannung in der Zeit von 1955—1956 konnten einige ungarische Provinzmuseen wieder ihr Jahrbuch erscheinen lassen. Unter den neuerschienenen Jahrbüchern ist das des Museums von Debrecin — es feiert eben das fünfzigjährige Jubiläum seines Bestehens — wohl als eines der besten zu bezeichnen. Debrecin bietet in seinem Museum eine der bedeutendsten Sammlungen der ungarischen Provinz. Das Jahrbuch verfolgt das Ziel, eine klare Übersicht jener tatsächlich großartigen Entwicklung zu geben, die für die ungarischen Museen in den J. 1949—1952 charakteristisch ist. Das bestätigt auch István Balogh in seinem Bericht, der sich mit der Tätigkeit des Museums in den J. 1948—1956 beschäftigt. In seiner Darstellung erwecken drei zahlenmäßige Angaben Interesse. Die Sammlungen des Museums vermehrten sich in dem erwähnten Zeitraum um

5 800 Objekte, die Anzahl der veranstalteten Ausstellungen belief sich auf 50, und während 1948 nur 7 500 Personen das Museum besuchten, konnten 1956 mehr als 42 000 Besucher gezählt werden. In den übrigen Teilen des Jahrbuchs sind Fachartikel aus der Feder von verschiedenen Mitarbeitern des Museums veröffentlicht. János M a k k a y berichtet über die in Berettyóvölgy durchgeführten, prähistorischen Forschungen. Andreas B é r e s schildert uns einen Weihnachtsbrauch aus der Gemeinde Nyiradony, der vor ungefähr 60 Jahren in dieser Gegend auftauchte. József M e n y h a r t gibt uns eine fesselnde Beschreibung der aus dem 18. Jh. stammenden Barockgemälde, die die Wände der Apotheke „Das goldene Einhorn“ schmücken. Unter den Museen der ungarischen Provinzstädte verfügt nur das Museum von Debrecin über eine modern eingerichtete Restaurierungswerkstätte. Über die Arbeit und Tätigkeit dieser Werkstätte berichtet uns Katalin D i t r ó i.

In seiner Arbeit über die Tätigkeit der Debreciner Buchbindergesellen in Odenburg („Debreceni könyvkötölegények Sopronban“) teilt der Kunsthistoriker Endre C s a t k a i gewisse Einzelheiten mit, die auch für das Ausland nützlich und interessant sind. Im abschließenden Teil des Jahrbuchs veröffentlichen in Debrecin lebende, nicht dem Museum angehörige Fachleute einige Angaben lokalgeschichtlichen Charakters.

K. G.

A Janus Pannonius Múzeum Évkönyve 1956. (Jahrbuch des Museums „Janus Pannonius“ 1956.) Fünfkirchen, Janus Pannonius Múzeum 1956. 192 S., 32 Taf.

J. D o m b a y erinnert in der Einleitung daran, daß das Fünfkirchener Museum seit der Verstaatlichung 1949, in den letzten 6 Jahren, größere Fortschritte gemacht hat, als in den 50 Jahren vor der Verstaatlichung. J. C s e m e g i : *Bericht über die Ergebnisse der Forschungen am Gebäude Káptalngasse Nr. 2 in Fünfkirchen. Es wird in dieser vorläufigen Arbeit festgestellt, daß das Gebäude am Anfang des 14. Jh.s entstanden ist. Der gotische Grundbau wurde später in der Renaissance- und Barock-Zeit, dann in der Mitte des 19. Jh.s weitgehend umgebaut. E. P e t r o v i c h : *Daten zur Geschichte des Hauses Káptalngasse Nr. 2 in Fünfkirchen. Die erste Urkunde, welche sich auf das Haus bezieht, stammt aus dem J. 1324. Der Verf. gibt eine ausführliche Geschichte des Hauses. É. H á r s : *Die Ornamente des Gebäudes Káptalngasse Nr. 2 in Fünfkirchen. Das erste Ornament, im Stil der Gotik, stammt aus dem 15. Jh.. Die Kunstdenkmäler sind sehr fragmentarisch. A. G e b h a r d t : *Die tiergeographischen Probleme des Mecsek-Gebirges. E. F ü z e s : *Daten zu den geteilten Niederlassungen in Mecsek. In einigen Dörfern in der Gegend von Fünfkirchen waren im 18. und 19. Jh. die Ansiedlungen geteilt. J. D o m b a y : *Der gotische Grabfund von Domolospusztá. Das ostgotische Grab stammt aus dem 5. Jh., als sich die Ostgoten in Pannonien niederließen. A. O. H o r v á t h : *Die Waldtypen des Mecsekgebirges. J. K o d o l á n y i j u n . : *Die Totenbeschwörungsfrauen von Diósvizsló. Dieser volkskundliche Brauch erinnert an den Schamanismus. P. L a k a t o s : *Römischer Grabfund im Gebiete der Gemeinde Márok. Die Gräber stammen aus dem 4. Jh. n. Ch. Armreifen, eine Fibel und eine Spange wurden gefunden. Anschließend J. D o m b a y : Über die Entstehung des Janus Pannonius Museums. Der Verf. gibt ein gutes Bild über die Entwicklung und Geschichte des Museums.

Die technische Seite des Bandes läßt noch einige Wünsche übrig. Der wissenschaftliche Wert der Aufsätze ist unterschiedlich, hervorragend ist der Beitrag vom E. P e t r o v i c h.

Sehr begrüßenswert sind die deutschen Zusammenfassungen am Ende der Beiträge.

F. K.

Das Ofner Stadtrecht. Eine deutschsprachige Rechtssammlung des 15. Jahrhunderts aus Ungarn. Herausgegeben von Karl M o l l a y (Monumenta historica Budapestinensia, I). Budapest, Akademiai kiadó 1959. 240 S., 14 Taf. Geb. 80.— Ft.

Das Ofner Stadtrecht ist eines der wichtigsten mittelalterlichen Rechtsdenkmäler der ungarländischen Städte, das bisher nur in einem von Andreas M i c h n a y und Paul L i c h n e r veranstalteten Druck vom J. 1845 vorlag. Nun legt der aus mehreren Arbeiten rühmlich bekannte ungarische Germanist Karl M o l l a y eine neue kritische Ausgabe vor, die allen Ansprüchen gerecht wird. M. behandelt zuerst die Geschichte der Forschung (S. 7 ff.), anschließend umreißt er die „Aufgaben der weiteren Forschung“ (S. 20 ff.). Ihm zufolge bedarf die Sprache des Stadtbuches noch einer eingehenden Klärung und der Text des Rechtsdenkmals einer sprach- und sachgeschichtlichen Kommentierung. M. vermutet, daß die Abfassung des Stadtrechts 1403/04 begonnen und vor 1439 abgeschlossen wurde (S. 23). Die Gründe, die er dafür anführt, sind überzeugend. Als Verfasser des Stadtrechts hat M. einen Johannes Siebenlinder (bezeugt zwischen 1392 und 1438) ermittelt, der wohl aus der Ortschaft Siebenlinden (bei Eperies) im Westkarpatengebiet stammt (S. 21 f.).

Der Abdruck des Stadtrechts richtet sich nach der Preßburger Handschrift, doch werden die Varianten der anderen Hss. angeführt. Ein Sachverzeichnis und ein Glossar beschließen den Band.

Über die Bedeutung dieser, nun eigentlich erst durch M. ganz erschlossenen Quelle ist hier nur soviel zu sagen, daß sie nicht nur als Rechts- und Sprachdenkmal, sondern auch kulturgeschichtlich wichtig ist. Wir gewinnen aus dem Stadtrecht zahlreiche wichtigste Angaben über die Zustände Ofens in der 1. Hälfte des 15. Jh.s, über die Handelsverbindungen, Maße und Gewichte, Handwerk, Gewerbe usw.

Schließlich möchten wir noch unserer Freude Ausdruck geben über die vorbildliche Genauigkeit, mit der M. den Abdruck besorgt hat, desgleichen über die hervorragende Ausstattung des Bandes. Anzuerkennen ist auch, daß M. im deutschen Text die deutschen Ortsnamen gebraucht. Wir begrüßen dies als entschiedenen und verständnisvollen Fortschritt, der auch anderen zur Nachahmung empfohlen sei.

F r i t z V a l j a v e c

Mikes, Kelemen: Törökországi levelek (Briefe aus der Türkei). A könyvet szerkesztette és a bevezetőt írta: Szigeti József. — Budapest, Állami irodalmi és művészeti kiadó, o. J. 454 S.

Die türkischen Briefe des Kelemen Mikes sind ein wertvolles Kulturzeugnis aus der Türken- und Kuruzzenzeit der Donauländer. Umso dankenswerter ist es,

daß sie nunmehr in dieser Ausgabe zugänglich sind. Uns interessiert hier nicht so sehr die philologische Seite der Literaturgeschichte und die in der Einleitung von Joseph Szigeti ausführlich gegebene Besprechung der sprachlichen Besonderheiten und des Stiles dieses magyarisch schreibenden Schriftstellers aus dem frühen 18. Jh., sondern die historische Bezogenheit und die kulturgeschichtliche Erscheinung dieses Mannes. Mikes Kelemen, der 1690 geboren wurde, besuchte zuerst eine Volksschule in seiner Heimat, kam dann auf das Jesuitengymnasium nach Klausenburg, in dem die vornehme Jugend Siebenbürgens erzogen wurde, und schloß sich dann der Bewegung des Fürsten Franz II. Rákóczi an, der gegen Österreich aufgestanden war. Nach dem Zusammenbruch der Erhebung ging er mit Rákóczi in die Türkei in die Verbannung. Von Rodosto aus, wo er lebte, schrieb nun Kelemen Mikes seine Briefe. Der 1. ist vom 10. Oktober 1717 datiert, der 207. und letzte vom 20. Dezember 1758. Dazwischen liegt die Bekanntschaft des Verf. mit der französischen Kolonie in der Türkei (Bonnac, Saussure). Obwohl fern der christlich-abendländischen Welt verfolgt Mikes Kelemen alle Ereignisse mit größter Spannung und Aufmerksamkeit. Es ist ungemein aufschlußreich die Anschauungen eines Mannes zu verfolgen, der in unmittelbarer Gemeinschaft mit dem verbannten Rákóczi lebte. So wird die Briefsammlung von Mikes Kelemen ein hervorragendes Dokument für den Charakter des Siebenbürgischen Fürsten. Seine Anschauungen aber machen ihn zum Bindeglied zwischen der Bewegung des zeitgenössischen siebenbürgischen Bürgertums und der magyarischen Aufklärung des 18. Jh.

Wien

Ernst Joseph Görlich

Sándor, Pál: A XIX. század végi agrárváltság Magyarországon. (Die Agrarkrise in Ungarn am Ende des 19. Jh.s). Budapest, Akadémiai Kiadó 1958. 378 S. = Gazdaságtörténeti értekezések 1. (Ökonomisch-historische Abhandlungen 1.)

Der Verf. beschäftigt sich in der Einleitung mit der allgemeinen europäischen Agrarkrise. Der Hauptgrund derselben war das Einströmen von billigem Getreide aus Amerika. Die ungarländische Agrarkrise war ein Teil der allgemeinen europäischen Krise.

Die Zeit von 1850 bis 1870 war die Epoche des Aufblühens des ungarischen Großgrundbesitzes. Die günstigen Möglichkeiten der Getreideverwertung sicherten die rasche Motorisierung dieser Güter. Damit hängt die außerordentliche Verarmung der Bauern zusammen, beziehungsweise die Proletarisierung der Besitzlosen. Obwohl nach dem Ausgleich von 1867 die Getreideproduktion stieg, konnten wegen der primitiven Erzeugung die Preise nicht gesenkt werden, was in der Folge die Krise vertiefte.

Der Verf. behandelt ausführlich die Vertiefung der Krise. Es ist bemerkenswert, daß die Produktion sich verdoppelte, der Einzelverbrauch sich jedoch verminderte, was ebenfalls zur Steigerung der Krise beitrug. Sehr interessant ist, daß die Produktion in Deutschland und Frankreich trotz schlechter Felder doppelt so hoch war, als in Ungarn.

S. bespricht eingehend den Untergang und die Verschuldung des Bauerntums. Zwischen 1869—1896 gingen 97 000 Wirtschaften zugrunde. Dies bestätigt auch die Zahl der Dienstboten, deren Zahl von 2 645 861 im J. 1869 auf 3 369 996 im J. 1900 anstieg. Die Krise brachte auch eine starke Auswanderung der Bauern

mit sich. Interessant wird auch die wirtschaftliche Vernichtung der Gentry dargestellt, die mit dieser Krise im Zusammenhang steht.

Um der Krise zu begegnen, siedelte die Regierung das landwirtschaftliche Proletariat der verarmten Gebiete um. Auch das Parzellieren einiger Güter sollte diesem Zwecke dienen. Bei der Umsiedlung ist bemerkenswert, daß die Ansiedlung der verarmten Madjaren auf dem Gebiet der nationalen Minderheiten erfolgte. Diese Art Madjarisierung war kein Geheimnis. Die Eigentümer der Parzellen gingen bald zugrunde, denn ohne Kapital konnten sie den Wettkampf mit den Großgrundbesitzern nicht aufnehmen. So gelang es den Großgrundbesitzern einerseits billige Arbeitskräfte zu bekommen, andererseits das verteilte Feld fast ohne Gegenleistungen zu erwerben.

Den Ausweg brachten die ersten Jahre des 20. Jh.s: Verringerung des Lohnes, Kinder- und Frauenarbeit, durch die die Produktionspreise herabgesetzt wurden, Auswanderung und die Verteuerung des amerikanischen Getreides infolge des amerikanischen Feldmonopols. Auch die Schutzzölle hatten ähnliche Auswirkungen.

München

F. Király

Ráby, Mátyás: Önéletirása. (Selbstbiographie), Budapest, Szépirodalmi könyvkiadó 1956. 255 S.

Im Rahmen der Schriftenreihe „Magyar Századok“, die Gábor Tolnai herausgibt, ist mit einem Vorwort versehen aus der Feder von A. Komlós eine madjarische Übersetzung erschienen, deren deutsches Original 1797 im 5. Jahr der Republik zu Straßburg auf Kosten des Verfassers veröffentlicht worden ist. Dieser ungarische Michael Kohlhaas kämpfte einen von tiefster Tragik erfüllten Kampf gegen das feudale Ungarn, in welchem „der Adel und hohe Klerus die Nation bedeuten, wo der Bürger wenig, der Bauer überhaupt nicht geschätzt wird“. Will man die innere Geschichte Ungarns, das ja im Grunde bis 1945 mehr oder minder ein Feudalstaat gewesen ist, in ihrem eigentlichen Kern verstehen, so tut man gut, R.s Selbstbiographie zu studieren. Zu ihr enthüllt sich ein Zeit- und Charakterbild des einstigen Gentry-Staates, das erschütternde Zustände des durch die autonome Komitatsverwaltung beherrschten Landes aufdeckt. Wenn einst ein Alexander Petöfi den madjarischen Gentry seiner Zeit so charakterisierte: „Was kümmert mich das Vaterland, dessen hundertfache Nöte — ich verstehe gut zu essen, zu trinken, ich bin ein ungarischer Nobelman!“ — so paßt ausgezeichnet zu diesem Bild, was R., der unermüdliche Kämpfer gegen die Korruption der Adelskamarilla in den Komitatsverwaltungen, unter Beibringung von Belegen auf S. 121 f. zu berichten weiß. Erst, wenn man Einblick in solche fast unbeschreibliche Mißwirtschaft bekommt, erklärt sich einigermaßen die Tatsache, warum eigentlich in dem vom Schöpfer so gesegneten Ungarn Verhältnisse obwalten, die es zu einem Land machten, in dem ein südosteuropäisches Kulitum bis zur neuesten Zeit das soziale Gepräge weiter Gebiete bestimmt hat.

Unter den 16 Stichen, die unser Buch zieren, vermag besonders der dritte das Interesse in erhöhtem Maße zu erwecken. Er ist vom Kupferstecher Johann Friedrich Beer „allerunterthänigst“ gewidmet: „Ihre Majestät der Königin von Frankreich und Navarra Maria Antonetta Erzherzogin von Osterreich“ — und stellt in zeitgenössischer Weise das „Denkmal der von dem Besten und Größten

Kaiser Joseph II. in seinen Staaten errichteten und den 17. October 1781 publizierten T O L E R A N Z " dar. Die von Franz Eckhardt im Anhang beigesteuerten Sacherklärungen sind sicherlich allen willkommen, die keine eingehenden Studien über das ungarische Verwaltungs-, Gerichts- und Kultuswesen betrieben haben.

B. H. Zimmermann

Weidlein, Johann: Geschichte der Ungarndeutschen in Dokumenten, 1930—1950.

Schorndorf, Selbstverlag des Verfassers 1958. Zweite Lieferung. S. 81—160.

Die vorliegende 2. Lieferung des verdienstvollen Werkes (vgl. SOF XVII 450) reicht vom J. 1933—38. Sie umfaßt besonders kritische Jahre des ungarländischen Deutschtums. Aus den von W. wiedergegebenen Äußerungen ist klar ersichtlich, daß die Stimmung gegen Hitler und das damalige Deutsche Reich zu einer regelrechten Propaganda wider die deutsche Volksgruppe in Ungarn und im weiteren Verlauf nach 1945 zur Aussiedlung führte. Die Benützung des Heftes wird durch das Fehlen eines Inhaltsverzeichnisses sehr erschwert.

F. V.

Fodor, Heinrich: Die ersten deutschen Ansiedler in Klein Mariazell. In: Burgenländische Heimatblätter, Jg. 20, Heft 4, Eisenstadt, 1958, S. 183—90.

Dieser mit Sorgfalt verfaßte Beitrag wertet zum ersten Male die Matrikelbucheinträge der Pfarreien Czelldömök und Klein Mariazell aus. Der Verf. fügt auch noch einige Angaben hinzu, die aus archivalischen Quellen des Komitatsarchivs stammen. So gewinnen wir ein genaues Bild über die Kolonistenfamilien, mit deren Einwanderung die deutsche Geschichte des heutigen Städtchens Czelldömök beginnt.

F. L.

A Szépművészeti Múzeum 1906—1956 (Das Museum der schönen Künste). Budapest, Képzőművészeti Alap Kiadóvállalata 1956. 261 S., 44 Abb. im Text, 337 Taf.

Der vom stellvertretenden Generaldirektor Gábor Ö. Pogány und dem wissenschaftlichen Sekretär Béla Pacher zusammengestellte Band wurde anlässlich des fünfzigjährigen Bestehens der größten Kunstsammlung Ungarns herausgegeben. B. Pacher gibt eine allgemeine Geschichte des Museums, Ervin Ybl legt die Entstehung des heutigen Baues dar. Die Vergangenheit und der gegenwärtige Bestand der einzelnen Abteilungen werden in gesonderten Kapiteln von zuständigen Fachleuten behandelt (J. G. Szilágyi, A. Pigler, J. Balogh, D. Radocsay, L. Vayer, D. Pataký, M. Rajnai, P. Meller, I. Genthon, M. Aggházy). Grundsätzliche und kunstgeschichtliche Probleme stehen im Vordergrund der gut lesbaren Abhandlungen. Die Leistungen der früheren Zeiten und Museumsleiter werden im allgemeinen sachlich gewürdigt. Eine ausführliche Bibliographie der Veröffentlichungen des Museums, Übersicht des Personalstandes am 1. Juni 1956 schließen den Textteil ab. Die Tafeln sind gut, weniger die Textabbildungen. Auf dem schlechten Papier kommen die alten Aufnahmen und Zeichnungen von historischem Wert kaum zur Geltung.

T. B.

Fitz, Jenő: Székesfehérvár (Stuhlweißenburg.) Budapest, Képzőművészeti Alap 1957. 74 S., 91 Abb., 1 Kt.

Stuhlweißenburg ist die älteste ungarische Stadt. Ihre Geschichte beginnt schon in der Bronzezeit. Die röm. Siedlung ist in der Umgebung nachweisbar. Dem Schutz der Natur haben die Einwohner zu verdanken, daß sie den Sturm der Völkerwanderung überstanden. Die starken Mauern haben noch schwere Jahrhunderte gesehen. Nach den ungarischen Sagen und Überlieferungen hatte Árpád hier seinen Sitz. Der erste ungarische König, Stephan d. Hl., begründet hier nach bayerisch-fränkischem Muster den mittelalterlichen Staat. Die Stadt wurde königliche Residenz, die mittelalterlichen ungarischen Könige lassen sich mit einigen Ausnahmen hier, neben dem Grab des heiligen Stephan begraben.

Stephan d. Hl. ließ einen königlichen Palast und eine Kathedrale erbauen, in der die Krönungsinsignien und das königliche Archiv verwahrt wurden. In seiner Basilika wurden einschließlich Ferdinands I. (1527) alle ungarischen Könige gekrönt, außer Béla IV. Das Volk von Stuhlweißenburg sah zweimal den römisch-deutschen Kaiser Heinrich III. in seinen Mauern, 1044 und zu Pfingsten 1045, als der ungarische König Peter unter großen Feierlichkeiten seinem kaiserlichen Herrn die goldene Lanze überreichte als Anerkennung des Lehensverhältnisses. 1063 zog abermal der deutsche Kaiser in die Stadt ein. K. Heinrich IV. verhalf Salomon zum Thron.

Die großen Freiheitskriege brachten auch für Stuhlweißenburg die endgültige Freiheit (1688). Die Einwohner der Stadt waren damals Madjaren und Serben. Ein großer Teil der Garnison, auch die führenden kirchlichen Personen waren Deutsche, ebenso die wohlhabene Bürgerschichte der Stadt. Auch die Stadtführung hatten die Deutschen inne. Die deutsche Hegemonie, ihre leitende Rolle, beweisen am besten die Kämpfe zur Zeit Rákóczis, als die Stadt immer Rákóczi-Gegner blieb. In den 30-er Jahren des 18. Jh.s erfuhr die Stadt einen großzügigen Ausbau. Stuhlweißenburg fand im Zeichen des österreichischen, süddeutschen Barock seine Wiedergeburt. Von der Regierung Maria-Therσίας bis zu den 40-er Jahren des vergangenen Jahrhunderts entstand vorwiegend durch deutsche Künstler das heutige Stadtbild. Gaspar Franz Sambach, Franz Anton Maulbertsch, Johann Ignaz Cimbäl, Franz Anton Hillebrand, Martin Karl Keller, Josef Hautzinger, Vinzenz Fischer, Franz Andreas Preind schufen die schönsten Denkmäler des Barocks.

Seit den 20er Jahren des 19. Jh.s nahm die Madjarisierung der Stadt rasch zu. Der ungarischen Wissenschaft und Kunst hat Stuhlweißenburg viel zu verdanken. Schon 1814 wurde die ungarische Sprache als Amtssprache an Stelle der deutschen oder lateinischen eingeführt.

Dem geschichtlichen Abschnitt des Buches folgt eine gründliche Kunsttopographie begleitet von ausgezeichneten Abbildungen.

Einige Bemerkungen im Einzelnen: Die von Bischof Hartvik geschilderte Heiligsprechung und die Wunder als Naivität zu bezeichnen, ist vielleicht ein wenig unangebracht. Ebenso ist es unangebracht, bei einer Beschreibung von Kunstdenkmälern die politischen Fehler eines Systems zu betonen, wenn gerade dieses System die meisten Kunstdenkmäler hervorgebracht hat, was selbst der Verf. anerkennt. Ferner mindert die Beschreibung einer zeitweiligen Ausstellung des

Stuhlweißenburger Museums den Wert eines bleibenden Werkes. Im großen Ganzen ist das Werk und seine gute Ausstattung nur anzuerkennen.

F. K.

Gerő, László: A siklósi vár (Die Burg von Siklós). Budapest, Képzőművészeti Alap 1958. 47 S., 36 Abb. (Műemlékeink).

Die Burg von Siklós liegt nicht weit von Fünfkirchen in Richtung SW. Ihr Name kommt in den Quellen des 12. Jh.s öfters vor. Sie spielte eine wichtige Rolle in den Thronstreitigkeiten der Anjous und König Sigismunds. Die Festung wurde 1543 von Suleiman erobert, jedoch in den Türken-Kriegen von Ludwig von Baden befreit. Die letzten, bedeutenden Besitzer der Burg im 18. und 19. Jh. sind die Grafen von Batthyány. Die Schloßkapelle ist eine der bedeutendsten Bauten der Gotik in Ungarn. Um die Wende des 15. Jh.s, unter Emmerich Perényi, dem großen ungarischen Mäzen, blühte hier noch ein reiches künstlerisches Leben. Die äußere Mauer und die Türme der Burg blieben verhältnismäßig unberührt, so daß man die Entwicklung der Burg vom 15. bis zur Mitte des 18. Jh.s gut studieren kann. Das kurzgefaßte Buch gibt einen guten Überblick über die Geschichte der Burg und deren Kunstdenkmäler.

F. K.

Gerő, László: Eger (Erlau). Budapest, Képzőművészeti alap kiadovállalata 1957. (Magyar műemlékek [Ungarische Kunstdenkmäler]). 157 S. 40 Abb. im Text u. 84 Taf.

Die begrüßenswerte Publikation, in welcher die Kunstdenkmäler von Erlau beschrieben und in Wort und Bild uns nahe gebracht werden, rührt uns besonders an, weil viele deutsche Erinnerungen und zahlreiche deutsche Künstlernamen sich mit dem Namen der schönen Stadt verbinden. Die reiche und doch gedrängte Darstellung sowie die guten Abbildungen und Tafeln machen das Erlauer Kunstinventar auch einer größeren Allgemeinheit zugänglich.

H. W.

Ybl, Erwin: Nikolaus von Ybl. Budapest, Kunstfonds-Verlag 1956. 240 S., 202 Taf.

Der durch seine Johann Lukas Hildebrandt-Forschungen auch in den Ländern deutscher Zunge bekannt gewordene ungarische Kunsthistoriker, Prof. Erwin Ybl, hat seine jahrzehntelangen Forschungsergebnisse über Leben und Wirken seines Großonkels, Nikolaus Ritter von Ybl, in einem stattlichen Band der wissenschaftlichen Welt vorgelegt. Das Werk ist nicht nur wegen seiner vielfachen Beziehungen zur österreichischen und deutschen Kunst, sondern auch wegen seiner zahlreichen Forschungsbeiträge zur allgemeinen europäischen Kunstgeschichte in der zweiten Hälfte des 19. Jh.s von besonderem Interesse. Die Familie Ybl (die ursprüngliche Namensform war „Übel“ oder „Übl“) stammt aus Österreich, wo sie noch im 18. Jh. in Klosterneuburg ansässig gewesen ist. Nikolaus Ybl (1814—1891) kam schon in Ungarn in Stuhlweißenburg zur Welt, studierte 1827—31 am Wiener Polytechnikum und erhielt bei dem Klassizisten Heinrich Koch in Wien, bei Kranner in Prag und bei Michael Pollack in Ungarn seine praktische Ausbildung. Studienreisen führten ihn nach München, wo seine Neigung zu Gottfried Semper und der deutschen Romantik erwachte, nach Italien, Frankreich und, schon auf der Höhe seines künstlerischen Ruhms, nach England. Wien ist ihm zur zweiten Heimat geworden, wo ihn enger Kontakt mit den großen Ringstraßenbau-

meistern Hansen und Ferstel verband, von wo er sich seine Frau holte und wo er in Dombaumeister Friedrich Schmidt einen Freund fürs Leben fand.

Nikolaus Ybels kunstgeschichtliche Bedeutung ist nicht schwer zu bestimmen: Er ist der hervorragendste Baukünstler des 19. Jh.s in Ungarn. In seinen Bauten finden alle Baubestrebungen des Jahrhunderts, vom Spätklassizismus über die Romantik zum Hellenismus Anklang, um schließlich in der Neurenaissance jene Formenwelt zu erkennen, die seinem Geiste am meisten zusagte. Die Zahl seiner Bauten in der noch weltstädtisch glanzvollen ungarischen Hauptstadt und in der Provinz ist nahezu unüberblickbar. Die bekanntesten unter ihnen, so die Leopoldstädter Basilika (mit J. Hild), die großartigen Badeanlagen auf der Margaretinsel, der monumentale Neurenaissancebau des Hauptzollamtes, ein Gegenstück zu Hansens abgebrochenem Heinrichshof in Wien, der malerisch reizvolle Burgbazar am Ofner Donaukai, und vor allem, der prächtige Bau des ung. Opernhauses auf der Andrassystraße, in seiner Art wohl eine der besten Theaterlösungen am Kontinent, werden jedem Besucher der ungarischen Hauptstadt in schönster Erinnerung geblieben sein. Zu vielen seiner Bauten plante Ybl auch die Innenausstattung, wobei er neben ungarischen Malern und Bildhauern auch österreichische Meister wie Anton Fernkorn, Carl Rahl, die Brüder Gasser u. a. heranzog.

Dieses von rastlosem Schaffensdrang erfüllte Leben hat uns der Verf. mit einer Einfühlungskraft vor Augen geführt, die das Lebenswerk des Meisters zum unmittelbaren Erlebnis werden läßt. Als ehemaligem Leiter der Kunstabteilung im ung. Unterrichtsministerium waren ihm die Kunstereignisse der Jahrhundertwende auch amtlich vertraut, als Universitätslehrer und Kunstschriftsteller deren Entwicklung erschlossen und klar. Souveräne Beherrschung des Stoffes und eine überlegene Kenntnis der einschlägigen ungarischen und ausländischen Literatur kennzeichnen den glänzend geschriebenen Buchtext, der uns über alle fachlichen Schwierigkeiten einer erschöpfenden Bauanalyse mühelos hinweghilft. Über 200 technisch einwandfreie Bildtafeln veranschaulichen die einzelnen Bauwerke und deren Details. Angesichts seiner Bedeutung — das Werk ist wohl der größte Wurf der ungarischen Kunstliteratur seit dem zweiten Weltkrieg — ist es nur zu bedauern, daß das Buch nicht in deutscher Sprache erschienen ist. Trotzdem wird es nicht zu umgehen sein, seine reichen wissenschaftlichen Ergebnisse gebührend zu berücksichtigen.

Wien

Julius Fleischer

Lajta, Edith: Brocky Károly. Budapest, Kunstfonds-Verlag 1957. 62 S., 64 Abb. (Magyar mesterek).

Unter dem Serientitel „Ungarische Meister“ erscheinen im Verlag des Kunstfonds in Budapest seit einigen Jahren im Text kurzgefaßte, doch reich bebilderte Monographien ungarländischer Maler und Bildhauer des 19. Jh.s. Der von insgesamt sechs Bänden zuletzt erschienene hat die ungarische Kunsthistorikerin Edith Lajta zur Verfasserin und behandelt das Leben und den künstlerischen Werdegang des in Temeschburg im Banat geborenen Porträtisten und Aquarellisten Karl Brocky. Der trotz seiner deutschen Abstammung im deutschen Sprachgebiet noch wenig bekannte Maler, der im zweiten Drittel des 19. Jh.s mit einigen Gleichgesinnten, so dem in Leutschau in der Zips geborenen Karl Marko und dem Siebenbürger Nikolaus Barabás, bemüht war, die ungarländische Kunst

aus den Kinderschuhen herauszuheben, hatte der in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts einsetzenden raschen Entwicklung dadurch den Weg gebahnt. Daß dieser Weg für die Bahnbrechenden voller Dornen war, mußte wie Marko auch Karl Brocky erfahren. Beide waren Schüler der Wiener Kunstakademie und mußten den zum Dogma erstarrten Akademismus dieser Kunstanstalt über sich ergehen lassen, beide erlangten erst Anerkennung und Ruhm, als sie den Mut aufbrachten, sich als Unbekannte in die Fremde zu retten. Brocky landete in England und verblieb, mit nur kurzen Unterbrechungen, bis zu seinem frühen Tode (1855) in diesem Lande.

Die Verf.n verfolgt diesen wechselvollen Werdegang des Künstlers von den Anfängen bis zur Anerkennung durch die höchsten Gesellschaftskreise der damaligen englischen Hauptstadt mit einfühlendem Interesse und nationaler Unvoreingenommenheit. Eine überlegene Kenntnis der einschlägigen ungarischen und über den Künstler erschienenen englischen Kunstliteratur sichern ihr dazu eine feste Basis. Daher sind ihre Feststellungen stets glaubwürdig, ihre Forschungsergebnisse aufschlußreich, ihr Urteil fachlich begründet. Während ein beträchtlicher Teil der sich auf den Künstler beziehenden ungarischen Literatur dilettantisch weitschweifend, einseitig oder oberflächlich gehalten, daher nur mit Vorbehalt zu benützen ist, bringt das Buch der Verf.n in ihrer kurzen sachlichen Darstellungsweise ein wissenschaftlich durchaus einwandfreies, zugleich erschöpfendes Bild des behandelten Künstlers. Vorbildlich sind auch die mit lobenswerter Sorgfalt zusammengestellten Literatur- und Werkverzeichnisse des Buches.

Wien

J. F l e i s c h e r

Györfly, Istvan: Matyó népviselet (Matyó-Volkstrachten). Redigiert und in Druck gelegt von Edith Fél. Budapest, Buchverlag des Fonds für bildende Künste 1956. 207 S., 141 Abb., LVI Taf.

Gy. war seinerzeit der erste Professor an der Budapester Universität, der einen Lehrstuhl für Volkskunde innehatte. Bis zu seinem Tode, 1939, bildete er nicht nur eine Reihe erprobter und begabter Schüler heran, sondern organisierte auch die systematischen ungarischen ethnographischen Sammlungen. Er selbst bereiste sozusagen ständig die ungarische Provinz und ergänzte seine Sammlungen, wenn er nicht gerade in Archiven forschte, in unmittelbarem Kontakt mit dem Volk. Es war ihm nicht mehr gegeben, sein gewaltiges Material auch nur annähernd zu bearbeiten. Ein Teil davon blieb im Manuskript erhalten. Der Plan zu mehreren großen Arbeiten erschien — doch nur auszugsweise — in verschiedenen Zeitschriften. Die fertigen vollständigen Arbeiten werden jetzt erscheinen, da seine einstigen Schüler sich der schweren Aufgabe der redaktionellen Zusammenstellung und Drucklegung unterzogen. Zu diesen Arbeiten gehört auch der vorliegende Band, der von seiner begabtesten Schülerin, Edith Fél, veröffentlicht wurde.

Das Buch beschäftigt sich mit den Trachten der in drei Gemeinden Nordungarns — Mezökövesd, Tard, Szentistvánd — beheimateten Matyós. Das Studium ihrer Trachten ist schon deshalb begründet, weil sie zu den farbenprächtigsten und attraktivsten Trachten gehören.

Edith Fél begnügte sich nicht mit der Drucklegung des Buches, sondern ergänzte es auch mit neuen Sammlungen. In der Einleitung deutet die Verf.n bereits darauf hin, daß mit dem Erscheinen eines zweiten Bandes zu rechnen ist, der sich mit den

Matyó-Handarbeiten beschäftigen wird. Das wäre schon deshalb zu begrüßen, weil im Laufe des 18. und 19. Jh.s auf dem Gebiete der ungarischen Trachten und der ungarischen Verzierungsmotive gewisse Veränderungen vor sich gingen.

Ganz im Sinne ihres Meisters vorgehend, zeigt F. zuerst die Trachten der Matyó-Männer, dann die der Matyó-Frauen. Bei beiden Gruppen beginnt die Verf.n mit der Beschreibung der Frisuren, Haartrachten. Dann folgt die Besprechung der Wäschestücke und abschließend die der vielartigen Oberkleidung. Es wird nachgewiesen, daß die Matyó-Trachten teilweise unter westlichem Einfluß bunter und prächtiger wurden und sich dann — im Laufe des 19. Jh.s — mit mehreren anderen, vielfach aus dem Westen stammenden Kleidungsstücken vermehrten.

Der Wert des aufschlußreichen Buches wird durch die ihm beigelegten zahlreichen und sorgfältig gewählten Illustrationen in bedeutendem Maße erhöht.

K. G.

Kresz, Maria: Magyar parasztviselet 1820—1867 (Ungarische Bauerntrachten).

Budapest, Akadémiai kiadó 1956. 2 Bde., 234 S. mit 96 Taf. und vielen Abb. im Text.

In der Einleitung des Buches macht uns die Verf.n mit ihrem reichen Quellenmaterial bekannt, um dann das Bild der ungarischen Volkstrachten am Anfang des 19. Jh.s zu fixieren. Anschließend daran behandelt K. die nach dem Aufhören der Leibeigenschaft einsetzende, tiefgreifende Umwandlung auf dem Gebiete der ungarischen Volkstracht, bei welcher Umwandlung der westlichen, hauptsächlich der deutschen und österreichischen Fabrikindustrie eine führende Rolle zufiel. Im dritten Kapitel wird der Versuch gemacht, jenen Zusammenhang zu klären, der zwischen der Umwandlung der ungarischen Bauerntrachten und der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Entwicklung besteht. Es ist sehr zu bedauern, daß sich die Verf.n — durch die in Ungarn herrschenden politischen Verhältnisse mehr oder weniger gezwungen — veranlaßt sieht, das Wesentliche ihrer Ausführungen auf dem Hintergrund der heutigen offiziellen ungarischen Parteipolitik zu zeichnen, ein Umstand, der in bedeutendem Maße den wissenschaftlichen Wert ihrer Ausführungen beeinträchtigt. In den weiteren Teilen ihrer Arbeit zitiert K. die Meinungen und Äußerungen jener ausländischen Reisenden, die im Laufe des vergangenen Jahrhunderts Ungarn besuchten und sich für die ungarischen Volkstrachten interessierten. Ferner werden auch die ausländischen Autoren erwähnt, die sich in ihren Werken mit ungarischen Volkstrachten beschäftigen bzw. diese beschreiben.

Die praktische Verwendbarkeit des Werkes wird auch durch einen technischen Umstand beeinträchtigt: die zusammenfassende Tabelle der im 2. Band veröffentlichten Bilder, befindet sich nicht am Ende dieses, sondern, aus dem organischen Zusammenhang gerissen, am Ende des 1. Bandes. Vor kurzem erschien auch eine deutschsprachige Ausgabe des Werkes.

K. G.

IV. Jugoslawien

Rad Vojvodjanskih Muzeja (Arbeiten der Wojwodinaer Museen). Bd. 5. Neusatz, Vojvodjanski Muzej 1956. 300 S., zahlr. Abb. u. Taf.

Auch der vorliegende, 5. Bd. des verdienstvollen Jahrbuchs (vgl. SOF XII 367 f.) enthält viele Beiträge, auf die wir besonders aufmerksam machen. Kosta Milutinović untersucht die Beziehungen von Daničić zur Wojwodina (S. 21 ff.), T. Krstonošić die Bemühungen um die Errichtung einer landwirtschaftlichen Schule im Gebiet des Šajkašer Grenzbataillons in den 60er Jahren (S. 33 ff.), Milan Milošev „Die Roßmühlen im Banat“ (S. 47 ff.). Auch die kleineren Mitteilungen und Berichte sind hervorzuheben, u. a. mehrere Beiträge zur Sozialgeschichte des Banats im 18. und 19. Jh., sowie über Tätigkeit und Sammlungen der einzelnen Museen im Banat und in der Batschka (Pantschowa, Neusatz, Werschetz). Der Band ist gut ausgestattet. Die zahlreichen Auszüge in deutscher Sprache sind erfreulich. Sie werden der Verbreitung dieser wertvollen Zeitschrift dienlich sein.

F. V.

Godišnjak Filozofskog fakulteta u Novom Sadu. Bd. II. (Jahrbuch der Philosophischen Fakultät zu Neusatz). Neusatz 1957. S. 413.

Der zweite Band dieses Jahrbuches gibt ganz entschieden zu erkennen, daß es sich diese junge Fakultät zur vornehmsten Aufgabe gemacht hat, die kulturgeschichtliche Tradition der Wojwodina zu erforschen. Es ist dies ein dankbares und in der Vergangenheit zu unrecht stiefmütterlich behandeltes Forschungsgebiet. In diesem Rahmen stehen wiederum einige Beiträge dieses Bandes. So bietet P. Popović (S. 21—50) einen Aufsatz zu dem umfassenden Themenkreis über das Wirken von gebildeten Serben aus der Wojwodina in Montenegro. Verf. widmet seine Studien dem Banater Serben Lazar Vlahović, der sich von 1841—1864 als Lehrer und Verwaltungsmann kulturpolitische Verdienste in Montenegro erwarb. — Es liegt auf der gleichen Ebene, wenn B. Kovaček (S. 287—320) über den nahezu vergessenen Panta Popović (1842—1918), einen Lehrer und Literaten, handelt und S. Gavrilović (S. 51—58) Materialien aus dem Archiv zu Sr. Karlowitz zum Abdruck bringt, die die Stellung von Mojsije Georgijević zur serbisch-kroatischen Einheit in den Jahren 1848—49 beleuchten. — In souveräner Art breitet Dj. Radojičić seine Zusammenfassung über *Die alte serbische Literatur im mittleren Donauraum (15.—18. Jh.) vor dem Leser aus. Sie kann als Fingerzeig dafür gelten, welch beachtlicher Quellenwert dem vernachlässigten annalistisch-chronographischen und kirchlich-liturgischen Schrifttum zukommt, wenn es um die Herausarbeitung eines verbindlichen Bildes über die geistig-kulturelle Situation einer Epoche und deren Beziehungen in diesem Donauabschnitt geht. — Über Jovan Sterija Popović und sein Interesse am Werk Chr. M. Wielands schreibt M. Tokin (S. 279—288) auf Grund der im Nachlaß von Sterija vorgefundenen Wieland-Ausgaben. Ein, wenn auch bescheidener Baustein zur deutsch-serbischen Kulturbeziehung, der jedoch im Gesamtrahmen sein Gewicht erhält. — Tiefer und auf Grund der Gegebenheiten viel breiter ist die Studie *Südslawische Motive im Werk Paula v. Preradović, die St. Kostić (S. 321—336) schrieb; gewiß ein Thema, dem noch vielfache Erörterung zuteil werden wird.

Verf. betont besonders, daß der größte Teil des literarischen Schaffens von Paula v. Preradović südslawische Motive zum Gegenstand hat.

B. K r e k i ć *Beitrag zur Geschichte des venezianisch-(inner)balkanischen Handels in der zweiten Hälfte des 14. Jh.s (S. 11—20) gibt einen statistischen Überblick über die Bleiausfuhr aus Bosnien sowie über den Lederexport aus Bosnien und Serbien, insofern diese über den Umschlaghafen Ragusa erfolgten. Verf. hebt hervor, daß die Venezianer lediglich die Rolle der Übernehmer ausübten, während Aufkauf und Antransport von einheimischen Kaufleuten besorgt wurde. — Über die Lokalisierung von Herodots *Perēn tou Istrou erēmos hōrē* sagt R. M a r i ć (S. 5—10), es sei die älteste Erwähnung eines Teils der späteren Wojwodina, der Mitte des 5. Jh.s ebenso wie die Gebiete westlich davon nur schwach besiedelt war.

In deutscher bzw. englischer Sprache abgefaßt sind die Lykophronstudien von St. J o s i f o v i ć (S. 199—230), und die sehr knappe Darstellung über die Entstehung der Kirche des Kiewer Höhlenklosters von M. H e p p e l l (S. 231—238). Hinzuweisen ist ferner auf die phonetische Untersuchung von L j. M i h a i l o v i ć (S. 186—198). Ferner auf den Beitrag von P. I v i ć *Die beiden Hauptrichtungen in der Entwicklung des skr. Konsonantismus (S. 159—184). Diese gründen sich auf eine Vermehrung der Affrikaten und auf die Aufgabe nichtpaariger Geräuschkonsonanten; beide Tendenzen zeichnen sich in geschichtlicher Sicht klar ab. — M. I v i ć (S. 145—158) übt indirekt Kritik an den praktischen Schulgrammatiken, die es bei der Bestimmung der Kasusfunktionen an wissenschaftlicher Exaktheit fehlen lassen, und weist gleichzeitig auch nach, wie bei Betrachtung dieser Funktionen als System sowohl praktische als auch wissenschaftlich begründete Regeln zu geben möglich sind. — Es kann darüber keinen Zweifel geben, daß Untersuchungen zur Sprache der dalmatinischen Autoren fortgesetzt notwendig sind, soll das derzeit bestehende und wohl auch übereilig entworfene Bild über die Genesis und die Struktur dieser Schriftsprachen seinen ihm gemäßen Rahmen erhalten. Die Arbeit von A. M l a d e n o v i ć *Phonetische und morphologische Eigenheiten der Sprache Marko Marulićs (S. 89—144) trägt indes nur wenig dazu bei. Sie gibt selbst in diesen engen Grenzen eigentlich ein nur unzulängliches Bild von dieser Dichtersprache. Man erfährt nicht, wie es um den Konsonantismus Marulićs steht, welche Laute noch als palatalisiert fungierten u. ä. Eine monographische Beschreibung sollte sich auf die Zeichnung des Systemcharakters konzentrieren und überflüssige, ja in ihrem Wert umstrittene Verweisungen vermeiden. Wiederum tritt der starke štokavische Einschlag im Lautlichen und Morphologischen (Pl. -ovi) dieser čakavischen Dichtersprache hervor. Dieses Kernproblem wird vom Verf. — und darin wir die Fragwürdigkeit einer so engbegrenzten Arbeit offenkundig — nicht berührt.

München

J. S c h ü t z

Godišnjak Filozofskog fakulteta u Novom Sadu (Jahrbuch der philosophischen Fakultät zu Neusatz). Bd. III. Neusatz, Selbstverlag 1958. 308 S. und 7 Taf.

Auch der vorliegende 3. Band dieser wertvollen Veröffentlichung enthält zahlreiche Aufsätze, auf die wir die Leser unserer Zeitschrift hinweisen möchten. Petar J. P o p o v i ć behandelt die ersten Jahre der Fakultät (S. 7 ff.), Slavko G a v r i l o v i ć „*Die Einführung des Urbars im Komitat Požega (1745—1762)“

(S. 55 ff.), Petar J. P o p o v i ć „*Die Frage der ‚organisierten Gewalt‘ in Montenegro im Zeitalter Peters I.“ (S. 77 ff.). Strahinja K. K o s t i ć schreibt „*Über Wieland bei den Serben Ende des 18. und Anfang des 19. Jh.s“ (S. 228 ff.) und Olga P e n a v i n über „*Fremde Elemente in der Sprache von Kórogy“ (madj. Volksinsel, südlich von Esseg. Sie bildet mit zwei anderen madjarischen Dörfern eine zusammenhängende madjarische Volksinsel in Syrmien) (S. 229 ff.).

F. V.

Jadranski Zbornik. Prilozi za povijest Istre, Rijeke i Hrvatskog Primorja (J. Z. Beiträge zur Geschichte Istriens, Fiumes und des kroatischen Küstenlandes). Rijeka-Pula 1957. Jg. 2. 560 S.

Der 2. Jg. der von Vjekoslav B r a t u l i ć geleiteten Zeitschrift (vgl. SOF XVII 295 f.) enthält wiederum zahlreiche Beiträge, die hier anzuführen sind. Wir greifen folgende Aufsätze heraus: Vjekoslav B r a t u l i ć: „*Das Echo der Oktoberrevolution in Istrien“ (S. 5 ff.), Mijo M i r k o v i ć: „*Matthias Vlačić (= Flacius Illyricus) in Albona und Venedig (1520 bis 1539)“ (S. 63 ff.), Dragovan Š e p i ć, „*Der Zerfall Österreich-Ungarns und Triest“ (S. 169 ff.), Branko M a r u š i ć, „*Aus der Geschichte des Kolonats in Istrien und im slowenischen Küstenland“ (S. 237 ff.), Boris V i ž i n t i n, „*Die Malerei Fiumes im 19. Jahrhundert“ (S. 357 ff. [mit 8 Taf.]).

Sehr reichhaltig ist auch der archäologische Teil. Boris B a č i ć behandelt die Ausgrabungen der illyrischen Gräberfelder bei Kaštel (S. 381 ff.), Štefan M l a k a r Funde in Istrien (S. 433 ff.). Von hohem Wert sind schließlich die urkundlichen Mitteilungen des Bandes, von denen wir besonders den Beitrag von Marko M u t i ć „*Bericht der Banal-Tafel in Agram vom 26. April 1852 über die Amtssprache der Gerichte in Fiume“ (S. 465 ff.) hervorheben möchten. Leider wird der Bericht nur in kroatischer Übersetzung wiedergegeben. Es ist dringend zu wünschen, daß derartige Urkunden auch im Original ediert werden, was die Beigabe einer Übersetzung nicht ausschließt.

Im ganzen ist auch der 2. Band des Jahrbuchs wiederum ein voller wissenschaftlicher Erfolg. Seine Benutzung im Ausland wird durch die Inhaltsangaben in Westsprachen (es ist ein erfreulicher Fortschritt, daß die Zahl der deutschen Resümees zugenommen hat) wesentlich gefördert.

F. V.

Glasnik inštituta za slovensko narodopisje pri Slovenski akademiji znanosti in umetnosti v Ljubljani (Mitteilungsblatt des „Institutes für slowenische Volkskunde an der Slowenischen Akademie der Wissenschaften und Künste in Laibach“), Jahrgang I, Laibach 1956/57, 4 Nummern.

Neben der Lehrkanzel für Ethnographie an der Universität und der Volkskundeabteilung am Laibacher Nationalmuseum (Etnografski muzej), die sich in Sammlung und Forschung mehr den Realien der Volkskultur widmen, fand die Erforschung des geistigen Volkslebens (Volksdichtung, Sitte und Brauch, Volksschauspiel u. ä.), also das heute meist als „Folkloristik“ benannte Gebiet, den Mittelpunkt im Akademie-Institut für Volkskunde (Ivan G r a f e n a u e r, Niko K u r e t, Milko M a t i č e t o v). Archivierung des Bestandes, Lichtbild-, Tonband- und Fragebogen-Aufnahmen des Gegenwärtigen in der geistigen Volkskultur

der Slowenen bedingen ein Mitteilungsblatt für Freunde und Mitarbeiter des Institutes, von dem Jahrgang I mit 4 Heften vorliegt, jedoch deswegen als abgeschlossen anzuzeigen ist, weil eine neue Publikationsgrundlage in Verbindung mit einem „Verband der slowenischen Volkskundler“ gesucht wird. Neben Arbeitsberichten des Institutes ist aus dem vorliegenden Jahrgang anzuzeigen: ein Überblick über Arbeiten zur slowenischen Volkskunde (Dissertationen) an fremden Universitäten und in Laibach; eine volkskundliche Bibliographie österreichischer Arbeiten zur slowenischen Volkskunde seit 1945; Volkskundliche Materialien aus der Gegend von Friedau (Ormož) vor 150 Jahren (Übersetzung der in Graz liegenden topographisch-statistisch-volkskundlichen Landesaufnahmen des Erzherzogs Johann 1811—1843, sogenannte „Göth'sche Serie“); Hinweise und Fragebogen zur Erfassung des Maskenwesens bei den Slowenen (nach dem Überblick von Niko Kuret, Aus der Maskenwelt der Slowenen. Sammelwerk: Masken in Mitteleuropa, herausgegeben von L. Schmidt, Wien, Verein für Volkskunde, 1955, S. 201—220); eine weitere Übersicht: 400 Jahre Volkskalender (praktika) bei den Slowenen (worüber im Sommer 1958 eine Sonderausstellung an der Universitätsbibliothek in Laibach gezeigt wurde); Hinweise auf Sammlungen slowenischer Volksmusikinstrumente und auf Geschichte, Gegenwartsstand und Aufgaben der einzelnen Sonderinstitute für slowenische Volkskunde: 1. das herausgebende Akademieinstitut, 2. das Ethnographische Museum, 3., das musikvolkskundliche Institut, 4. das Seminar für Ethnologie an der Laibacher Universität. Jedem Hefte sind auch Nachrufe auf verstorbene Volkskundler Sloweniens und Buchrezensionen in- und ausländischer Slovenica beigegeben. Über Ausstellungen, Kongresse und Forschungsvorhaben wird referiert.

Graz

Leopold Kretzenbacher

Šeper, Mirko: Der Taufstein des kroatischen Fürsten Višeslav aus dem frühen Mittelalter. Selbstverlag Deutsches Institut für merowingisch-karolingische Kunstforschung (Dr. Dr. H. Paulus) 1957/58. 21 S. mit 7 Taf. (Nachrichten des Deutschen Instituts für merowingisch-karolingische Kunstforschung, Heft 14-16).

In der vorliegenden Arbeit geht es dem Verf. darum, die bisherige Ansicht der Wissenschaft zu widerlegen, in der behauptet wird, daß der Taufstein des kroatischen Fürsten Višeslav, eines der bedeutendsten Denkmäler aus dem frühen Mittelalter, Ende des 8. bzw. um die Wende des 8. zum 9. Jh.s zu datieren ist. Š. führt Beweise an, die auf eine spätere Datierung des Denkmals — 11. Jh. — hinweisen. Damit muß auch die Meinung der Historiker über die Lebenszeit des unbekanntem kroatischen Fürsten Višeslav, dessen Name in den Taufstein eingemeißelt ist, korrigiert werden; der Fürst Višeslav müßte demnach als Mitregent oder prädestinierter Nachfolger des Königs im 11. Jh. gelebt haben. Falls für die Datierung das 11. Jh. zutrifft, so ist nach Meinung des Verf. nicht ausgeschlossen, daß der Hersteller des Taufsteines, *Presbyter Johannes*, mit dem Johann identisch ist, der zwischen 1062 und 1070 als Hofkaplan und Notar in Dokumenten genannt wird, von denen einige in Nin (Nona) geschrieben worden sind. Ausführliche Analyse der Flechtwerkornamentik und ein Vergleich mit anderen ähnlichen Denkmälern, sowie eine vergleichende Betrachtung der Inschrift des Taufsteines mit der eines anderen aus der näheren Umgebung stammenden und indirekt datierten Denkmals sind die wesentlichen Beweise für die Datierung des Taufsteines. Dieser stand ursprünglich im Baptisterium von Nin. 1746 wurde er

nach Venedig in das Kapuzinerkloster San Salvatore geschafft, 1853 gelangte er über die Kapuziner in das Museo Civico Correr und kam 1942 nach Agram, wo er noch heute im Atrium des Palastes der Akademie der Wissenschaften steht. Mit Recht fragt sich der Verf., in welche Zeit der altkroatischen Flechtwerkdekoration der Taufstein einzuordnen sei, in den Anfang, ihre Blütezeit oder in die Zeit ihres Verfalls. Als erstes Element, das auf den Beginn (8.—9. Jh.) oder den Verfall (11. Jh.) hinweist, tritt hier folgendes hervor: Die Ornamentik bedeckt nur kleinste Teile der Fläche sowie das Vortragekreuz, dessen Schenkel mit Flechtwerk ausgefüllt sind, in dem sich sog. „Äuglein“ befinden. Wenn man für das zweite dekorative Element, für die tordierten Säulchen mit Eckenvolutenkapitellen, keine Gegenstücke in direkt datierten Denkmälern findet, so ist für das dritte dekorative Element, für den Astragal, festzustellen, daß er in der Anfangs- und Verfallszeit der kroatischen Flechtwerkdekoration vorkommt. Das Flechtwerk in den Kreuzschenkeln und an den tordierten Säulchen ist technisch vorzüglich ausgeführt. Die Dekorationsmotive, Flechten und Kurven, zeigen, zum Unterschied von den datierten Denkmälern aus der 2. Hälfte des 9. Jh.s, eine schöne, elegante Linie. Es handelt sich hier um eine Dekoration, die nach der Meinung des Verf. in den Denkmälern der Blüte- und Verfallszeit der kroatischen Flechtwerkornamentik zu finden ist. Auch die viereckige bzw. polygonale Form des Taufsteines spricht gegen eine Datierung vom 9. bis in das 10. Jh. Viereckige Taufsteine findet man in größerem Umfang bis in das 8. Jh., dann wieder vom 11. Jh. an. Vom 9. bis zum 11. Jh. kommen vorwiegend kreisrunde Taufsteine (hauptsächlich in der Form des Kelches) vor. Die Inschrift des Taufsteines, die in schönen und regelmäßigen Zeichen gemeißelt ist und eine große Anzahl von Ligaturen, Kontraktionen, Suspensionen, ein Abkürzungszeichen und das besondere Zeichen für p e r zeigt, ähnelt in der Form wie auch in den Maßverhältnissen der Buchstaben ganz einer Votivinschrift, die den Prokonsul Gregorius (1033—1036) erwähnt. Diese Votivinschrift gehört wahrscheinlich zu dem Altarziborium der Kirche des Hl. Petrus in Zadar aus dem 11. Jh. Beide Inschriften haben dieselben Ligaturen. Aus dieser epigraphischen Ähnlichkeit und den bereits angeführten Argumenten schließt der Verf., daß der Taufstein des Fürsten Višeslav in das 11. Jh. zu datieren sei.

Besonders hervorzuheben ist die Vielzahl der vom Verf. angeführten serbokroatischen und fremden Literatur, die nicht nur auf das vorliegende Problem zu beziehen ist, sondern auch auf die Entstehung und Entwicklung der altkroatischen Flechtwerkornamentik hinweist. Dieses zusammen läßt das vorliegende kleine Heft bedeutungsvoll erscheinen und gibt einen wesentlichen Beitrag zu einer bis jetzt noch ungeklärten Frage.

Erlangen

Josip Matešić

Vego, Marko: Naselja bosanske srednjevjekovne države (Die Siedlungen des mittelalterlichen bosnischen Staates). Sarajevo, Svjetlost 1957. 184 S. 1 Karte.

Der Verf. bringt ein ausgezeichnet gearbeitetes, mit guten Literaturangaben versehenes Ortsnamenbuch. Dabei beschränken sich die Angaben nicht nur auf die chronolog. Erwähnung des einzelnen Ortes; es wird im Gegenteil, wo immer möglich, gleich ein kleiner historischer Kommentar hinzugefügt, oft auch Volkstraditionen zu Hilfe genommen oder aber eine Vermutung näher erläutert. So bietet das Werk neben seinen wertvollen topographischen Angaben auch einen

genauen Überblick über den bisherigen Stand der Erforschung einzelner Lokalitäten. Es muß noch darauf hingewiesen werden, daß es den ausgedehnten eigenen Untersuchungen des Verf. zu danken ist, wenn so mancher Ort überhaupt lokalisiert werden konnte. Ein Nachtrag bringt auch schon die letzten Resultate.

Eine vorzügliche, mehrfarbige historische Karte mit allen Orten, „župen“, Grenzen, Straßen, Wappen der Geschlechter (überall erstes Erwähnungsjahr beigefügt) hebt erst recht den Wert der Ortsangaben und gibt einen schönen Einblick in die geleistete Arbeit.

Sarajevo

F. H a u p t m a n n

Škrivanić Gavro A.: Oružje u srednjevekovnoj Srbiji, Bosni i Dubrovniku. (Die Waffen im mittelalterlichen Serbien, Bosnien und Dubrovnik). Belgrad 1957. 226 S. mit 96 Abb. u. 15 Taf. (Posebna izd. SAN Bd. CCXCIII).

Der Verf., ein ehemaliger jugoslawischer höherer Offizier, begann nach dem Verlassen der Militärlaufbahn als ein Mann gereiften Alters seine historischen Studien, was als eine nicht alltägliche Erscheinung eines besonderen Lobes wert ist. Sein Studium der Geschichtswissenschaft setzte der Verf. im Historischen Institut der Serbischen Akademie der Wissenschaften fort, wo er das Material für dieses schöne und nützliche Buch, seine Dissertation, sammelte. Das genannte Institut erwies sich als ein besonders geeigneter Ort für die Abfassung dieses Werkes, da in ihm die Exzerpte St. Stanojevićs (1874—1937) aufbewahrt werden, die letzterer seiner ausführlichen Studie über das alte serbische Militär zugrunde legen wollte. St. Stanojević war ein vorzüglicher Kenner des gesamten veröffentlichten Quellenmaterials und kannte ebenso auch die einschlägige wissenschaftliche Literatur, so daß seine Exzerpte zweifellos eine sehr brauchbare Grundlage für die Arbeit Š.s darstellen. Und noch ein weiterer Umstand erwies sich für die Arbeit dieses Autors als günstig. Das Historische Institut nennt auch die besonders reiche und systematisch aufgebaute Privatbibliothek des Professors Stanojević, der in seinen Büchern allerlei Randbemerkungen zu machen pflegte und alle Stellen unterstrich, die für seine Studien von Bedeutung waren, sein eigen.

Š. sammelte sein Material gewissenhaft, vor allem auch dasjenige, das nach dem Tode Stanojevićs, vor allem in den Abhandlungen von M. Dinčić aus ragusanischen Archiven zum Abdruck gelangte. Doch hat sich Š. darüber hinaus auch Archivstudien in Ragusa unterzogen. Die Materialien aus dem Archiv zu Kotor dagegen entnahm er den Arbeiten von R. Kovijanić und I. Stjepčević. Der wichtigste Beitrag des Verf.s hinsichtlich der Quellenlage sind zweifellos seine Zeichnungen und die Aufnahme, die er in alten serbischen Klöstern und Kirchen machte, in denen Waffen aller Art in Fresken und Ikonen zur Darstellung gelangten. Dank diesem Material, das bislang in der Wissenschaft unbeachtet blieb, enthält die Studie zahlreiche Illustrationen, die teilweise als Farbdrucke wiedergegeben werden. Verf. handelt nach einer knappen historiographischen Übersicht (S. 5—12) sowie einer kritischen Sichtung der Quellen (S. 13—34) eingehend über die kalten Waffen (S. 35—158), die unterteilt werden in nahe Überfallswaffen, ferne Überfallswaffen und Verteidigungswaffen, sodann über Feuerwaffen (S. 159—185), wobei Kanonen und Gewehre neben der Herstellung und Anschaffung von Waffenausrüstungen und der Bewaffnung der

Schiffe zur Sprache gelangen. Der Zusammenfassung (S. 186—94) folgt das Schrifttum sowie ein Verzeichnis der Kirchen und Klöster, ein Resümee in englischer Sprache (S. 201—205) sowie Zeichnungen und Register. Neben der gelungenen stofflichen Gliederung steht der kritische Vergleich von quellenmäßigen Tatsachen mit solchen der Fresken, so daß dem Verf. eine Reihe sehr nützlicher Feststellungen und Schlußfolgerungen gelingen. Das Buch ist zweifellos eine solide Grundlage für jegliche weitere Erforschung der alten südslawischen Waffen. Zu ergänzen ist folgendes. Auf S. 17 nennt Verf. die Dokumentensammlung aus dem venezianischen Archiv, die Janko Šafarik (1859—1862) veröffentlichte, ohne indes die viel wichtigere und zuverlässigere Sammlung von S. Ljubić (1868—91) zu nennen (vgl. über diese beiden Sammlungen St. Stanojević, *Istorija srpskog naroda u srednjem veku*. Belgrad 1937, S. 160—64, 166—67). Das Literaturverzeichnis der Arbeit von Š. enthält zwar auch die Quellenausgabe S. Ljubićs, jedoch ohne nähere bibliographische Angaben (S. 197). Auf S. 200 wird zwischen Pavle Šafarik (1795—1861) und Janko Šafarik (1814—1876), also zwischen Onkel und Neffen, nicht unterschieden. Der bekannte Konstantin Janitschar wird immerzu Mihail Konstantinović genannt (S. 78, 109, 121, 164), demnach also ein alter historiographischer Irrtum beibehalten (vgl. C. Jireček, *Geschichte der Serben*. Bd. II 1918, S. 161). S. 114 wird ein Zitat fälschlich Domentijan zugeschrieben, obgleich in der Fußnote richtig auf Teodosije verwiesen wird. Dieser Irrtum kommt zweifellos daher, daß Dj. Daničić im J. 1860 Teodosije unter dem Namen Domentijan herausgab, ohne die beiden alten serbischen Autoren auseinander zu halten (vgl. Dj. Radojičić, *O starom srpskom književniku Teodosiju*. *Istoriski časopis* IV, 1954, S. 17). Auf S. 122 wird im Text fälschlicherweise auf Domentijan Bezug genommen, während in der Fußnote Stefan Prvovenčani richtig als Quelle des Zitats genannt wird. Der Umstand, daß im serbischen Text der Alexandreis metallene Schilder erwähnt werden, braucht nicht zu bedeuten, daß dieselben „im mittelalterlichen Serbien bekannt waren“, wie Verf. dies annimmt (S. 123). Bei der Alexandreis handelt es sich um eine Übersetzung und nicht um einen Originaltext. Als quellenmäßige Ergänzung sei auf die Erwähnung von „treskovi ognjeni“ hingewiesen, die in einer alten serbischen Beschreibung der Schlacht auf dem Amselfelde genannt werden. Diese Beschreibung rührt zweifellos von einem Mönch des Klosters Ravanica her, und sie wurde bald nach der Schlacht, etwa zwischen 1392 und 1398, abgefaßt. Darin heißt es, daß während der Schlacht Feuergeschosse die Erde zum Beben brachten (treskovi ognjeni treskahu) (vgl. A. Vukomanović, *Glasnik Društva srbske slovesnosti* XI, 1859, S. 111). Von besonderem Interesse scheint mir auch zu sein, daß der osmanische Historiker Mehmed Nešri (Ende des 15. oder Anfang des 16. Jh.s) zu berichten weiß, daß die Serben auf dem Amselfeld „das islamische Heer mit einer Kanone empfangen, die wie ein Donner erdröhnte“ (vgl. G. Elezović, *Ogledalo sveta ili Istorija Mehmeda Nešrije*. Belgrad 1957, SAN, S. 65). Für Panzer war einst auch die Bezeichnung „zbroj“ geläufig, die in einem Brief der Despotin Angelina aus dem J. 1509 wiederkehrt (*Spomenik* SAN XXXIX, 1903, S. 18). Dieser Terminus findet sich auch im serbischen Text Tristan und Isolde (vgl. Dj. Sp. Radojičić, *Der Roman Tristan und Isolde in der altserbischen Literatur*, *Die Welt der Slaven* I, 1956, S. 179).

Kostić, Lazo M.: Sporni predeli Srba i Hrvata (Strittige Gebiete der Serben und Kroaten). Chicago, The American Institute of Balkan Affairs 1957. 520 S.

Der Verf., früher Professor an der Universität Belgrad, behandelt in dem vorliegenden, vom amerikanischen Institut für Balkanfragen veröffentlichten Werk die zwischen Serben und Kroaten strittigen Gebiete der heutigen Volksrepublik Kroatien, die er, da von Serben besiedelt, als serbisches Gebiet beansprucht. Es handelt sich dabei abgesehen vom nördlichen Dalmatien insbesondere um das Territorium der alten österreichischen Militärgrenze.

Milićević, Vladeta: Der Königsmord von Marseille. Das Verbrechen und seine Hintergründe. Bad Godesberg, Verlag Hohwacht 1959. 135 S. u. mehrere Abb.

M., zur Zeit der jugoslawischen Monarchie leitender Beamter der Geheimpolizei und später Justiz- und Innenminister der jugoslawischen Exilregierung, hatte seinerzeit die Untersuchung nach der Ermordung König Alexanders geleitet und veröffentlicht in der vorliegenden kurzen Darstellung der Ereignisse viele, bisher unbekannt gebliebene bzw. aus politischen Gründen nicht veröffentlichte Ergebnisse seiner damaligen Tätigkeit. Der Verf. beabsichtigt eine ausführliche Veröffentlichung über den Königsmord und seine Hintergründe.

Popović, Ivan. Zur Urgeschichte der Serben in Pannonien. Eine Dialektuntersuchung. (SA: Zeitschrift für slavische Philologie. Bd. XXVII, Heft 1.). Heidelberg 1958. S. 116—160.

An Hand eines ergiebigen Dialektmaterials, das Verf. weitgehend in eigener Feldforschung zusammengetragen hat, wird das Problem einer kontinuierlichen serbischen Besiedlung der Wojwodina erörtert. Das alte und schon so oft als richtig erwiesene Prinzip, daß Siedlungsrandgebiete, obschon ethnisch gefährdet, sich im Sprachlichen nicht selten konservativ verhalten, erfährt eine neue Bestätigung und Erhärtung.

Nach J. Cvijić vertrat auch A. Belić die Meinung, die Wojwodina habe in der Vergangenheit zwei in sprachlicher Hinsicht ausschlaggebende Zuwandererströme aus dem Gebiet um den Mittellauf der Morava sowie aus westlich-dinarischem Raum erhalten. Durch den sprachlichen Zusammenfluß von Erscheinungen beider dieser Zuwandererströme erhielten auch die Wojwodina-Mundarten ihr Gepräge. Diese These weist P. in ihrer zu summarischen Konzeption entschieden und überzeugend zurück. Es gelingt Verf. auf Grund eingehender sprachgeographischer Kriterien, die Einwirkung vom Süden her als eine Erscheinung darzustellen, die sich auf das Gebiet der ehemaligen österreichischen Militärgrenze beschränkte; der Verlauf gewisser Isoglossen deckt sich nahezu vollkommen mit ihr. Im Norden der Wojwodina gibt es dagegen handfeste Kriterien, die es sehr wahrscheinlich machen, daß sie auf eine sprachliche Kontinuität Alteingesessener zurückgehen. Verf. kann auf diese Weise die Richtigkeit der Hypothese M. Rešetar's untermauern. Die Ortsnamenforschung führte unabhängig von der Beweisführung des Verf.s zu dem gleichen Schluß. Nach dieser Studie gilt es als sicher, daß die serbischen Wojwodina-Maa außer durch die beiden Zuwandererströme auch durch den Anteil einer bodenständigen, auf dem Althergebrachten beruhenden Entwicklung geformt wurden, die sich noch

deutlich zu erkennen gibt. Der polemische Ton ist der sonst gut fundierten Abhandlung wohl nicht gemäß.

München

J. Schütz

Knežević, Srebrica — Jovanović, Milka: Jarmenovci. Serbische Akademie der Wissenschaften, Srpski Etnografski Zbornik, Band LXXIII, Abteilung für Sozialwissenschaften, Untersuchungen und Materialien, Band 4. Belgrad 1958. 149 S.

Es ist Tradition in der serbischen Volkskunde, vor allem Monographien regionaler Art mit reichen Materialien vorzulegen. Hier handelt es sich um die Untersuchung eines Dorfes Jarmenovci, das knapp vor bedeutenden Veränderungen in seinem Leben steht, da es von der serbischen Regierung und der UNO dazu ausersehen ist, eines der beiden geplanten (Jarmenovci und Šatornja) Zentren zu einem Musterdorf in der Elektrifizierung von Siedlung und Landwirtschaft zu werden. So wurden also am Vorabend dieser einschneidenden Umstellungen die Formen der noch bestehenden Altkultur aufgenommen und in einer sehr weit ausgreifenden, nach Möglichkeit historisch unterbauten Untersuchung nach verschiedenen Richtungen hin dargetan. Das Dorf Jarmenovci, das wahrscheinlich schon im späten Mittelalter bestand, wird jedoch erst durch Zuziedlung im 17. Jh. schriftquellenmäßig faßbar und stieg zu einer Bedeutung unter den Dörfern der Šumadija auf, da es von drei Häusern 1718 zu 94 im J. 1953 anwuchs. Hier werden nun die siedlungsmäßig-geographischen, die landwirtschaftlichen, die handwerklichen und durch die Verkehrslage bedingten Erwerbsquellen aufgezeigt, dazu die Formen von Haus, Wirtschaftsgebäuden und Geräten (meist mit recht guten Zeichnungen), dazu weiters Ernährung und Tracht und das weite Gebiet der geistigen Überlieferungen im Ring des menschlichen Lebens (mit interessanten Materialien zu Wahl-Bruder- und Schwesterschaft, pobratmstvo, posestrimstvo) sowie der kirchlichen und der weltlichen Brauchtumsfeste im Jahrlauf. Volkslied, Rätsel, Sprichwort, Redensart, Erzählung und Anekdote, Gesellschafts- und Kinderspiel, Tierheilkunde und allgemeine Volksmedizin, Wettervorhersage, Orakeln und altes Maß und Gewicht runden die Materialsammlung auf, der ein gut gearbeitetes Register zur leichteren Verwertbarkeit dieser Materialien beigegeben ist, die einen guten Kulturquerschnitt eines Dorfes im Umbruch zum technischen Zeitalter zeigen.

Graz

Leopold Kretzenbacher

Wunderbaum und goldener Vogel. Slowenische Volksmärchen. Aus dem Slowenischen übersetzt und herausgegeben von Else B y h a n. Reihe: „Das Gesicht der Völker“, Der alpenländische Kulturkreis, Slowenische Dichtung. Eisenach und Kassel, Erich Röth-Verlag, 1958. 166 S.

Das kleine Buch gehört zu den höchstwillkommenen Publikationen von Literaturdenkmälern und Volksdichtung aus dem Südosten, die geeignet sind, auf Grund wissenschaftlicher Genauigkeit und wohlgelungener Übersetzung einem breiten deutschsprachigen Leserkreis ein gutes Bild südöstlicher Dichtung zumal des Volkes zu geben. Hier stand es mit der Publikation slowenischer Märchen bisher überhaupt nicht zum Besten. Wohl hatte Matija K. V a l j a v e c vor genau hundert Jahren, 1958, angeregt durch die Sammlung serbischer Volkserzählungen

(Srpske narodne pripovijetke) von Vuk St. Karadžić, unter seine kajkavisch-westkroatischen Erzählungen (verschiedenen Typus der Volksdichtungen) in den „Narodne pripovjesti u Varaždinu i okolici“, 2. Aufl. 1890) auch slowenische Märchen aufgenommen und mancherlei wurde ab der Mitte des vorigen Jahrhunderts in den slowenischen Zeitschriften beigebracht („Novice“, „Slovenska Bčela“, „Slovenski Glasnik“, „Zvon“, „Slovenski Zvon“, „Kres“, „Slovan“, „Besednik“ usw.). Doch fehlte bis zu den „Slovenske narodne pravljice“, die A. Bolhar 1955 zu Laibach in 2. Auflage herausgab, eine brauchbare überregionale Sammlung slowenischer Märchen. Sie wird derzeit von M. Matičetov (Volkskunde-Institut der Laibacher Akademie der Wissenschaften) vorbereitet. Frau B. konnte sich für die vorliegende kleine deutsche Auswahl mit gutem Grund auf Bolhar's Ausgabe stützen. Sie traf eine gute Auswahl mit typisch slowenischem Erzählgut, das in einer klaren, gut lesbaren, dem Grimm'schen Märchendeutsch angenäherten Sprache geboten wird. Wer Originalerzählungen lebender slowenischer Märchenerzähler und ihre höchst eigenartige Diktion kennt, der weiß, daß sie fast unübersetzbar sind mit der Einwilligung ihrer Formeln, Lehnwörter, Wiederholungen usw. (Hier bereitet M. Matičetov eine deutsche Sonderausgabe gegenwärtigen slowenischen Märchengutes auf wissenschaftlicher Grundlage in den Beiheften zu „Fabula. Zeitschrift für Erzählforschung“ vor). Der vorliegenden Byhan-Ausgabe sind für den wissenschaftlichen Benützer so ziemlich alle erforderlichen Angaben beigelegt: der Hinweis auf das international gültige Typenverzeichnis nach Aarne-Thompson, auf die Grimm'schen Kinder- und Hausmärchen und die Anmerkungen hiezu von Bolte-Polivka. Literarisches Herkunftszitat (Erstpublikation), Erzähler und Ort, Originaltitel und Übersetzung und Erläuterung von Sonderausdrücken sind wohlgeordnet in den Anmerkungen beigelegt. Ein kleines Vorwort über Lebensraum, Geschichte und Volkskultur der Slowenen (vorwiegend nach Vilko Novak) leitet den fernerstehenden Leser gut in diese empfehlenswerte Ausgabe slowenischer Volksdichtung ein.

Graz

Leopold Kretzenbacher

V. Rumänien

Materiale și cercetări arheologice. Bukarest, Academia RPR. Institut de arheologie. Bd. III. Bukarest 1957. 312 S. Bd. IV 1957. 377 S. Beide Bände mit zahlr. Abb. u. Beilagen.

In rascher Folge erschienen der 3. und 4. Band dieser bereits SOF XVII 313 f. angekündigten Zeitschrift, die in der Hauptsache Grabungsberichte veröffentlicht. C. S. Nicolăescu-Plopșor, E. Comșa und A. Păunescu berichten über Grabungen in Siebenbürgen, im Gebiet von Baia de Fier (paläolithische und nachpaläolithische Funde), Nandru (ebenfalls paläolithische z. T. auch neolithische Funde), Ohaba-Ponor (Paläolithikum mit einigen späteren Objekten), Herkulesbad (paläolithische und neolithische Funde), M. Petrescu-Dîmbovița über eine Sondierung zwecks Feststellung der Stratigraphie von Perieni (Reg. Jassy) mit bandkeramischen Funden, Plastiken usw. Auch die Grabungen bei Cernavodă ergaben neolithische Funde der Bojan-Kultur (D. Berciu u. S. Morintz),

desgleichen die Grabungen von Aldeni bei Ploiești (Gh. Ștefan — E. Comșa) und Crușovu, wo sich besonders reich ornamentierte Keramik der Vădastra-Kultur fand (C. Mateescu). Bandkeramisch sind auch die Funde von Traian (Reg. Bacău) (Berichterstatteerin H. Dumitrescu), während die Funde von Brăilița (Reg. Galatz) der bemalten Gumelnița- und Cucuteni-Kultur angehören (N. Harțuchi — I. T. Dragomir), ebenso wie die bei den Grabungen des Museums von Sf. Gheorghe gehobenen (Z. Székely) und die von Valea Lupului (M. Dinu). Das Inventar des Gräberfeldes von Cîrna (Reg. Craiova) weist weiß-inkrustierte Gefäße und Tonidole der früheren Bronzezeit auf, wie wir sie insbesondere von Vattina und Žuto Brdo kennen (Vl. Dumitrescu). Die Funde aus der Nekropole von Bîrsești (Reg. Galatz), die der Hallstatt-Zeit angehören, sind deshalb bemerkenswert, weil sich hier westliche und östliche Einflüsse kreuzen (S. Morutz). Die Funde aus Popești (Reg. Bukarest) mit seiner Wallanlage gehören in der Hauptsache bereits der jüngeren Eisenzeit an. Zu erwähnen wäre insbesondere ein bronzenes Gürtelblech mit Darstellung keltischer Gottheiten (R. Vulppe). Einen ausführlichen Bericht über die 1955 unternommenen Grabungen auf der dakischen Wallburg Gradiștea von Muncelului — Blidarul geben C. Daicoviciu, N. Gostar und I. Crișău. Die Grabungen galten vor allem den dortigen Befestigungsanlagen, führten aber auch zur Aufdeckung ziviler Bauten der Daker. Den Abschluß des Bandes bilden kurze Berichte über Funde bei Terrainbegehungen.

Während der 3. Band der Zeitschrift den vorgeschichtlichen Grabungsstätten gewidmet ist, bringt der 4. überwiegend Berichte über die griechische, römische und nachrömische Periode. Besonders umfangreich ist, wie es bei dieser bedeutendsten antiken Siedlung auf rumänischem Boden zu erwarten ist, der von E. Condurachi und anderen erstattete Bericht über im J. 1955 in Histria unternommene Grabungen (S. 9—101). Diese fanden sowohl in der inneren Stadt, in der Gegend des griechischen Tempels, statt, wo spätrömische Gebäude angeschnitten wurden, als auch westlich der römischen Umfassungsmauer, wo gleichfalls römisch-byzantinische Bauten gefunden wurden. Weiters wurde in der römischen Nekropole und in der ausgedehnten Hügelgräber-Nekropole nordwestlich von Histria sowie an einigen anderen Stellen gegraben. Unter den Einzelunden finden vor allem einige griechische Vasen Beachtung. In dem von den Fluten des Jiu zur Hälfte weggerissenen Kohortenkastell von Bumbești, vermutlich dem Lager der coh. IV Cypria c. R., wurden von Gr. Florescu u. a. Grabungen vorgenommen (S. 103—18). Von den übrigen in diesem Bande veröffentlichten Grabungsberichten sei noch auf den Bericht von I. Barnea, B. Mitrea und N. Anghelescu über die Grabungen in Noviodunum (bei Isaccea a. d. Donau, Distr. Tulcea) hingewiesen (S. 155—74). Untersucht wurden die römischen Hafenanlagen. Weitere Berichte betreffen die nachrömischen Perioden. In Sărata-Monteoru (Distr. Ploiești) wurde in einer großen slawischen Nekropole des 7. Jh. n. Chr. gegraben und dabei 428 Gräber geöffnet (I. Nestor u. E. Zaharia, S. 187—94). Die Arbeiten in Dinogetia (h. Garvăn, Reg. Galatz) sollten den Zusammenhang zwischen antiker und mittelalterlicher Siedlung und die Zeit der Zerstörung der Stadt klären (Gh. Ștefan u. a., S. 195—209). Mit Rücksicht auf ähnliche Untersuchungen in Serbien verdienen die Grabungen von Rodna (Siebenbürgen) Beachtung, wo eine mittelalterliche Bergwerkssiedlung untersucht wurde.

Die ältesten Gräber gehören noch dem 12. Jh. an (V. Vățășanu u. a., S. 211—18). Südwestlich von Giurgiu wurde eine Burg Mircea d. Gr. von I. Barnea u. a. untersucht (S. 219—37). Umfangreiche archäologische Untersuchungen fanden auch an den mittelalterlichen Denkmälern von Suczawa statt, so in der Burg, in der mittelalterlichen Stadt, in Piatra Neamț und im Kloster Putna (S. 239—78). In Cernavodă wurden Gräber gefunden, die D. Berciu (S. 281—317) in die erste Hälfte des 5. Jh.s v. Chr. datiert und mit den Anfängen der getisch-dakischen Kultur in Zusammenhang bringt. D. Protase veröffentlicht zwei römische Grabinschriften von Ilișua (S. 319—23). Schließlich seien noch ein Bericht von I. Berciu über frühmittelalterliche Funde aus dem Gebiet von Alba Julia (S. 335—60) und ein Beitrag von Tr. Martinovici über die spätmittelalterliche Keramik (2. Hälfte des 15. Jh.s) von Suczawa erwähnt (S. 361—72).

Graz

B. Saria

Studii și cercetări de istorie veche. Bd. VIII. Bukarest, Verlag der Rumänischen Akademie der Wissenschaften 1957. 411 S. mit zahlr. Abb. und Beilagen.

Der achte Band dieser Zeitschrift (vgl. SOF XIV 323 f.; XVI 234 f.) enthält zunächst einen V. Pârvan gewidmeten Gedenkartikel (gest. 1927). C. S. Nicolăescu-Ploșor und Eugen Comșa berichten (S. 17—26) über eine in der Nähe von Herkulesbad entdeckte Mikrolithen-Station, E. Comșa (S. 27—51) über den gegenwärtigen Stand der Erforschung der Giulești-Phase der neolithischen Boian-Kultur. Hortensia Dumitrescu befaßt sich (S. 53—73) mit dem Problem des Ursprungs der Precucuteni-Kultur, Vi. Dumitrescu (S. 89—102) mit der Kopfbildung der weißinkrustierten Statuetten vom Kličevacer Typus. Suz. Dimitriu veröffentlicht ein seltenes Teilstück (1/6) eines in Histria gefundenen Staters von Kyzikos (S. 102—12). C. Preda beschäftigt sich (S. 113—24) mit der Herkunft des Silbers der getisch-dakischen Schatzfunde. Auf Grund eines neuen Schatzfundes von Stăncuța (südl. Brăila), wo nebst Silbermünzen von Thasos und der römischen Republik auch Silberbarren gefunden wurden, die von eingeschmolzenen Münzen stammen, kommt P. zum Schluß, daß das Silber der erwähnten Schatzfunde z. T. aus eingeschmolzenen Münzen stammt. D. M. Pippidi vermutet (S. 125—35), daß die griechische Inschrift Ditt. Syll. ³ 707 (Ehrendekret für Epikrates) im Kloster Dragomirna (Bukowina) aus Histria stammt. A. Bodor setzt (S. 137—48) seine Studien über die landwirtschaftlichen Betriebsformen und die Besitzverhältnisse in Dazien vor der römischen Eroberung fort, desgleichen R. Florescu für die Dobrudscha (S. 149—63). Eine sorgfältige Analyse der Münzfunde von Poiana ergibt nach Bucur Mitrea (S. 165—82), daß der Platz im Zuge der Kämpfe mit den Dakern und Sarmaten im J. 71 aufgelassen wurde. Th. Sauciuc-Săveanu veröffentlicht (S. 203—13) eine vermutlich von Tomis stammende Grabstele mit griechischer Inschrift, die einen speculator Ponticus nennt. In einem ausführlichen Artikel behandelt M. Macrea (S. 215—51) das römische Verteidigungssystem an der West- und Nordostgrenze Daziens zur Zeit des Kaisers Caracalla, wobei M. nachzuweisen sucht, daß Caracalla bei der Regelung der Grenzverhältnisse persönlich anwesend war. Wichtig ist der Beitrag von J. J. Russu (S. 253—65) zum Problem des Verschwindens der thrakischen Sprache, die bis etwa 600 n. Chr. gesprochen worden ist und bei der Ausbildung der rumänischen Sprache einen bestimmten Anteil

hat. M. Chişvaşi - Comşa versucht aus der in Rumänien gefundenen Keramik des 6.—12. Jh.s gewisse historische Schlüsse zu ziehen (S. 267—94). Auf Grund eines von A. Delette 1947 veröffentlichten byzantinischen Itinerarium maritimum versucht P. Ş. Năsturel (S. 295—305) Vicina zu lokalisieren. Auf einer vor Jahren von V. Pârvan veröffentlichten Votivara für I.O.M. wird ein vicus Ultinsium genannt, was J. J. Russu (S. 311—15) in vicus Ul(me)tinsium, den bekannten vicus Ulmetum, zu verbessern sucht. Gr. Florescu veröffentlicht (S. 317—21) einen in Capidava gefundenen Terminalcippus aus dem J. 229 n. Chr., A. Bărcăcilă (S. 323—32) eine von der Coh. I Sagittariorum in Drobeta errichtete Ehreninschrift für Gordianus III. F. Horoviz kommt (S. 333—38) neuerlich auf die von den legg. V Mac. und XIII Gem. Gallienarum im 3. Mithräum von Poetovio gestifteten Weihaltäre zu sprechen, die, wie ich schon „Strena Buliciana“ S. 249 ausgeführt habe, zeigen, daß bereits unter Gallienus eine militärische Räumung Daziens stattfand. Erwähnt sei noch eine von I. Barnea (S. 347—52) veröffentlichte griechische Inschrift aus Tomis (Konstanza), die einen Vicarius von Odessos kennt. B. datiert die Inschrift etwa in den Anfang des 6. Jh.s n. Chr. Den Beschluß des Bandes bilden eine kurze Übersicht über die archäologischen Grabungen in Rumänien im J. 1956, Berichte über archäologische Funde im Ausland sowie Buchbesprechungen.

Graz

Balduin Saria

Monumente și Muzeu. Buletinul Comisiei Științifice a Muzeelor și Monumentelor Istorice și Artistice, I, Bucarest, Academia Republicii Populare Romîne 1958, 296 pages (21,50 lei).

Cette nouvelle publication est consacrée — son titre l'indique — aux monuments historiques et artistiques ainsi qu'aux musées de Roumanie. Elle remplacera à l'avenir le défunt Bulletin de la Commission des Monuments historiques (1908—1947). Abondamment illustrée, cette revue embrasse des études d'histoire, d'art, d'architecture etc., que des résumés en français et en russe rendent plus accessibles aux lecteurs étrangers. A la naissance du nouveau périodique ont accordé leur concours divers chercheurs.

P. Constantinescu-Iași, Le respect des monuments historiques (p. 13—20) montre le sort, souvent tragique, des monuments de Roumanie et fait connaître les mesures de protection prises en leur faveur dans le passé et dans le présent, en indiquant quelques-uns des travaux de restauration entrepris depuis 1948. Em. Condurachi, Histria, cité romano-byzantine, à la lumière des dernières fouilles archéologiques (p. 21—39). Se cantonnant dans la période qui s'étend depuis la destruction d'Histria par les Goths en 248 jusqu'au début du VII^e siècle, l'auteur qui conduit depuis une dizaine d'années le vaste chantier archéologique de la cité pontique, détermine la ligne de ses murs d'enceinte et montre le développement du secteur dit „économique“ de la ville. Parmi les édifices exhumés, on peut citer trois basiliques romaines, un bazar, une place publique à portiques, etc. L'article renferme des considérations intéressantes également l'histoire de la Scythie mineure. Par suite de sa dévastation par les Avars, puis par les tribus slaves, Histria n'est plus guère habitée que sporadiquement à partir du VII^e siècle. Duiliu Marcu et G. Russu, Découvertes de fresques du XVI^e siècle au monastère de Tismana (p. 41—55). Sous les fresques du XVIII^e siècle

qui décorent le pronaos de l'édifice, on a trouvé de splendides peintures remontant à 1564, dont la restauration, après leur dégagement complet est en cours depuis quatre ans. Celles du XVIII^e siècle, tout en respectant l'iconographie des peintures du XVI^e siècle, sont loin de rivaliser avec elles. Elles ont toutefois été détachées soigneusement et fixées sur les murs des couloirs du cloître pour en assurer la conservation. Quoique différentes comme style des fameuses peintures des monastères de Bucovine, celles de Tismana ne leur sont nullement inférieures et il est à souhaiter qu'elles soient publiées au plus tôt dans l'intérêt de la science. O. V e l e s c u , Le château de Hunedoara. Bref aperçu historique (p. 57—72) retrace rapidement l'histoire du fief et du monument reconstruit par le vaillant chevalier roumain au service de la Hongrie Jean de Hunedoara (Hunyadi). L'accent porte sur les différentes transformations subies par cette forteresse, la plus célèbre de Transylvanie, dont la restauration a été entreprise en 1956. D. B ă d ă r ă u , Une vue panoramique de Jassy en 1793, oeuvre du peintre russe Michel Matéévitch Ivanov (p. 73—82). L'aquarelle en question constitue la plus ancienne représentation de la capitale moldave. L'auteur en identifie les monuments. T. V o i n e s c u , Notes sur le trésor historique et artistique restitué par l'U.R.S.S. (p. 83—91) rappelle les circonstances de la restitution en 1956 à la Roumanie par l'URSS du trésor d'art national confié à la Russie en 1916, et renfermant une très riche collection numismatique, de très précieux objets d'art religieux valaque et moldave, des tableaux des maîtres de la peinture roumaine, etc. R. C r e ț e a n u , Les „coula" et maisons fortifiées de la vallée du Motrou (p. 93—117) apporte une contribution à la connaissance de l'architecture civile et militaire de l'Olténie (Petite Valachie), d'autant plus précieuse qu'une bonne partie des relevés et photographies concerne des édifices disparus. R. G r e c e a n u , Le manoir de Herăști. Historique (p. 119—129) retrace le passé du domaine et du manoir des Năsturel. La construction du „palais" décrit avec admiration par Paul d'Alep en 1657, est attribuée dans sa conception à l'érudit boyard Udriște Năsturel. E. G r e c e a n u , Le manoir de Herăști. Etude d'architecture (p. 131—149) décrit le même monument historique, d'une valeur architecturale unique pour la Roumanie. Sa restauration à peine commencée en 1954, attend d'être menée à bonne fin. P. I. C e r n o v o d e a n u et P. P o p e s c u , Monuments historiques de Budeasa (district et région de Pitești) (p. 150—166) font connaître la maison de campagne des boyards Budișteanu (où leur tradition de famille veut que le roi de Suède Charles XII ait fait halte), l'église et une grande croix de pierre de 1647. O. V e l e s c u , Un monument d'histoire culturelle: le théâtre d'Oravița (p. 167—173) décrit ce théâtre inauguré en 1817, l'un des plus anciens de Roumanie (Banat), dont le plan fut conçu par l'architecte Niuny et que le peintre Fr. Knee décora d'après le projet du viennois Platzger. V. D r ă g u ț , Une église à „gropniță" en Olténie du XVI^e siècle: l'église du couvent de Dobrușa (p. 175—183): la „gropniță" — chambre sépulcrale des églises moldaves placée entre le naos et le pronaos, représente ici une exception inattendue pour l'architecture valaque. G. B e z v i c o n i , Le cimetière Bellu de Bucarest, musée de sculpture et d'architecture (p. 185—205) attire l'attention sur ce cimetière de l'aristocratie et de la bourgeoisie bucarestoises, fondé en 1859. Il renferme maints tombeaux et statues exécutés par des architectes et des artistes de renom, roumains et même étrangers (Rafaello Romanelli, Auguste Réault etc.). D. B e r i n d e i Contribution à la biographie de l'ingénieur et architecte Moritz von Ott (p. 205—

213) retrace la vie de cet Autrichien qui, lors de la révolution roumaine de 1821, voulu constituer une „légion allemande“ en dépit du désaccord des représentants officiels de son pays. De 1818 à 1836 il exécuta des fortifications, des plans de systématisation de Bucarest et d'autres villes valaques, ainsi que des travaux édilitaires. P. Ş. Năsturel, *Inscriptions de Hirău et de ses environs* (p. 215—226) publie ou rectifie de nombreuses inscriptions et quelques graffites des XV^e—XIX^e siècles, rédigés en slave, roumain, latin et grec. On notera plus particulièrement la signature de l'humaniste valaque Udrişte Năsturel, attestant sa présence à la cour de Moldavie en 1625, et un graffite se rapportant à l'entrée du tsar Pierre le Grand en Moldavie en 1711. E. Glück, *Le musée de la Révolution de 1848/49 (Arad)* (p. 227—236) remémore la participation des Roumains, Allemands, Hongrois et Serbes du Banat à la révolution de 1848 et conserve des documents et des objets évoquant Bălcescu, Petöfi et Kossuth. D. Berindei, *La fondation de la Société Académique, et les locaux de l'Académie* (p. 237—246) retrace les étapes parcourues par l'Académie de la République Populaire Roumaine, transformation en 1948 de l'ancienne Académie Roumaine fondée en 1879 à la suite de la réorganisation de la Société littéraire de Bucarest créée en 1866.

Les Notes (p. 247—262) qui font suite aux articles sont signées de A. I. Gheorghiu, *Le monastère de Viforita*; P. Ş. Năsturel, *Neagoe Basarab et le monastère de Moldovița*; R. Crețeanu, *Les édificateurs des églises de la vallée du Motrou sur leurs peintures murales*; T. E., *Monastères non dédiés*; V. Cîndea, *Le tremblement de terre du 31 mai 1738 et les dommages causés au monastère de Hurez*; D. Bădărău, *Oh, ces médecins! On trouvera également en fin de volume, deux nécrologes* (p. 260—261), puis des comptes rendus de travaux roumains et étrangers (p. 263—281), suivis du Règlement de la Commission des musées et monuments historiques et artistiques, d'Instructions pour le fonctionnement des musées d'art, d'histoire, d'ethnographie etc. ainsi que de propositions relatives à l'organisation et au fonctionnement de ceux d'histoire naturelle (p. 283—296).

Bucarest

P. Ş. Năsturel

Pippidi, D. M.: Contribuții la istoria veche a Romînei (Beiträge zur Geschichte Rumäniens im Altertum). Bukarest, Editura științifică 1958. 340 S. und 10 Taf.

Der vorliegende Sammelband enthält 13 Abhandlungen des verdienten rumänischen Altertumsforschers zur Geschichte Rumäniens, insbesondere der Dobrudscha, im Altertum. In der Hauptsache sind es epigraphische Beiträge, die der Verf. bereits in verschiedenen rumänischen Zeitschriften veröffentlicht hat. Sie befassen sich mit verschiedenen wirtschaftlichen, sozialen, politischen und kulturellen Problemen des Landes. Im ersten Beitrag kommt der Verf. auf Grund des inschriftlichen Materials zum Schluß, daß sich gegen Ende des 3. Jh.s und zu Beginn des 2. in den pontischen Städten Histria und Kallatis die wirtschaftliche Lage verschlechtert habe. Andere Beiträge behandeln die Bedeutung der neuen inschriftlichen Funde für die Kenntnis der vorrömischen Verfassung von Histria sowie der Agrarverhältnisse der pontischen Küstenstädte. Der bereits in den *Studii și cercetări de istorie veche* VI erschienene Artikel über den Legaten Tiberius Plautius Silvanus Aelianus (vgl. SOF XVI 234) greift über den Rahmen des Lokalgeschichtlichen hinaus. Die letzten beiden Beiträge sind den Anfängen

des dakisch-römischen Christentums, u. a. dem Bischof Niketas von Remesiana, gewidmet. Russische, französische und deutsche Zusammenfassungen — lediglich der letzte, *„In Verbindung mit der Sklavenhaltung bei den Dakern“ betitelte Beitrag entbehrt einer solchen —, sowie drei Indices beschließen den mit guten Tafeln ausgestatteten Band.

Graz

B. Saria

Florescu, Gr. — Florescu, R. — Diaconu, P.: Capidava (Institutul de Arheologie al Academiei RPR. Monografie arheologică, vol. I). Bukarest, Editura Academiei RPR 1958. 265 S. mit 147 Abb., XXXI Taf. u. 4 Plänen.

Der Band bringt eine Übersicht über die seit 1924 unternommenen Grabungen im römischen Kastell von Capidava. Der Ort liegt an einem wichtigen Donauübergang in der Dobrudscha. In dem unter Traian neben einem, wie der Name beweist, getischen Ort errichteten Lager befanden sich ursprünglich Teile der legio XI Claudia sowie Auxiliarformationen, darunter die cohors I Germanorum. Gr. Florescu gibt zunächst eine kurze Geschichte von Capidava im Rahmen des römischen Dobrudscha-Limes, berichtet sodann über die Ergebnisse der seit 1924 durchgeführten Grabungen. Es folgt vom selben Verf. eine Veröffentlichung von 49 epigraphischen Denkmälern und 15 Skulpturenresten. Bei den Inschriften handelt es sich in der Hauptsache um Grabdenkmäler und Weihungen an Juppiter im Verein mit anderen Gottheiten. Die Namen — darunter viele epichorische — geben uns ein Bild von der Bevölkerung des Ortes, in dem sich auch manche Veteranen niedergelassen hatten. Über den römischen liegen frühmittelalterliche Befestigungen, u. zw. zwei Perioden (7. Jh. und 2. Hälfte des 11. Jh.s). Aus der zweiten Periode stammt ein mittelbyzantinischer Münzschatz. Besonders ausführlich behandeln R. Florescu und P. Diaconu die mittelalterlichen keramischen Funde. Schließlich wird auf die in der Umgebung von Capidava festgestellten Siedlungsreste hingewiesen. Je ein kurzes russisches und französisches Résumé helfen zur Not dem des Rumänischen nicht mächtigen Leser.

Graz

B. Saria

V. Grecu, Laonic Chalcocondil. Expuneri istorice (Scriptores byzantini, II), Bucarest, Editura Academiei Republicii Populare Romîne. 1958. 355 p. (Lei 22,50)

Faisant immédiatement suite à son édition critique de l'histoire turco-byzantine de Doucas (qui vient d'inaugurer ce que nous souhaitons de voir appeler un jour la „Byzantine“ de Bucarest!), le professeur V. Grecu livre au public roumain la traduction intégrale des Ἀποδείξεις ἱστοριῶν de Chalcocondyle.

L'introduction (p. 3—22) retrace la carrière de l'écrivain athénien, que le traducteur préfère appeler Chalcocondyle plutôt que Chalcocandyle, sur le témoignage notamment des pierres tombales d'une ancienne église d'Athènes. Il essaye de placer vers 1423 la date de sa naissance et il est d'avis que c'est lui que Constantin Paléologue de Mistra dépêcha comme ambassadeur au sultan Mahomed II. Révoquant en doute la prêtrise du chroniqueur, avancée par Darko, le byzantiniste roumain invoque certains indices pour soutenir que c'est dans sa ville natale qu'il rédigea son Histoire. Dans la présentation de l'oeuvre de Laonikos, V. Grecu met en évidence ses qualités littéraires, la précision de son information, mais aussi ses défauts. Son exposé insiste assez longuement sur les

multiples passages où l'historien grec s'étend sur l'histoire de la terre et du peuple roumains.

La traduction (p. 23—315) repose sur l'édition critique d' Eugène Darkó. On notera à ce propos que le savant roumain lui apporte parfois certains émendations ou même revient à l'occasion à la leçon de manuscrits. Le lecteur étranger désireux de précisions à cet égard, consultera le récent article de V. Grecu, *K voprosu o biografii i istoričeskom trude Laonika Chalcocondila, Vizantijskij Vremennik*, XIII, 1958, p. 198—210. Désireux de mettre cette chronique à la portée des chercheurs roumains qui ne sauraient la lire dans l'original, l'auteur en donne une version qui suit volontairement de très près le texte grec. Cette précision néanmoins en alourdit, par endroits, le style. Ces notes courtes et rares sans prétention de commentaire exhaustif, n'interviennent que pour éclairer certains termes trop spéciaux ou pour identifier gens et localités, à moins qu'elles ne tendent à projeter un peu de lumière sur tels passages par trop absconds. On se serait cependant attendu à des rapprochements avec les autres chroniques contemporaines. Nous observerons en passant que, p. 155 (cf. Darkó, II-i, p. 31) la mort de Mezet-bey devant Sibiu est une confusion de Chalcocondyle; cf. I. Minea, *Vlad Dracul și vremea sa*, Jassy, 1928, p. 121, n. 2. De même, p. 158 (cf. Darkó, II-i, p. 37) le tribut annuel payé par le voévode Dan de Valachie au sultan Murad II pourrait être de 4000 boucliers et de 3000 arcs avec leur provision de flèches: tel est en effet le sens fréquent de τὸξον au pluriel. L'une des qualités du livre réside dans son index analytique des noms de personnes, de localités, etc. (p. 317—341). Il supplée avec avantage celui de l'édition de Darkó. En outre, l'introduction de nombreux sous-titres à chaque paragraphe de la traduction facilitera la consultation de cette importante source de l'histoire du sud-est européen. Nous regrettons que Monsieur Grecu n'ait reproduit en marge de son ouvrage que la pagination de l'édition de Bekker pour le Corpus de Bonn. Il eût mieux valu donner la préférence à celle de l'édition de Darkó. De même, il eût été bon de faire figurer la chronologie des événements narrés par Chalcocondyle, bien que de l'aveu général des chercheurs, ce soit là son point faible.

Traduire intégralement Chalcocondyle dans une langue moderne est un acte de courage qu'aucun érudit n'a plus osé tenter après l'exemple donné en 1577 par Blaise de Vigenère. On conviendra que ce n'est pas là l'un des moindres mérites du livre consciencieux du professeur Grecu.

Bucarest

P. Ș. Năsturel

1) Peut-être nous saura-t-on gré de mentionner que le professeur Grecu a sur le métier, pour la même collection, l'édition critique (avec traduction roumaine et notes) des chroniques de Sphrantzès et de Critobule. Nous-même nous livrerons à l'impression en 1959 celle de l'*Historia Turcorum* signalée par Gy. Moravcsik et que vient de publier G. Th. Zoras, *χρονικὸν περὶ τῶν Τούρκων σουλτάνων*, Athènes, 1958.

VI. Bulgarien

Nanov, Ljuben: Bŭlgarski sinonimen rečnik. (Bulg. Wörterbuch der Synonyma). 3. umgearb. Auflage. Sofia 1958. 597 S.

Selbst die dritte, umgearbeitete Auflage dieses Wörterbuches, das mit 17 000 Stichwörtern und weiteren 600 „synonymen Untergruppen“ einen guten Einblick in den bulgarischen Wortschatz von Seiten der Synonymik gewährt, kann noch immer als eine slawistische Pionierleistung angesprochen werden. Verf. ist sich darüber im klaren, daß es eigentliche, semantisch und stilistisch deckungsgleiche Wortinhalte nur in beschränktem Ausmaß gibt, auch wenn dazu im Vorwort nichts gesagt wird; der praktische Wert dieser Nachschlagewerke rechtfertigt sie indes jederzeit. Nun bleibt es doch umstritten, wo die an sich problematische Synonymik in ihre Grenzen zu bannen ist, um die Begriffe nicht vollends in einer Verschwommenheit von mehr oder minder krassen Bedeutungsübergängen aufzulösen. Es besagt daher von vornherein nichts Positives, daß in diesem Wb. durchschnittlich 10—12 Vokabeln in einem „bedeutungsverwandten Nest“ erscheinen. Man kann sich davon am besten überzeugen, wenn man Ausgangs- und Endpunkt eines Lemmas neben einander stellt. Schaltet man die Zwischenglieder, die Stützen einer schrittweisen Aushöhlung des Begriffes aus, so wird man dieser Kluft zwischen Ausgangs- und Endpunkt als Absurdität gewahr (z. B. rabota-misija; misija-objaznost; karijera-služba; grupa-množestvo; razred-kačestvo; priroda-instinkt u.a.m.). Es entsteht der Eindruck, der Verf. hat „synonym“ in seinen weitesten Grenzen gefaßt; wohl nicht zum Vorteil der Sache selbst. Eine Nachprüfung der hier als Beispiele wiedergegebenen Relationen in umgekehrter Richtung führt zu dem alarmierenden Ergebnis, daß die hier an erster Stelle genannten Glieder in keinem einzigen Falle unter dem als Lemma gesetzten jeweiligen zweiten auch nur erscheinen. Nun kann aber „synonym“ als eine Bezogenheit seinem Wesen nach nicht einseitig gerichtet sein, und es läßt sich unschwer erweisen, daß die sog. „synonymen Untergruppen“ der Willkür auf dem an sich vagen Teilgebiet der Lexikographie in verhängnisvoller Weise Tür und Tor öffnen. Beschränkung im Dienste der begrifflichen Klarheit tut hier not.

Es fällt auf, daß neben der sonst willkommenen stilistischen Charakterisierung einzelner Begriffe (literar. archaisch, vulgär usw.) der Vermerk „technisch“ nicht vorkommt. Die Leistung ist, von den aufgezeigten Mängeln abgesehen, anzuerkennen.

München

J. S c h ũ t z

Mirčev, Kiril: Istoričeska gramatika na bŭlgarskija ezik. (Historische Grammatik der bulgarischen Sprache). Sofia 1958. 275 S.

Der Verf., Ordinarius für bulgarische Sprachgeschichte in Sofia, übergab der Öffentlichkeit ein Handbuch, das für Studenten der bulgarischen Philologie bestimmt ist und sich in seiner Anlage an das vorgeschriebene Lehrprogramm für Universitäten hält. Das Hauptaugenmerk liegt auf den sprachlichen Veränderungen, die der altbulgarischen Periode folgten. Es gilt dabei zu betonen, daß Verf. entgegen anders gerichteten Bestrebungen, die sich für eine Zweiteilung (synthetische und analytische Periode) aussprachen, die herkömmliche Dreiteilung Altbulgarisch (bis einschließlich 11. Jh.), Mittelbulgarisch (12., 13. und 14. Jh.) und

Neubulgarisch (ab 15. Jh.) beibehält. Ganz dem Lehrbuchcharakter entsprechend werden nur gesicherte Erkenntnisse an sicherem Material erörtert. So wird das Primat der glagolitischen Schrift gegenüber der kyrillischen betont (S. 29) und der Substratfrage und den Balkanismen gegenüber Zurückhaltung geübt. Daher auch das reservierte Verhalten gegenüber thrakisch-illyrischen Einflüssen auf den Entwicklungsverlauf des in seiner Struktur doch recht problemreichen Bulgarisch.

Die einzelnen Kapitel des Buches unterscheiden sich wesentlich von einander. Während die lexikalischen Beziehungen des Bulgarischen (die Wortbildung wird dagegen in die histor. Grammatik nicht einbezogen) zu den benachbarten Sprachen (S. 59—97) dank den vielen Einzelheiten ein ziemlich abgerundetes Bild ergeben, läßt die historische Lautlehre (S. 98—145) viele Fragen offen. Allein schon der Aufbau dieses Abschnitts ruft Bedenken hervor. Es gibt da nur die großen Teilabschnitte „Vokalismus“ und „Konsonantismus“, und es ist schwierig, die lautkombinatorischen Erscheinungen aufzufinden. Im Wesen der Sache liegt keine Rechtfertigung dafür vor, daß der konsonantisch bedingte Umlaut 'u > i beim Vokalismus, der Vollaut (čereša) dagegen beim Konsonantismus zur Darstellung gelangt. Auch dürfte nicht mit allgemeiner Billigung zu rechnen sein, wenn die Liquidagruppen -or-, -ol- usf. im Rahmen des Konsonantismus, als konsonantische Metathese, abgehandelt werden, wo diese doch Hand in Hand mit der Dehnung der Vokale vonstatten ging. Erscheinungen wie Labialisierung, Dissimilation, Kontamination usf. beruhen eben auf der Lautkombination und beanspruchen daher eine zusammenhängende, ihr Wesen beleuchtende Darstellung. Ein modernes Handbuch sollte im Paragraphen „Einschub von Jer-Lauten“ (S. 133 ff.) nicht völlig heterogene Gegebenheiten zusammenfassen; denn daß *dobr(ъ)* zu *dobър* führte, beruht auf der Umgestaltung der durch die Liquida getragenen Nebensilbe zu einer (auch graphischen) Vollsilbe (Gesetz der steigenden Sonoritätswelle). Ebenso gehört der Wandel *abg. cvьtitъ*: *ostbulg. cъfti*, *mazed. cuti*, folglich einerseits Metathese (*cvь-*: *cъf-*) plus Assimilation (*-vt-* : *-ft-*) bzw. bilabiale Vertretung (*-vъ* : *-u-*) nicht unter die gleiche und zu formale Überschrift „Einschub von Jer-Lauten“. Die eigenartige Behandlung des Konsonanten -f- auch im Bulgarischen (*rekoch* > *rekof*; *fabrika* > *vabrika*; *cvьtitъ* > *cъfti* u. ä.) beansprucht zweifellos eine zusammenhängende Erörterung; bei M. fehlt diese, und die genannten Erscheinungen kehren ohne jeden Verweis an ganz verschiedenen Stellen wieder. Verf. vermag den Leser nicht zu überzeugen, daß die reduzierten Vokale bei den silbischen Liquiden (graphisch *ѣ, љ, гъ, њ*) tatsächlich „einen schwachen Jer-Klang hatten“, während „andere Gelehrte ohne Begründung annehmen, die reduzierten Vokale hätten eine rein graphische Funktion“ (S. 127). Es gibt natürlich eine Reihe von strittigen Fragen auch in der mittelbulgarischen Lautgeschichte, und manches hängt davon ab, wie man die Schreibungen interpretiert. Wenn natürlich die Ersetzung von etymologischem *o* durch das Zeichen *ъ* früher (im 12. Jh.) begegnet als diejenige durch *a* (für *o* erscheint *a* seit dem 13. Jh.), so scheint es nicht zuletzt auch lautphysiologisch als kühn, einen Wandel von *o* über nasaliertes *a* zu *ъ* anzunehmen (S. 101). Die Aufgabe der Nasales führte ohne nasale Zwischenstufe mit wechselndem Timbre zu oralen Lauten.

Die Schwierigkeiten, denen man sich im Rahmen der Morphologie (S. 146—222) z. B. des Substantivs gegenüber sieht, sind nicht gering. Die einzelnen Phasen der Zerrüttung des Kasussystems werden, so gut dies bei noch immer unzureichender Erforschung der mittelbulgarischen Quellen möglich ist, den einzelnen alten

Stammklassen folgend veranschaulicht. Die Quellenbelege lassen es deutlich werden, daß eine allgemeine Unsicherheit im System der Flexionsendungen Platz griff, die sogar die Wortbildungselemente in ihren Kreis einbezog (gradove : gradišta u. ä.). Es ist für die internationale slawistische Forschung kein Lob, wenn man sich durch den um die bulgarische Sprachgeschichte sehr verdienten Verfasser davon überzeugen kann, wie weit man noch davon entfernt ist, den Abbau der Flexion in seinem zeitlich-räumlichen Ausmaß sowie in den Einzelphasen zu überschauen. Man wünschte, das Buch möge dazu anregen, den Schleier zu lüften, der über dem Mittelbulgarischen liegt.

Weitgehend vergleichend mit dem modernen Sprachstand ist die Konjugation dargestellt, und es ist nicht zu verkennen, daß das verbale Gefüge auch in seinem historischen Umwandlungsprozeß durchsichtiger ist. Erfreulich, daß der historischen Syntax (S. 223—267) ein entsprechend breiter Rahmen zugestanden wurde; instruktiv die durch Belege dokumentierte Grammatikalisierung von na + Akkusativ, die im 15. Jh. bereits zum Abschluß gelangte.

Im Kapitel über die „Ursachen des Zerfalls des bulgarischen Kasussystems“ beleuchtet M. die bisherigen Theorien, die er weitgehend zur Synthese als auch seine Ansicht zusammenfaßt. Danach liegen die Gründe für den Analytismus, der als Prozeß in Erscheinung tritt, in der Eigengesetzlichkeit der mittelbulgarischen Lautentwicklung, die den Kasussynkretismus begünstigte, sowie in dem spezifisch balkanischen (Sprach-)Milieu romanisierter und gräzisiertes Altsiedler. Eine reichhaltige bibliographische Auswahl zeugt von einer sehr zielstrebigem bulgarischen Forschung und erhöht den Wert dieses soliden Lehrbuches, das sich bescheiden historische Grammatik nennt und das der Erforschung der bulgarischen Sprachgeschichte manche Anregung geben kann.

München

J. S c h ü t z

Conev, Boris: Bŭlgarski narodni horà i rŭčenici. Učebnik s terminologija i horopisni znaci. (Bulgarische Volksktänze und Reigen. Ein Lehrbuch mit Terminologie und Tanzschriftzeichen). Sofia, Staatsverlag für Leibeserziehung und sporttechnische Literatur 1956. Geb. 286 S.

Bei der Rolle, die der Volkstanz auch öffentlich in den heutigen Südoststaaten für nationale Fei ergestaltung und Auslandspropaganda spielt, nimmt die ständig wachsende Anzahl von Lehrbüchern für Volkstänze, Reigen und Tanzspiele und damit auch das gesteigerte Interesse der Folkloristik daran nicht wunder. In der vorliegenden Neuausgabe sind nach den üblichen politisch-polemischen Bemerkungen über die Notwendigkeit, die bulgarischen Volkstänze von den „Entartungen“ und „Modernisierungen“ während der faschistischen Epoche des „bourgeois Staates“ zu reinigen, allgemeine, aber leider nur sehr knapp gehaltene Einleitungen über den Charakter des bulgarischen Volkstanzes, über seine Rhythmik und Gestik und über choreographische Zeichen einer sehr ausführlichen Beschreibung von 41 bulgarischen Volkstänzen vorangestellt. Der Verf., der schon in den Dreißigerjahren als Volkstanzlehrer und Aufzeichner von Tanzspielen und Reigen hervorgetreten war, stützt sich in der vorliegenden zweiten Auflage des Lehrbuches in der Zeichenschrift auf die „Kinetographie“ des Sowjet-Choreographen Lisicijan S. S r b u n , (Moskau-Leningrad 1940), dessen Elemente er den bulgarischen Sonderverhältnissen anpaßte.

Graz

L e o p o l d K r e t z e n b a c h e r

VII. Albanien

Buletin i Universitetit Shtetëror të Tiranës, seria shkencat shoqerore, 1, 2, 3 (1958) — seria shkencat natyrore, 1, 2, 3 (1958), viti XII Universit. Shtetëror i Tiranës 1, 284 S., 2, 251 S., 3, 248 S., shkencat nat. 1, 170 S. + Beilage 27 S.; 2, 159 S. + Beilage 30 S., 3, 174 S. Preis je Heft shoq. 50 lek, je Heft nat. 40 lek.

Heft 1 der Serie shkenc. shoq. bringt von Ndreçi P l a s a r i *, „Die Allianz der Arbeiterklasse mit der Bauernschaft in der Periode der lufta nacional-çlirimtare und der demokratischen Volksrevolution“, linguistisch aufschlußreich schreibt Eqrem Ç a b e j über die Geschichte des Konsonantismus in der albanischen Sprache, u. zw. über die palatalen Gutturale, die Gruppen mb, nd, ngj und ng, nt, nk, nj, über l, die Spiranten h : f, th : f, Spirantengruppen, Assimilationen, Metathesen, verfolgt die Erscheinungen historisch und spricht über ihre Vertretung in den verschiedenen Dialekten; der Aufsatz ist reich an guten Gedanken und für die albanische Dialektforschung sehr ergiebig; der Autor zeigt einen meisterlichen Überblick über den albanischen Wortschatz, die lebenden Mundarten und die sprachwissenschaftliche Literatur; Selman R i z a handelt über den Lautwert der Buchstaben (slaw.) oŭ und u (latein.) bei Buzuk; Jorgji G j i n a r i über die Mundart von Skrapari, südöstl. von Berat und bringt ein linguistisch instruktives Märchen von dort; derselbe Autor hatte 1957 in derselben Zschr. die Mundart von Opari beschrieben; diese kurzen Behandlungen von Einzelmundarten, aufgrund von Expeditionen des Instituts, werden systematisch durchgeführt und runden fortschreitend das genaue Bild der albanischen Sprache in ihrer mundartlichen Vielfalt ab, sind zudem nötige Vorarbeiten für den Sprachatlas; Bedri D e d j a schreibt über die Kinderzeitschrift Vatra e Rinisë, die am 5. Februar 1933 zum ersten Mal erschien, von V. X h a ç k a geleitet; sie hat als Kinderwochenblatt durch 25 Jahre viel zur Bildung und Erheiterung der Jugend getan und blüht heute weiter; der Aufsatz ist für Spezialisten für Jugendliteratur sehr bedeutsam; er bringt wie alle Artikel des Buletini ein französisches Résumé. Der kundige Spezialkenner Jul Varibobas (1762), des Dichters des Marienlebens aus Unteritalien, Shaban D e m i r a j schreibt gründlich über Leben und Werk des Italoalbaners; derselbe hat schon in ders. Zschr. 1956 drei gediegene Aufsätze über Varibobas interessante Sprache gebracht; es ist zu hoffen, daß Shaban Demiraj uns eine neue Ausgabe der wertvollen Dichtungen Varibobas schenkt. Hasan C e k a berichtet über den Fund antiker (römischer) Münzen am 30. August 1941 anläßlich eines Kanalbaues in Durrës; der Schatz war in drei Tontöpfen verwahrt; ein zugehöriger Haufen Silbersachen, Ringe, Armbänder u. a. kam wie ein Teil der Münzen abhanden; das Museum in Tirana bewahrt noch etwa 4 000 Denare und Sesterzen aus der Zeit von Nero bis Lucius Verus, darunter einige Erstvarianten; kundig verzeichnet Ceka die Albanien betreffende numismatische Literatur und beschreibt auf 52 übersichtlichen Listen die Münzen aus dem Durrësschatz, der etwa 170 n. Chr. vergraben worden sein muß; der Aufsatz ist für den Numismatiker, Historiker und Lokalgeographen bedeutsam, für letzteren, da aus dem Fundort geschlossen werden kann, wie weit damals die bewohnbaren, vom Sumpf unbehelligten Stadtteile reichten; der Hauptteil der Münzen stammt aus der Zeit Trajans (857 St.) und Hadrians (781). Frano P r e n d i, der Prähistoriker, beschreibt 3 Bronzeäxte des Typus Shkodran und Shqiptaro-Dalmate, zwei befinden sich im

Museum in Tirana; sie stammen aus der Mirdita, Shelcani, Vorfë in der Malsia e Madhe; sie werden sorglich in die Nordalbanien betreffende Literatur (Fr. Nopcsa, L. Ugolini, R. Vulpe, M. Dorin Popescu, A. A. Jessen, Th. Ippen, P. Peter Kaer, J. Filip, A. Angelucci, D. Mustilli, Alojz Benac) prähistorischen Inhalts eingereiht und beweisen wieder die beachtliche Entwicklung der Metallurgie in den Gegenden des heutigen Albanien am Ende der Bronzezeit. Theofan Popa bringt die Inschriften der Kirchen Albaniens als historische Quellen, von der ältesten (866 n. Chr.) aus den Ruinen der Kirche von Ballshi aus der Zeit des Bulgarenchans Boris Michael (vgl. C. Praschniker, Anzeiger der phil.-histor. Kl. d. Ak. d. Wissenschaften i. Wien 12, 1919, 196) an. Die Inschriften aus der vortürkischen Epoche sind weniger zahlreich; in der Kirche des hl. Joannes Vladimir (Elbasan) finden sich Inschriften d. Jahre 1381—1383 über Karl Thopia, vier andere handeln von den Serbenfürsten des Mittelalters, als Gründern der Sergiuskirche in Shkodra; dem 14. Jh. gehören Inschriften aus Korça und Pojani an, immer bringt P. Text, Transkription, alb. Übersetzung, Kommentar; das 15. Jh. ist arm an Inschr.; die Inschriften liefern Namen talentierter Maler, wie Onufrius und Nikolaos, Konstantin von Shpat und seinen Söhnen, David von Selenica u. a.; auch in kirchenhistorischer und numismatischer Beziehung sind die griechischen Texte sehr aufschlußreich. Im 2. Hefte von 12, 1958 bringt Waclaw Cimochowski „prejardhja e gjuhës Shqipe“, der Vorläufer der albanischen Sprache. Von dem durch seine Monographie über den Dialekt von Dushmani in Nordalbanien bestbekanntesten Gelehrten haben wir ein Werk über die Illyrierfrage in naher Zeit zu erwarten. Eine Vorstudie hiezu ist dieser Artikel. Er rollt das alte Problem ‚Sind die Albaner die Nachkommen der alten Illyrier oder der Thraker oder ist die Sprache als illyro-thrakisch zu beurteilen?‘ neu auf, beleuchtet kritisch die Argumente Gustav Meyers, P. Kretschmers einerseits, N. Jokls andererseits, und der Verfechter der thrakischen Herkunft H. Hirts und besonders G. Weigands als dritter Gruppe. Er tritt entschieden für die illyrische Herkunft ein, das Illyrische wie das Albanische sind ihm ausgesprochene satem-Sprachen, befaßt sich besonders mit der Velarisierung der Palatalen im Illyr. und im Alban. vor t (natë, Nacht < *nok-t), der Vertretung der Labiovelaren im Alban. Sein Urteil ist vorsichtig und selbständig, besonders anzuerkennen ist, daß er im Operieren mit Etymologien kritisch ist. Die Wiege des Stamms und der Sprache der Albaner lokalisiert er mit Stadtmüller im Matigau, nur will er dieses Territorium nach Nordosten zu bis Νάισσος (Nisch) ausdehnen, dies beweist der Einfluß der albanischen Sprache auf das Rumänische. — Demselben Fragenkomplex gehört E. Çabejs Aufsatz ‚Das Problem der Autochthonie der Shqiptaren im Lichte der Ortsnamen‘ an, ein erweitertes Kapitel des unten S. 239 besprochenen Kollegheftes von Çabej (1948/49 über die Geschichte der alban. Sprache, als „dispensë“ gedruckt, d. i. mit Polygraph). Unter Autochthonie versteht er keine absolute, sondern relative seit der Griechen- und Römerzeit. Er zeichnet die Geschichte der Frage von Thunmann und Hahn über Kretschmer, Pedersen, Hirt, Šufflaj, Ribezzo, Marco La Piana, Jokl, Jireček, die rumän. Gelehrten V. Pâran, Puşcariu, Capidan, bis Barić, Weigand, Erdeljanović, Vasmer, Stadtmüller. Er untersucht die Stadt-, Fluß-, Bergnamen, mit Recht, da sie größere Kontinuität zeigen, als die vergänglicheren Dorfnamen. Er kommt zu dem Resultat, daß die Namen Nish < Naissus, Shkup < Scupi, Shkodër < Scodra, Lesh < Lissus, Drisht < Drivastum, Durrës

< Dyrrachium, Drī < Drinus, Mat < Mathis u. a. lautlich die Kontinuität bezeugen, zudem z. B. zu Ishmi < Isamnus, Pulti < Polathon, Rush < Ragusium mittelalterliche Zwischenstufen der Namensformen Ysamo und Isemi, 'Puletti, Rausium überliefert sind. Er ist überzeugt, daß die Albaner auch an der adriatischen Küste, nicht nur in ihren heutigen Wohngebieten, sondern darüber hinaus seit der Römerzeit gewohnt haben, daß sie ihre heutigen Sitze nicht infolge einer Expansion, sondern einer Restriktion im Laufe der Geschichte eingenommen haben. — Injac Z a m p u t i schreibt *„Notizen über die Umstände des Todes des Pjetër Budi“.

Çabej, Eqrem, Albanologji. Tirana, Botim i Institutit Pedagogjik 1947. 119 S.

Das Werk ist aus Vorlesungen Çabejs entstanden und ist als Kolleg „Einführung in die Albanologie“ gedacht. Es ist ein Pendant zu Valentinis „Appunti“; Valentinis Appunti legen das Hauptgewicht auf die historische Betrachtung, Ç's. Werk ist auf Linguistik aufgebaut. Ç. bringt eine Bibliographie, eine Einleitung, in der er sich mit der Methode auseinandersetzt, Kap. I. über das Albanische als indoeuropäische Sprache, Kap. II Stellung des Albanischen im Kreis der indoeuropäischen Sprachen, Kap. III Problem des Ursprungs der albanischen Sprache, bringt umsichtig das Material für die Illyrier — und für die Thrakerfrage bei und schließt sich in der Synthese vorsichtig dem thrako-illyrischen Standpunkt Jokls an. Die Frage nach den ursprünglichen Sitzen der Shqipetaren wird gründlich durchgenommen, dann die Beziehungen des Albanischen in historischer Zeit, u. zw. die griechischen (alt-, mittel-neugriech.), lateinischen, romanischen, slawischen, türkischen, Verhältnis der fremden Elemente zu den heimischen in der alban. Sprache, Elemente des Alban. in den anderen Balkansprachen, die Beziehungen des Alban. zum Rumänischen und die Theorien über ihre Ursache; der Begriff Balkanlinguistik wird ausführlich behandelt. Der dritte Teil handelt über das neue Albanisch, den Namen der Shqiptaren, die Verbreitung der albanischen Sprache, die Albaner in Griechenland und in Italien, die anderen albanischen Kolonien in Dalmatien, in Jugoslawien, Bulgarien, der Ukraine, der Türkei. Schließlich werden die Dialekte in ihren Hauptunterscheidungsmerkmalen gezeichnet. Das Werk benützt alle einschlägige Literatur, zeichnet sich durch Gründlichkeit und feine Gedanken aus, ist als Einführung ausgezeichnet und müßte unbedingt in eine der Hauptsprachen übersetzt werden. Die Albanologie und der akademische Unterricht wären Ç. dankbar, wenn er eine Übersetzung veranlaßte.

Markkleeberg/Leipzig

M a x i m i l i a n L a m b e r t z

Valentini, Giuseppe: Appunti di Storia culturale Albanese. Palermo, Università di Palermo, facoltà di Lettere e filosofia 1956. 134 S. in hektographischer Ausgabe.

V. behandelt im breve inquadramento storico zuerst l'Illyricità, mit Agron, Teuta, Gentius, dann l'influenza ellenica mit Epidaurus, Medoe, Bythoe, Butrintum, Phoinike, Dyrrhachion, Apollonia, dann l'influenza Romana, die Provinzen Praevalitana, Dardania, Moesia, erwähnt die großen Illyrier, die im Imperium zu Ansehen kamen, es folgt la diffusione del cristianesimo, le invasioni barbariche, le guerre crociate, mit dem Despotat von Epirus, dem kirchlichen Schwanken Albaniens zwischen Ost und West, dem Reich Stefan Nemanias. Es folgt ein

Kapitel Gli Angioini e le Signorie locali, den Topia von Scampa (Elbasan), den Musachi, den Comneno-Arianiti, den Balsa, den Dukagini; dann Il pericolo turco-Venezia-Giorgio Kastriota charakterisiert mit einigen Strichen klug die eigenartige Figur Skanderbegs, zeichnet Il dominio turco und Le colonie albanesi, schließlich Il Risorgimento nazionale, sine ira et studio schildernd. Ausführliche Anmerkungen mit Literatur und Notizen des Kenners begleiten jedes Kapitel. Der zweite Teil behandelt La cultura nelle epoche storiche, 1. die Cultura pregreca e preromana, mit Berücksichtigung des sprachlichen, archäologischen, religionshistorischen Materials — seine etymologischen Gleichungen sind vorsichtig und abwägend; betreffs der Shna Prende, e enjte (Donnerstag), Diellja (Frauenname), die Zâna u. a. kann man anderer Ansicht sein —, der Economia, der Arte, des Rechts (hier spricht der Sachkenner über Familie, Bruderschaft, Gastfreundschaft, die Stammespflichten, die vendetta, den Bodenbesitz, die Totenklage, das Recht — die im Kanuni i Lek Dukagjinit in Rechtssachen bedeutsamen parota, porota, parotnik, porotnik führt er auf die recuperatores und die recuperatio des römischen Rechts zurück —). Kap. II des 2. Teils behandelt gli influssi culturali antichi, u. zw. greci, romani. Der Anhang bringt die illyrischen gentes und die albanischen Stämme. Das III. Kap. behandelt La vita e la cultura della regione illirico-albanese sotto l'Impero Romano cristiano (sec. IV—VII), le invasioni barbariche mit einer Cronistoria dieser Invasionen von 358 bis 687, l'Amministrazione imperiale e locale romana mit Listen römischer Kaiser illyrischer Herkunft und Residenz in Illyricum mit Jahreszahl und Sitz, — die Etymologie von katun ‚Dorf‘ < quarta (pars) > *quartion + χόρτος ‚kurz, geteilt‘, dazu italien. canto ist lautlich schwierig; sollte nicht doch Jokls und Tagliavinis Herleitung von ka + tunt < tpto, ‚Ansiedlung‘ passen? — Ausführlich wird l'Amministrazione ecclesiastica behandelt, die Bischofssitze, dann die wirtschaftlich-sozialen Verhältnisse des Landes und die darauf bezügliche Tätigkeit der zivilen und kirchlichen Administration, die Goldbergwerke, Marmorbrüche in Mazedonien. Den Schluß bildet das Verzeichnis der von Justinian erbauten oder wiederhergestellten Kastelle im heutigen Albanien nach Procopius de aedificiis IV (περὶ κτισμάτων). Die Toponomastik ist nicht leicht zu interpretieren, weil das griechische Alphabet des Prokopius unzureichend in der Wiedergabe der Laute ist, zweitens die bulgarischen und serbischen Herren des Landes viel in den Ortsnamen änderten, dann die Griechen gräzisierten, schließlich wieder realbanisiert wurde, vgl. Karl Gurakuqi und die Kritik V.s in Leka, 1937, Art. Dale. Die Transkription albanischer Ortsnamen in den üblichen Landkarten bezeichnet V. als deplorable und rühmt als genau und beachtenswert den Fjalori Toponomastik des D. Nikollë Gazulli (Pseudonym Gelasius) in Hylli i Dritës 1939 ff. Die nach Provinzen geordnete Liste der Kastelle ist sehr dankenswert, wenn auch die scharfsinnigen linguistischen Gleichungen hypothetisch bleiben. Das Buch ist eine sehr gediegene, auf Quellen wohlfundierte und reiche Einführung in die Albanienkunde; es wäre schade, wenn es nicht ehestens durch den Druck allgemein erreichbar würde; es wird dann für den akademischen Unterricht, für das Selbststudium und als Nachschlagewerk wertvoll sein.

Markkleeberg/Leipzig

Maximilian Lambertz

Popović I.: K voprosu o proischoždenii Slavjan Severnoj Albanii. (Zur Herkunftsfrage der Slawen Nordalbaniens). (SA: Slavjanskaja filologija. Sbornik statej I). Moskau 1958. S. 195—205.

Seit der ertragreichen Arbeit von A. M. Seliščev über die einstige slawische Bevölkerung in Albanien (1931) weiß man, daß in Süd- und Mittelalbanien Vorfahren des mazedonisch-bulgarischen Sprachzweiges vorübergehend siedelten, während für Nordalbanien die Dinge nicht eindeutig und endgültig geklärt wurden. Diesem Fragenkomplex widmet I. Popović seine Studie als Beitrag zum IV. Internationalen Slawistenkongreß (Moskau Sept. 1958). Die Quellen, für die älteste Zeit italienische, sind nicht sonderlich reich, und das in Frage kommende Ausgangsmaterial beschränkt sich auf Namen sowie Lehnwörter slawischer Herkunft. War Seliščev auf Grund des Suffixes -ić (in den Schreibungen ital. -ichi, alb. -iqi) auch gezwungen für Nordalbanien einst serbische Siedler anzunehmen, so neigte er doch dazu, die Namen auf -ov und -in sowie die Ersetzung von ъ durch e in Namen und Lehnwörter für mazedonisch zu halten. Popović zerstreut diese Bedenken durch den exakten Nachweis, daß Familiennamen auf -ov und -in in den serbischen Randsiedlungen, in gewissem Sinne als Archaismen, nicht selten sind, und daß in montenegrinischen Maa die Lautvertretung e < ъ große Verbreitung genoß (vgl. die roman. Schreibungen Rotezo: ON Ratac; Rissen(a): ON Risan; Pareste, Pirasto: Perast u. ä.). Entscheidend und voll Überzeugungskraft in dieser strittigen Frage ist vor allem der Nachweis des Verf.s, daß auch ѣ über ъ zu e in den slaw. Lehnwörtern des Albanischen wurde, während die mazedonische Lautung den Reflex ѣ > o ergeben hätte. Wie weit jedoch die einstigen serbischen Siedler ins Innere des heutigen Albanien vordrangen, bleibt offen. In Mittelalbanien jedenfalls gibt es ON, die vom Ethnikum Bulgare abgeleitet sind; doch ist auch solches Namengut vorhanden, das eindeutig serbische Lautkriterien zu erkennen gibt.

Verf. weist die Versuche zurück, die čakavische Mundartmerkmale im slawischen Lehngut des Albanischen zu sehen glaubten (K. Treimer, N. Jokl, A. Vailant). Er legt überzeugend dar, daß die slawischen Lehnwörter des Albanischen mit klar serbischen Lautmerkmalen ekavischer Vermittlung entstammen und weist auf heute noch ekavisch sprechende Montenegriner im äußersten Südosten, an der Grenze zwischen Montenegro und Albanien, hin, deren Mundart sich einst wohl auch über Nordalbanien ausdehnte. Diese Ma war eine Brücke zum Mazedonischen, die nach dem Verfall des serbischen Feudalstaates durch das sich nach Nordosten vorschiebende albanische Volkstum gesprengt wurde.

Die knappe Abhandlung ist mustergültig und ein Beweis solider Beherrschung der linguistischen Methoden.

München

J. Schütz

VIII. Griechenland

Hunger, H.: Byzantinische Geisteswelt. Von Konstantin dem Großen bis zum Fall Konstantinopels. Baden-Baden, Holle Verlag 1958. 335 S. Geb. DM 14.—.

Am Ende seines inhaltsreichen Buches hebt H. die Bedeutung von Byzanz für unsere Zeit hervor, nämlich daß „Byzanz als kulturhistorische Erscheinung und die verschiedenartigen Äußerungen byzantinischen Wesens und Geistes auch uns Menschen des 20. Jahrhunderts viel zu sagen haben“. Hier kommt keine Bestrebung nach Vergegenwärtigung zum Ausdruck, da der Verf. die Spezifik Byzanzs ganz und gar nicht aus den Augen läßt. Durch Vermittlung der Geschichtsquellen sucht H. die Besonderheiten der byzantinischen Welt klar zu machen. „Römisches Staatswesen, griechische Kultur und christlicher Glaube sind die Hauptquellen der byzantinischen Entwicklung“, behauptet G. Ostrogorsky (GBR², 22). In ihrem ersten Teil ist die Anthologie von H. eine überzeugende Veranschaulichung dieser Grundkonzeption: „Römische Tradition“, „Hellenistischer Geist“ und „Christentum und Theologie“. Es folgen als Ergänzung noch drei Kapitel über die wichtigsten Probleme der byzantinischen Geschichte: „Ost-West-Konflikt in Staat und Kirche“, „Byzanz und der Orient“ und „Der ‚byzantinische‘ Geist“. So wird das Buch mehr als eine Sammlung von Schriftquellen. Bestimmt für das breite Publikum und nicht nur für Fachgelehrte, kann die Veröffentlichung H.s zweifelsohne für die Erkenntnis der byzantinischen Entwicklung nicht weniger beitragen, als eine Spezialstudie. Andererseits ermöglichen nur die Urquellen eine wahre Annäherung und ein adäquates Verständnis des byzantinischen Geistes und der Wirklichkeit: die Stimmen der Zeit eröffnen den richtigen Weg dazu.

In seiner Einführung hat H. eine Antwort auf die Frage, ob Byzanz mehr zu Europa oder zu Asien gehöre, zu geben versucht. Nach ihm war Kleinasien „das byzantinische Kernland“. Da aber Byzanz in seiner Existenz in der „europäischen Geistes- und Kulturgeschichte eine Mittlerrolle ersten Ranges“ spielte, „ist es nur recht und billig, wenn die byzantinische Geisteswelt in dieser Buchreihe im Rahmen des abendländischen Geistes auftritt“. Trotzdem hat der Verf. auch den europäischen Südosten und Osten nicht vergessen. Die Quellensammlung schließt chronologisch mit der Eroberung Konstantinopels durch die Türken im J. 1453. Hier betont H. „es soll aber nicht heißen, daß Byzanz damit seine Rolle in der europäischen Geistes- und Kulturgeschichte ausgespielt hatte“, und weist auf die Bedeutung der byzantinischen Erbschaft für die Süd- und Ostslawen hin.

Die „römische Tradition“ hat nach H. ihre beste Äußerung in der Auffassung von Byzanz als Neues Rom gefunden, was er mittels eines Auszuges aus dem Brief von Emanuel Chrysolaros an Johannes VIII. klar macht. Als andere Formen dieser Tradition betrachtet H. das höfische Zeremoniell, die Anwendung der Politik des „Divide et impera“, die diplomatische Schulung und die Konzeption von der Verantwortung des Herrschers. Zur Bekräftigung seiner Behauptung gibt H. Auszüge aus Pseudo-Kodinos, Konstantin VII. Porphyrogennetos, Kekaumenos und Theodoros II. Laskaris. Als Ausdruck des „Hellenistischen Geistes“ zeigt H. zunächst die byzantinische Philosophie und das enzyklopädische Wissen, wie dies bei M. Psellos und Johannes Italos zu finden ist, dann das „klassische Vorbild“ (Anna Komnene), die Rhetorik (das Klagegedicht auf Athen von M. Choniates und die Grabrede auf Theodoros Metochites von N. Gregoras), die Epistolographie (Libanios, Nikolaos Mystikos, Photios und D. Kydones), endlich das „Neuheiten-

tum und Reformvorschläge im untergehenden Byzanz" (Georgios Gemistos Plethon). Im dritten Kapitel gibt H. Quellenzeugnisse über die Beziehungen zwischen Kaiser und Kirche in Byzanz (Eusebios, Maximos Homologetes, Photios), die Christologie, Heiligenverehrung (Lebensbeschreibung des Hl. Daniel Stylites), die Bilderlehre, das Mönchtum (u. a. Theodoros Studites, Eustathios von Thessalonike und „Der geplagte Klosterbruder" — die Satire von Theodoros Prodromos), endlich über die Mystik und Hesychasmus (Symeon Neos Theologos, Nikolaos Kabasilas, Gr. Palamas). Um den Universalitätsanspruch des byzantinischen Kaisers und die Entfremdung zwischen Ost und West zu zeigen, hat H. westeuropäische Quellen (einen Brief K. Ludwigs II. an den K. Basileios I. und einen Auszug aus dem Bericht von Liutprand von Cremona über seine Gesandtschaftsreise nach Konstantinopel im J. 968) angeführt. Hier könnte man H.s beide Thesen auch durch byzantinische Quellen bestätigen. Die geringen geographischen und ethnographischen Kenntnisse der Byzantiner über den Westen, besonders in der Periode vom 6. bis Ende des 11. Jhs., d. h. nach Justinians Tod und vor den ersten Kreuzzügen, sind sprechender Beweis der Entfremdung zwischen Ost und West in dieser Zeit. Was das kirchliche Schisma anbelangt, sind hier Texte von Theophanes, Photios und Pseudo-Photios (vollständige Übersetzung von „Opusculum contra Francos", herausgegeben von J. Hergenröther, Monumenta graeca ad Photium etc. Ratisbonae 1869, 62—71) gegeben. Der Lateinerhaß im 12. Jh. ist durch einen Auszug aus Eustathios illustriert, Nicetas Choniates berichtet von der Eroberung Konstantinopels durch die Lateiner im J. 1204 und G. Akropolites beschreibt die Lateinerherrschaft in Konstantinopel. In Bezug auf die Unionsbestrebungen sind Texte von Johannes Bekkos, Demetrios Kydones und von der Schlußresolution des Konzils von Ferrara-Florenz im Juli 1439 übersetzt. Das Problem der Beziehungen zwischen Byzanz und dem Osten ist durch acht verschiedene Texte erläutert: Prokopios spricht über die Einführung der Seidenraupenzucht in Byzanz, Menander Protektor berichtet über die byzantinisch-persischen Friedensverhandlungen 560; über das Leben an der Ostgrenze des byzantinischen Reiches erfahren wir aus einem langen Auszug aus „Digenis Akritas". Niketas von Byzanz und Johannes Kantakuzenos polemisieren gegen den Islam. Der letzte Auszug zeigt den byzantinischen Ex-Kaiser, der so viel zum Vordringen der Osmanen auf der Balkanhalbinsel beigetragen hat, in einem neuen Licht — als Gegner des Islams. Um den höfischen Despotismus darzulegen, gibt H. ein kurzes, jedoch charakteristisches Bruchstück aus Kekaumenos. Das Kapitel enthält noch ein Fragment aus „Belthandros und Chrysantza" und einen Auszug aus „Timarion" über die internationale Messe in Thessalonike im 12. Jh. Wie schon erwähnt, ist das letzte Kapitel des Buches dem „Byzantinischen Geiste" gewidmet. Richtig nimmt H. — als eine Besonderheit des byzantinischen Daseins — das Leben auf dem Hl. Berge Athos an, wo man noch heute so stark die Atmosphäre des Mittelalters fühlt. Nach Fr. Dölger, Aus den Schatzkammern des Hl. Berges (München 1948) Nr. 5, gibt H. die Übersetzung eines Auszuges aus einem Chrysobullos Logos des Kaisers Andronikos II. Palaiologos von November 1312. Unter den anderen Texten in diesem Kapitel (Philotheos Kletorologion, Pseudo-Kodinos, Paulos Silentarios' Beschreibung der Hagia Sophia, die byzantinische Satire „Die schöne Geschichte vom Esel, Wolf und Fuchs" und ein Threnos über die Eroberung von Konstantinopel durch die Türken im J. 1453) besonders

wichtig sind die zwei bis jetzt unveröffentlichten Texte von Johannes Chortasmenos, die H. in einer Hs. der Österreichischen Nationalbibliothek (Cod. Suppl. gr. 75 des 15. Jh.s) entdeckt hat. Aus dieser Hs. (ff. 263—269) hat er ein Fragment über die Rettung Konstantinopels durch ein Wunder der Muttergottes im J. 1402, infolge der Niederlage der Türken in der Schlacht von Ankara, veröffentlicht (S. 280—286). So kommt eine bisher unbekannte (es fehlt jede Angabe darüber bei Gy. Moravcsik, *Byzantinoturcica*, I²) Geschichtsquelle von besonderer Bedeutung (vgl. zuletzt auch die Würdigung von G. Ostrogorsky, *Byzance Etat tributaire de l'Empire turc. Zbornik radova SAN. Vizant. Institut* 5 [1958] 52 u. Anm. 16 A; 53 Anm. 19 und Anm. 20 A) ans Licht. Als Hinweis auf das „Bewußtsein der Kulturtradition“ hat H. ferner (S. 290—292) auch einen Brief von Johannes Chortasmenos an Demetrios Pepagomenos aus derselben Hs. ins Deutsche übersetzt. Dank dieser Entdeckung H.s verfügen wir jetzt über neues Material über Johannes Chortasmenos (Ende des 14. Jh.s und Anfang des 15. Jh.s), so daß man die bisherigen Nachrichten über ihn (vgl. einige Angaben bei mir, *Appunti di storia bizantino-bulgara. Studi bizantini e neoellenici*, IV/1935/133—137, als Glossator der Cod. Vatic. gr. 163 und als Besitzer anderer Hss.; vgl. auch J. Strzygowski, *Die Miniaturen des serbischen Psalters der k. Hof- und Staatsbibliothek in München. Wien 1906*, 103) ergänzen und berichtigen könnte. Die Studie von H. Hunger, *Johannes Chortasmenos, ein byzantinischer Intellektueller der späten Palaiologenzeit. Wiener Studien* 70 (1957) 153—163, ist mir leider unerreichbar geblieben (vgl. F. Dölger: *B.Z.* 50 [1957] 495).

So hat H. wichtige Quellen über die byzantinische Geschichte in deutscher Übersetzung — teilweise eigener, teilweise aus den schon vorhandenen Veröffentlichungen (z. B. in der Bibliothek „Byzantinische Geschichtsschreiber“ des Verlags Styria in Graz) dargeboten. Jeder Text ist von einer kurzen Einführung begleitet. Am Ende sind — leider sehr spärlich — bibliographische Angaben und Erläuterungen beigegeben. Einige strittige Behauptungen können den Wert dieser empfehlenswerten Publikation nicht vermindern.

Sofia

I. Dujčev

Dölger, Franz: Byzantinische Diplomatie. 20 Aufsätze zum Urkundenwesen der Byzantiner. Ettal, Buch-Kunstverlag 1956. XVI + 419 S., XXVII Taf.

Schon 1953 veröffentlichte der Ettal-Verlag einen Band gesammelter Aufsätze F. Dölgers unter dem Titel: *Byzanz und die europäische Staatenwelt*. Der Band vereinigte vor allem Untersuchungen, die sich mit der byzantinischen Kaiseridee befassen und unter diesem Gesichtspunkt die Stellung des byzantinischen Reiches zur Außenwelt zu verstehen suchen. Derselbe Verlag veröffentlicht nun eine Sammlung von Aufsätzen, die sich auf ein weiteres Gebiet beziehen, das D. besonders emsig und erfolgreich bearbeitet hat: das byzantinische Urkundenwesen.

Die byzantinische Diplomatie ist eine junge Disziplin. Wohl hat, was oft vergessen wird, schon P. A. Jakovenko mit der eigentlichen diplomatischen Forschung auf byzantischem Gebiet begonnen und in einem für seine Zeit sehr bedeutenden Buch (*Issledovanija v oblasti vizantijskich gramot. Gramoty Novogo Monastyrja na ostrove Chiose, Jur'ev 1917*) die Haupttypen der byzantinischen Kaiserurkunden festzustellen und zu charakterisieren gesucht. Größeren Aufschwung nahm indes die byzantinische diplomatische Forschung erst nach dem ersten Weltkrieg. Eine stattliche Anzahl von Byzantinisten hat ihr seither größere

Aufmerksamkeit zugewandt und durch Einzeluntersuchungen und kritische Ausgaben von Urkundentexten zu ihrem Fortschritt beigetragen. Niemand hat sie jedoch auch nur annähernd so stark gefördert wie F. Dölger. Daß diese junge Disziplin heute auf festen Füßen steht, ist vor allem sein Verdienst. Neben den Regesten der Kaiserurkunden des oströmischen Reiches, von denen drei Lieferungen für die Zeit bis 1282 vorliegen (München-Berlin 1924, 1925, 1932) und deren Fortsetzung die Wissenschaft sehnlichst erwartet, veröffentlichte er schon 1931 seine „Facsimiles byzantinischer Kaiserurkunden“ und 1948 das hervorragend wichtige große Werk „Aus den Schatzkammern des Heiligen Berges“: eine Prachtausgabe von über hundert Athosurkunden, in der die einzelnen Gattungen der byzantinischen Urkunden zusammenfassend charakterisiert und durch Urkundentexte und Tafelabbildungen reich illustriert werden. Neben diesen großen Publikationen — ihnen mag die Veröffentlichung der wichtigen Iberon-Praktika (Sechs byzantinische Praktika des 14. Jh.s für das Athoskloster Iberon, Abh. d. Bayer. Akad. d. Wiss., Philos.-hist. Kl. N. F., H. 28, 1949) als Ergänzung der Sammlung der Athosurkunden zugezählt werden — stehen zahlreiche wichtige Abhandlungen und Aufsätze zum byzantinischen Urkundenwesen, die D. im Laufe von über dreissig Jahren veröffentlicht hat. Eine Auswahl dieser in verschiedenen Zeitschriften und Festschriften erschienenen Einzeluntersuchungen bietet nun der uns vorliegende schöne Sammelband.

Jeder Byzantinist und byzantinistisch interessierte Forscher wird das Erscheinen dieses Bandes begrüßen und auch seine schöne, geschmackvolle Ausstattung, den ausgezeichneten Druck und die große Zahl der beigegebenen vorzüglichen Tafelabbildungen sehr zu schätzen wissen. Bei aller Anerkennung wird er aber bedauern, mehrere besonders wichtige Arbeiten in dem Sammelband nicht wiederzufinden. Wir meinen vor allem die Abhandlungen, in denen D. die Urkundenbestände mehrerer wichtiger Klosterarchive systematisch aufgearbeitet hat, d. i. 1.) die dem Urkundenbuch des Lembiotissaklosters gewidmete vorzügliche Abhandlung „Chronologisches und Prosopographisches zur byzantinischen Geschichte des 13. Jahrhunderts“, Byz. Zeitschr. 27 (1927) 291—320; 2.) Die Kaiserurkunden des Johannes-Theologos-Klosters auf Patmos, ebda. 28 (1928) 332—71; 3.) Die Urkunden des Johannes-Prodromos-Klosters bei Serrai, S. B. d. Bayer. Akad. d. Wiss., Phil.-hist. Abt. 1935, H. 9; 4.) Zur Textgestaltung der Lavraurkunden und zu ihrer geschichtlichen Auswertung, Byz. Zeitschr. 39 (1939) 23—66; 5.) Chronologisches und Diplomatisches zu den Urkunden des Klosters Vatopedi, ebda. 39 (1939) 321—40. Es ist wirklich bedauerlich und enttäuschend, daß keine einzige dieser ergebnisreichen Arbeiten Aufnahme in dem Sammelband gefunden hat. Sie werden nur im Vorwort kurz zitiert, und der Verf. entschuldigt ihr Fehlen durch ihren Umfang und ihre verhältnismäßig leichte Zugänglichkeit. Ebenso bedauerlich ist das Fehlen mancher Abhandlungen mit wichtigen, bis dahin unedierten oder unzulänglich edierten Urkundentexten, insbesondere wenn es sich um so alte Texte handelt, wie in der ausgezeichneten Studie „Ein Fall slavischer Einsiedlung im Hinterland von Thessalonike im 10. Jahrhundert“, S. B. d. Bayer. Akad. d. Wiss., Phil.-hist. Kl. 1952, H. 1, oder in dem kleinen Aufsatz „Archivarbeit auf dem Athos“, Archivalische Zeitschrift 50/51 (1945) 281—95.

Gewiß war es nicht leicht, aus der großen Fülle der D.schen Studien zur byzantinischen Diplomatie eine vollends befriedigende Auswahl zu treffen. In

erster Linie erwartet aber der Leser in einem solchen Band jene Untersuchungen zu finden, die er bei seiner Forschungsarbeit am häufigsten zu Rate ziehen muß. Man fragt sich dagegen, ob es wirklich nötig war, polemischen Auseinandersetzungen einen so breiten Raum zu geben, denn schwerlich wird jemand öfter das Bedürfnis empfinden, sich in ihre Lektüre wieder zu vertiefen. So ist der aus dem Archiv f. Urkundenf. 13 (1933) wiederabgedruckte Aufsatz „Epikritisches zu den Facsimiles byzantinischer Kaiserurkunden“, der S. 75—101 des Sammelbandes einnimmt, eine ins Einzelne gehende Erwiderung auf die von D. Anastasi-jević und A. Sigalas an den „Facsimiles“ geübte Kritik. Die umfangreiche Besprechung „Zur Ausgabe von Athosurkunden von V. Mošin“, S. 302—324, die in der Byz. Zeitschr. 40 (1940) erschienen war, ist eine scharfe polemische Abrechnung, die auf frühere Ausführungen des Verf.s zurückgreift und sie in weitgehendem Maße wiederholt, insbesondere die Ausführungen in dem — hier gleichfalls wiederabgedruckten — Aufsatz „Empfängerausstellung in der byzantinischen Kaiserkanzlei?“ (S. 125—75), in dem das Grundsätzliche und Wesentlichste zur Kontroverse Dölger-Mošin bereits enthalten ist. Es möchte scheinen, daß diese Polemik aus vergangenen Zeiten wegbleiben konnte und den grundlegenden Arbeiten, deren Fehlen wir oben bedauert haben, Platz machen sollte.

Es kann nicht Aufgabe des Rezensenten sein — und es fehlt ihm dazu auch der Raum —, auf die hier versammelten, der Forschung bereits bekannten Arbeiten näher einzugehen. Der Verf. hat an ihnen im allgemeinen keine bedeutenderen Änderungen vorgenommen und nur hie und da zu Einzelfragen kurz gefaßte — durch eckige Klammern gekennzeichnete — Berichtigungen und Ergänzungen gebracht. Eine größere Ergänzung findet sich nur am Schluß des Aufsatzes „Zu den Urkunden des Athosklosters Iberon“ (S. 176—88). In dieser Ergänzung (S. 185—88) geht der Verf. auf drei Urkunden des Iberonklosters ein, die erst nach Veröffentlichung seiner — in den *Ἑλληγνικά* 9 (1936) erschienenen — Studie bekannt geworden sein sollen. Es handelt sich um zwei Chrysobulle Stefan Dušans vom Januar und vom April 1346 und um ein Chrysobull Johannes V. Palaiologos vom 25. August 1357. Die letztere Urkunde ist in der Tat erst unlängst bekannt geworden — dank D. selbst, der sie in Schatzk. Nr. 9 (1948) veröffentlicht hat. Dagegen sind die beiden Urkunden Dušans nicht erst von Solovjev-Mošin, *Grčke povelje srpskih vladara* (1936), sondern schon 1880 von T. Florinskij und 1912 von St. Novaković herausgegeben (beide Ausgaben sind übrigens bei Solovjev und Mošin zitiert) und seither von der Forschung mehrfach verwertet worden. Es wäre wohl unbillig, dem großen Kenner der byzantinischen Urkunden und der byzantinistischen Forschung einen Vorwurf daraus zu machen, daß ihm das südslawische Material nicht in demselben Maße vertraut ist. Immerhin ist man etwas überrascht, wenn er die Echtheit des Chrysobulls Dušans vom Januar 1346 in Zweifel zieht und diesen Zweifel durch die Behauptung begründet: „Im Januar 1346 konnte Stephan nicht als βασιλεὺς καὶ αὐτοκράτωρ Σερβίας καὶ Ρωμανίας urkunden, da er erst am 16. April 1346 zum Kaiser gekrönt worden ist“ (S. 186). Daß die Kaiserkrönung Dušans am 16. April 1346 stattfand, ist freilich allbekannt. Ebenso bekannt ist aber, daß er schon Ende 1345 oder spätestens Anfang 1346 sich zum Kaiser ausrufen ließ. Über den genaueren Zeitpunkt der Kaiserausrufung Dušans ist mehrfach gehandelt worden, und schon J. Radonić, *Letopis Matice Srpske* 180 (1894) 83 f. und insbesondere M. Laskaris, *Prilozi za knjiž., jezik, ist. i folkor* 8 (1928) 185 ff. haben richtig gesehen, daß eben das

Chrysobull vom Januar 1346 den terminus ante quem der Kaisererhebung Dušans bietet.

Zwei Beiträge des Sammelbandes betreffen ein Sonderproblem, um das die Verdienste D.s sehr groß sind: die Geschichte der byzantinischen Herrschertitulatur. Mit diesem Problem befaßt sich eine ältere, ergebnisreiche Besprechung eines Aufsatzes von E. Stein, die, in der Byz. Zeitschr. 36 (1936) erschienen, hier unter dem Titel „Das byzantinische Mitkaisertum in den Urkunden“ (S. 102—29) wiederabgedruckt ist, und eine neuere Studie unter dem Titel „Die Entwicklung der byzantinischen Kaisertitulatur und die Datierung von Kaiserdarstellungen in der byzantinischen Kleinkunst“, S. 102—51 (abgedruckt aus Studies Presented to D. M. Robinson II, 1953). Diese interessante Studie zeigt, daß die Beischriften zu den Kaiserdarstellungen auf Miniaturen den zeitgenössischen Chrysobullunterschriften genau entsprechen, wogegen die Beschriftungen auf Elfenbeinen und Emails bei Anführung der Herrschertitel vom Protokoll der kaiserlichen Kanzlei oft abweichen. Am Schluß verweist D. auf das bekannte Elfenbein aus dem Cabinet des Médailles in Paris, das einen Kaiser und eine Kaiserin mit Beischriften Ῥωμανὸς βασιλεὺς Ῥωμαίων und Εὐδοκία βασίλισς Ῥωμαίων zeigt, und glaubt nun doch „hier — mit aller Vorsicht — aus dem Fehlen des αὐτοκράτωρ-Titels wenigstens eine Vermutung zugunsten Romanos'II. (959—963) und seiner Gattin Eudokia wagen zu dürfen“. (S. 151). Bekanntlich hieß aber die Frau Romanos'II. nicht Eudokia, sondern Theophano. Das Stück stellt fraglos Romanos IV. Diogenes (1068—1071) und dessen Gattin Eudokia dar, und das Fehlen des Autokrator-Titels ist auch hier nur ein Beleg für die erwähnte unprotokollarische Beschriftung — genau so, wie auf dem von D. ebenfalls zitierten Moskauer Reliquiar, auf dem Konstantin X. Dukas (1059—1067) mit derselben Eudokia abgebildet und gleichfalls als Basileus, nicht aber auch als Autokrator bezeichnet wird.

Belgrad

G. Ostrogorsky

Vasdravellis, I. K.: Τουρκικὰ ἔγγραφα περὶ τοῦ Μακεδονικοῦ ἀγῶνος.

(Türkische Schriftstücke zum Kampf um Mazedonien). — Thessaloniki 1958.

XIV + 93 S., 3 Lichtdrucke. (Veröffentlichung der Gesellschaft für Mazedonische Studien. Institut für Studien der Balkanhalbinsel. Nr. 19).

Im J. 1943 wurde ein in der Hand eines Privatmannes in Edessa befindliches türkisches Registerbuch den für die historischen Denkmäler dieser Gegend verantwortlichen wissenschaftlichen Stellen bekannt und von V. für die historische Forschung gesichert. Es wurde nunmehr von der Gesellschaft für Mazedonische Studien in neugriechischer Übersetzung, angefertigt von G. Pantelidis, herausgegeben. Als Probe wurden der Publikation Lichtdrucke von je einem Teil dreier Urkunden beigegeben.

Es handelt sich um ein mit einem festen Kartonumschlag versehenes Registerbuch von 198 S., davon 41 unbeschrieben, das sich in ausgezeichnetem Zustand befindet. Es enthält insgesamt 211 telegraphische Nachrichten und Anweisungen vertraulichen bzw. geheimen Inhaltes an den Kaymakam von Vodena (Edessa), deren älteste vom 4. August 1907 und deren jüngste vom 28. Februar 1909 datiert ist. Hiervon werden in der vorliegenden Arbeit die 128 Urkunden publiziert, welche sich auf den damaligen Nationalitätenkampf in Mazedonien beziehen. Von den übrigen hier nicht publizierten Urkunden beziehen sich 16 auf die Tätigkeit

des armenischen Revolutionskomitees auf dem Balkan, die übrigen 67 auf vertrauliche politische und militärische Angelegenheiten des osmanischen Staates. Absender des größten Teiles der 128 veröffentlichten Nachrichten ist der Vali von Saloniki, dessen Person übrigens im Sommer 1908 gewechselt hat, teilweise auch ein Stellvertreter des Vali, einmal der Defterdar in seinem Auftrag, einmal auch der Polizeichef von Saloniki. Sieben Urkunden stammen von dem bekannten im März 1903 zum Generalinspekteur zur Durchführung der mazedonischen Reformen ernannten Hussein Hilmi Pascha, eine Urkunde (vom 28. Februar 1909) von Mahmud Schevket Pascha als Stellvertreter des Generalinspektors. Weitere Nachrichten wurden von den Kaymakamlar von Karaferia (Verria), Jenidschevvardar (Giannitsa) und Kaylar (Ptolemais) und dem Mudir von Ostrovo (Arnissa) abgesandt.

Auf den Inhalt der 128 Urkunden — es handelt sich um Nachrichten über die Tätigkeit der bulgarischen, griechischen, serbischen und kutzowlachischen Banden bzw. Freischaren und hiermit im Zusammenhang stehende Vorgänge sowie um Anweisungen über die zur Aufrechterhaltung der türkischen Autorität in Mazedonien zu treffenden Maßnahmen — kann hier nicht im Einzelnen eingegangen werden. Eine vorangestellte Übersicht erlaubt eine rasche Orientierung; ebenfalls leistet ein Namensverzeichnis gute Dienste. Die Publikation hat besonderen Wert für den mit der Erforschung von Detailfragen der Geschichte Mazedoniens in den Jahren vor den Balkankriegen beschäftigten Historiker. Aber auch der Nichtspezialist gewinnt aus den hier veröffentlichten Urkunden einen lebendigen Eindruck von den in den letzten Jahren der osmanischen Herrschaft, d. h. in der Zeit unmittelbar vor und nach der jungtürkischen Revolution, in Mazedonien herrschenden Zuständen mit ihren wilden Nationalitätenkämpfen.

Hamburg-Nienstedten

Friedrich Karl Kienitz

Bücher- und Zeitschriftenschau

I. Allgemeines	190
II. Tschecho-Slowakei	204
III. Ungarn	206
IV. Jugoslawien	217
V. Rumänien	226
VI. Bulgarien	234
VII. Albanien	237
VIII. Griechenland	242

Im Verlag R. Oldenbourg, München sind erschienen:

Südosteuropäische Arbeiten

Im Auftrage des Südost-Instituts München herausgegeben von
Prof Dr. Fritz Valjavec

- Nr. 40 Helmut Preidel: DIE VOR- UND FRÜHGESCHICHTLICHEN SIEDLUNGS-
RÄUME IN BOHMEN UND MÄHREN. München 1953. Preis 13.— DM
- Nr. 41—45 Fritz Valjavec: GESCHICHTE DER DEUTSCHEN KULTURBEZIEHUN-
GEN ZU SÜDOSTEUROPA.
I. MITTELALTER. München 1953. Preis 18.— DM
II. REFORMATION UND GEGENREFORMATION
München 1955. Preis 18.— DM
III. AUFKLÄRUNG UND ABSOLUTISMUS. München 1958. Preis 27.— DM
IV. DAS 19. JAHRHUNDERT. In Vorbereitung.
V. ANHANG, BIBLIOGRAPHIE, REGISTER. In Vorbereitung.
- Nr. 46 Wladimir Sas-Zaloziecky: DIE BYZANTINISCHE BAUKUNST IN DEN
BALKANLÄNDERN UND IHRE DIFFERENZIERUNG UNTER ABEND-
LÄNDISCHEN UND ISLAMISCHEN EINWIRKUNGEN. Studien zur Kunst-
geschichte der Balkanländer. München 1955. Preis 15.— DM
- Nr. 47 STUDIEN ZUR UNGARISCHEN FRÜHGESCHICHTE. George Vernadsky:
Lebedia. Michael de Ferdinandy: Álmos. München 1957. Preis 7.50 DM
- Nr. 48 Emanuel Turczynski: DIE DEUTSCH-GRIECHISCHEN KULTURBEZIEHUN-
GEN BIS ZUR BERUFUNG KONIG OTTOS. München 1959. Im Druck.
- Nr. 49 Franz Babinger: SULTANISCHE URKUNDEN ZUR GESCHICHTE DER
OSMANISCHEN WIRTSCHAFT UND STAATSVERWALTUNG AM AUS-
GANG DER HERRSCHAFT MEHMEDS II., DES EROBERERS.
München 1956. Preis 25.— DM
- Nr. 51 Gjergj Fishta: DIE LAUTE DES HOCHLANDES (Lahuta e Malcis). Über-
setzt, eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von Max Lambertz.
München 1958. Preis 20.— DM
- Nr. 52 Joh. Karayannopulos: DAS FINANZWESEN DES FRUHBYZANTINISCHEN
STAATES. München 1958. Preis 30.— DM
- Nr. 53 Leopold Kretzenbacher: SANTA LUCIA UND DIE LUTZELFRAU. Volks-
glaube und Hochreligion im Spannungsfeld Mittel- und Südosteuropas.
München 1959. Preis 12.— DM
- Ältere Bände der „Südosteuropäischen Arbeiten“ zum Teil noch vorrätig.

Im Verlag **R. Oldenbourg**, München sind erschienen:

Südosteuropa-Bibliographie

Herausgegeben von Prof. Dr. **Fritz Valjavec**

Band I: 1945—1950. I. Teil: Slowakei, Rumänien, Bulgarien. Preis DM 7.50.
II. Teil: Allgemeines, Albanien, Jugoslawien, Ungarn. München 1959. Preis DM 21.—.

Untersuchungen zur Gegenwartskunde Südosteuropas

Herausgegeben vom Südost-Institut München

Nr. 1 **D. Slijepčević**: DIE BULGARISCHE ORTHODOXE KIRCHE 1944—1956.
München 1957. Preis 6.— DM

Nr. 2 **J. Kühl**: FÖDERATIONSPLÄNE IM DONAURAUM UND IN OSTMITTEL-
EUROPA. München 1958. Preis 10.50 DM

Zu beziehen durch: Südost-Institut München 15, Güllstraße 7.

Wissenschaftlicher Dienst Südosteuropa

Herausgegeben vom Südostinstitut München. Erscheint monatlich im Umfang von
20—25 Seiten. Preis jährlich 30.— DM für natürliche Personen, 42.— DM für
juristische Personen.

Im Verlag **R. Oldenbourg**, München erscheint ferner:

Südostdeutsches Archiv

Im Auftrag der

Südostdeutschen Historischen Kommission

herausgegeben von

Harold Steinacker, Balduin Saria, Fritz Valjavec

1. Band, 1958, IV und 186 Seiten, sowie 18 Tafeln

Preis DM 15.—.

2. Band 1959 (im Druck).

Buchreihe

der Südostdeutschen Historischen Kommission

In Verbindung mit

Balduin Saria und Fritz Valjavec

herausgegeben von

Harold Steinacker

1. Band: **Günther Frh. v. Probszt**: DAS DEUTSCHE ELEMENT IM PER-
SONAL DER NIEDERUNGARISCHEN BERGSTÄDTE.

München 1958.

Preis 12.— DM

2. Band: **Erich Prokopowitsch**: DAS ENDE DER ÖSTERREICHISCHEN
HERRSCHAFT IN DER BUKOWINA.

München 1959.

Preis 7.50 DM

3. Band: NATIONALITÄTENFRAGEN IM SUDOSTEN. Zwei Vorträge, gehalten
auf der 1. Tagung der Südostdeutschen Historischen Kommission auf Herren-
chiemsee 1958.

München 1959 (Im Druck).

4. Band: **Hugo Weczerka**: DAS MITTELALTERLICHE UND FRUHNEUZEIT-
LICHE DEUTSCHTUM IM FURSTENTUM MOLDAU VON SEINEN AN-
FÄNGEN BIS ZU SEINEM UNTERGANG (13.—18. JAHRHUNDERT).

München 1959 (Im Druck).

SÜDOST- FORSCHUNGEN

INTERNATIONALE ZEITSCHRIFT
FÜR GESCHICHTE, KULTUR UND LANDESKUNDE
SÜDOSTEUROPAS

IM AUFTRAG DES SÜDOSTINSTITUTS MÜNCHEN
GELEITET UND HERAUSGEGEBEN VON
FRITZ VALJAVEC

IN VERBINDUNG MIT:

Franz Babinger (München), Otto Brunner (Hamburg), Franz Dölger (München), Karl Kurt Klein (Innsbruck), Josef Matl (Graz), Karl Alexander von Müller (München), Günter Reichenkron (Berlin), Balduin Saria (Graz), Alois Schmaus (München), Wilhelm Schüssler (Jugenheim), Harold Steinacker (Innsbruck), Carlo Tagliavini (Padua), D. Tschizewskij (Heidelberg), George Vernadsky (New Haven, Conn.)

Band XVIII

1959

2. Halbband

R. OLDENBOURG / MÜNCHEN

SÜDOST- FORSCHUNGEN

INTERNATIONALE ZEITSCHRIFT
FÜR GESCHICHTE, KULTUR UND LANDESKUNDE
SÜDOSTEUROPAS

IM AUFTRAG DES SÜDOSTINSTITUTS MÜNCHEN
GELEITET UND HERAUSGEGEBEN VON
FRITZ VALJAVEC

IN VERBINDUNG MIT:

Franz Babinger (München), Otto Brunner (Hamburg), Franz Dölger (München), Karl Kurt Klein (Innsbruck), Josef Matl (Graz), Karl Alexander von Müller (München), Günter Reichenkron (Berlin), Balduin Saria (Graz), Alois Schmaus (München), Wilhelm Schüssler (Jugenheim), Harold Steinacker (Innsbruck), Carlo Tagliavini (Padua), D. Tschizewskij (Heidelberg), George Vernadsky (New Haven, Conn.)

Band XVIII

1959

2. Halbband

R. OLDENBOURG / MÜNCHEN

SÜDOST-FORSCHUNGEN

Begründet von Prof. Dr. Fritz Valjavec

Verlag R. Oldenbourg, München

Die Südost-Forschungen sind eine internationale Zeitschrift, die sich mit Problemen der Geschichte, Kultur und Landeskunde Südosteuropas befaßt. Sie erscheinen jährlich in einem Umfange von 30 Bogen, ab Band XIV in je zwei Halbjahresbänden. Band XI, 1946/52, 311 Seiten, Preis DM 18.—, Band XII, 1953, IX und 442 Seiten, Band XIII, 1954, XI und 391 Seiten je DM 34.—, Band XIV, 1955, XIV und 552 Seiten, Band XV, 1956, XIV und 640 Seiten, Band XVI, 1957, XI und 520 Seiten, Band XVII, 1958, und 490 Seiten, Band XVIII, 1959, X und 468 Seiten, je DM 40.—

Beiträge sowie alle die „Südost-Forschungen“ betreffenden Besprechungsstücke, Anfragen und Mitteilungen sind zu senden an die

Schriftleitung der Südost-Forschungen, München 15, Güllstraße 7

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Aufsätze	
Horvat, Angela: Die Skulpturen mit Flechtbandornament aus Syrmien	249
Goršič, Franz: Zur sozialgeschichtlichen Wertung der steirischen Bergrechtskodifikation aus dem Jahre 1543	265
Kollautz, Arnulf: Jacob Philipp Fallmerayers Briefwechsel mit Karl Benedikt Hase und Oerstedt über die Geschichte des Kaisertums von Trapezunt	281
Ford, Emmet B.: Montenegro in the Eyes of the English Traveler, 1840—1914	350
Mitteilungen	
Tončić-Sorinj, L.: Die Entdeckung der Donau	381
Dölger, Franz: Zum Elfenbein des Romanos und der Eudokia im Cabinet des Médailles in Paris	385
Valjavec, Fritz: Johann Liptak (1889—1958)	390
Žontar, Jos.: Gregor Čremošnik (1890—1958)	391
Danoff, Chr.: Gawril I. Kazarow (1874—1958)	394
Danoff, Chr.: Dimitür Detschew (1877—1958)	396
Aus der Südosteuropa-Forschung	
Lambertz, Maximilian: Wissenschaftliche Tätigkeit in Albanien 1957 und 1958	399
B. S.: Südostdeutsche Historische Kommission	412
Bücher- und Zeitschriftenschau	
I. Allgemeines	413
II. Tschecho-Slowakei	429
III. Ungarn	437
IV. Jugoslawien	441
V. Rumänien	452
VI. Bulgarien	456
VII. Albanien	460
VIII. Griechenland	463
IX. Sonstiges	467

SÜDOST- FORSCHUNGEN

INTERNATIONALE ZEITSCHRIFT
FÜR GESCHICHTE, KULTUR UND LANDESKUNDE
SÜDOSTEUROPAS

IM AUFTRAG DES SÜDOSTINSTITUTS MÜNCHEN
GELEITET UND HERAUSGEGEBEN VON
FRITZ VALJAVEC

IN VERBINDUNG MIT:

Franz Babinger (München), Otto Brunner (Hamburg), Franz Dölger (München), Karl Kurt Klein (Innsbruck), Josef Matl (Graz), Karl Alexander von Müller (München), Günter Reichenkron (Berlin), Balduin Saria (Graz), Alois Schmaus (München), Wilhelm Schüssler (Jugenheim), Harold Steinacker (Innsbruck), Carlo Tagliavini (Padua), D. Tschizewskij (Heidelberg), George Vernadsky (New Haven, Conn.)

Band XVIII

1959

R. OLDENBOURG / MÜNCHEN

48
12
13
14
15
16
17
18
19
20
21
22
23
24
25
26
27
28
29
30
31
32
33
34
35
36
37
38
39
40
41
42
43
44
45
46
47
48
49
50
51
52
53
54
55
56
57
58
59
60
61
62
63
64
65
66
67
68
69
70
71
72
73
74
75
76
77
78
79
80
81
82
83
84
85
86
87
88
89
90
91
92
93
94
95
96
97
98
99
100



Am 10. Februar 1960 verschied, mitten aus einem schaffensreichen Leben gerissen, der Direktor des Südost-Instituts, München

o. ö. Universitätsprofessor

Dr. Fritz Valjavec

Sein unerwartetes Hinscheiden bedeutet für das Südost-Institut, wie überhaupt für die gesamte Südost-Forschung einen unersetzlichen Verlust.

Die Südost-Forschungen betrauern in dem Verewigten ihren Begründer und Herausgeber, der es verstanden hat, der Zeitschrift jenes hohe Ansehen zu geben, das sie heute in der wissenschaftlichen Welt besitzt.

Wir wollen im nächsten Jahrgang der Südost-Forschungen von berufener Seite eine ausführliche Würdigung des Verstorbenen und seines Lebenswerkes bringen.



Inhaltsverzeichnis

		Seite
I. Aufsätze		
Valjavec, Fritz:	Fritz Machatschek zum Gedenken . . .	1—5
von Bogyay, Thomas:	Der Eintritt des Ungarntums in die christlich-europäische Kulturgemeinschaft im Lichte der Kunstgeschichte . . .	6—26
Ford, jr. Emmet B.:	Montenegro in the Eyes of the English Traveler, 1840—1914	350—380
Goršič, Franz:	Zur sozialgeschichtlichen Wertung der steirischen Bergrechtskodifikation aus dem Jahre 1543	265—281
Hafner, Stanislaus:	B. Kopitar und die slawischen Handschriften der Athosklöster	89—122
Horvat, Angela:	Die Skulpturen mit Flechtbandornament aus Syrmien	249—264
Kiszling, Rudolf:	Die militärischen Vereinbarungen der Kleinen Entente (1929—1937), 2. Teil .	122—169
Kollautz, Arnulf:	Jacob Philipp Fallmerayers Briefwechsel mit Karl Benedikt Hase und Oerstedt über die Geschichte des Kaisertums Trapezunt	281—350
Năsturel, P. Ş.:	Quelques observations sur l'union de Florence et la Moldavie	84—89
Pavlović, Milivoj:	Altsächsische Bergbauterminologie im Serbokroatischen	76—83
Wiesflecker, Hermann:	Das erste Ungarnunternehmen Maximilians I. und der Preßburger Vertrag (1490/91)	26—75
II. Mitteilungen		
Danoff, Chr.:	Dimitür Detschew (1877—1958)	396—398
Danoff, Chr.:	Gawril I. Kazarow (1874—1958)	394—396
Dölger, Franz:	Zum Elfenbein des Romanos und der Eudokia im Cabinet des Médailles in Paris	385—390

VI

L a m b e r t z , M.:	Neue Dokumente zur Geschichte Alba- niens im 17. Jahrhundert	170—176
M a l a s c h o f s k y , Alfred:	Josef März (1892—1955)	176—178
R a d o j i č i ć , Djordje Sp.:	Jovan Radonić (1873—1956)	178—180
T o n č i ć - S o r i n j , Lujo:	Die Entdeckung der Donau	381—385
V a l j a v e c , Fritz:	Johann Liptak (1889—1958)	390—391
V. F.:	Julius von Farkas (1894—1958)	181
Zoltán J. Tóth (gest. 25. 10. 1956)	. . . . .	180—181
Ž o n t a r , Jos.:	Gregor Čremošnik (1890—1958)	391—394

III. Aus der Südosteuropaforschung

L a m b e r t z , Maximilian:	Wissenschaftliche Tätigkeit in Albanien 1957 und 1958	399—412
V a v o u s k o s , Constantin:	La Société des Études Macédoniennes de Thessaloniki	182—189
B. S.:	Südostdeutsche Historische Kommission	412

IV. Bücher- und Zeitschriftenschau

A g g h á z y , Maria [Hg.]:	Alte Holzfiguren in Ungarn	440
Banská Bystrica . . . . .	. . . . .	431
B r a u n , Maximilian [Hg.]:	Lebensbeschreibung des Despoten Stefan Lazarević von Konstantin dem Philo- sophen	446
Bŭlgarski Bibliografski Institut „Elin Pelin“, Bŭlgarska chudožestvena literatura na čuždi ezici 1944—1957 . . . . .	. . . . .	458
Buletin i Universitetit Shtetëror të Tiranës . . . . .	. . . . .	237
B u s e k , Vratislav — S p u l b e r , Nicholas [Hg.]:	Czechoslovakia	196
B y h a n , Else [Hg.]:	Wunderbaum und goldener Vogel	225
B y r n e s , Robert F. [Hg.]:	East-Central Europe under the Com- munists	196
Ç a b e j , Eqrem:	Albanologji	239
Cercetări de Lingvistică I . . . . .	. . . . .	452
C i n c i k , Joseph G.:	Anglo-Saxon and Slovak-Avar Patterns of Cuthbert's Gospel	430
Cirilská tabla za dicu 1561 . . . . .	. . . . .	446
C o n e v , Boris:	Bŭlgarski narodni horà i rŭčenici	236
C r o n i a , Arturo:	La conoscenza del mondo slavo in Italia	195
C s i k a y , Paul:	Les relations entre le Portugal et les pays de l'Europe Centrale à la lumière de l'Universalisme médiéval	439

Čulinović, Ferdo:	Nacionalno pitanje u Jugoslavenskim zemljama	447
A debreceni Déri Múzeum Évkönyve 1948—1956		206
Dercsényi, Dezső —		
Gerő, László:	A sárospataki Rákóczi - vár	440
Djordjević, Dragutin M.:	Život i običaji narodni u Leskovačkoj Moravi	450
Djordjević, Tihomir R.:	Priroda u verovanju i predanju našega naroda	450
Documents on International Affairs 1955 u. 1956		413
Dölger, Franz:	Byzantinische Diplomatie	244
Enepekides, Polychronios K.:	Documents notariaux inédits sur Adamantios Coray tirés des archives d'une étude parisienne et des archives de la Seine	463
„Erde“, Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, 88. Jg.		191
Feyl, Othmar:	Die Universität Jena und die böhmischen Länder	205
Fischer-Galati, Stephen [Hg.]:	Romania	196
Fitz, Jenő:	Székesfehérvár	212
Florescu, Gr. —		
Florescu, R. —		
Diaconu, P.:	Capidava	232
Fodor, Heinrich:	Die ersten deutschen Ansiedler in Klein Mariazell	211
Funder, Friedrich:	Als Österreich den Sturm bestand	203
Geissler, Heinrich:	Comenius und die Sprache	427
Gerő, László:	Eger	213
Gerő, László:	A siklósi vár	213
Gerő, Győző:	Buda török műemlékei	440
Glagolska tabla za dicu 1561		446
Glasnik inštituta za slovensko narodopisje pri Slovenski akademiji znanosti in umetnosti v Ljubljani, Jg. I		219
Glasnik Muzeja Kosova i Metohije. Bd. I		442
Godišnjak Filozofskog fakulteta u Novom Sadu. Bd. II		217
Godišnjak Filozofskog fakulteta u Novom Sadu. Bd. III		218
Grbić, Miodrag:	Odabrana grčka i rimska plastika u Narodnom Muzeju u Beogradu	445
Greco, V.:	Laonic Chalcocondil	232
Györffy, István:	Matyó népviselet	215

VIII

Hafner, St. —		
Tureček, O. —		
Wytrzens, G.:	Slavische Geisteswelt. Bd. II	193
Halecki, Oskar [Hg.]:	Poland	196
Házi, Jenő:	Die kanonische Visitation des Stefan Kazó, Archidiakon von Eisenburg (Vasvár) im Burgenland	241
Horedt, K.:	Contribuții la istoria Transilvaniei sec. IV—XIII	454
Horedt, K.:	Untersuchungen zur Frühgeschichte Siebenbürgens	454
Hunger, H.:	Byzantinische Geisteswelt	242
Irmischer, J. [Hg.]:	Probleme der neugriechischen Literatur I.	464
Jadranski Zbornik Jg. 2		219
A Janus Pannonius Múzeum Évkönyve 1956		207
Kampis, Antal:	Tihany műemlékei	440
Karayannopoulos, Johannes:	Das Finanzwesen des frühbyzantinischen Staates	417
Karpaten Jahrbuch 1958		204
Klett, Otto [Hg.]:	Jahrbuch der Dobrudscha-Deutschen 1959	453
Knežević, Srebrica —		
Jovanović, Milka:	Jarmenovci	225
Kostić, Lazo M.:	Sporni predeli Srba i Hrvata	224
Kresz, Mária:	Magyar parasztviselet 1820—1867	216
Kühl, Joachim:	Föderationspläne im Donaauraum und in Ostmitteleuropa	423
Lajta, Edith:	Brocky Károly	214
Laskaris, S. Th.:	Διπλωματική ιστορία συγχρόνου Εὐρώπης (1914—1939)	201
Latinski izvori za bŭlgarskata istorija (Fontes latini historiae bulgaricae) I		457
Lessiak, Primus:	Die deutsche Mundart von Zarz in Oberkrain	425
Limes Romanus Konferenz Nitra		429
Maab, Ferdinand:	Der Josephinismus, Bd. 4	201
Magyarország műemléki topográfiája. Bd. V, 1. Teil		439
Marić, Rastislav:	Serbian coinage of the Middle Ages	445
Materiale și cercetări arheologice, Bd. III u. IV		226
Mayer-Kaindl:	Geschichte und Kulturleben Österreichs von den ältesten Zeiten bis 1493, Bd. I. 5. Aufl.	191
Megas, George A.:	Greek Calendar Customs	466

Mihailov, Georgius [Hg.]:	Inscriptiones Graecae in Bulgaria repertae. Vol. I	456
Mikes, Kelemen:	Törökországi lelevelek	208
Milićević, Vladeta:	Der Königsmord von Marseille	224
Mirčev, Kiril:	Istoričeska gramatika na bŭlgarskija ezik	234
Miskolczy, Julius:	Ungarn in der Habsburger Monarchie	438
Mitrushi, Ilia:	Drurët e Shkurret e Shqipërisë	461
Mollay, Karl [Hg.]:	Das Ofner Stadtrecht	208
Monumente și Muzeu. Buletinul Comisiei Științifice a Muzeelor și Monumentelor Istorice și Artistice. Bd. I		229
Nanov, Ljuben:	Bŭlgarski sinonimen rečnik	234
Oduđ, Afanasij Lukič:	Moldavskaja SSR	467
Pančeva, Jv.:	Knigi i periodični izdanija v N. R. Bŭl- garija 1956	458
Peristil. Bd. II		441
Pippidi, D. M.:	Contribuții la istoria veche a Romînei	231
Popović, I.:	K voprosu o proischoždenii Slavjan Severnoj Albanii	241
Popović, Ivan:	Zur Urgeschichte der Serben in Pannonien	224
Ráby, Mátyás:	Onéletírása	210
Rad Vojvodjanskih Muzeja Bd. 5		217
Ratkoš, Peter:	Dokumenty k banickemu povstavniu na Slovensku 1525—1526	431
Sándor, Pál:	A XIX. század végi agrárváltás Magyarországon	209
Santifaller, Leo [Hg.]:	Die Matrikel der Universität Wien. II. Band, 1. Lief.	421
Schmidt, Leopold:	Der hl. Prokop als Bergbaupatron Böhmens	205
Schwarz, Ernst:	Sudetendeutscher Wortatlas, Band 2	205
Šeper, Mirko:	Der Taufstein des kroatischen Fürsten Višeslav aus dem frühen Mittelalter	220
Seremetis, Demetrius G.:	Das Recht und die Justiz in der Zeit von Kapodistrias, Bd. A'.	463
Skendi, Stavro [Hg.]:	Albania	196
Škrivanić, Gavro A.:	Oružje u srednjevekovnoj Srbiji, Bosni i Dubrovniku	222
Slijepčević, D.:	Die bulgarische orthodoxe Kirche 1944— 1956	459
Slijepčević, Djoko:	Pitanje Makedonske pravoslavne crkve u Jugoslaviji	447

Stavrianos, L. S.:	The Balkans since 1453	414
Studia Slavica Academiae scientiarum Hungaricae, Bd. I		437
Studii și cercetări de istorie veche. Bd. VIII		228
Sydow, Jürgen:	Unbekannte Briefe des Pier Paolo Vergerio d. J. im Regensburger Stadtarchiv	200
A Szépművészeti Múzeum 1906—1956		211
Trubar:	Abecedarium 1555	496
Turdeanu, Émile:	Le Livre roumain à travers les siècles	456
Übersberger, Hans:	Osterreich zwischen Rußland und Serbien	203
Uhlirz, Mathilde:	Die älteste Lebensbeschreibung des heiligen Adalbert	199
Valentini, Giuseppe:	Appunti di Storia culturale Albanese	239
Valentini, Giuseppe:	Il diritto delle comunità nella tradizione giuridica albanese	460
Valjavec, Fritz:	Geschichte der deutschen Kulturbeziehungen zu Südosteuropa. III. Bd.	192
Valjavec, Fritz [Hg.]:	Südosteuropa-Bibliographie, Band I	190
Vasdravellis, J. K.:	Τουρκικά έγγραφα περί τοῦ Μακεδονικοῦ ἀγῶνος	247
Vego, Marko:	Naselja bosanske srednjevjekovne države	221
Walter, Friedrich:	Die thesesianische Staatsreform von 1749	422
Weber-Kellermann, Ingeborg:	Der Luzienstuhl im deutschen und ungarischen Volksglauben	203
Weidlein, Johann:	Geschichte der Ungarndeutschen in Dokumenten, 1930—1950	211
Winter, E. u. a. [Hg.]:	Die deutsch-russische Begegnung und Leonhard Euler	193
Wolff, Robert Lee:	The Balkans in Our Time	414
Ybl, Erwin:	Nikolaus von Ybl	213
The Year Book of World Affairs 1958 u. 1959		413
Zbornik radova, knj. LIX. Vizantološki institut, knj. 5		444



Die Skulpturen mit Flechtbandornament aus Syrmien

Von ANGELA HORVAT (Agram-Zagreb)

Seit längerer Zeit weiß man darum, daß es in Syrmien interessante architektonische Funde aus dem früheren Mittelalter gibt, die mit Flechtbandornamenten verziert sind¹⁾. Diese rühren aus Ilok, Banoštor und Rakovac her; somit aus Ortschaften, die sich entlang der Donau aneinander reihen, an den Abhängen der Fruška Gora, die reich an Steinen ist und die sich vorzüglich zum Bau eignen²⁾. Den bereits bekannten Funden soll hier ein weiterer zur Seite gestellt werden, der es verdient, besonders beachtet zu werden. Aus Ilok stammt eine viereckige Säule aus Kalkstein mit dem Relief eines plastisch gemeißelten Lammes, das ein auf erhöhten kleinen Säulen angebrachtes Kreuz küßt. An der Seite dieser Säule befindet sich ein nur seicht eingemeißeltes Motiv eines kantigen Flechtbandes, das gelöst sich teils in drei, teils in vier Bändern dahinwindet. Brunšmid schrieb den Fund der romanischen Kunst des 10. bis 12. Jh.s zu³⁾ (Abb. 1, 1a).

In Banoštor wurde in einem Keller eine 97 cm hohe Säule gefunden, die aus einem Stück bestand und deren Kapitell als Relief

¹⁾ Vgl. J. Brunšmid, *Kameni spomenici Hrvatskog narodnog muzeja u Zagrebu.* (= *Vjesnik HAD N. S. XII*). Zagreb 1912, S. 138—139; 139—140. Dj. Szabo, *Spomenici prošlosti u Srijemu — Ilok.* (= *Savremenik*) 1917, S. 25. Dj. Szabo, *Spomenici starije sredovječne arhitekture u Hrvatskoj i Slavoniji.* (= *Šišićev Zbornik*). Zagreb 1929, S. 549. J. Strzygowski, *O razvitku starohrvatske umjetnosti.* Zagreb 1927, S. 20—21. I. Bach, *Što nam govore umjetnička djela hrvatske prošlosti.* Zagreb 1942, S. 6. Ž. Jiroušek, *Pregled razvoja likovnih umjetnosti u banskoj Hrvatskoj od 12. do kraja 18. st.* (= *Naša domovina 2*) Zagreb 1943, S. 690. Lj. Karaman, *O umjetnosti Srednjeg vijeka u Hrvatskoj i Slavoniji.* (= *Historijski Zbornik 1*). Zagreb 1948, S. 117—119. Lj. Karaman, *O potrebi povezivanja rada arheologa, historičara umjetnosti i historičara u proučavanju ranosrednjevjekovnog perioda sjeverne Hrvatske.* (= *Historijski Zbornik IV*). Zagreb 1952, S. 60—61. Lj. Karaman, *Osvrti na neka pitanja iz arheologije i povijesti umjetnosti.* (= *Starohrvatska prosvjeta III, Heft 2*). Zagreb 1953, S. 97. Dj. Szabo, *Banoštor* (*Starohrvatska prosvjeta N. S. II*), Agram 1928, S. 116—118.

²⁾ Es ist bekannt, daß schon in römischer Zeit in der Fruška Gora „Almons“, Steine gebrochen wurden. Vgl. F. Šišić, *Povijest Hrvata Bd. 1.* Zagreb 1925, S. 145—146. Ders., *Geschichte der Kroaten. Teil 1.* Agram 1917, S. 32.

³⁾ Vgl. Brunšmid a.a.O. S. 138—139. Im Archäologischen Museum zu Agram.

seicht eingemeißelte Blätter sowie ein umstilisiertes Motiv eines verzweigten Baumes aufweist, über welchen Motiven ein weich herausgearbeitetes dreibändiges Flechtwerk lagert. Dj. Szabo schrieb diese Säule samt dem Kapitell der frühromanischen Bautätigkeit zu⁴⁾ (Abb. 2).

Die drei Bruchstücke steinerner Platten, die bei Rakovac auf dem Berg Stručica ausgegraben wurden, sind in weißen Sandstein und weißen Marmor gemeißelt (Abb. 3, 4, 5), das Kapitell aus Sandstein (Abb. 6). Sie sind mit dreibändigem Flechtwerk und einige sogar mit Laubwerk sowie mit Palmetten verziert. Brunšmid ordnet dieses Material dem Zeitraum des 10. bis 12. Jh.s zu. Betreffs des Kapitells ist er der Ansicht, daß es der Romanik angehört. Hinsichtlich des Übrigen hat er sich nicht näher festgelegt. Er nimmt an, diese Fragmente rühren aus der Abtei Dumbovo her⁵⁾.

Wie darzulegen sein wird, waren die Autoren, die dieses Material in die Fachliteratur einführten, von Anfang an auf dem richtigen Wege, indem sie darin Spuren aus der Zeit des romanischen Stils im Bereich Syrmiens erkannten. Sie stießen darauf, weil Syrmien damals zu dem musealischen Arbeitsgebiet von Agram gehörte. Später jedoch kamen einige Autoren — wohl unter dem Einfluß von J. Strzygowski — auf den Gedanken, diese Denkmäler mit Flechtwerkornamenten mit der altkroatischen Zeit in Verbindung zu bringen; zumal dergleichen Motive im Kerngebiet der Länder der kroatischen Herrscher entlang der Adria, im 9. bis 11. Jh. weit verbreitet sind. Zu dieser Hypothese äußerte Karaman seinerzeit die Ansicht, daß es nicht möglich sei, die Funde aus Syrmien in eine unmittelbare und direkte Abhängigkeit von der Flechtbandornamentik, wie sie so zahlreich in Denkmälern des frühmittelalterlichen Kroatiens entlang der Adria vorliegen, zu bringen.

Wie es scheint, ist die Meinung von Karaman nicht allgemein akzeptiert worden. Daher ist es notwendig, erneut einiges über diese

⁴⁾ Vgl. Szabo, Spomenici starije sredovječne arhitekture, S. 549. Ders., Banoštor a.a.O. 116 ff. Er sah die Säule im Keller des Wohnhauses von Ž. Stojković als Gewölbestütze. Ehe sie diesen Platz erhielt, befand sie sich in der Pfarrwohnung zu Banoštor. Man ist der Ansicht, an gleicher Stelle habe sich auch der einstige Sitz des Bischofs von Syrmien befunden. Szabo hat vor vierzig Jahren noch den Eckstein einer wohl noch mittelalterlichen Grundmauer gesehen. (Die Hs. von Szabo, die darüber berichtet, befindet sich im Konservatorenamt zu Agram).

⁵⁾ Vgl. Brunšmid, a.a.O. S. 139 ff. Die Bruchstücke mit der Palmette und dem Blatt werden im Arch. Mus. zu Agram aufbewahrt. Das Fragment, das B. unter der Nr. 810 nennt — ein Flechtwerk mit drei weich gemeißelten Bändern — ist verschollen (Abb. 5).

syrmischen Funde mit Flechtwerkornamenten zu sagen. Unlängst erschien eine Karte in Jugoslawien, auf der die wichtigsten archäologischen Fundorte der Zeit des früheren Mittelalters verzeichnet sind. Auf ihr sind die Ortschaften Ilok, Banoštor und Rakovac als Lokalitäten vermerkt, bis zu denen die „kroatisch-dalmatinische Kultur“ reichte⁷⁾. Dies ist als ein Überbleibsel aus jener Zeit zu verstehen, da man die Funde aus Syrmien wegen ihrer Flechtbandornamentik mit den Kulturströmungen aus Dalmatien in Verbindung zu bringen versuchte.

Läßt sich diese Ansicht noch weiterhin aufrecht erhalten? Als K a r a m a n seinerzeit die gesamte Literatur rezensierte, soweit sie sich vorwiegend auf die mittelalterlichen Denkmäler aus dem Bereich Nordkroatiens bezog, rührte er auch an die strittige Frage des Materials aus Syrmien⁸⁾. Er bemerkte bereits damals, daß die Bruchstücke aus Syrmien keine engere Beziehung zu den selteneren aus Pannonisch-Kroatien sowie den zahlreichen aus Dalmatinisch-Kroatien des 9. bis 11. Jh.s haben, trotzdem auch sie mit Flechtbandornamenten erscheinen. Dergleichen finden sich auch in Dalmatien. Seine Meinung und Ansicht legte er in Anbetracht der Säule aus Ilok dar, u. zw. zu Gunsten der älteren Autoren, jedoch mit Argumenten, die B r u n š m i d und S z a b o nicht kannten.

Karaman bemerkte, daß die Säule aus Ilok ein frühromanisches Denkmal ist, u. zw. sowohl hinsichtlich der plastischen Gestaltung der Figur als auch mit Rücksicht auf das symbolische Lammotiv, das an der Vorderseite der Säule eingemeißelt ist. Das Flechtbandmotiv, das sich an den Seitenflächen befindet, wird ebenso noch von der Romanik ab und zu nachgeahmt. Bedeutsam aber ist, daß die Gestaltung unregelmäßig, das Flechtband kantig und teilweise in vier Bänder aufgelöst ist, was insgesamt auf die Spätzeit des Dahin-

⁶⁾ Vgl. S t r z y g o w s k i a.a.O. S. 20 ff.

⁷⁾ Vgl. Enciklopedija Jugoslavije Bd. 1. Zagreb 1955 S. 184. Bemerkt sei noch, daß diese Karte aus dem Bereich von Syrmien ferner die Lokalitäten Bošnjaci, Mitrovica und Novi Banovci aufführt, da man die in den genannten Orten gefundenen Ohrgehänge mit Kroatisch-Dalmatien in Zusammenhang bringt, obgleich dergleichen Gehänge nichts Spezifisches für Dalmatien sind. Das Gehänge aus Novi Banovci ist sog. Kiewer Typs, der auch in Böhmen und in Mähren begegnet und nach byzantinischem Muster gearbeitet ist. Vgl. Z. V i n s k i, Starohrvatske naušnice u Arh. muz. u Zagrebu. (= Starohrv. prosvj. III Heft 1). Zagreb 1949, S. 34 ff. und K. V i n s k i, Ranosrednjevjekovan slavenski zlatni nakit u Arh. muz. u Zagrebu. (= Starohrv. prosvj. III. Heft 2). Zagreb 1949, S. 22 ff.

⁸⁾ Vgl. K a r a m a n, O umjetnosti ... S. 117 ff.

vegetierens dieser plastischen Dekoration hindeutet. All dies macht es gewiß, daß es sich um ein Werk eines romanischen Meisters handelt; denn nebst der neueren Art bildhafter Darstellung währt das Flechtbandmotiv nur noch als eine Begleiterscheinung aus der Zeit, die der Romanik voranging^{8a)}.

Die drei Bruchstücke sowie das Kapitell aus Rakovac und dasjenige aus Banoštor zählt Karaman den Flechtbandskulpturen zu. Indes weist er dabei auf wesentliche Unterschiede hin, die zwischen den fest und übersichtlich organisierten scharfkantigen dreistreifigen Geflechten westlicher Herkunft und jenen Denkmälern bestehen, die gleich einer Dekoration verziert sind und Byzanz näher stehen. Erstere sind Charakteristika der Flechtbandornamentik der altkroatischen Zeit des Raumes von der Adria bis zum Zagorje.

Außer der Trennung, die Karaman zwischen dem Stil der Säule aus Ilok und den Funden aus Rakovac und Banoštor hervorhebt, verweist er das Zustandekommen dieser Denkmäler in das 11.—12. Jh., während Brunšmid dieselben vor einem halben Jahrhundert dem größeren Zeitraum vom 10.—12. Jh. zuwies. Somit kann man sagen, daß nach Karaman in Syrmien keine Bauwerke entstanden sind, die für die altkroatische Zeit kennzeichnend waren, die R a d i ć seinerzeit als kroatisch-byzantinische Kunst bezeichnete. Diese wären bei den Kroaten entlang der Adria unter dem Einfluß und im Zusammenhang mit der Tätigkeit byzantinischer Meister entstanden. So war es Karaman, der überzeugende Argumente gegen die Anhänger der byzantinischen These beibrachte, als es um die Denkmäler der altkroatischen Zeit ging. Er war es, der darauf hinwies, daß die Flechtbandornamentik aus Syrmien zum Teil, d. h. in den Fragmenten aus Rakovac und Banoštor, stilistisch byzantinische Einflüsse zur Schau tragen. Trotzdem hier und da zuweilen ähnliche Motive begegnen, so unterscheiden sie sich dennoch in der Art der Ausführung, in der Anordnung und Anwendung. Die mittelalterliche plastische Dekoration von Byzanz zeichnet sich durch ein Gefühl für Rundung und größere Plastizität aus. Das Flechtwerk ist oft untergeordnet. Häufig sind vegetative Motive; manchmal entspringt dem Flechtbandornament ein Blatt (Abb. 4), und dies wird in anderen Kombinationen angewendet, als dies in der altkroatischen Baukunst der Fall ist. Die Auswahl der Motive ist mannigfaltiger; die Tendenz

^{8a)} Vgl. T. B o g y a y, Két Árpád-kori timpanondombormű Zala megyéből. (= SA. aus Technika Jg. 1941), Abb. 1 und 2. Auf dieses ikonographisch verwandte romanische Relief mit Flechtwerk wies mich T. Bogay hin, wofür ich ihm danke.

zur geometrischen und linearen Gestaltung wird nicht konsequent durchgeführt.

All diese Momente lassen sich auch an den bislang bekannten Funden aus Syrmien beobachten, wobei jedoch in der Säule aus Ilok eine ausgeprägtere romanische Richtung zu erkennen ist. Die Beispiele aus Banoštor und Rakovac gemahnten Karaman an gewisse Denkmäler des früheren Mittelalters in Ungarn. Er wies auf den Fund von Szegszárd hin, der ein Flechtwerk mit drei Bändern kennt, wovon das mittlere breiter ist; ferner auf den Flechtwerkschmuck aus Fünfkirchen, den Gál übrigens mit Meistern aus Italien in Beziehung bringt, sowie auf den Sarkophag des hl. Stephan und auf Bruchstücke von Möbeln aus Székesfehérvár⁹⁾. An all diesen Beispielen läßt sich, ebenso wie an einigen Bruchstücken aus Zalavár¹⁰⁾, der Einfluß byzantinischer Kunst beobachten. Eine Analogie für die Nachahmung des vorromanischen Flechtwerkmotivs in der Romanik (Ilok) hätten wir in der bekannten Skulptur aus der Nähe von Arača¹¹⁾, wo das Flechtwerk zur Teilung zweier Felder dient, die

⁹⁾ Vgl. K a r a m a n a.a.O. mit Literatur. Über Flechtwerk, das in einem Blatt endet s. K a r a m a n , Nekoliko zapažanja o srpskoj arhitekturi. (= Anali Historijskog instituta JAZU u Dubrovniku Bd. IV—V). Dubrovnik 1956, S. 65.

¹⁰⁾ Vgl. D. D e r c s é n y i , L'église de Pribina à Zalavár. (= Études slaves et roumaines. Bd. I). Budapest 1948. Dazu die Rezension L. j. K a r a m a n , A propos de l'église de Pribina à Blatnograd — ville de Balaton. (= Archaeologia iugoslavica. Bd. 1). Belgrad 1954, S. 96. T. B o g y a y , Izkopavanja v Zalaváru in njihova zgodovinska razlaga (Zbornik za umetnostno zgodovino II 1952, 211—48) und D e r s., Mosapurc und Zalavár (SOF XIV 1955, 349—405).

¹¹⁾ Vgl. J. H a m p e l , Alterthümer des frühen Mittelalters in Ungarn. Bd. 3. Braunschweig 1905. Taf. 325—326. D. j. M a n o - Z i s i , Prilog ispitivanju Arače. (= Rad Vojvodjanskih muzeja. H. 2). Neusatz 1953, S. 76—84. S. N a g y Arača. (Im gleichen Heft). S. 85—92. T. G e r e v i c h , Magyarország románkori emlékei. Budapest 1938 Abb. CLXV. In jüngster Zeit handelt über dieses Denkmal J. C s e m e g i , Az aracsi kő. Ebenso L. M e z e y , Az aracsi kő olvasásához. (= Archaeologiai Értesítő Bd. 85). Budapest 1958 S. 174—191. Csemegi sucht wegen des Reliefs, das ein geschirrtes Pferd darstellt, sogar Beziehungen und Verbindungen im fernen asiatischen Osten. Dies scheint mir überflüssig; denn das Motiv eines gesattelten Pferdes inspirierte die Meister des mittelalterlichen profanen „bestiarium“. Vgl. dazu L. j. K a r a m a n , Buvinove vratnice i drveni kor splitske katedrale. (= Rad Bd. 275). Zagreb 1942 S. 68 ff. Abb. 61 stellt ein Relief mit gesatteltem Pferd dar, das an einer Holzbanklehne in der Kathedrale zu Split ist. Obgleich man auf diesen Denkmälern aus Arača und Split dasselbe Repertoire der romanischen Zeit, d. h. ein gesatteltes Pferd, vorfindet, so besteht doch zwischen der Verwandtschaft der Motive beider Denkmäler keine Verbindung. Wir sehen uns nicht in der Lage, das Denkmal aus Arača mit der künstlerischen Tätigkeit in Dalmatien

zwei menschliche Gestalten in romanischer Meißelung darstellen; doch sind die Flechtwerke sehr reliefartig ausgeführt¹²⁾.

zu verknüpfen, was Csemegi ohne zu überzeugen versucht. Dabei vergleicht er das Relief des Steines zu Arača mit der Kirche des Gründers aus Ston. Ich möchte hervorheben, daß die Kirche auf dem Denkmal zu Arača als Motiv erscheint; in Ston dagegen als Modell des Gründers. Die Schwierigkeiten, die dem Verständnis dieses Denkmals aus Arača im Wege stehen, rühren daher, daß die bisherigen Autoren es zu früh datieren.

¹²⁾ Während man bisher dieses Denkmal aus Arača anders bewertete, als ich es tue, sehe ich mich nun genötigt auch darzulegen, weshalb ich hinsichtlich des Stils eine Parallele zwischen der Säule aus Ilok und dem Relief aus Arača gezogen habe. Die erwähnten Kennzeichen des Stils schließen nicht aus, daß dieses nicht auch schon Ende des 12. bzw. Anfang des 13. Jh.s entstehen konnte und im Zusammenhang mit der benediktinischen Abtei steht, die im J. 1228 erwähnt wird. Die Tafel ist meiner Überzeugung nach zu weit voraus datiert worden. Vgl. auch Hampel a.a.O. Gerevich nahm an, die Abtei zu Arača wäre bereits zur Zeit Stephans des Heiligen errichtet worden. Auch er setzt diese Tafel ins 11. Jh. Mano-Zisi erachtet dies als unhaltbar (a.a.O.). Ich neige zu dieser Ansicht nur bezüglich des Stils dieser Tafel, der schwerlich aus der ersten Hälfte des 11. Jh.s sein könnte. Indes bin ich der Meinung, daß die Folgerung von Mano-Zisi, der sich an die Ergebnisse Karamans bezüglich der byzantinischen Züge anlehnt, in diesem Falle nicht glücklich ist. Er sucht sogar nach einer noch früheren Kirche, aus der die Tafel herrühren sollte (a.a.O. S. 76). Man muß wie im Falle der Säule aus Ilok als entscheidendes Moment dasjenige in Betracht stellen, was am bildlichen Ausdruck jünger ist. Dies ist an dem Beispiel aus Arača die romanische volle Plastizität der menschlichen Bildnisse. Auch hier erscheint das Flechtbandornament nur als Überbleibsel aus der vorromanischen Kunst, ähnlich wie auf der Säule aus Ilok. Ein lehrreiches Beispiel zum Vergleich begegnet aus dem gleichen Kreis mittelalterlicher Kunst in Kärnten auf dem Portal der Pfarrkirche Zweinitz. Dort entstand Ende des 12. Jh.s ein Kopfrelied voller Plastizität, umrahmt von Flechtwerkornamentik. Siehe K. Ginhart, Die Kunstdenkmäler d. Bez. St. Veit. Die Kunstdenkmäler Kärntens. Bd. 6. Klagenfurt 1930, Abb. 102. Ders., Karolingische und frühromanische Werkstücke in Kärnten (Carinthia I. 144. Jg.) Klagenfurt 1954. S. 220. Es war also nicht das Flechtwerk, das über die Datierung des Werkes entschied. Dieses Flechtwerk, das mit drei Bändern gemeißelt ist, deren scharfe Kanten sich in romanischer Zeit verlieren, und das hier in der westlichen Nachbarschaft des mittelalterlichen Ungarns, im Ostalpengebiet, Ende des 12. Jh.s entstanden ist, ist in der Ausführung aufs engste verwandt mit jenem, das wir auf der Platte von Arača finden. Auch aus diesem Grunde und nicht nur, weil romanische Reliefs auf eine spätere Datierung hinweisen, dürfen wir nicht vor dem Gedanken zurückschrecken, daß auch das erwähnte Denkmal von Arača aus der 2. Hälfte des 12. Jh.s oder aus dem Anfang des 13. Jh.s stammt. Die Ähnlichkeit des Flechtwerks aus Arača mit einem Bruchstück aus Bodrogsziget erkannte auch K. Gubitza; das wohl aus einem paulinischen Kloster des 13. Jh.s zwischen Bezdan und Apatin herrührt. S. K. Gubitza, A Bodrogszigeti pálos-monostor építészeti emlékei (= Archaeologiai Ertesítő). Budapest 1916 S. 56 ff. Wie mich

Bisher waren aus dem nördlichen Syrmien sechs steinerne Monumente mit Flechtbandverzierungen bekannt, die die frühmittelalterliche Bautätigkeit dieses Gebietes illustrieren. Anlässlich der Aufnahme der Kulturdenkmäler in Slawonien und Syrmien im J. 1951, eine Expedition, die die Akademie zu Agram unter der Leitung von S. R i t i g und G. N o v a k durchführte, wurde auch die Stadt Syrm. Mitrowitz besucht. Im Lapidarium des dortigen Museums wurde unter anderem auch ein bislang unbekanntes Denkmal aus Sandstein entdeckt, das in Anbetracht dieser Erörterung von besonderem Interesse ist (Abb. 7). Der Stein hat eine pseudokubische Form ($30 \times 48 \times 54$ cm) und ist auf der einen Seite mit dem plastischen Relief eines menschlichen Kopfes, seitlich beiderseits jedoch mit einer stilisierten Palmette verziert, die im Stil eines Flechtwerks mit drei Bändern herausgemeißelt ist, während die Rückseite des Steines unbearbeitet blieb. Der Kopf ist grob und ohne markante Formung, versehen mit Haar, das keinerlei Stilisierung aufweist und das als Büschel auf beide Wangen herabfällt, wobei beide Strähnen nach den Randseiten hochgezogen sind. Die sehr stilisierte Palmette, die an den Lebensbaum gemahnt, hat einen Stamm mit je zwei Blättern,

Z. V i n s k i aufmerksam macht, befindet sich dieses Bruchstück heute im Stadtmuseum zu Sombor. Doch im Unterschied zu dem Denkmal aus Arača, das einen dominanten romanischen Ausdruck hat, dient bei letzterem das Flechtwerk nur zur Abgrenzung des Relieffeldes. Wir bemerken ebenso mehrere byzantinische Züge in der Ausführung der Blätter, was im Rahmen der ungarischen Kunst der Arpaden nicht überrascht.

Ich möchte darauf hinweisen, daß aus der Zeit der romanischen Tätigkeit in Syrmien auch noch einige architektonische Details vorkommen, unter denen die Kapitelle zu Sr. Mitrovitz besondere Beachtung verdienen. Das Eckkapitell mit einem kämpferischen Kentaur, das auf dem Material von Szabo basierend, K a r a m a n veröffentlicht hat (O umjetnosti ... Taf. II, 2), der es vorsichtigerweise mit den Kapitellen zu Fünfkirchen und Stuhlweißenburg in Zusammenhang brachte, weist mit seinen Maßen 60×154 cm darauf hin, daß es einst einem Bau mit monumentalen Ausmaßen angehörte. Es befindet sich im Lapidarium des Museums von Syrmien. Das Kapitell aber mit dem Motiv romanischer Bogen und aufgedunsenem Laubwerk, das in zwei Reihen etwas üppig angeordnet ist, steht der gotischen Auffassung näher; es kann aus der späteren Romanik der vortatarischen Zeit herrühren. Vgl. eine ähnliche Erscheinung in Arača, worüber M a n o - Z i s i (a.a.O. S. 92) handelt. Auch dieser Fall spricht dafür, daß im Hinblick auf das Wenige, das aus der Zeit der Romanik in dieser Gegend erhalten ist, ebenso wie wegen der Kreuzung der Stile, endgültige Schlußfolgerungen über dieses Material nur schwer zu ziehen sind. Dieses architektonische Detail ist in die Außenwand der Kirche des hl. Stephan, die heute ein Museum für kirchliche Kunst zu Sr. Mitrowitz ist, eingemauert.

von denen die unteren in Rundungen verlaufen und in drei Bänder aufgelöst sind. Im Zentrum dieser Rundungen liegen größere Vertiefungen. Die Spitze der Palmette ist in Form einer Knospe einbändig herausgemeißelt. An ihren übrigen Teilen ist leicht zu bemerken, daß das mittlere der weichgerundeten Bänder etwas dicker ist als die seitlichen Bänder. Das isolierte Motiv der Palmette, das in drei Bändern ausgeformt ist, was an den Ausdruck der Flechtornamentik erinnert, ist nicht mit kräftiger Hand gemeißelt. Da man auf dem gleichen Kapitell neben dem gut dargestellten Motiv einer Palmette, die in Gestalt eines Flechtwerks gearbeitet ist, noch einen menschlichen Kopf in Hochrelief sieht, kann dieses Denkmal aus dem späten 12. oder aus dem Anfang des 13. Jh.s herrühren. Dieser Stein gelangte aus Rakovac in das Museum von Mitrovitz¹³); demnach hat er die gleiche Herkunft wie die bereits genannten vier Stücke, von denen man annimmt, es seien Reste der einstigen Abtei Dumbovo.

Wie die schon früher bekannten Bruchstücke mit Flechtbandornamentik aus Syrmien deutet auch das Material aus Banoštor und Rakovac auf Berührungen mit Byzanz hin (Abb. 2 bis 6), wogegen die Säule aus Ilok (Abb. 1, 1a) wie auch die Kapitelle aus der Zeit der Romanik zu Mitrovitz Beziehungen zum Westen widerspiegeln. Hier jedoch läßt sich an ein und demselben Kapitell nicht nur die Ungleichmäßigkeit in der Ausführung beobachten, die innerhalb des Materials aus Syrmien bislang am auffälligsten bei der romanischen Säule aus Ilok zu Tage trat, sondern auch die Ungleichmäßigkeit des Motivs: ein menschlicher Kopf als Hochrelief mit Anklängen an die westliche Romanik gegenüber einer stilisierten Palmette, die sich aus dem nichtbearbeiteten und zurücktretenden Hintergrund reliefartig heraushebt, wobei sie weich geformt ist und an die Gepflogenheiten der byzantinischen Werkstätten gemahnt (Abb. 7). Diese wenigen Überreste zeugen nicht nur von einer üppigen Buntheit der Motive, sondern auch von einer bedeutsamen technischen Ungleichförmig-

¹³) Nach den Unterlagen über dieses Denkmal, wurde das Kapitell in einem Weingarten bei Rakovac gefunden; in das Museum gelangte es durch Ing. Prodanović im J. 1947. (Diese Auskunft verdanke ich B. Vasilić). Schließlich wurde im J. 1951 ein Halbkapitell zu Rakovac gefunden, das mit Rücksicht auf die Profilierung der gleichen Zeit angehören könnte. Vgl. darüber R. L. Veselinović, Nalazi iz Rakovca u Sremu. (= Rad Vojvodjanskih muzeja 1). Neusatz S. 127—129.

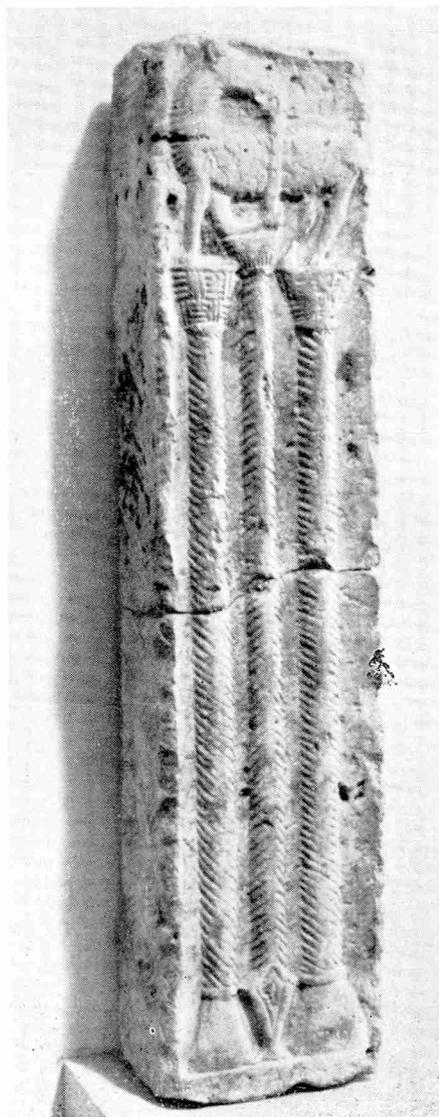


Abb. 1

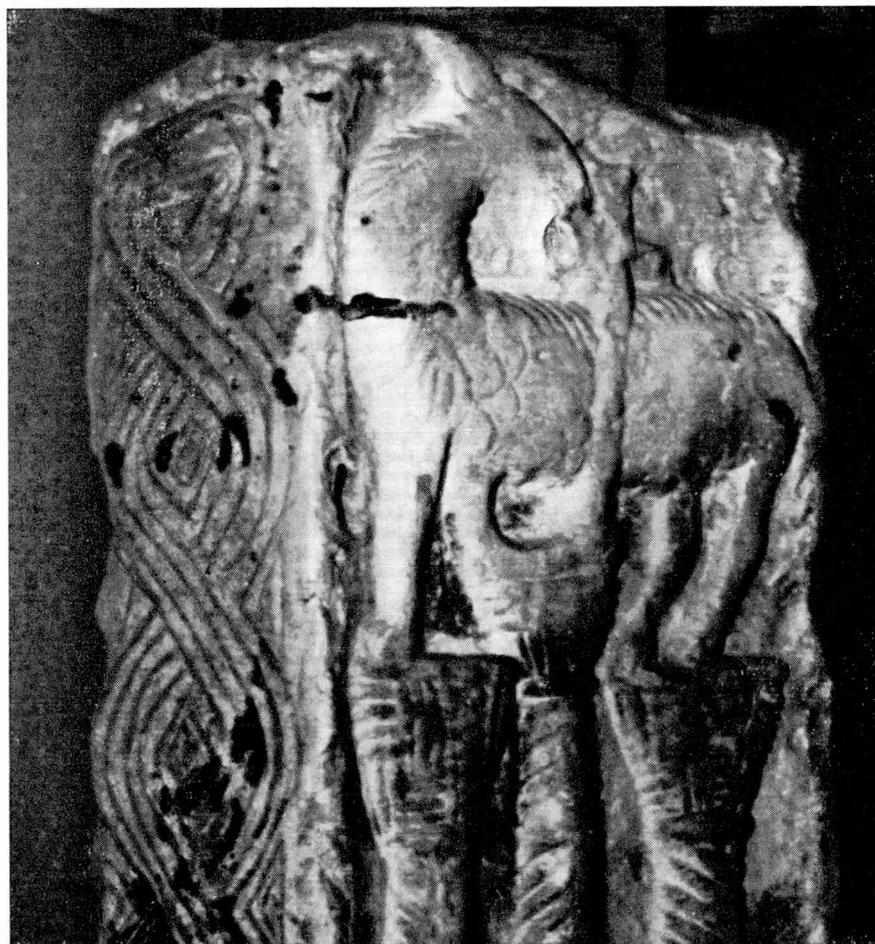


Abb. 1 a

Abb. 1 Ilok. Säule mit Agnus dei-Relief

Abb. 1a Detail der Iloker Säule mit romanischem Agnus dei-Relief und Flechtbandornament auf den Seitenflächen.

Photo: Dr. Dragutin Kniewald.

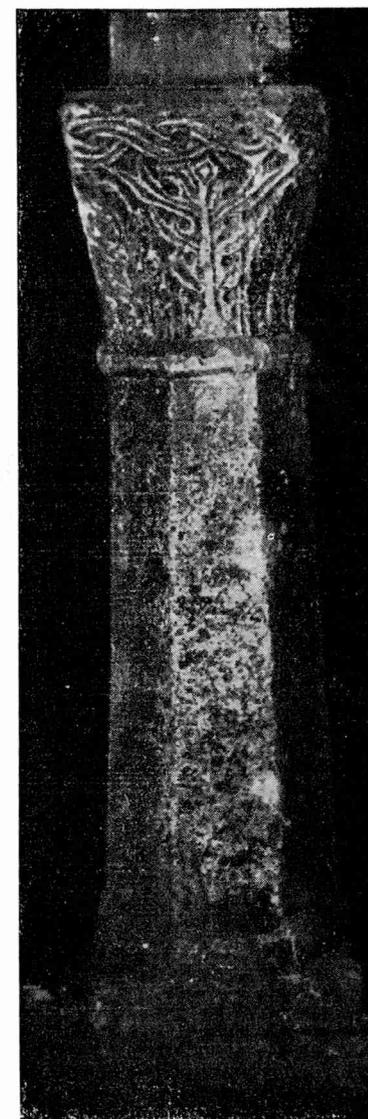


Abb. 2

Abb. 2 Banoštor. Säulenkapitell. Photo: Djuro Szabo.

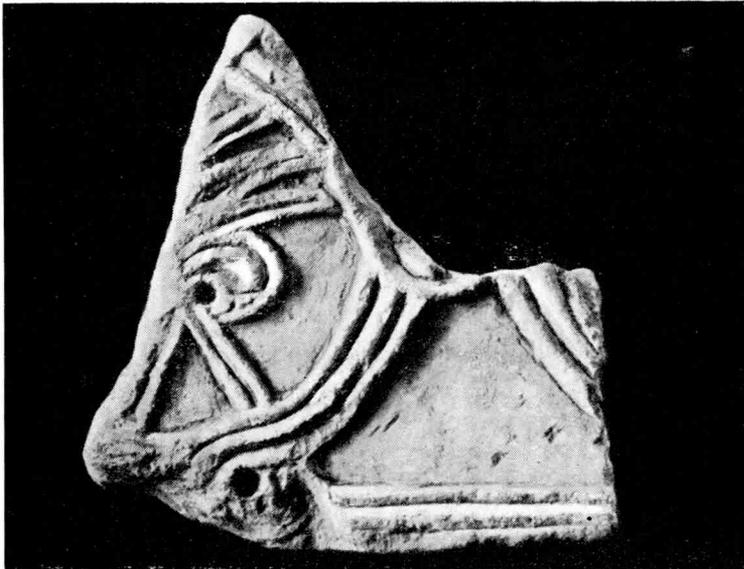


Abb. 3

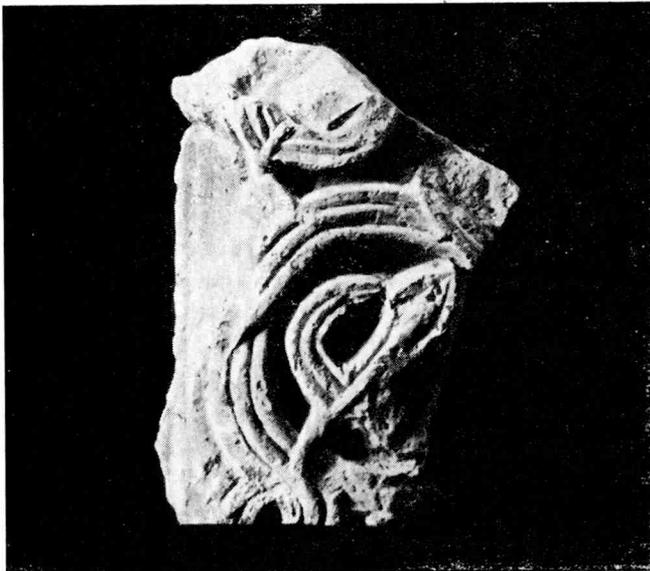


Abb. 4

Abb. 3—5 Rakovac. Fragmente mit Flechtbandornamentik, j. im Arch. Museum zu Agram.

Photo: Nikola Vranić



Abb. 5

Abb. 6



Abb. 7



Abb. 6 Rakovac. Kapitell, j. Arch. Museum in Agram. Photo: Nikola Vranić.

Abb. 7 Rakovac. Säulenkapitell, j. im Museum zu Sr. Mitrowitz.

Photo: Jugoslavenska Akademija.

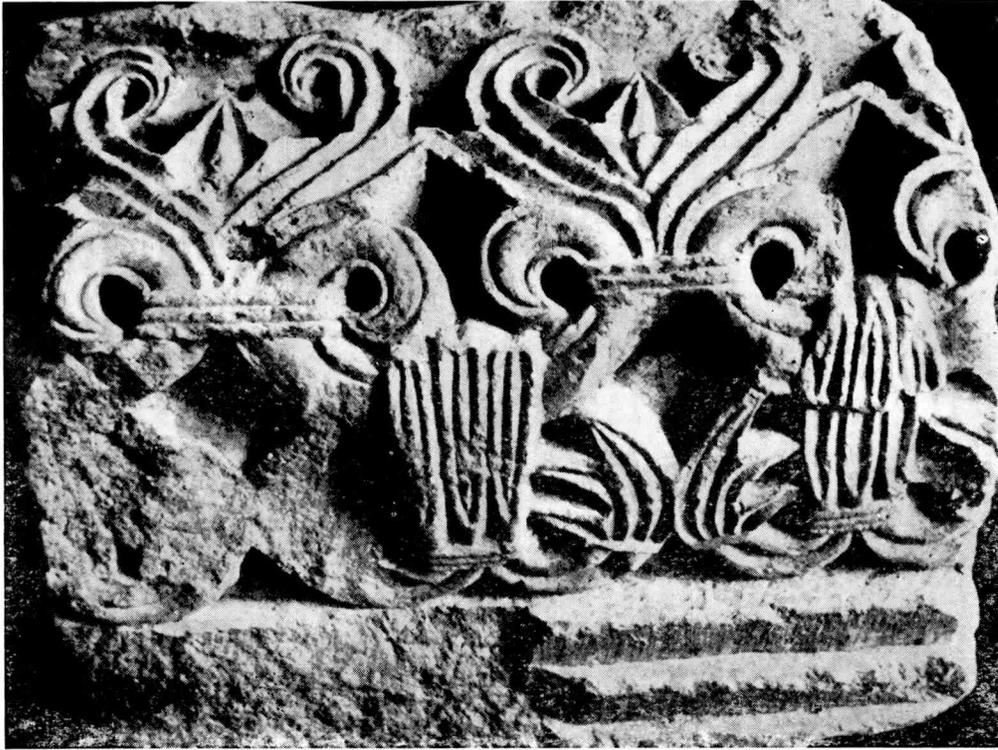


Abb. 8 Gesimsfragment aus Wesprim — Veszprém
(Budapest, Nationalmuzeum)

keit des Stils der künstlerischen Tätigkeit in Syrmien des frühen Mittelalters.

Die Autoren, die bislang über die mittelalterlichen Denkmäler aus dem Bereich Syrmiens handelten, ordneten sie in der Regel der kroatischen Kunst zu oder aber erwähnten diese innerhalb der Kunstentwicklung Kroatiens. Indes läßt sich die künstlerische Tätigkeit dieses Gebiets nicht der Kunstentwicklung in Kroatien eingliedern, da Syrmien im frühen Mittelalter nicht zu Kroatien gehörte¹⁴), sondern abwechselnd unter der Oberhoheit Ungarns bzw. Byzanzs stand, bis es, nach dem Tode des Manuel Komnenos (im J. 1180) für längere Zeit zu Ungarn gehörte¹⁵). Denkmäler, die mit dem hier dargestellten Material verwandt sind, sind aus dem Gebiet des mittelalterlichen Slawonien bisher nicht bekannt. Ein Kapitell wie das genannte, das mit einem Reliefkopf und stilisierten Palmetten verziert ist und sich als solches den derzeit bekannten Skulpturen gut anpaßt, kann auch mit Rücksicht auf die Art der Ausführung der Palmette kaum dazu geeignet sein, die syrmische Plastik mit den Denkmälern mit Flechtbandornamentik, wie sie im dalmatinischen Kroatien begegnen, zu verknüpfen, wie dies bislang geschah und versucht wurde. Versucht man jedoch diese Gruppe von Denkmälern in eine direkte Abhängigkeit oder in eine unmittelbare Beziehung zu den byzantinischen Skulpturdekorationen zu bringen, so ließe sich dieses Material nur schwer in jenen Kulturkreis einfügen, da man außer dem Flechtbandornament mit Anklagen an die byzantinische Kunst auch der romanischen Ausdrucksweise in gleichwertigem Anteil begegnet (vgl. das Kapitell aus Rakovac, Abb. 7), oder aber die Romanik sogar überwiegt (vgl. die Säule aus Ilok Abb. 1, 1a).

Woher mag nun diese Erscheinung in Syrmien kommen? In Ungarn begegnet man in der Zeit der ersten Arpaden der Tatsache, daß architektonische Details Kennzeichen der westeuropäischen Kunst mit solchen der byzantinischen verquicken. Selbst L. Gál, der den lombardischen Einflüssen für jene Zeit eine große Wichtigkeit beimißt (ebenso auch einige andere ungarische Autoren), schlägt auch die Beigaben des Ostens hoch an, wenn es sich um architektonisch-

¹⁴) Über die Grenzen Kroatiens in jener Zeit vgl. F. Šišić, *Poviest Hrvata za kraljeva iz doma Arpadovića*. Zagreb 1944, S. 6. S. Pavičić, *Vukovska župa*. Zagreb 1940, S. 30—32.

¹⁵) Vgl. darüber F. Granić, *Vojvodina u bizantsko doba*. (= Vojvodina 1). Neusatz 1931. F. Šišić, a.a.O.

plastische Details im Zusammenhang mit dem Material aus Fünfkirchen handelt¹⁶⁾. T. v. B o g y a y indes unterstreicht die heterogenen Komponenten, die auf die Gestaltung der Skulpturen mit Flechtbandornamenten in Ungarn von Einfluß waren. So sagt er z. B. über den Sarkophag des hl. Stephans zu Stuhlweißenburg, der um 1040 hergestellt wurde und aus einheimischem Material ist, er wäre ein byzantinisches Werk oder doch, wie man behauptet, im venetobyzantinischen Stil gefertigt¹⁷⁾. Diese Bemerkung führe ich noch an, weil sie auf die Annahme hinweist, daß gewisse Züge des Byzantinismus auch über Italien nach Ungarn und schließlich auch nach Syrmien gelangen konnten. Es ist ganz augenscheinlich, daß T. v. Bogyay die Denkmäler aus Ungarn, die mit Flechtbandornamenten versehen sind, genau unterscheidet; denn in seiner Karte „Flechtwerk- und Rankensteine nördlich der Alpen zwischen Oberrhein und der mittleren Donau“¹⁸⁾ vermerkt dieser vorzügliche Kunstsachverständige nicht alle Lokalitäten der Länder, in denen Bruchstücke mit Flechtwerk gefunden wurden, sondern ordnet — insofern es sich um westliche Strömungen handelt — nur Zalavár dieser Gruppe zu; zweifellos mit Rücksicht auf jenes Denkmal italischen Typs, das mit Flechtwerk versehen ist und aus dem Werke von H a m p e l bekannt ist¹⁹⁾.

Wie bereits hervorgehoben wurde, zeichnen sich diese wenigen architektonischen Fragmente mit Flechtwerkornamentik aus Syrmien durch eine außerordentliche Vielfalt der Motive aus. Diese Erscheinung begegnet auch bei verwandten Denkmälern aus Ungarn im 11. und 12. Jh. Gerade wegen der Vielfältigkeit und beachtlichen Unterschiedlichkeit der Motive will ich von einer eingehenden Vergleichung der Flechtbandornamentik aus Syrmien mit derjenigen aus Ungarn absehen. Es dürfte genügen, so man das Material, das z. B. G á l²⁰⁾ darbot, überschaut. Ebenso ließe sich auch dasjenige der

¹⁶⁾ L. G á l, *L'architecture religieuse en Hongrie*, Paris 1929 S. 44 „... à Pécs ainsi qu'en Lombardie, l'esprit classique se mêle á celui de l'Orient.“

¹⁷⁾ T. B o g y a y, *Vom Taschenblech zur Basilika. Vom Geist der ungarischen Kunst*. Berlin 1942 S. 10. Vgl. D. D e r c s é n y i — T. G e r e v i c h, *A Székesfehérvári királyi bazilika*, Budapest 1943, Abb. 50—53 und das Bruchstück aus Aquileia Abb. 32 S. 108.

¹⁸⁾ T. B o g y a y, *Zum Problem der Flechtwerksteine. Karolingische und ottonische Kunst*. Wiesbaden 1957. S. 121.

¹⁹⁾ Vgl. H a m p e l a.a.O. Taf. 330 u. *Zbornik za umetnostno zgodovino*, II (1952) 219, Abb. 52.

²⁰⁾ Vgl. G á l a.a.O.

neueren Zeit von *Dercsényi-Gerevich* aus Stuhlweißenburg²¹⁾ zu einem solchen Vergleich heranziehen, um einen allgemeinen Begriff davon zu bekommen, wie und in welchem Maße die architektonisch-plastische Verzierung im Ungarn des 11. und 12. Jh.s den verschiedensten Einflüssen ausgesetzt war. Der reiche Hof der Arpaden war im 12. Jh. mittels familiärer Verbindungen mit den herrschenden Häusern, beginnend mit Aragonien und Frankreich bis nach Rußland und Byzanz hin, verbunden, so daß schon allein diese Umstände — man kann die Aufzählung vieler anderer hier übergehen — eine Vielfalt der Möglichkeiten für eine lebendige Überschneidung kultureller Strömungen in Ungarn bieten²²⁾. Daher ist auch in diesem Land, das abseits der eigentlichen künstlerischen Mittelpunkte liegt, etwas Neues entstanden, das schon allein dadurch interessant ist, daß man innerhalb seiner Bereiche ganz unerwarteten Motiv- und Stilkombinationen begegnet. Dies gilt im gleichen Grade und auf gleicher Stufe auch für Syrmien. So man dagegen den Einwand vorbringt, es gäbe nicht genügend Ähnlichkeiten zwischen dem ungarischen und dem syrmischen Material, gilt es zu betonen, daß eine Identität, wie sie so häufig für die Denkmäler der Flechtbandornamentik aus Dalmatien und Italien aufzuzeigen möglich ist²³⁾, gar nicht vorliegen kann. Folglich ist auch der *conspectus generalis* in diesem Falle ein wichtiger Maßstab, der zu der Verwandtschaft zwischen den einzelnen Denkmälern mit Skulpturdekoration in Ungarn und in Syrmien hinführt. Was folglich *Karaman* früher nur andeutete, wird, indem man dieser Frage im einzelnen nachgeht, umso wahrscheinlicher. Das Material aus Syrmien wird auf diese Weise nur zugänglicher, wenn man es in die Betrachtung der Entwicklung im benachbarten Ungarn mit einbezieht, nicht aber in diejenige Kroatiens.

²¹⁾ Siehe *Dercsényi-Gerevich* a.a.O. T. *Gerevich*, Magy. rom. emlékei.

²²⁾ Vgl. die Genealogie der Arpaden in *Enciklopedija Jugoslavije* Bd. 1 Zagreb 1955, S. 209.

²³⁾ Die volle Identität zwischen den Denkmälern dieser beiden Gebiete tritt am meisten in Erscheinung, wenn man aus diesem und jenen Gebiet zahlreiches Material zur Verfügung hat. Vgl. *Karaman*, *Iz kolijevke hrvatske prošlosti*. Zagreb 1930, Abb. 49. 89. 83. 84. Die Verwandtschaft im Motiv und im Stil der Denkmäler macht eine gegenseitige Beziehung wahrscheinlich oder aber verrät gleiche Einflüsse. Vgl. *Karaman*, *Kolijevka* ... Abb. 45; vgl. das Flechtwerk auf der linken Seite des Taufbeckens zu Split mit dem Bruchstück aus Augsburg, s. *H. Paulus*, *Kleiner Katalog karolingischer Flechtbandsteine*. (= *Nachr. d. Dt. Instituts f. merowingisch-karolingische Kunstforschung* Heft 12). Erlangen 1956, Abb. 7.

Indes gilt es noch auf etwas aufmerksam zu machen. Außer und neben dem allgemeinen Begriff, auf Grund dessen man an Hand der gleichen Phase einer Verquickung westlicher und byzantinischer Züge die Zusammengehörigkeit gewisser Skulpturen in Ungarn und in Syrmien erkennen kann, gibt es noch etwas besonders Charakteristisches, das für diese wie für jene Denkmäler gilt. Es ist von großem Belang, daß zwei von den sieben Bruchstücken mit Flechtwerk aus Syrmien das Motiv der Palmette auf verschiedene Weise gestaltet zeigen. Ebenso ist die Palmette in einer beachtlichen Vielfalt der Motive auf Denkmälern des 11. und 12. Jh.s selbst auch zahlenmäßig in Ungarn reich vertreten²⁴). Eine Parallele zu dem isolierten Motiv einer gemeißelten Palmette aus drei Bändern, wie es im Kapitell aus Rakovac vorliegt, wird sich in dem in Rede stehenden Kulturkreis nur schwer finden lassen. Die Palmette dieses Kapitells erinnert mit ihren scharfen Blättern an die sog. nachsassinidische Palmette, die die Ungarn frühzeitig liebgewannen. Sie entlehnten sie der orientalischen Kunst und wandten sie im Goldschmiedehandwerk an, wie die vergoldete kleine Kupferplatte an der Tasche des Reiters aus Bezdéd aus dem 10. Jh. zeigt²⁵). Das lange Währen dieser nachsassinidischen Palmette in Ungarn erkennt man auch am Steinkranz der Kathedrale zu Wesprim²⁶), das ein architektonisches Detail und ein außerordentlich interessanter Deuter der Verflechtung von Einflüssen aus dem Osten und aus dem Westen ist. Dadurch aber entsteht jenes Neue, das für die dekorative Skulptur der Ungarn in der Frühzeit der Arpaden charakteristisch ist (Abb. 8). Das gemeißelte Ornament erhebt sich plastisch auf einem nichtbearbeiteten Hintergrund und ist in drei scharfkantigen Bändern auf westliche Art geformt. Gleichzeitig ist sie an ein und demselben Stück weich und mit dem für Byzanz charakteristischen, kräftigeren Mittelband ausgeführt, das von tief gebohrten Löchern begleitet ist. Trotz der Unterschiedenheit, die auffällig ist, und trotz der Tatsache, daß das architektonische Bruchstück aus Wesprim gekonnt und von sicherer Hand gemeißelt ist, wogegen das Kapitell aus Rakovac weniger kunstvoll ist, rühren dennoch beide Denkmäler aus einem verwandten Mi-

²⁴) Vgl. das Bruchstück bei Brunšmid, a.a.O. Abb. 808 sowie die Reihe von Steinfragmenten mit Palmetten bei Dercsényi-Gerevich a.a.O. Abb. 41—45. 56—73. Über die Palmette als charakteristische Erscheinung in Ungarn vgl. Bogya y, Taschenblech... S. 10 und Dercsényi, Romanische Kunst im Ungarn der Arpadenzeit. Vom Geist der ungarischen Kunst, Berlin 1942, S. 14.

²⁵) Bogya y, Vom Taschenblech... S. 7 mit Abb.

²⁶) Bogya y, a.a.O. mit Abb. Gerevich, Magy. rom. emlékei, Taf. 98—99.

lieu her; sie entstanden unter ähnlichen Voraussetzungen. Beide sind Repräsentanten einer in eine neue Umgebung verpflanzten Kunst und ein Einheimischer gab mittels seiner unausgeglichenen Technik diesen Werken die spezifischen Kennzeichen, wie sie sich mit Rücksicht auf die architektonisch-plastische Dekoration der verwandten Denkmäler der Zeit der frühen Arpaden in Ungarn darstellen.

Der bildliche Ausdruck der Denkmäler mit Flechtbandornamentik sowie die Widerspiegelung dieses Stils in den Ausläufern des syrmischen Raumes wird folglich im Entwicklungszusammenhang der Kunst in Ungarn verständlich. Dies offenbart deren Stil.

Läßt sich dies mit den historischen Gegebenheiten in Einklang bringen? Wie bereits hervorgehoben wurde, war Syrmien im 11. und 12. Jh. wechselweise im Machtbereich Ungarns und Byzanzs, um nach dem J. 1180 für lange Zeit unter ungarischer Oberhoheit zu bleiben. All die hier genannten architektonischen Fragmente rühren zweifellos von kirchlichen Bauten her. Indes sind die historischen Tatsachen und Unterlagen über die Denkmäler, deren Reste die besagten Bruchstücke sind, derzeit sehr dürftig und gestatten keine sichere oder gar genaue Datierung dieser Fragmente. Selbst wenn das Gründungsjahr eines Klosters oder einer Kirche bekannt ist, oder aber auch nur eine Jahreszahl gesichert ist, unter der ein bestimmtes Kloster oder eine Kirche erstmalig genannt wird, so kann ein bestimmtes Fragment dennoch älter oder jünger sein. Daher sind auch diese syrmischen architektonischen Fragmente in erster Linie nach stilistischen Merkmalen datiert und den allgemeinen geschichtlichen Verhältnissen zugeordnet. Ich will dennoch im Folgenden einige Anhaltspunkte über die Bauten hier vorbringen, von denen die erwähnten Fragmente herrühren, um aufzuzeigen, daß die historischen Gegebenheiten der von mir angenommenen Datierung nicht widersprechen.

Für die Bruchstücke aus Rakovac (Abb. 3—6) ist man schon seit langer Zeit der Ansicht, daß sie aus der Abtei Dumbovo herrühren. Ein „Abbas de Dombo (Dumbo)“ wird im J. 1237 genannt. Es ist nicht bekannt, wann das Kloster gegründet wurde; doch im J. 1390 gehört es zur Diözese von Kalocsa²⁷⁾. Als „desertum Dumbovo“ wird es in

²⁷⁾ D. Csánki, Magyarország történelmi földrajza II., Budapest 1894, S. 243: „Pleb. Omnium sanctorum de Dombo. Abbas monasterii S. Georgii de Dombo Colocensis diocesis 1390“. Das Kloster wird noch im J. 1400 und 1406 genannt. Seit dem J. 1473 erscheint hier auch ein Kastell mit „Castelan de Dombo“, das den Bischöfen von Syrmien gehörte, s. Csánki, a.a.O. S. 232.

der Umgebung von Rakovac unter dem J. 1702 nach Abzug der Türken aus diesen Gebieten von A. L a b o s und P. A. W a l t e r²⁸⁾ genannt. Obgleich die Abtei verhältnismäßig spät bezeugt ist, so rühren die architektonischen Bruchstücke aus Rakovac, die dieser genannten Abtei zugeschrieben werden, zweifellos aus einer früheren Zeit her; und die Erwähnung im 18. Jh. stärkt die Wahrscheinlichkeit, daß dieselben gerade aus Dumbovo stammen.

Über die Kirche, aus der die Säule von Ilok (Abb. 1) mit ihrem romanischen Relief eines Lammes stammt, gibt es bis jetzt keine zuverlässigen Anhaltspunkte²⁹⁾.

Über Banoštor fließen die Quellen reicher. Das „Monasterium S. Stephani prothomartyris“ wird im J. 1198 genannt. Es befindet sich „in loco qui dicitur Keu“³⁰⁾. Zweifellos bezieht sich „Keu“ auf Banoštor, denn im J. 1309 besagt die Quelle „civitas de Ku que alio modo Monasterium Bani nominatur“³¹⁾. Die Bezeichnung Bán-Monostor > Banoštor rührt daher, weil das Kloster vom Banus Beluš gegründet wurde, der Mitte des 12. Jh.s zur Zeit Bela II., des Blinden, und Geza II., die hervorragendste Persönlichkeit des ungarischen Hofes war. Er ließ es an jener Stelle errichten, wo sich einst das römische Bononia (oder Malata) befand, wie reiche antike Funde aus Banoštor bekunden³²⁾.

Zur Zeit des Königs Geza II. wird Beluš als „avunculus domini regis“ genannt, denn er war der Bruder der Königin Helene, der Frau Belas II., des Blinden, dessen Sohn Geza war. Von der Königin Helene ist jedoch bekannt, daß sie die Tochter des Großzupans Uroš I. von Raszien war. (Durch diese Verbindung erfuhr das Bündnis zwischen Ungarn und Raszien, das gegen den byzantinischen Kaiser Ioannes Komnenos gerichtet war, eine Stärkung.) Beluš hatte die Würde eines Banus und eines Palatins inne. Sein Todesjahr ist nicht bekannt, jedoch weiß man, daß er noch zu Lebzeiten das Benediktinerkloster zu Banoštor gründete „in proprio fundo suo“; er beschenkte

²⁸⁾ T. S m i č i k l a s , Dvjestogodišnjica oslobodjenja Slavonije II. Zagreb 1891, S. 297 u. 304.

²⁹⁾ Der Ort Ilok wird 1283 genannt als „Villa seu possessio“. S. C s á n k i , S. 288. Als Vergleich zu dem Relief dieser Säule vgl. dasjenige aus dem Anfang des 13. Jh.s zu Zweinitz bei G i n h a r t , Die Kunstdenkmäler Kärntens Bd. 6 Abb. 103.

³⁰⁾ Vgl. C s á n k i , a.a.O. S. 234.

³¹⁾ S. C s á n k i , a.a.O. B r u n š m i d , O toponimu Kuwa, Ku sjeverno od Dunava. (= Vjesnik HAD) 1889, S. 34.

³²⁾ S. Vjesnik HAD I (1880) S. 30. (1886) S. 32. (1888) S. 59.

es reichlich, so daß in ihm bis zu dreißig Ordensgeistliche lebten. Diese Einzelheiten entnehmen wir nachträglich einem Brief des Papstes Innozenz III. an den Erzbischof von Kalocsa³³). Der Stil des Kapitells aus Banoštor (Abb. 2) widerspräche dem nicht, daß man das Denkmal am allerwahrscheinlichsten als ein Überbleibsel der Stiftung des Beluš ansieht.

In dieses Kloster wurde im J. 1229 der Sitz des erneuerten Bistums Syrmien verlegt, das zu Kalocsa gehörte³⁴). Jedenfalls ist es interessant, daß Beluš als hoher Würdenträger des ungarischen Hofes eines der wenigen Klöster in Syrmien nach den Regeln des hl. Benedikt gründete³⁵), und zwar „in proprio fundo suo“.

Aus dem Gebiet Syrmien, das gegenwärtig teils zur Autonomen Provinz Woiwodina teils zur VR Kroatien (Ilok) gehört, gibt es folglich Spuren einer künstlerischen Tätigkeit aus dem frühen Mittelalter, die vom Standpunkt der Kunstgeographie weit über lokale oder regionale Bedeutsamkeit hinausreichen, obgleich es ihnen an Feinheit gebricht. Doch zieht man in Betracht, wie spärlich die Spuren aus der Zeit der Romanik in Slawonien sind, verglichen mit der üppigen Entfaltung dieses Stils in den kroatischen Ländern entlang der Adria sowie im westlichen Ungarn, und stellt man in Rechnung, daß selbst dasjenige was noch verblieben ist, im 13. Jh. einen Tatarensturm über sich ergehen ließ und im 16. bis 17. Jh. einen solchen seitens der Osmanen, so verdient jeder Stein im genannten Gebiet entlang der Donau eine um so größere Beachtung, selbst unter Zugrundelegung von europäischen Maßstäben. Denn diese an Zahl geringen Überbleibsel sind dazu geeignet, einen Lichtschimmer in die Probleme hineinzuworfen, die dortzulande wegen der sich kreuzenden Kultur-

³³) Ausführlich über Beluš bei V. Klaić, Hrvatski bani za Arpadovića (= Vjesnik Zem. arkiva. Jg. 1). Zagreb 1889 S. 129 ff.

³⁴) Vgl. Csánki a.a.O. S. 234. Banoštor wurde von den Tataren verwüstet, doch hielt sich mit geringer Unterbrechung der Bischofssitz bis zur Türkenzeit. Vgl. Dj. Szabo in Fußnote 4).

³⁵) In Syrmien gab es außer in Banoštor noch in Grgurevci, Peterwardein, Mitrowitz und Mandjelos Bendiktiner-Klöster, s. Enciklop. Jugosl. Bd. 1, S. 433. Die Ortschaft Mandjelos im Mittelalter Nadjelas (madjarisch Nagyolasz, nagy = groß, olász = Italiener) spricht zugunsten einer möglichen italienischen Bevölkerung; wenigstens deutet die Entstehung des Namens darauf hin. Im 14. Jh. hieß dieser Handelsplatz am Wege zwischen Mitrovitz und Banoštor „Veliki“ d. h. groß. Bei der weiteren Forschung gilt es dies im Auge zu behalten, denn es ist nicht ausgeschlossen, daß diese Bewohnerschaft Spuren in der an sich nur spärlich erhaltenen mittelalterlichen Kunst aus Syrmien hinterlassen hat.

strömungen am Rande des byzantinischen Kulturkreises zutage treten³⁶⁾.

Ich habe versucht, die architektonischen Bruchstücke aus Syrmien, die Flechtwerkmotive kennen, zu deuten, und dargelegt, daß sie weder in einen direkten Zusammenhang mit der westlichen noch mit der byzantinischen Kunst gebracht werden können. Es gilt in diesem Raume mit einander überlagernden, nicht in Einklang gebrachten Strömungen des Ostens und des Westens zu rechnen, wie dies vor allem und besonders das Kapitell aus Rakovac beweist. Diese Kennzeichen klingen vor allem in der architektonisch-plastischen Dekoration der Zeit der frühen Arpaden an; daher ist auch das hier behandelte Material aus Syrmien in diesen größeren Zusammenhang einzustellen und es wird bedeutend verständlicher, wenn man es in die Entwicklung der mittelalterlichen Kunst in Ungarn einfügt.

³⁶⁾ Vor einigen Jahren veröffentlichte ich zum ersten Mal eine allgemeine Übersicht über die Kunstdenkmäler auf der sogen. Murinsel (Medjumurje) unter dem Titel „Spomenici arhitekture i likovnih umjetnosti u Medjumurju“ (Agram 1956, vgl. SOF XVI 222) als Vorarbeit für eine Kunsttopographie dieses nördlichsten kroatischen Gebietes, das ebenso wie Syrmien seinerzeit zu Ungarn gehörte. Das Material über die Entwicklung der Kunst auf der Murinsel ist dort ausführlich mit allen zugänglichen Quellen dargelegt. Allerdings wurden auf der Murinsel bisher keine Denkmäler mit Flechtwerkornament gefunden, das den Gegenstand dieser Abhandlung bildet. Ich möchte nur bemerken, daß der Rhythmus der Kunstentwicklung in den verschiedenen Provinzen ebenso verschieden ist, wie die auf sie einwirkenden Einflüsse. Da die Murinsel, wie erwähnt, einst zu Ungarn gehörte, würde man erwarten, daß sich diese Tatsache auch in der Entwicklung der Kunst spiegelt. Ich habe indessen dafür in den historischen Quellen keinerlei Anhaltspunkte gefunden. Nun hat Marianne Sallay in der Budapester Zeitschrift „Művészettörténeti értesítő VIII 1959, 85—86 mein Buch ausführlich, freilich nur auf Grund der kurzen Zusammenfassung besprochen. Sie findet in den Denkmälern der Murinsel verwandte Züge mit solchen aus Ungarn, vermag dies jedoch nicht mit konkreten Beispielen zu belegen, sondern nur durch einen allgemeinen Stilvergleich, wofür wir aber auch Beispiele in Österreich finden (besonders in der Steiermark), und diese Verbindung mit Österreich stützt sich auf historische Quellen. Bei der Bearbeitung des Materials aus der Murinsel habe ich mich bemüht, mich ganz objektiv, nur auf Grund der geschichtlichen Quellen, der wissenschaftlichen Wahrheit zu nähern. Und da zeigen unsere Quellen in erster Reihe unsere kulturellen Verbindungen zu Österreich, insbesondere zur Steiermark. Was aber die Denkmäler mit Flechtwerkornamenten aus Syrmien betrifft, deuten sowohl die historischen Quellen, wie die Stilanalyse darauf, daß sie in Verbindung mit der Entwicklung der mittelalterlichen Kunst in Ungarn zu betrachten sind.

Zur sozialgeschichtlichen Wertung der steirischen Bergrechtskodifikation aus dem Jahre 1543

Von FRANZ GORŠIČ (Belgrad)

I. Vom bergrechtlichen Measchentum

Die seinerzeit von mancher Seite geäußerte Vermutung, daß sich an den Kodifikationsarbeiten, welche das Weinbergrecht betreffen, auch Vertreter der hörigen Bauernschaft beteiligt hätten, wurde infolge ganz und gar widerstreitender Forschungsergebnisse¹⁾ schon seit langem allgemein fallen gelassen. Außer vielleicht im Görzischen, wo jedoch die Forschungsarbeiten noch viel zu wünschen übrig lassen, nahm der untergebene Bauer auch auf dem von Slowenen besiedelten Gebiete nicht nur keinen aktiven Anteil an öffentlicher Normengebung, sondern es fehlte ihm, da er sich im engen Kreis des Burgfriedens restlos auslebte, sogar jegliches Verständnis für einen Mißstand, wie es jene partikularistische Zersetzung war, welcher das Weinbergrecht in der Steiermark, der Wiege des Weinbaues, aber auch in anderen Ländern, wo die Weinrebe nach Art des Pflöckens gepflegt wurde, am Anfang des 16. Jahrhunderts anheimgefallen war. Die Unzukömmlichkeiten der rechtlichen Zerfahrenheit in der Steiermark bekamen daher bloß die adeligen Leute, sowie das sich bereits zum vierten Stand emporarbeitende Bürgertum in den Städten und Märkten zu spüren.

Der letzte Grund zur Kodifikationsbewegung für das Weinbergrecht, welche in der Steiermark im Zeitraum von 1525 bis 1543 Platz griff, lag im großen Aufschwung, welchen das sogenannte *M e a s c h e n t u m* in den vorausgegangenen letzten Jahrhunderten genommen hatte. Der slowenische Ausdruck *M e a s c h*, auch *M e ä s c h*, bedeutete eine Person des freien Standes, die vertragsmäßig nach Burgrecht einen Weingarten unbeschadet des Oberigentums des Bergherrn in dessen herrschaftlichem Weinberg ins Nutzungseigentum erwarb. Mit anderen Folgeerscheinungen der Geldwirtschaft mehrten sich auch die Fälle, wo Freibauern, Bürger,

¹⁾ Anton Mell, Das steirische Weinbergrecht und dessen Kodifikation im Jahre 1543, Ak. d. Wiss. Wien, Ber. 207, 1928, sowie Method Dolenc, Gorske bukve v izvirniku, prevodih in priredbah (Das Bergbuch im Urtext sowie in den Übersetzungen und Bearbeitungen), herausgegeben von der Slow. Akademie d. Wiss. u. Künste, 1940.

Geistliche, Ritter und sogar Mitglieder des Hochadels in einem berühmten, gewöhnlich nicht sehr entlegenen Weinberg einer ihnen befreundeten Herrschaft einen vom Kamm bis zum Bergfuß hinunterreichenden Strich Bodens mit der Verpflichtung in Erbpacht nahmen, auf der gepachteten Fläche einen neuen Weingarten anzulegen, bei dem zu erbauenden Weinkeller (slow. zidanica) einen Winzer (slow. viničar, deutsch auch Weinzierl u. ä. benannt) zu halten, sich in allem dem im Weinberg üblichen Regime zu fügen, sowie dem Bergheerrn das ausbedungene „perkrecht“ (slow. gorna, auch gorno) zu entrichten. Slowenisch hieß ein solcher Pächter *mejaš*, auch *omejaš*, was etymologisch eigentlich Anrainer oder unmittelbarer Nachbar bedeutet und in diesen Bedeutungen in den Art. 47 und 50 des Bergrechtsbüchels vom 9. Februar 1543 (im folgenden kurz: BB), wo das Nachbarverhältnis zweier unmittelbar angrenzender Weingartenbesitzer und deren Einstandsrecht geregelt erscheinen, tatsächlich auch vorkommt. Die nämliche Bedeutung des Wortes *mejaš* mag ja gelegentlich ebenfalls mitgespielt haben, falls sich der neuangelegte menschliche Weingarten tatsächlich unmittelbar an den bereits bestehenden Weingartenkomplex der Berggemeinschaft (slow. gorščina, auch sogorščina) anreihete, allein die eigentliche Bedeutung des Terminus *mejaš* liegt im Folgenden. Es handelt sich um jenen, meist öden, in jedem Fall aber der Weinkultur noch nicht zugeführten Grenzboden, der zwischen den kompakt gruppierten berggemeinschaftlichen Weingärten und der Herrschaftsgrenze lag und gar nicht zum Weinberg, von dessen Parzellen das perkrecht zu entrichten war, zählte, vielmehr zu jenem eigentlichen Herrschaftsboden, von welchem der Grundzins (slow. pravda) bezahlt wurde, gerechnet wurde und slowenisch *meja* = „Grenzstrich“ hieß, wovon sich in den slowenischen Texten des BB klare Spuren vorfinden²⁾. Der Terminus *mejaš* kennzeichnet eben den freien Erbpächter, der im „Gehag“ einen neuen Weingarten anzulegen sich verpflichtet hat.

Deutsch hieß solch ein freier Erbpächter ursprünglich bestimmt *Berggenosse* zum Unterschiede vom untergebenen Weingarten-Nutzungseigentümer, der *Berghold* hieß. Allein im Zeitraum zwischen dem 13. und 16. Jh. kam es zur semasiologischen Angleichung beider Benennungen auf dem terminologischen Niveau des Begriffes

²⁾ Am augenfälligsten ist wohl der Passus im Art. 20 BB in der Übersetzung von Hans Labasser (dortselbst Art. 18) aus dem Jahre 1646: „...meia ali gruntie od katerih bi se Stiura inu pravda dodaiala“.

Berghold, so daß der Terminus „perkgness“ fürderhin einfach als Synonym für „perkhold“ galt. In diesem Sinne ist auch die Terminologie des BB gehalten, da die Kodifikatoren angesichts der durchgegriffenen Volksetymologie perkgness = perkhold nicht mehr an der ursprünglichen Bedeutung des Terminus Berggenosse festhalten zu können glaubten, obzwar der perkgness als Genosse des Bergherrn auch noch aus der Kodifikationszeit in seiner ursprünglichen Bedeutung einwandfrei nachgewiesen erscheint³). Nach durchgeführtem Namensausgleich perkgness = perkhold blieb der freie Weingarten-Erbpächter in der deutschen Bergrechts-Terminologie namenlos zurück, und es ist fürwahr nicht wunderlich, wenn in den krainischen Texten des BB, sowie in den Berichten der herrschaftlichen Gerichtsprotokolle der Slowenismus „die Measchen“ bzw. „die Meä-schen“ überhandnahm und sich rasch die allgemeine Anerkennung errang. Die Redaktoren des BB gingen jedoch diesem Fremdwort in der Art beharrlich aus dem Wege, daß sie in allen Bergartikeln, deren Bestimmungen nicht bloß für die Bergholden (Berggenossen), sondern auch für die freien Erbpächter oder sogar für die Allgemeinheit bindende Normen beinhalteten, zur Umschreibung vermittels eines unbestimmten Fürwortes, meistens mit Zuhilfenahme der Fürwörter „welcher“, „wer“, „einer“ u. dgl. Zuflucht nahmen. Diese umschreibende Art und Weise findet sich in den Artikeln 5, 7, 8, 10—15, 18, 19, 21, 24, 25, 28, 30—43, 45, 46 und 49 des BB vor⁴).

³) Jakob Kelemina, GMDS (Glasnik Muzejskega društva za Slovenijo [Zeitschrift des Musealvereins für Slowenien]) 1939, S. 284, verweist unter Berufung auf Anton Mell darauf, daß in einem Schätzungsprotokoll aus dem J. 1542, betreffend die auerspergischen Herrschaften in Steiermark, antithetisch von „den weingarten und gepirg . . der geistlichen, edlleut und purger“ bzw. „der pauern“, demnach von Measchenweingärten im Gegensatz zu den Bauernweingärten die Sprache ist, ferner daß der Bergherr ausdrücklich von „meinen perggengenossen, als den geistlichen, edelleut und purger weingarten, so in meinem pergrecht gelegen“, anderseits aber von „der pauern weingarten, sovill in meinem pergrecht gelegen“ spricht. Das Protokoll stammt aus dem Jahre vor der Bestätigung des BB.

⁴) Im besonderen erscheinen folgende unbestimmte Fürwörter in Gebrauch genommen: *welcher* (Art. 7, 8, 10, 12, 13, 20, 21, 24, 28, 31, 33, 34, 36, 38, 39, 45, 49), *wer* (Art. 14, 15, 27, 40, 42, 43), *der* (Art. 30, 32—36, 46, 49), *er* (Art. 18, 20), *a i n e r* (Art. 5, 25, 28, 32, 35, 37, 41, 46), *a i n j e d e r* (Art. 11, 14, 18), *a l l e* (Art. 20), *j e m a n d* (Art. 19), endlich *m a n* (Art. 7, 10). Im ganzen sind es 7 Artikel (9, 16, 17, 22, 23, 26, 44), die im BB offenbar darum Aufnahme fanden, um klar zu zeigen, daß die diesbezüglichen Verpflichtungen bloß die Erbholden betreffen.

Unter den neueingeführten Wirtschaftsmethoden nahm die Pacht-
nahme herrschaftlicher Weingärten nach Burgrecht seitens in guten
materiellen Umständen befindlicher Bürger in der Steiermark derart
überhand, daß man förmlich von einer Mode sprechen könnte, die
am Anfang der Neuzeit einriß und darin bestand, daß der handel-
treibende Städter und Marktbewohner einen nutzungseigentümlichen
Weingarten samt Winzerei in einem benachbarten renommierten
herrschaftlichen Weinberg besaß.

Der Grund zum großen Measchenaufschwung in den beiden letzten
Jahrhunderten des Mittelalters ist sowohl wirtschaftlich als auch ge-
sellschaftlich mit der großen Weinbaukrise zu erklären, in
welche namentlich die Bergherrschaften verfallen waren, da ja die
Reihen der Bergholden so mancher Weinberge durch Seuchen, Krank-
heiten, Kriege, Türkeneinfälle und nicht zuletzt durch eine immer
mehr um sich greifende Landflucht des Bergholdennachwuchses⁵⁾ be-
reits derart gelichtet waren, daß große Weinbergflächen einfach brach
lagen. Vom Standpunkt der Neuentwicklung der Weinbergorgani-
sation betrachtet, war dieser Umstand wohl sehr mitbestimmend, daß
das Measchentum in vielen Weinbergen rasch die Oberhand über
die stark gelichteten Bergholdschaften gewinnen konnte.

Die Zeiten, da sich der Handel mit Landesprodukten fest in den
Händen der Klöster befand, waren endgültig vorüber und die vielen
Unstimmigkeiten zwischen den gesetzten Normen und den neuen
Lebensformen heischten eine neue Normenbildung. Auch wandte sich
merkwürdigerweise der Herrschaftsadel wieder der Bewirtschaftung
in eigener Regie zu, wohl von der Annahme ausgehend, man könne
sich auf diese Art und Weise am besten der monopolen Verwertung
der landwirtschaftlichen Überschüsse vergewissern. Dieses anachroni-
stische Vorgehen mußte ihn jedoch in feindlichen Gegensatz zur Bür-
gerschaft der Städte und Märkte bringen, da letztere sich die kaum
errungenen Absatzplätze nicht einfach entreißen ließen⁶⁾. Bergherren
aus dem Bürgerstande waren zu diesen Zeiten wohl noch sehr seltene

⁵⁾ Diese Landflucht bemühte sich das BB im Art. 12 dadurch einzudämmen,
daß jeder, der ohne Wissen des Grundherrn oder der Grundobrigkeit, sowie
„ohne andere redliche Ursache“ aus dem Lande zöge „und seinem Vater das Gut
nicht zu bauen hälfe“, seines Erbteils verlustig erklärt wurde.

⁶⁾ Ferdo Gestrin, Družbeni razredi na Slovenskem in reformacija (Die
Gesellschaftsklassen auf slowenischem Gebiet und die Reformation) im Drugi
Trubarjev zbornik (2. Sammelband zum Trubargedanken) 1952, S. 20.

Erscheinungen⁷⁾, allein das bürgerliche Measchenkontingent im steirischen Weinwesen war im Zeitabschnitt vom 13. bis zum 16. Jh. schon dermaßen erstarkt, daß sich der große Weinhandel wenigstens der Hauptsache nach bereits fest in den Händen der Bürger befand.

Kennzeichnend für die neuen Rechtsformen, in denen sich die fernere Entwicklung der Weinbergorganisation widerspiegelte, war es, daß die Measchen nirgends, nicht einmal in den Windisch-Büheln, wo sie nicht selten die absolute Mehrheit gegenüber den sehr geschwächten bäuerlichen Berggemeinschaften bildeten, eigene Einrichtungen gründeten, sondern völlig unorganisiert verblieben. Alle diesfälligen Annahmen über angebliche Ritter-Berggenossenschaften u. dgl. m. sind einfach ins Reich der Fabel zu verweisen⁸⁾. Den Angehörigen der freien Stände war es freilich nicht gestattet, ordenliches Mitglied einer bäuerlichen Berggemeinschaft, genannt gorščina oder sogorščina, die da im Weinberg seit Menschengedenken bestand, zu werden, allein der Measch, dem früher Jahrhunderte lang das vertraglich verbrieft Erbschaftsrecht völlig genügt zu haben scheint, konnte nunmehr hauptsächlich durch seinen als Machthaber an Ort und Stelle belassenen Winzer in allen Sachen des Weinbaues im Weinberg eine lose Anlehnung an die örtliche Berggemeinschaft nehmen, so daß füglich nur von einer gewollten, qualitativ differenziellen, komplexen Kooperation⁹⁾ zwischen Bergholden und Bergmeaschen des nämlichen herrschaftlichen Weinbergs gesprochen werden kann. Ein solches tatsächliches Zusammenwirken

⁷⁾ Für spätere Zeiten, so z. B. für das Ende des 17. Jh.s, als das Bergherrntum bereits ohne jeglichen ständischen Einschlag nur noch durch die Tatsache des Obereigentums am Weinberg bedingt war, sind in Krain sogar Freisassen als Bergherren urkundlich nachgewiesen. Vgl. diesbezüglich Janko Polc, Svobodniki na Kranjskem (Die Freisassen in Krain) GMDS 1936, S. 51/233.

⁸⁾ Jakob Kelemina, GMDS 1939, S. 284, kam u. a. zu dem unhaltbaren Schluß, der Terminus „des schilten perkmaister“, enthalten in der Übergabsurkunde vom 11. November 1413 des sog. Pletriacher Kartulars, sei als Name eines besonderen Bergmeisters zu deuten, der da in einer ritterlichen Berggemeinschaft (slow. viteška gorščina) gewaltet haben soll. In einer Abhandlung über den Terminus „Schild und Krug“, welche in der Zeitschrift des hist. Ver. f. Steiermark 1958, S. 137 ff., zum Abdruck kam, wird nachgewiesen, daß es sich hier um den üblichen Einzelbergmeister des Bergherrn (Schildherrn oder „schilten“) handelt.

⁹⁾ Terminologisch folgt der Verf. hierbei den gediegenen Ausführungen des spanischen Soziologen Vicenti Santamaria Paredes, Der Gesellschaftsbegriff, in der Monatszeitschrift für Soziologie, Leipzig 1909, S. 661 ff.

an Ort und Stelle ließ jegliche eigene Organisationsmaßnahmen einfach als überflüssig erscheinen.

Die Reibflächen zwischen Bergherren und freien Erbpächtern wuchsen jedoch und mehrten sich, seit das burgrechtliche Vertragsverhältnis in eine gewohnheitsrechtliche Institution überzugehen begann. Das Zerwürfnis griff im nämlichen Verhältnis, in welchem die ursprünglich üblich gewesenen Vertragsmodalitäten in Vergessenheit gerieten, um sich. Die Gegensätze verschärften sich namentlich betreffs der Fragen des freien Alienierungsrechtes, der Erbschaftsnachfolge, sowie der Art und Höhe der dem Bergherrn zu entrichtenden Giebigkeiten, wobei die Schuld an der Verschlechterung des gegenseitigen Rechtsverhältnisses bald diesen bald jenen Teil traf. Im großen Ganzen ging jeder Bergherr nach freiem Ermessen vor, war aber gegebenenfalls gezwungen, auch ganz wesentliche Abweichungen in einzelnen Weinbergen seiner Herrschaft zu dulden, je nachdem es sich um mehr oder weniger starke und einflußreiche Measchengruppen handelte. Gar mancher Bergherr erließ für seinen Herrschaftsbereich ein eigenes Weinberg-Reglement, um der wachsenden Zersetzung des neuen Gewohnheitsrechts zu steuern. Allein die schriftliche Festsetzung disparater bergrechtlicher Normen mußte die partikuläre Zerklüftung des in Dekadenz verfallenen neuen Rechtes nur noch fühlbarer machen. All dies förderte die Zersplitterung des Weinbergrechts im Lande Steiermark in dem Maße, daß schließlich die Landstände berechtigt über „die große Unordnung in dem Perkrechten“, sowie über „die vielfältigen perkrechtspuechel“ Klage führten.

II. Glossen zur Kodifikationsbewegung

In Anbetracht der Tatsache, daß die Partei der Bergherren damals noch ausschließlich aus adligen Grundherren zusammengesetzt war, bildet es wohl eine an und für sich erklärbare Sache, daß sich die drei steirischen Landstände der Prälaten, des Herrenstandes und des Adels zum Hort der bergherrschaftlichen Interessen aufwarfen. Der Landtag nahm sich daher offiziell der ganzen Sache an und faßte als die wichtigste Voraufgabe auf, zu prüfen, unter Mitwirkung welcher anderwärtigen Teilnehmer der dem Landesherrn zu unterbreitende Vorentwurf eines einheitlichen BB zu entwerfen wäre. Da sich der weitaus überwiegende Teil der Measchenschaft vornehmlich aus Stadt- und Marktbürgern ergänzte, lag der Kern der Vorfrage darin,

ob die gesetzlichen Vertreter jener Städte und Marktflecken, die das Gros der Measchen lieferten, zur Verhandlung über den BB Entwurf beizuziehen seien. Hierbei mag der Umstand in die Waagschale gefallen sein, daß die Stadt- und Marktvertretungen allen Angelegenheiten, welche ihre Insassen als Weinbauer betrafen, bereits seit langem die nämliche Beachtung widmeten, wie den richtigen Kommunalsachen. Die Rechtslage der den Weinbau betreibenden Bürgerschaft war eben einerseits mit der Kellerwirtschaft und dem Weinexport, andererseits aber mit der vorschriftsmäßigen Ausbeute der Measchenweingärten aufs engste verquickt. Inmitten des feudalen Korporativismus war das Bürgertum zwar im allgemeinen auf ein ruhiges Zusammenleben ohne Brotraub angewiesen, allein hier handelte es sich um eines der wichtigsten Landesprodukte, dessen Ver Silberung insbesondere hinsichtlich der aus den zahlreichen Measchenweingärten gewonnenen Weinernte umso mehr in die Waagschale fiel, als der Monopolisierung des Landeshandels in den Händen des Adels bürgerlicherseits entschieden entgegenzutreten war¹⁰⁾. Ferner darf nicht außer acht gelassen werden, daß jede einzelne Herrschaft eine in sich geschlossene Gesellschafts- und Rechtseinheit bildete, denn während Staat und Land den heute üblichen Beistand den damaligen Zeitgenossen noch vorenthielten, stellten die Herrschaftsbesitze autokratisch verwaltete feudale Institutionen dar, die jedes wechselseitigen Zusammenwirkens bar ihr Leben fristeten. Was besonders die organisierten Berggemeinschaften ein und derselben Herrschaft anbelangt, walteten merkwürdigerweise gar oft ebenfalls verschiedene Rechtsbräuche ob, da es hier, jedoch nur ganz ausnahmsweise, wohl zu einer gemeinsamen Abhaltung des Bergtaidings zweier Berggemeinschaften, niemals jedoch zu einer beide Weinberge betreffenden gemeinschaftlichen Verwaltung kommen konnte. Endlich möge festgestellt werden, daß das in den Weinbergen geübte Gewohnheitsrecht die ausschließliche primäre Geltung vor dem Gemeinen Recht genoß, weswegen ein wegen einer Paradoxie bei der Rechtsanwendung zugestoßenes Unrecht doppelt arg als eine Unbill empfunden wurde.

Es konnte daher den steirischen Landständen kaum entgehen, wie Measchenangelegenheiten von den Gemeindeorganen in den tangierten Stadt- und Marktgemeinden in Schutz genommen zu werden pflegten. So galt es, die zufolge des Beschlusses des Landtages vom 10. Dezember 1526 an alle achtbaren Persönlichkeiten, die mit ihrem

¹⁰⁾ Ferdo Gestrin a.a.O., S. 21 ff.

Wissen an der Verfassung des BB Entwurfes mitzuwirken hätten, zu erfolgende Ladung auch an die offiziellen Organe jener Städte und Marktflecken zu richten, denen jene großen Measchenmengen angehörten. Im übrigen war es noch zur Zeit vor dieser Kodifikationsbewegung gang und gäbe, daß seitens der Landstände gelegentlich auch Vertreter des werdenden vierten Standes dann zu Beratungen zugezogen wurden, wenn man sich von solcher Mitwirkung wichtige Vorteile versprach. Und so erging die Ladung der steirischen Stände für die am 14. Januar 1527 stattfindende erste Zusammenkunft auch an die amtlichen Vertreter von Cilli-Celje, Fürstenfeld, Graz, Hartberg, Leibnitz, Pettau-Ptuj, Radkersburg, Windisch-Feistritz Slovenska Bistrica, und Voitsberg¹¹⁾.

An dem genannten Tage kam es in Graz tatsächlich zur gemeinschaftlichen Sitzung der Landstände und der Repräsentanten der Bürgerschaft aus den angeführten Städten zwecks Ausarbeitung des einheitlichen BB Projektes. Leider sind über den Verlauf dieser Zusammenkunft keine Aufzeichnungen vorhanden, da Sitzungsprotokolle über derartige Versammlungen nicht geführt wurden. Allem Anschein nach muß es bereits bei der ersten Versammlung zum Exodus der Bürgerrepräsentanten gekommen sein. Jedenfalls ist die Angabe in der späteren amtlichen Begründung vom 16. Januar 1535, der König sei nicht in der Lage gewesen, die Petition der Stände einer günstigen Erledigung zuzuführen, da die Vertreter der Städte und Marktflecken bereits seit dem Jahr 1526 nicht mitgetan hätten¹²⁾, ganz und gar unzutreffend. Wenn sodann die Vertreter der Städte die Verteidigung vorbrachten, sie seien anläßlich der Beratung über den Vorentwurf aus dem Landtage hinausgedrängt worden, während die Landstände bei der Behauptung verharren, die Städte hätten den Landtag aus freien Stücken verlassen, so kann diesem krassen Widerspruch nur die logische Lösung gegeben werden, daß die Vertreter der Bürgerschaft höchstwahrscheinlich schon in der ersten stattgefundenen Sitzung vom 14. Januar 1527 das Obstruktionsmittel der Absentierung ergriffen, da nur auf diese Weise die objektiv unzutreffende Regierungsbegründung doch noch letzten Endes mit den Tatsachen glimpflich in Einklang gebracht werden kann. Es ist ja kaum vor auszusetzen, daß man amtlicherseits andeuten wollte, daß Verhandlungen über die Zusammenkunft bereits im Jahre 1526 im

¹¹⁾ Method D o l e n c a.a.O., S. 20.

¹²⁾ Ebendort.

Gänge gewesen seien und daß die Bürgerschaft überhaupt nicht zu Worte kam.

Bei dieser Sachlage war wohl nicht vorauszusagen, daß König Ferdinand I. den ihm unterbreiteten BB Entwurf glatt bestätigen werde. Tatsächlich blieb die Genehmigung aus, allein die Landstände hatten den Text des Entwurfes den Bergherren mittels Dekrets zur Darnachachtung bereits zugefertigt. Als sodann am 30. Mai 1529 der am 28. Februar desselben Jahres nochmals durchgesehene Entwurf dem Landesfürsten seitens der Landstände in der üblichen Form der Beschwerdeartikel neuerdings, diesmal mit der Begründung, das „Bergstatut“ sei vom Landeshauptmann, Vizedom, Verweser, Kellermeister, sowie einem zu diesem Behufe eingesetzten Ausschusse überprüft worden, unterbreitet wurde, genehmigte König Ferdinand, daß nach dem im J. 1527 vorgelegten Entwurf bis zur endgültigen Bestätigung des BB vorgegangen werden möge, wodurch der erwähnte Text seine provisorische subsidiäre Geltung erlangte¹³⁾. Nach mehrfacher Betreibung ihres Anliegens erwirkten die Landstände schließlich die königliche Entscheidung vom 16. Januar 1535, die bekanntermaßen dahin lautete, daß der Landesherr das Begehren einer günstigen Erledigung zuzuführen nicht in der Lage gewesen sei, da die Vertreter der Städte und Märkte an den Beratungen seit dem Jahre 1526 nicht mehr teilgenommen, wohl aber ihrerseits die ausdrückliche Beschwerde eingebracht hätten, den Gesetzentwurf überhaupt nicht zur Einsicht erhalten zu haben.

Die Krise, die hiemit eröffnet war und sodann bis 1541 reichte, steuerte einem ganz neuen Kurse zu, als der König am 11. Februar 1535 die Landstände seinerseits aufforderte, den Städten und Märkten den Entwurf zukommen zu lassen. In der Folge legten die Vertreter der Bürgerschaft am 7. April 1535 ihre Beschwerde gegen die in den Entwurf aufgenommenen Bestimmungen des Art. 2 über die Erbfolge und des Art. 21 über die Einschränkungen des freien Verfügungsrechtes betreffs der Bergliegenschaften, sowie endlich gegen die neugeplanten, jedoch entschieden zu hoch veranschlagten Gebühren

¹³⁾ Janko P o l e c , GMDS 1937, S. 91, verwies darauf, daß aus diesem Grunde der strittige Eingangspassus „vund im 29 Jar verneut“ nur so gedeutet werden könne, daß man eben auf das Jahr (15)29 als den Zeitpunkt der Inkraftsetzung des BB Entwurfes vom 28. Februar 1529 anspiele. Dieser Passus befinde sich im Eingangssatz einer wahrscheinlich aus dem vierten Jahrzehnt des 16. Jh.s stammenden Abschrift jener Bergartikel, welche in Steiermark vor dem BB in Geltung standen. Die Abschrift sei im Nationalmuseum in Laibach bei den ständischen Urkunden, Fasz. alt 9c, neu „Landwirtschaft“, verwahrt.

und Abgaben ein. Als sohin die Landstände bei ihrem Verlangen, der unterbreitete Entwurf möge tel quel bestätigt werden, standhaft verharrten, wobei sie darauf verwiesen, daß das von den drei die Mehrzahl des Landes darstellenden Ständen vorgebrachte Anliegen mehr Berücksichtigung verdiene als jenes vom „vierten und wenigen Stand“, zerhieb König Ferdinand am 19. Oktober 1535 den gordischen Knoten, indem er den beteiligten Städten und Märkten den Entwurf unmittelbar mit der Aufforderung zukommen ließ, eventuelle Einwendungen ihm ebenfalls unmittelbar bekanntzugeben. Während es die Stände in ihren wiederholten Beschwerden niemals unterließen zu klagen, ihre Weinbaukulturen gingen infolge Verschleppung der Bestätigung zugrunde, scheint sich die Gegenpartei sehr passiv verhalten zu haben, offenbar von der Annahme ausgehend, ein solches Verhalten sei unter den gegebenen Umständen noch am aussichtsreichsten. Nun gab König Ferdinand bekannt, den Entschluß gefaßt zu haben, den Widerstand des widerspenstigen Bürgertums mit Gewalt zu brechen, indem er am 10. April 1537 an den steirischen Landeskellermeister den Befehl erließ, den Städten und Märkten eine Beantwortungsfrist festzusetzen. Für den Verlauf der Krise ist es kennzeichnend, daß auch ein gleicher, im J. 1538 wiederholter Vorgang zu keinem Ergebnis führte. Nun setzte die Wiener Regierung selbst den Antworttermin mit der Drohung fest, der Entwurf des BB werde im Nichtbefolgungsfalle in der vorgelegten Form bestätigt werden. Alle diese Maßnahmen waren jedoch nicht vom erwünschten Erfolge begleitet, was den Grazer ständischen Ausschuß ziemlich unerwartet dazu veranlaßte, die Wiederinkraftsetzung der alten Bergartikel zu empfehlen, was der Landtag wirklich noch im selben Jahre zum Beschluß erhob.

Es folgte nun eine neue Schwierigkeit von einer Seite, von der die Landstände wohl schwerlich Verwicklungen voraussetzten. Der landesfürstliche Kellermeister von Marburg erklärte klipp und klar, man könne so gerichtlich nicht prozedieren, denn der vom Landtage gefaßte Beschluß liefere nicht die unbedingt nötige Grundlage zur korrekten Anwendung der prozessualischen und meritorischen Vorschriften laut Bergrecht. Dieser so entschieden abgefaßte Widerspruch bestimmte die Landstände zwar nochmals dazu, am 10. März 1539 beim Wiener Hof vorstellig zu werden, das ursprüngliche Anliegen in Erinnerung zu bringen, sowie diesem Schritt am 3. Februar 1540 noch einen letzten Protest gegen die beharrliche Nichtbeachtung des wohlbegründeten Begehrens folgen zu lassen, allein die endliche,

wohl aus Wien eingegebene Erkenntnis, in eine Sackgasse geraten zu sein, bestimmte sie endlich im Jahre 1541, die Waffen zu strecken und eine neue Zusammenkunft mit den Repräsentanten der betroffenen Städte und Märkte spontan anzuberaumen.

Die Kodifizierungsaktion ging nun rasch ihrem Ende entgegen. Die Bürgerschaft folgte dem Ruf, so daß es 1542 mit vereinten Kräften zur Festlegung jenes Endentwurfes kam, welchen König Ferdinand als Landesherr der Steiermark am 9. Februar 1543 bestätigte (konfirmierte), nachdem der Text in einer bei der Wiener Regierung besonders eingesetzten Kommission seine Endredaktion erfahren hatte.

III. Die sozialhistorische Bedeutung des steirischen Bergbuches

In der eben vorgeführten Kodifikationsgeschichte des BB spiegelt sich der offene Klassenkampf zwischen Adel und Bürgertum in einer Gestalt wider, daß sich dem Leser spontan die Assoziation an Marxens Lehrsatz aufdrängt, die feudale Rechtsordnung, insoweit sie auf bäuerlicher Hörigkeit fußte, sei nicht vom Bauerntum, sondern von der Bourgeoisie zu Falle gebracht worden. Es hat eben den Anschein, als ob auch dem steirischen Adel des 16. Jh.s die wohl noch unklare, jedoch intuitiv geahnte Vermutung vorgeschwebt sein mochte, die bodenständige Weinbergorganisation sei nicht so sehr durch die in althergebrachten Berggemeinschaften geschichtete Bauernschaft, als vielmehr durch das an den emporsteigenden vierten Stand kompakt angelehnte bürgerliche Measchmentum gefährdet. Daß der Adel, da er sich unmöglich zum Richter in seiner eigenen Sache aufwerfen konnte, die Bitte um Bestätigung der neuen einheitlichen Bergartikel wohl höchst ungern an den Landeschef zu stellen bemüht war, obzwar er sich mit ihm im Kampfe um die Vormacht im Lande befand, dieser Umstand kann als in der Tatsache begründet angenommen werden, daß man sich von einer aus der vorgesetzten Zentralstelle zu erfolgenden Regelung der streitigen Bergrechtsfragen nicht bloß das erwünschte Minimum der dem adligen Bergherrn gebührenden Bodenrente, sondern überhaupt eine namhafte Hebung des wirtschaftlichen Übergewichts und des politischen Ansehens der Feudalherren im beginnenden Klassenkampf mit dem steirischen Bürgertum versprach. Vor allem aber kam es darauf an, an Stelle der auf gewohnheitsrechtlichen Normen fußenden und daher so grund-

verschiedenen Bergartikel ein einheitliches, keiner willkürlichen Änderung unterliegendes, daher dauerndes Landesgesetz treten zu lassen, um nicht nur dem unerträglichen Partikularrecht im Lande zu steuern, sondern auch der immer drohenden Gefährdung bergherrlicher Rechte seitens der erstarkenden Measchen- und Bergholdenkooperationen in den herrschaftlichen Weinbergen ein für allemal ein Ende zu setzen. In letztgenannter Beziehung mag die mancherorts gemachte Wahrnehmung, daß sich die einstigen Wötschengerichte auf dem Umwege über die Bergtaidinge neuerdings Geltung zu verschaffen verstanden, gerade vom Adel als eine unmittelbare Gefährdung feudaler Interessen empfunden worden sein. All dies fiel in die Waagschale, als der steirische Adel die Regelung der niederen Volksgerichtsbarkeit aus seinen Händen in den Schoß des Herrschers legen zu sollen glaubte. Angesichts dieser Sachlage muß die paradox anmutende Tatsache um so mehr in die Augen springen, daß sich König Ferdinand I. als Landesherr der Steiermark nicht nur nicht beeilte, den ihm in den Schoß gefallenen Kampfvorteil auf der Stelle gegen die Landstände auszunützen, sondern sich den legislativen Bestrebungen der Landstände merkwürdigerweise Jahrzehnte lang entschieden widersetzte.

Als sich nun die steirischen Landstände der Prälaten, des Herrenstandes und des Adels aus politischen Gründen veranlaßt fühlten, den zur gemeinsamen Beratung des einheitlichen neuen BB erschienenen Vertretern der Bürgerschaft die Gleichberechtigung betreffs der meritorischen Mitentscheidung in Abrede zu stellen, verschärften letztere den Kampf vorerst mit dem demonstrativen Austritt aus dem Landtage und dessen fernerer Boykottierung (1527 bis 1535), in der Folge aber auch noch mit ihrer passiven Resistenz sowohl gegen die Entscheidungen der Landstände, wie auch gegen die Maßnahmen der Zentralregierung und sogar selbst gegen die Bescheide des Landesherrn (1535 bis 1572). Wenn sich sodann die Repräsentanten der Städte und Märkte am 7. April 1535 in der dem König unterbreiteten Denkschrift ihrem Groll bezüglich mehrerer für die Bergmeaschen nachgerade lebensbedingenden, aber im Entwurf ganz und gar unzulänglich geregelten Bestimmungen aus dem Bereiche der Weinbergorganisation Luft zu verschaffen versuchten, so lag ihnen hierbei wohl auch daran, dem König noch im Anfangsstadium der ansonsten wohl unausbleiblichen Verschärfung der Kampfmethod die Aufmerksamkeit auf die heikle Tatsache zu lenken, die Bürgerschaft sei unter krasser Hintansetzung ihrer prozessualischen Rechte im Meri-

tum mundtot gemacht worden. Die Petenten bekundeten hierbei den besten Willen, mit den Bergherren und allfälligen übrigen Interessenten auch fürderhin gern gemeinschaftliche Sache zu machen, und deuteten zugleich der Hauptsache nach an, wie sie sich das künftige Rechtsverhältnis zwischen Bergherr und Measch vorstellen. Die eigentümlich anmutende Tatsache, daß sich der wirtschaftliche und politische Aufschwung der steirischen Stadt- und Marktbürgerschaft gerade in der Frage der bevorstehenden gesetzlichen Regelung des Weinbergrechts so kräftig geltend machen konnte, findet in dem Umstande ihre sachliche Begründung, daß sich der steirische Weinhandel samt dem Großteil des Weinbaues zu dieser Zeit bereits so fest in den Händen der bürgerlichen Measchen befand, daß sich die feudalen Herrschaften, falls sich die Measchen sämtlicher Weinberge in der Steiermark spontan entschlössen, die Instandhaltung ihrer erbgepachteten Weingärten aufzugeben, von einer geradezu unüberbrückbaren wirtschaftlichen Krise unmittelbar bedroht fühlen mußten.

Gegen eine solche Unbill waren die Bergherren einfach machtlos. Als kameradschaftlicher Schirm und Hort wandte sich der steierische hohe und niedere Adel bei völliger Guttheißung seitens der kirchlichen Würdenträger an seinen Landesherrn mit dem dringenden Anliegen, der wachsenden Verschlimmerung der rechtlichen Stellung der Bergherren durch entschiedene, einheitliche Rechtsnormen effektiv Einhalt zu tun. Zu diesem Behufe galt es, den Nachteil, welcher von der Zubilligung der Regelungslegitimation an den Landesherrn für die Landstände erwuchs, wohl oder übel mit in den Kauf zu nehmen, wiewohl der Preis hoch war. Dieser mußte angesichts der durch konspiratives Zusammenwirken unadliger Elemente äußerst gefährdeten Wirtschaftslage unumgänglich entrichtet werden. Was diesfalls die Rolle, die dem Bauerntum zuteil wurde, betrifft, kann bekanntermaßen nur von einem vollkommen passiven Verhalten gesprochen werden, allein die komplexe Kooperation der Freien mit den Berggemeinschaften mußte es mit sich bringen, daß das Bürgertum infolge der natürlichen Verquickung der Meascheninteressen mit den Interessen der Bergholden volens nolens in einer stattlichen Reihe von Fragen als unfreiwilliger Hüter der Bauernrechte, geradezu als ein negotiorum gestor aufzutreten bemüßigt war, insoweit sich eben die beiderseitigen Vorteile deckten. Vom Gesichtspunkt des politischen Gleichgewichtes betrachtet, mußte der Zusammenhang der Measchen- und Bergholdenvorteile eben der Bürgerschaft in ihrem Klassenkampf mit dem Adel ganz besonders zugute kommen, so daß die Vertreter

der Städte und Märkte nicht nur mit einer allgemeinen Erstarkung ihrer politischen Rechtslage, sondern namentlich mit guten Aussichten hinsichtlich des Endergebnisses der Kodifikationsbewegung rechnen konnten.

Der Landesherr beurteilte den Zusammenstoß der Stände mit dem Bürgertum vom bewährten Gesichtspunkte des traditionellen Bestrebens, alle Gesellschaftsgruppen im Lande der landesherrlichen Macht möglichst unschädlich zu machen. Da ihm dermalen nur der Adel in der Quere lag, hieß es vor allem, darauf bedacht zu sein, die eigene Rechtslage auf Kosten der Stände zu befestigen, welcher Taktik schon der Umstand sehr zugute kam, daß die Stände sich gezwungen sahen, um die Bestätigung des BB einzukommen. Es galt sonach nur die Unstimmigkeiten zwischen Adel und Bürgertum taktisch zum Nachteil des Adels auszunutzen. Es ist deshalb auf den ersten Blick etwas befremdend, daß die Abschwenkung des Monarchen zur Bürgerschaft dadurch charakterisiert war, daß er es vorerst absichtlich unterließ für die nicht erfolgte Genehmigung des BB Entwurfes irgendwelche Gründe anzuführen (1527), sodann aber fast ganze vier Jahre (1529 bis 1533) die Erledigung der Sache verschleppte, ohne über dieses Verhalten die geringste Aufklärung zu geben. Erst als ihm die Sachlage derart geklärt zu sein schien, daß sein persönliches Eingreifen in den Streit in den Bereich der Möglichkeit gerückt war, forderte er anfangs 1535 die tangierten Städte und Marktflecken unmittelbar auf, ihm ihre Bedenken gegen den Entwurf ebenfalls unmittelbar mitzuteilen. Er stand jedoch im J. 1537 nicht davon ab, seine Entschlossenheit zu heucheln, als ob er den bürgerlichen Widerstand mit eigenen Zwangsmitteln, d. h. durch den eigenen Landeskellermeister, niederzuringen gesonnen sei. Das Verhalten König Ferdinands weist daher greifbare Zeichen auf, daß er sich zwecks Verwirklichung seiner Politik in erster Linie von den ephemeren Erfolgen der kämpfenden Klassen leiten ließ, sich gewandt der augenblicklichen Kampflage anzupassen verstand, sich jedoch der Bürgerpartei nur insoweit zuneigte, als sich der wirtschaftliche und politische Einfluß des angehenden „vierten Standes“ auch tatsächlich zu bewähren versprach.

So endete mit königlicher Vorschubleistung der 15jährige Streit damit, daß die Bürgerpartei einen politisch sehr namhaften Sieg davontrug, und es liegt kein Grund vor zu zweifeln, daß der König einen solchen Ausgang auch tatsächlich herbeiwünschte. Dem Konfirmator des BB kann daher mitnichten eine *ratio legis* in dem Sinne

zugeschrieben werden, als ob er der Erbholdschaft sozusagen eine Art Magna Charta Libertatum zu verleihen gesonnen gewesen wäre, wie dies beispielsweise Ivan Vrhovec annehmen zu können glaubte¹⁴). Denn was die wirkliche Rolle betrifft, welche der Bauernstand hinsichtlich der im Mittelalter und in der Neuzeit stattgefundenen Kodifikationen des Gewohnheitsrechtes abgespielt hat, ist, wie bereits gesagt, schon seit langem außer Frage gestellt, daß ihm immer bloß die Rolle der stummen Person auf der Bühne zugeordnet war, obwohl es an Rückfällen in die alte Theorie auch heutzutage noch immer nicht mangelt¹⁵). Wir verweisen jedoch darauf, daß das BB ausschließlich das Ergebnis eines zwischen den steirischen Landständen und dem sich emporarbeitenden Bürgerstande abgeschlossenen politischen Kompromisses darstellt, wobei das Bestreben beider Parteien darauf bedacht war, den Lebensstandard der Bergherren auf einem anständigen Niveau zu erhalten und andererseits der bürgerlichen Measchenschaft eine solide Grundlage zum ferneren Weinbau und Handel sicherzustellen. Bezüglich der Doppelrolle, welche König Ferdinand in dieser Kodifikationsbewegung zu spielen verstand, ist als sehr wichtig noch hervorzuheben, daß der Vertreter der betroffenen Bürgerschaft weder im Eingangswort noch im Nachwort des BB Erwähnung gefunden ist, geschweige denn, daß in diesen Texten nur ein Wörtchen auf den Sieg der bürgerlichen Measchen über die adligen Bergherren schließen ließe. Diesen Umstand hat bereits Method Dolenc richtig gewürdigt¹⁶).

Das Ergebnis unserer Zergliederung kann dahin zusammengefaßt werden, daß in der Hauptsache die Bestrebungen nach Regelung des BB darauf gerichtet waren, durch einheitliche Vorschriften den Aufschwung des gefährdeten Weinbaues in Steiermark als eines der wichtigsten zeitgenössischen landwirtschaftlichen Zweige, andererseits aber auch die ungestörte Versorgung heimatlicher und auswärtiger

¹⁴) Ivan Vrhovec, Gorski zakon in gorske pravde (Das Berggesetz und die Bergtaidinge) in: Izvestja Muzejskega društva za Kranjsko, VII, 1897 S. 40.

¹⁵) Janko Polec, GMDS 1937, S. 91/21, legte den Passus „der Perkhorden Beschluß“ im Eingangswort zu den alten steierischen Bergartikeln — s. des näheren oben die Anm. ¹³) — dahin aus, daß es sich bei diesen Worten offenbar um eine gesetzgeberische Mitbetätigung der Erbholdschaften mit den steierischen Landständen handle. Indessen scheint der Passus „der Perkhorden Beschluß“ einfach eine wenig gelungene deutsche Übersetzung des slowenischen bergrechtlichen Terminus „gorska pravda“ = das Bergtaiding (in allgemeiner Bedeutung auch: das Bergrecht) zu sein.

¹⁶) Method Dolenc a.a.O., S. 22.

Handelsplätze mit diesem wichtigen Landesprodukte möglichst zu fördern. So bewahrheitet sich auch am BB aus dem Jahre 1543 die Richtigkeit der Lehre, daß die gesellschaftliche Ordnung immer und überall der Ausdruck der Produktionstechnik ist. Eine andere Frage, welche hier nicht weiter in Berücksichtigung genommen werden kann, da sie eine eingehende monographische Untersuchung erheischt, besteht darin, in welchem Maße die steirische BB-Aktion zur amtlichen Rezeption des bodenständigen gewohnheitsrechtlichen Bergrechts geführt hat.

Die gesellschaftliche Komponente, die verursachte, daß es in den oberen Gesellschaftsklassen nichtsdestoweniger zur vollen Verständigung bezüglich der Platz zu greifenden Kodifizierung kam, entsprang der Erkenntnis, daß einmütig gegen jene Politik vorzugehen sei, derzufolge es in etlichen geistlichen, vorwiegend klösterlichen Berg herrschaften auf dem von Slowenen besiedelten Gebiet im Sektor der niederen Volksgerichtsbarkeit via facti zur Wiederauferstehung der einst eingegangenen Quatember-Wötschengerichte kam. Sei es, daß Klöster mit Bannleihe diese Gerichte überhaupt nicht eingehen ließen, sei es, daß man sie im Rahmen der Bergtaidinge verkappt wieder zu aktivieren versuchte (sog. nachferdinandische Wötschen), immer handelte es sich nach Ansicht der herrschenden Klasse um eine Erscheinung, unter welcher die gefährliche Glut des wiedererstehenden bäuerlichen Alliiierungsrechtes glomm. Man begnügte sich deshalb nicht damit, dem klösterlichen Weinhandel das Handwerk zu legen, sondern verwendete sich auch dafür, jeglichen Versuch, die bäuerliche Volksgerichtsbarkeit zu erweitern, durch sofortige, aus der Zentralstelle zu ergehende Verbote im Keime zu ersticken. Man fand es für angezeigt, eine legislative Regelung vorzukehren, wonach der Landesherr im eigenen Wirkungskreise Gebotsbriefe, genannt Generale, zu erlassen berechtigt wäre, um etwaiger Schaffung von neuen Volksgerichten stets auf der Stelle entgegentreten zu können. Die steirischen Magnaten legten sich diese Möglichkeit einfach so zurecht, daß dem Landesherrn mitinbegriffen auch das ausschließliche Recht der Schaffung von neuen Volksgerichten damit eingeräumt würde, daß die bestehenden Bergtaidinge durch das neue BB als die einzigen legalen Volksgerichte, deren ausschließliche sachliche Zuständigkeit alle „Sachen, die das perkrecht betreffen“, deren örtliche Zuständigkeit aber das Revier des eigenen Weinberges umfassen sollte, erklärt würden. Ein anderes Volksgericht welcher Art immer würde in Zukunft keine gesetzliche Stütze mehr finden und nicht einmal ein

Rechtsbegriff werden können. Nicht nur die Landstände als gesetzliche Repräsentanten des Landes, sondern auch alle übrigen beteiligten Kreise, der Adel und auch die Bürgerschaft der Städte und Marktflecken, sollten mit einem Schlage des faden Bettelns der Bauern um ihre Stara pravda (das alte Gerichtswesen) erlöst sein. So wurden letzten Endes Adel und Bürgertum darin handelseins, daß die Aufzeichnung des Bergrechts eine unaufschiebbare gemeinschaftliche Notwendigkeit bilde, daß hiefür der Landesherr anzugehen sei und daß die neuen Bergartikel in gemeinsamer Arbeit zu verfassen und der Verbriefung zuzuführen seien. Daß das im BB niedergelegte Recht mitnichten ein ausgesprochenes Bauernrecht darstellt, erhellt zur Genüge schon aus der Tatsache, daß manche Berggemeinschaften den Gerichtsprotokollen der krainischen Bergherrschaften zufolge nicht lange nach erfolgter Verlautbarung des BB gegen mehrere grundlegende, die Bergholdinteressen besonders betreffende Bestimmungen in ihren Bergtaidingen entschiedene Einsprache erhoben und es merkwürdigerweise sogar des öfteren auch durchzusetzen verstanden, daß so manche wichtige Bergartikel gewohnheitsrechtlich derogiert oder wenigstens praktisch außer Kraft gesetzt wurden, ein krasser Beweis, daß das BB in den Augen der Bergholden ein ausgesprochenes Herrengesetz (gosposki zakon) war und blieb.

Jacob Philipp Fallmerayers Briefwechsel mit Karl Benedikt Hase und Oerstedt über die Geschichte des Kaisertums von Trapezunt

Ein Beitrag zur Vorgeschichte der graeco-slawischen Frage.

Von ARNULF KOLLAUTZ (Eichstetten/Freiburg)

Karl Benedikt H a s e s Name ist heute so gut wie vergessen, unbekannt die Editionen byzantinischer Autoren, die seiner Gelehrsamkeit verdankt werden, kein epochemachendes historisches oder philologisches Werk hat ihn zum Verfasser. Nur die heute seltenen Leser von F a l l m e r a y e r s „Geschichte des Kaisertums von Trapezunt“ finden Hase mit Auszeichnung auf S. XII/XIII der Einleitung genannt, als eines Gelehrten, der „mit großer Aufopferung von Zeit und Mühe die zahlreichen griechischen Msscr. der großen französischen Biblio-

thek zu durchsuchen, alles, was über Trapezunt Licht verbreiten konnte, anzumerken und eine Reisebeschreibung des konstantinopolitanischen Nomophylax Eugenicus nach Trapezunt, mit diplomatischer Genauigkeit zu copiren . . . und dem Verfasser zu übersenden die Güte hatte.“

Neben Gottlieb T a f e l gedenkt Fallmerayer Hases sodann nochmals im Vorwort zum II. Bd. seiner Geschichte der Halbinsel Morea als des berühmtesten Herausgebers des Leo Diakonus und des größten Kenners der byzantinischen Literatur. Dieser ausgezeichneten Erwähnung Hases war seit 1823 ein umfangreicher Briefwechsel vorausgegangen, der bisher nur aus den wenigen Zitaten bekannt ist, die T h o m a s in der Vorrede der GW I, 1869, S. XXIII in den Anmerkungen aus Briefen Hases brachte. Augenscheinlich waren sie ihm bei der Durchsicht des Nachlasses F. in die Hände gekommen. Sie sind auch heute noch in Ansbach vorhanden und werden hier erstmals zusammen mit den Thomas damals unzugänglichen Briefen F.s gebracht. Nach Hases Tod im J. 1864 gelangten sie auf Grund seines Testamentes zunächst in den Besitz seiner früheren Schule, des Großherzoglichen Gymnasiums in Weimar und befinden sich heute in der Thüringischen Landesbibliothek in Weimar.

Karl Benedikt H a s e wurde am 11. Mai 1780 zu Sulza bei Naumburg geboren, wo sein Vater Pastor war. Der spätere russische General E r d m a n n ¹⁾, sein Jugendfreund, sagt aus bester Kenntnis über die gemeinsam verlebte Knaben- und Jünglingszeit folgendes:

„Karl H a s e war der einzige Sohn einer zweiten Ehe des Superintendenten Hase in Allstädt. Dies war ein sehr ehrenwerter, gelehrter, mit Geist begabter Mann, die Mutter eine gute, fromme Frau von zartem Gemüt. Der Knabe Karl stand sehr isoliert, da die Geschwister der ersten Ehe bedeutend älter waren als er . . . Dazu brachte es der Charakter der Familie mit sich, daß sie mit anderen

¹⁾ Handschriftlicher Lebensabriß Hases im Niedersächsischen Staatsarchiv Wolfenbüttel Abt. VI, Gr. 12, No. 45. Er wurde im J. 1844 von Erdmann niedergeschrieben. In diesem Faszikel auch die aus Helmstedt und Paris geschriebenen Briefe Hases. Über die Helmstedter Zeit s. Otto E g g e l i n g , Ein Studiosus aus dem letzten Jahrzehnt der Universität Helmstedt. Braunschweigisches Magazin Bd. IV, 1898, S. 1 ff. Hierin Abdruck der Helmstedter Briefe, doch mit Auslassungen. Hases Briefnachlaß jetzt in der Thüringischen Landesbibliothek in Weimar. Er beginnt mit dem J. 1821, nur vereinzelt finden sich in ihm ältere Briefe, in ihm auch die Briefe F.s und Alliolis. S. auch den Brief H. G. Gernhards, des damaligen Direktors, vom 13. 10. 1821 in der Slg. gelegentlich der Übersendung des Leo Diakonus durch H., auf dessen Titelblatt nach R a s s o w , Hermann: Zur Erinnerung an Karl Benedikt Hase. Weimarische Beiträge zur Literatur und Kunst. Weimar 1863, S. 150 Hases dankbare Widmung steht.

wenig Umgang pflog. Daher entbehrte der junge Karl der Gespielen. Die Eltern waren seine einzige Gesellschaft, besonders der Vater, der ihn im Studierzimmer und auf der Bibliothek immer um sich hatte, sich liebend mit ihm unterhielt und ihn unterrichtete.

Von ihm nahm Karl die Wißbegierde und die Liebe und Leidenschaft zum Lesen an . . . Da er so wenig mit Gespielen, fast ganz allein mit dem ernstesten, gelehrten Vater und in seiner Ideen- und Büchewelt lebte, mochte er wohl von der wirklichen etwas entfremdet und etwas linkisch geworden sein . . .

Nach des Vaters Tode wurde Karl auf das Gymnasium nach Weimar getan. Aus Mangel an Vermögen mußte der so zärtlich und liebend erzogene Jüngling bei dieser Veränderung viel leiden; er bekam ein sehr ärmliches Quartier bei einem Hofbediener Kühn in der Seifengasse, am Tage mit den Wirtsleuten in einem Zimmer, des Nachts unten in einer schlechten Schlafkammer, wo noch viel anderes Volk lag. Es tat mir, da ich ihn einmal besuchte, sehr leid um ihn. Beköstigung hatte er bei Verwandten und Freunden seiner Eltern, was man Tische nennt. Einige dieser Häuser kann ich noch nennen, bei Kammerrat Büttner, bei Hofrat Wiedenburg, bei der Witwe Kottzebue etc. Seine Kleidung war ebenfalls ärmlich . . . Er ertrug alles Ungemach mit starker Seele, wobei ihm seine geistige Beschäftigung wohl sehr zustatten kam. Seine Konstitution war sehr gesund und kräftig; er wuchs zu einer großen Statur heran, eben nicht idealisch und fein gebildet, die Glieder nicht schön geschweift . . .

Auf dem Gymnasio wurde er seinen Jahren und der gewöhnlichen Ordnung gemäß nach Tertia gesetzt . . . In demselben Jahre 1793, da ich und mein Bruder Karl auf das Gymnasium zu Weimar kamen, wurde Hase im Augustmonat vor den Hundstagsferien nach Secunda versetzt, nach hergebrachter Ordnung. So ein außerordentlicher Mensch konnte eigentlich nicht in die gewöhnliche Reihe und Schulordnung gestellt werden. Er ging seinen ganz eigenen Weg, seinem Genius folgend. Nachdem er zwei Jahre unter dem Konrektor Schwab sich gelangweilt hatte, rückte er, ebenfalls nach der gewöhnlichen Ordnung, nach Prima vor, einer Zeit mit mir. Hier machte er unter dem vortrefflichen Direktor Boettiger²⁾

²⁾ Unter Msc h 37 4^o73 befindet sich auf der Sächsischen Landesbibliothek in Dresden der Briefnachlaß Hase-Boettiger, zu dem ab 1821 sich die Briefe Boettigers in Hases Nachlaß vorfinden. C. A. Boettiger (1765—1835) war anfänglich Gymnasialdirektor in Bautzen, 1791 in Weimar und seit 1796 Leiter des Teutschen Merkur, in dem auch Hase schrieb, so August 1807: Über die neugriechische Literatur, 1802, S. 217—225 „Über die neueröffneten Schätze der National-Bibliothek in Paris“, 1803, S. 266—295 „Sollen wir die Neugriechen in ihrer Aussprache des Altgriechischen nachahmen?“ B. wurde 1806 Studiendirektor der Pagerie in Dresden. Seine Geschmeidigkeit und Katzenfreundlichkeit machten ihn nicht überall beliebt, vor allem bei Goethe nicht: „Er könne dem Publikum nichts auftischen, sagt er sarkastisch von ihm, ohne es, gleich den Harpyien, mit seinem Unrat zu beschmutzen“ — F. W. Riemer: Mitteilungen über Goethe. Bln. 1841, S. 330, 334. Seine Wichtigtuerei in allen literarischen Belangen trug ihm nach Riemer bei seinen philologischen Glaubensgenossen den Beinamen des Cuculus Vinariensis ein, da er sich wie der Kuckuck überall mit seinem Namen vernehmen ließ“. C. O. Müller, Lebensbild in Briefen an seine Ältern. Hrsg. von O. und E.

wohl etwas mehr Nahrung für seinen Geist finden, aber doch mußte er immer noch versteckt unter dem Tisch ein Buch halten oder seinem Hang und Talente zum Zeichnen nachgeben, um sich zu beschäftigen.

Seine ökonomischen Umstände wurden etwas Erträglicher, da er den Freitisch erhielt; es war dies eine Stiftung für 12 der ausgezeichnetsten Schüler in Prima, von denen jeder vierzig Rheinthalern erhielt ... Erst in den letzten Jahren des Gymnasiums konnte ich ihn näher kennen, schätzen und lieben lernen. Auf der Universität, welche wir 1798 bezogen, nahmen wir eine gemeinschaftliche Wohnung. Er hörte Kollegien: bei G r i e s b a c h Kirchengeschichte und ich weiß nicht, was noch. Seine Leidenschaft zu lesen bestand wie immer ... Seine Mittel zur Unterhaltung waren beschränkt. Seine Helmstedter Verwandten hatten ihm ein kleines Familienstipendium der K a r p z o v s c h e n Familie, genannt das V e l t h e i m i s c h e³⁾, verschafft. In dem ersten Halbjahr gedachten diese Helmstedtischen Verwandten an Abt K a r p z o w und dessen Schwiegersohn H e n k e und versetzten ihn in das Haus des Professors R e m e r s ...

Michaelis 1798 ging er diesem Antrag folgend nach Helmstedt; hier bekam er ein etwas Bequemes Leben. Man erkannte recht gut das große Verdienst des jungen Mannes, und er ward aufs Beste aufgenommen, kam als Mitglied in die besten Familienzirkel, besonders bei Abt H e n k e. Wir korrespondierten fleißig⁴⁾, und er kam alle Ferien nach Sachsen ...

Er lebte in Helmstedt glücklich und zufrieden; man spricht dort noch von ihm mit der größten Verehrung. Ostern 1802 hatte ich die zu dem akademischen Kurs erforderlichen drei Jahre vollendet, wollte noch einige nicht zu den Brotstudien gehörige Wissenschaften kultivieren ..., dazu wünschte ich auch Hase bei mir zu haben. Ich riß ihn aus seinen schönen Verhältnissen und berief ihn zu mir ... So wie ich viele Schritte in meinem Leben willkürlich, von der Regel abweichend getan habe, einzig nach der Theorie und mir dadurch Schaden verursachte, so war auch dieser, daß ich Hase aus seinen guten Verhältnissen und seiner Lage herausriß und er so für Deutschland und für mich und vielleicht für die gute Sache verlorenging ...

Was hätte Hase nötig gehabt nach Paris zu gehen, da sein Verdienst im Vaterland sicher auch öffentlich anerkannt worden wäre und er ein großer Mann

K e r n. Bln. 1908, S. 103 läßt sich so über ihn vernehmen: „Niemand kann ihn besser schildern, als es Tieck im gestiefelten Kater getan hat, er ist Zug für Zug getroffen“.

³⁾ August Ferdinand von Veltheim, geb. zu Harbke am 18. 9. 1741, gest. zu Braunschweig am 2. Oktober 1801, war am 6. Juli 1798 in den Grafenstand erhoben worden, 1764—1791 als Vizeberghauptmann in hannoverschen Diensten gewesen und stand auf dem Gebiete der Mineralogie, Archäologie im hohen Ansehen. Er veröffentlichte 2 Bde. „Sammlungen einiger Aufsätze historischen Inhalts“. Helmstedt 1800. Über ihn Goethe in seinem Brief an Schiller vom 29. Juli 1800: „Graf Veltheim seine zusammengedruckten Schriften, geistreich und lustig; aber leider leichtsinnig, dilettantisch, mitunter hasenfüßig und phantastisch“. Goethes Briefe ed. Philipp S t e i n. Bd. I, Bln. 1900, S. 290.

⁴⁾ Die Korrespondenz ist die genannte, jetzt im Wolfenbüttler Archiv ruhende, von der nach Erdmanns Versicherung nichts verlorengegangen ist.

geworden sein würde. Jedoch in dieser Zeit war der Enthusiasmus für die republierten Franzosen aufs Höchste gestiegen. Die aufgeregte Tätigkeit der Franzosen für die Literatur, das Interesse für den Orient, brachte uns auf den Gedanken, daß Hase nach Paris gehen sollte.

Bei seiner Ankunft in Paris hatte Villoison⁵⁾ und Millin ihn bald erkannt und in Schutz genommen. Eine ausgezeichnete Frau, die Witwe Condorcet⁶⁾, hatte sich auch zu seiner Protectrice aufgeworfen, vielleicht unberufener Weise; die Beziehungen zu dem schönen Geschlecht sollten doch in keiner Biographie übergangen werden als die Haupttriebfeder unseres Lebens und Treibens und dies Verhältnis scheint ihn sehr eingenommen zu haben ...“

⁵⁾ Joh. Baptist Gaspard d'Ansse de Villoison, geb. 5. 3. 1750 in Corbeil, gest. 26. 4. 1805 in Paris. Chardon de la Rochette: *Mélanges de critique et de philologie*. T. III. Paris 1812, p. 1—61. Charles Joret: *D'Ansse de Villoison et l' Hellénisme en France*, Paris 1910. — Er gab bereits mit 23 Jahren das Lexikon des Appollonius über Homer heraus, bereiste 1783 Griechenland und besuchte hierbei auch den Berg Athos. Hierüber Hases Mitteilung vom 25. 1. 1807 bei Peter Olaus Broensted: *Rejsedagboeger* ed. N. V. Dorph. Kopenhagen 1850, S. 26: „In Hinsicht auf Villoisons Reise auf Athos erzählte Hase das sehr Komische, daß der französische Konsul in Bukarest, ein vernünftiger, glaubwürdiger Mann ihm versichert hätte, daß Villoison auf Athos nicht in deren abgesonderte, sondern nur in die öffentlichen Bibliotheken eingeführt wurde, teils, weil man eine Art Mißtrauen zu ihm hatte und ihn für einen lateinischen Geistlichen hielt, teils, weil er hier und da sich dumm benahm, indem er sich über die Gewohnheiten der Mönche lustig machte, doch ohne etwas Böses damit zu verbinden.“

Codex Suppl. graecus 935, von Hase selbst geordnet, enthält auf p. 299 bis 306 die interessante Schilderung seines Athosbesuches. S. *Revue de bibliographie analytique*. T. 5, 1844, S. 856. 1782 hatte V. sich in Weimar aufgehalten, s. Hans Köppe: *Abraham Jakob Penzels Lebensirrfahrten*. Lpz. 1936, S. 180. Im Brief Goethes an Frau von Stein vom 10. Sept. 1782 — ed. Philipp Stein, Bd. II, Bln. 1902, S. 257 heißt es über ihn: „Um sechse ritt ich auf Tiefurt, wo Schlieck spielte, Villoison schwätzte ...“ Ein Distichon V.s auf Goethe findet sich in V. „*Epistolae Viniarienses, in quibus multa Graecorum scriptorum loca emendantur*. Turici 1783, p. 71. In der Revolution war er nie emigriert, obwohl seine Lage seiner Verbindung mit Choiseul wegen kritisch genug war, sondern lebte in Orléans. Er war strenger Royalist und der vorbildliche, hilfsbereite Aristokrat des Ancien Régime.

⁶⁾ Marie Louise Sophie de Grouchy, später Mad. de Condorcet, wurde 1764 zu Meulan geboren und starb 1822 zu Paris. Hier hatte sie 1787 Marie Jean Antoine Nicolas de Caritat de Condorcet (geb. 1743 in Ribemont, Picardie, gest. 28. 3. 1794 an Gift, das ihn im Gefängnis von seiner Frau zugesteckt worden war) geheiratet. Condorcet war vornehmlich Mathematiker und Philosoph; 1774 von Turgot zum Generalinspektor der Münze ernannt, 1777 Sekretär der Akademie der Wissenschaften, königstreuer Republikaner, 1792 Präsident der Constituante, wurde er 1793 angeklagt, in seinem Versteck aufgegriffen und ins Gefängnis geworfen, wo er das oben beschriebene Ende nahm, s. Henri Valentino: *Madame de Condorcet*. Paris 1950, p. 218.

Darin hat Erdmann ganz richtig gesehen und Hase selbst würde nur ein vieldeutig, vielsagendes Lächeln aufgesetzt haben, wenn er bei I s a m b e r t ⁷⁾ die wütende Zurückweisung der Angriffe M i c h e l e t s in seinen „Les femmes et la révolution“ gegen die Witwe Condorcet gelesen hätte, die Hases Landsmann, der Baron von C l o o t z, die Lykäische Venus zu nennen liebte, und Hase an die schönen Abende auf ihrem Landgut in Meulan im Aprilmonat des J. 1802 denken mochte, wo er mit ihrem Liebhaber Claude F a u r i e l und ihr, einer verführerischen Frau von 37 Jahren, die sich aber für 32 ausgab, bis lange nach Mitternacht getafelt hatte.

„Kein Wunder, fährt Erdmann fort, wenn im Jahre 1801 die Neufranken der Jugend Herze und Köpfe einnahmen! Als N a p o l é o n die Republik zerstörte, seinen Despotismus schon durchblickend lassend, schrieb mir Hase, daß seine Aussichten die besten seien: . . . „aber alles, was ich um mich sehe, betäubt mich, daß alles, was den Menschen das Ehrwürdigste und Heiligste sein sollte, als untaugliche Ideen verworfen zu sehen, daß alle unsere Ideen von Freiheit und Republik Träume sein sollten. Der Rückschritt in der Meinung mehr als die Wirklichkeit, das ist das Unglück . . .“

Die Begeisterung für die republikanische Freiheit, die Absicht nach Griechenland zu gehen und für die Freiheit des unterdrückten Volkes zu kämpfen, dessen Unabhängigkeit Napoleon während der ägyptischen Expedition geplant hatte, führte ihn im Herbst 1801 nach Paris, nachdem er zuvor in Jena bei D r u n k a s und Drosas M a n - s ó l a s ⁸⁾ das Neugriechische erlernt hatte. Er hatte vorerst nicht den Plan in Paris zu bleiben, hier wollte er sich lediglich für seine geplante Reise in die Levante vorbereiten, wozu er seine bei L i c h - t e n s t e i n in Helmstedt begonnenen Studien des Arabischen fortsetzte und bei de S a c y Türkisch hinzulernte, das er dann in zwei-jährigem Aufenthalt in Konstantinopel gründlich zu erlernen gedachte⁹⁾. Durch die zufällig gemachte Bekanntschaft mit J u s s u f,

⁷⁾ Nouvelle Biographie Générale Didot, T. XI, Kap. XI, § 10 + 11. Paris 1854; J u l l i e n in: Revue Encyclopédique, T. XII, Paris 1822.

⁸⁾ So nach S. V. K o u g e a s : 'Ο Hase εις την Ελλάδα in: Νέα Έστία 1933, S. 531 und Johannes Kalitzonakis: Άδαμάντις Κοραΐς και K. B. Hase Πρακτικά της Άκαδημίας Άθηνων, Bd. 8, 1933, S. 51. Danach stammte er aus Ampélakia in Thessalien und kam im Jahre 1800 als Student der Medizin und Philosophie nach Jena. Seit 1821 nahm er an der griechischen Erhebung teil und hatte seit 1823 bedeutende Staatsämter inne. Er starb 1860 in Athen. (Die gr. Lit. verdanke ich der Güte von Prof. Laskaris in Thessalonike).

⁹⁾ Brief an C. A. Boettiger vom 12. Nov. 1801 (Mascr. Dresden). Den Beginn seiner Laufbahn in Paris schildern die „Briefe von der Wanderung und aus Paris.

dem Leibmamelucken des Konsuls Napoleon Bonaparte, wurde er an den Dolmetscher der türkischen Gesandtschaft, Kodrikas, empfohlen. Er vermittelte seine Bekanntschaft mit Villoison, dieser nahm sich seiner auf das Herzlichste an und verschaffte ihm Unterrichtsstunden, gerade als seine Mittel schon ganz erschöpft waren. So war sein Unternehmen besser geglückt, als er je hatte hoffen können.

„Ich machte zuerst Millin's Bekanntschaft, schreibt er an Abt Henke¹⁰⁾ nach Helmstedt unter dem 20. März 1802, und durch diesen die vieler andern Gelehrten. Villoison und Siccard bewogen mich fürs erste mit einem ihrer Bekannten, Jauffret, in Verbindung zu treten, der Vorsteher eines Erziehungs-instituts ist. Hier gebe ich jetzt mit einem meiner Freunde, Herrn Vogel, der mir vor einigen Monaten gefolgt ist, täglich eine Stunde ... Ich lebe sehr glücklich in Paris. Ich bin über meinen Unterhalt vielleicht für immer beruhigt und bei weitem der größte Teil des Tages ist mein, den ich auf der Nationalbibliothek zubringe. Ich höre den Kurs der orientalischen Sprachen bei Langlès und Silvestre de Sacy, einen über das Neugriechische bei Villoison und über Antiken bei Millin.“

Nach seinem Unterricht, den er gewöhnlich von 9 bis 3 Uhr hielt, trieb er seine philologischen Studien, vor allem byzantinische. So schreibt er unter dem 28. Dezember 1802 an Fries¹¹⁾:

„Ich habe den unglücklichen Gedanken gehabt, mich mit der Herausgabe zweier byzantinischer Autoren zu befassen, die ich im Mssc. auf der NB vorfand, und ich habe mich bei dieser Gelegenheit in den Sündenabgrund der orientalischen Kaisergeschichte verlieren müssen, so daß ich fast von nichts mehr träume, als von abgeschnittenen Nasen. Die Arbeit wird mir unglaublich lästig und widersteht mir fast; ich bin indessen schon zu weit gegangen und werde wohl nun endigen müssen.“

Die genannten zwei Autoren dürften die im Bd. VIII der „Notices et Extraits“ behandelten sein, wo sich ein Aufsatz Hases unter dem Titel: „Notice sur Dracon de Stratonicee, auteur d'un traité sur les differents sorts de vers — von G. Hermann dann 1812 zu Leipzig ediert — sowie die zwei weiteren: Notice sur l'histoire de Léon

Ed. O. Heine. Lpz. 1894. Erstmalig mitgeteilt unter dem Titel: Eine Wanderung nach Paris 1801. Aus K. B. Hases handschriftlichen Aufzeichnungen in: Deutsche Rundschau 1880 und 1881. Dieselben in französischer Übersetzung in: Revue des deux mondes 1883 von Michael Bréal: La jeunesse de Hase. Teilübersetzung nebst Biographie H. brachte Camille Pitoulet: Le père Hase. La Renaissance d'Occident. T. VI, Brüssel 1922, p. 256—287; 418—443. (Dankenswerter Hinweis von Prof. Lascaris).

¹⁰⁾ Braunschweigisches Magazin, a.a.O. Anm. 1, S. 29.

¹¹⁾ Anhang III bei E. L. Th. Henke: Jakob Friedrich Fries. Lpz. 1867.

Diacre, avec le texte grec et la traduction latine du 6ième livre und „Notice d'un ouvrage de l'empereur Manuel Paléologue, intitulé: Entretien avec un professeur mahométan¹²⁾).

Die mehreren ganz freien Tage in der Woche wandte er an, um für La Porte du Th e i l auf der Bibliothek zu arbeiten¹³⁾. Aus Italien, Belgien, Schwaben und Bayern waren gerade damals der Nationalbibliothek tausende von Handschriften zugeströmt, bestimmte doch der § 8 des von Napoleon mit dem Papst geschlossenen Waffenstillstandes von Bologna vom 23. Juni 1796 die Auslieferung einer Anzahl vatikanischer Handschriften. Hinzu kamen die aus französischen Klöstern und Schlössern gebrachten Bestände, so daß in acht Sälen der Bibliothek 5—6000 Handschriften schichtweise übereinander gelagert waren, zu deren Beschreibung und Katalogisierung Hase beauftragt wurde, infolgedessen er täglich von 8 Uhr früh bis in den späten Nachmittag mit dieser Arbeit zubrachte. Daneben stellte er unermüdlich einen bedeutenden Teil seiner Zeit in selbstloser Weise in den Dienst der Forschungen aller jener Gelehrter aus allen Ländern Europas, die sich an ihn um Auskünfte wandten, wovon die 45 Bände seiner Korrespondenz Zeugnis ablegen. Außer R a s s o w und H e i n e ¹⁴⁾ hat von ihr später niemand mehr Notiz genommen und einzig Rassow gibt von dem Umfang der in ihr aufgespeicherten Schätze, die gehoben eine reiche Fundgrube zur Gelehrten-geschichte Europas und insbesondere Deutschlands darstellen, eine treffende Charakterisierung. Von der allzeit liebenswerten Weise seiner Hilfe und seine Rates berichtet z. B. C. O. M ü l l e r ¹⁵⁾ in einem seiner Briefe:

¹²⁾ Erschienen s. t. „Receuil de Mémoires sur différents Mss grecs de la BN. T. I. Paris 1810.

¹³⁾ „Schon damals“ sagt er in einem fragmentarisch erhaltenen Brief an Erdmann, „war ich den Konservatoren der NB bekannt und hatte angefangen für sie zu arbeiten. Kurz darauf (20. Sept. 1805) starb der 1. employé au département des Mss (Parquoy) und ich erhielt dessen Dienste mit 3000 Franken jährlich und freiem Losierement.“ Die Anstellung erfolgte nach Léopold Delisle: Le cabinet des Mss de la Bibliothèque Nationale. Paris 1874, T. II, p. 280 am 26. Sept. 1805. 1815 fertigte H. den Katalog an, das sog. Ancien Supplément; am 14. 11. 1832 wurde er Conservateur im Département des Mss, chartes et diplômes, a.a.O. p. 291.

¹⁴⁾ a.a.O. Anm. 9, S. 149/150. K. A. von H a s e : Unsere Hauschronik. Geschichte der Familie Hase in 4 Jahrh. Leipzig 1898.

¹⁵⁾ a.a.O. Anm. 2 S. 135 gelegentlich C. O. M ü l l e r s Aufenthalt im Jahre 1822.



K. B. Hase

Selbstporträt aus Bd. 1 seiner Korrespondenz

„Professor H a s e , einer der Bibliothekare der großen Bibliothek, kam mir höchst freundlich entgegen und seine Freundschaft hat viel zur Heiterkeit und Fruchtsamkeit meines Aufenthaltes beigetragen.“

Zehn Jahre später schreibt Markus Josef Müller, Schüler Fallmeayers und Thierschs, welch letzterer ihn an Hase empfohlen hatte, an seinen Lehrer:

... „Ich habe noch H a s e anzuführen vergessen; aber er ist doch im Grunde mehr ein Deutscher als ein Franzose, und hat überdieß keinen unmittelbaren Einfluß auf die philologische Bildung der Jugend. Denn sein *cours* in der *École spéciale des langues orientales vivantes* geht nur auf das Neugriechische. Er ist ein *Conservateur de la Bibliothèque*, und als solcher ein vornehmer Mann ... Von der Herausgabe des *Thesaurus Stephani* ist er schon seit einiger Zeit faktisch zurückgetreten. Die *Dindorfe* und *Tafel* haben die Fortsetzung des Werkes übernommen“¹⁶⁾.

Seine Hilfsbereitschaft machte ihn in Kürze in der gelehrten Welt bekannt, außerdem zwei im *Teutschen Merkur* und eine in Bd. IX (1813) der *Notices et Extraits* erschienene Abhandlung: *Timarion ou dialogue des morts, ou le séjour de Mazari aux enfers*¹⁷⁾.

Im Jahre 1816 kam nach bald fünfzehnjähriger Verzögerung sein *Leo Diakonus* heraus, nachdem ihm

„ein Vorschuß von 3 000 Franken, die mir Graf Romanzov auf Herrn Prof. Krug's Empfehlung vorgestreckt, nebst anderer Unterstützung, die ich von dem hiesigen Ministerium des Innern erhalte, in den Stand setzten, den Druck in der K. Druckerei zu betreiben. Leider geht dieser nicht so geschwind vorwärts als ich es wünschte, indessen hoffe ich doch, daß gegen Ende des Jahres das ganze Werk, ein Folioband von 250 Seiten, erscheinen wird.“

1. Der *Leo Diaconus*.
2. *Imperatoris Nicephori Phocae librum περί παραδρομῆς πολέμου.*
3. *Johannes Antiochenus: De bellis inter Romanos et Persas* (ein Fragment).
4. *Theodosius Diaconus: De expugnatione Syracusarum* (durch die Sarazenen nämlich), gleichfalls ein Fragment, sonst aber alles bis jetzt ungedruckt, enthaltend¹⁸⁾“.

In der Reihe seiner byzantinischen Veröffentlichungen und Kommentare ist vor allem die Ausgabe des *Laurentius Lydus* zu nennen, nach einer Handschrift, die ehemals im Besitz des walachischen Woiwoden *Nicolaus Maurocordatus* gewesen war, später in Resten

¹⁶⁾ Brief Müllers an Thiersch vom 25. März 1833; Thierschiana 132 der Bayerischen Staatsbibliothek München.

¹⁷⁾ Nach H. herausgegeben von A. Ellis en : *Timarion's und Mazaris' Fahrten in den Hades. Analekten der mittel- und neugriechischen Literatur.* Bd. IV. Leipzig 1860, S. 4—12 die Würdigung der Leistung H.

¹⁸⁾ Brief an Boettiger vom 3. April 1816.

auf Morusi übergang, die ihm Ch o i s e u l - G o u f f i e r auf Villoisons Drängen abkaufte. Nach dieser Handschrift gab er heraus Johannes Lydus: De mensibus. Lipsiae 1821 und desselben De ostentis quae supersunt. Parisiis 1823. Über Lydus läßt er sich in einem Brief vom 28. April 1822 an seinen alten Lehrer B o e t t i g e r so aus:

„Ich lasse jetzt an drei, oder eigentlich an vier Sachen drucken. An einem Werk des Johannes Lydus De ostentis περὶ διασημείων Romanorum, aus einer von Herrn von Ch o i s e u l aus Konstantinopel mitgebrachten, ziemlich alten, leider aber ganz zerissenen Handschrift; ferner an einer Ausgabe des Valerius Maximus für die von Herrn L e m a i r e hier veranstaltete édition des classiques latins und endlich an einem Auszug einer ungedruckten, sehr weitläufigen und neugriechisch abgefaßten Chronik der Moldau, von einem gewissen K o s t i n, welche sich unter den Handschriften der Bibliothek befindet und deren Auszug ich in die ungefähr alle zwei Jahre erscheinenden Notices et Extraits einrücken lasse. Von dem Psellus und auch von dem liber pontificalis et fulguralis des Lydus, obschon dies im Grunde nichts als ein ganz wertloses Hexenbuch ist, erlauben Sie mir wohl, Ihnen ein Exemplar zukommen zu lassen. In Italien war ich zwei Mal, zuerst 1820 drei Monate, überhaupt fünf Monate abwesend, in Turin, Mailand und Venedig und voriges Jahr im Herbst in Genua; beide Mal auf Kosten der Regierung und mit dem Auftrag „de faire des recherches dans les bibliothèques à l'effet de compléter mes matériaux pour la continuation de l'histoire byzantine“¹⁹⁾.

Infolge so ausgedehnter Forschungen hat es an weiteren Ehren nicht gefehlt, so wurde er Mitglied der wissenschaftlichen Kommission der „Notices et Extraits“ und „Examineur du Concours général des Lycéens“, 1816 Professor der Paläographie und des Neugriechi-

¹⁹⁾ Von Lydus gab er noch heraus: Joannis Laurentii Lydi De magistratibus populi romani liber. Ed. Dominicus Fuß. Paris 1812 mit einer Einleitung Hases; s. auch den Brief H. an Broendsted vom 14. 12. 1823, Kgl. Bibliothek Kopenhagen — Broendsted Nachlaß — NKS 1546. In B r e d o w s „Epistolae Parisienses“. Lpz. 1812. De libello geometrico Epaphroditi et Vitruvii Rufi (p. 201—243) und p. 243—256: De quibusdam locis Allegoriarum Homericarum, quae sub Heraclidis nomine feruntur. Die ed. des Achilles Tatius De Leucippes et Clitophontis amoribus libri octo. Lipsiae 1821. 2. Bd.

Die ed. des Valerius Maximus De dictis factisque memorabilibus. Parisiis 1822/23. 3 Bde.

In Bd. XI der Notices et Extraits „Histoire de Moldavie“ de Nicolas Costin. Miron Costin war Logothet (Kanzler) des Fürsten Constantin I. Cantemir (1684—1695) gewesen. Neuerdings herausgegeben unter dem Titel: Opere complete de V. A. Urechia, Bukarest 1886—88, Bd. 1. 2. Die ed. des Philoponus De usu astrolabii eiusque constructione libellus. Bonn 1839.

Die ed. des Suetonius „Vitae Caesarum“. Paris 1828.

schen an der *École des langues orientales vivantes*²⁰⁾, 1824 Mitglied der Akademie des *Inscriptions et Belles Lettres* in Nachfolge des Rechtsgelehrten J. E. D. B e r n a r d i auf Grund seiner Leistungen bei der Herausgabe des *Lydus* und 1830 Professor für deutsche Literatur und Sprache an der *École Polytechnique*. Für die *Peleponnes-Expedition* gab er 1829 die Instruktionen heraus — s. den betreffenden Brief an Fallmerayer —; 1837 bereiste er selbst Griechenland und im Auftrage der Regierung 1839 Nordafrika, seit welcher Zeit er der *Commission académique de l'Algérie* angehörte²¹⁾. Noch im Alter von 70 Jahren wurde er 1852 Professor für vergleichende Grammatik an der Sorbonne dank der Protektion seines ehemaligen Schülers — er war zuvor in Augsburg Schüler Fallmerayers gewesen — Napoleons III. (1812 war H. bei der Königin Hortense eingeführt worden), doch gegen den Willen des Erzbischofs von Paris, der sich mit einem Protestanten im Lehrkörper der Sorbonne nicht befreunden wollte und 1853 *Président du Conseil* der *École Impériale des Chartes*²²⁾. Es waren alles Stellen, die ihm jährlich 32 000 Franken einbrachten; 10 000 erhielt er an der Bibliothek, 8000 an der *École des langues orientales vivantes*, 3000 an der *École Polytechnique* — sein Gesuch um Erhöhung auf 5000 fand sich im Briefband 1844 — 7800 für die Professur an der Sorbonne, 2000 als Mitglied der Akademie des *Inscriptions* und als Sekretär des *Journal des Savants* und schließlich 2000 für die Präsidentenstelle der *École des Chartes*²³⁾. Für gewöhnlich war er auf der Bibliothek zu finden, wo er 60 Jahre hindurch zu ihren unentbehrlichsten und pittoresksten Beamten gehörte. Der Marquis von Belleval, dessen sicherlich voreingenommene Schilderung hier nach dem an allerlei pikanten Histörchen Gefallen findenden Pitollet angeführt sei, charakterisiert ihn 1860 als auffällige Gestalt mit

²⁰⁾ s. seinen *Discours: Sur l'origine de la langue grecque vulgaire et sur les avantages que l'on peut tirer de son étude. Discours prononcé le 15 Janvier 1816 à l'Ecole des langues orientales vivantes. Paris 1816.*

²¹⁾ *Rapports sur les recherches géographiques, historiques, archéologiques à entreprendre dans l'Afrique septentrionale. Paris 1838. Brief an Th. Mommsen vom 28. März 1853. Slg. Deutsche Staatsbibliothek, Mommsen Nachlaß.*

²²⁾ Nach E. J. Th. H e n k e: Karl Benedikt Hase. *Augsburger Allgemeine Zeitung* No. 97 vom 6. April 1864 — Nekrolog auf Hase — und nach Ch. B e r t h o u: M. Hase in: *Revue germanique et française. T. 30, 1864, S. 354—357* und E. E g g e r in: *Journal des Débats, April 1864: M. C. B. Hase* — war er auch Lehrer Gambettas und der Söhne Louis Philipps gewesen, s. Anonymus: *Gambetta (1869—1879). Paris 1879, S. 21* und Brief an Mommsen vom 9. März 1856.

²³⁾ Nach Camille Pitollet a.a.O. S. 435.

„blonder Perücke, Goldbrille und tiefer Baßstimme, die aus einem Keller zu kommen schien. Weder an Gott und den Teufel glaubend, führte er ein ungebundenes Leben, das man kaum einem jungen Mann verzeihen konnte, aber ein reiner Skandal bei einem Gelehrten von europäischem Ruf war. Nichts kam dem Zynismus gleich, mit dem er sich dazu bekannte. Ich erinnere mich, daß eines Tages ein ausländischer Gelehrter zu ihm kam und bei ihm mit lauter und klarer Stimme sein höfliches Bedauern ausdrückte, ihn diesen Morgen nicht zu Hause angetroffen zu haben und daß er deswegen bereits sein Bedauern „Madame Hase“ ausgedrückt habe, von der er die Ehre hatte empfangen zu werden. Mit seiner tiefsten Stimme und mit majestätischen Blick seinen Kollegen messend, antwortete er: „Ce n'est pas ma femme, Monsieur, c'est ma concubine!“, worauf er sich wieder in seinen ständigen Schmöker vertiefte.“

Gerade der Gelehrten hat er sich, seiner laufenden Berufsgeschäften ungeachtet, persönlich und brieflich die ganze Zeit seines Wirkens hindurch aufopferungsvoll angenommen, wofür die 45 Folio-bände seiner Korrespondenz zeugen, so, um nur die bekanntesten zu nennen, Boeckhs, Creuzers, Ellissens, Niebuhrs, Osanns, Tafels, Tischendorfs und last not least Theodor Mommsens und Fallmerayers. Durch Vermittlung von Prof. Allioli²⁴⁾, der als gelehrter Orientalist außer mit Hammer-Purgstall, Mai und Silvestre de Sacy von seiner Studienzeit her auch mit Hase bekannt gewesen zu sein scheint, konnte F. hoffen, durch ihn die zur Geschichte des Kaisertums von Trapezunt benötigten Bücher und Auskünfte aus Handschriften zu erhalten.

Ein Gedankenaustausch mit Hase mußte F. um so willkommener sein, da außer Hase damals kein anderer Gelehrter so gründliche Kenntnisse über alle ethnischen und politischen Verhältnisse Griechenlands hatte. Zwar war Hase 1823 noch nicht selbst in Griechenland gewesen, doch hatte er durch die Freundschaft mit Villoison und Broendsted zwei Männer an der Hand, die sich jahrelang in Griechenland aufgehalten hatten. Mit beiden führte er, den Anspielungen und Aussagen in seinen Briefen nach zu urteilen, über die Neugriechen lange Gespräche. Was nun Villoisons Meinung über sie betrifft, so läßt sich aus den von Hase wiedergegebenen Äußerungen ersehen, daß V. für sie nicht nur Verachtung und Spott übrig hatte, sondern an ihnen, in seiner gelehrt-antiquarischen Manier freilich, sehr interessiert war, da er nach Hases einmal gegen Broendsted ausgesprochenen Meinung der begründeten Ansicht war, daß ein nicht abzuleugender Blutzusammenhang mit den alten Hel-

²⁴⁾ Joseph Franz von Allioli, Theologe aus Sulzbach in Oberfranken (1793—1873), war Professor der orientalischen Sprachen in Landshut, s. ADB s. v.

lenen bestehen müsse. Hatte er doch in seiner Reisebeschreibung geplant

„alle griechischen Schriftsteller aller Art, vom 3. Jhr. an abwärts, mit beständiger Rücksicht auf die von ihm selbst in Griechenland gemachten Beobachtungen durchzulesen. Daraus sind 15 dicke Quartbände entstanden, mit Auszügen, paläographischen Bemerkungen, ferner Noten über kirchliche Dinge und griechisches Klosterleben, auch wohl Späße, von welchem allem wohl ein Viertel irgend einen Bezug auf den heiligen Berg hat“²⁵⁾.

Bereits zum 10. März 1807 führt Broendsted in seinen Tagebüchern²⁶⁾ folgende Äußerung Hases an:

„H. meint, daß die Neugriechen dasjenige aller Völker sind, die noch bis zum heutigen Tage im Anstrich ihres ganz eigentümlichen Charakters ihrer Väter Sprache am meisten erhalten haben.“

So kam er denn auf Grund eines langen Gedankenaustausches mit H. zu der an zwei Stellen seines Reisewerks²⁷⁾ mitgeteilten Ansicht, daß man fremde Bluteströme slawischen, tatarischen und sonstigen Stammes nicht wird in Abrede stellen können, doch, so fährt er ganz im Sinne Hases fort, sind trotzdem die heutigen Griechen ein aufgeweckter und betriebsamer Menschenschlag und ihren alten Vorfahren durchweg nicht unähnlich. Wenn sie manchen verdorben scheinen, so sollte der strenge Sittenrichter hierfür die vierhundertjährige Türkenherrschaft in Anschlag bringen. Hierin kam F. noch die durch den Verkehr mit Kopitar vertiefte Anschauung Hases zugute, dessen Bekanntschaft er gelegentlich seines Aufenthaltes in Wien im J. 1811 gemacht hatte. Als sich dann Kopitar 1814/15 in Paris aufhielt, um die Rückgabe der von Napoleon aus Österreich entführten Bücherbestände zu betreiben, sahen sich die

²⁵⁾ Hases Brief bei Zachariae (von Lingenthal): Reise in den Orient in den Jahren 1837 und 1838. Heidelberg 1840, S. 228—233.

Broendsted: Über den Aufsatz im Hermes unter dem Titel „Villoison und Broendsted. Ein Beitrag zur Geschichte der Plagiate“ — es handelt sich um die Pasquille eines Anonymus im Hermes oder Kritischen Jahrbuch der Literatur. Bd. 32, 1829, S. 264—294 — Stuttgart 1830, S. 6 sagt er über V.s Notizen: „Es sind Collectaneen, keine wissenschaftlichen Untersuchungen, sondern Hinweisungen, aus 1000 Büchern abgeschriebene Citationen. Diese Papiere umfassen 19 Bände und 7 Cartons“ und S. 47 ebd. „Sie enthalten auch seine Aufzeichnungen über die von ihm besuchten Örtlichkeiten Griechenlands, so vom Athos.“

²⁶⁾ Rejsedagboeger S. 35, a.a.O. Anm. 5.

²⁷⁾ Beiträge zur Kenntnis Griechenlands. Reisen und Untersuchungen in Griechenland. Stuttgart-Paris 1826, Bd. I, S. XVI u. S. 10, Anm. 1; Bd. II. S. XXI/XXII.

beiden natürlich oft²⁸⁾), und zweifellos wurden Kopitars Studien über die Neugriechen durch Hase angeregt, für die Kopitar als Zensor mannhaft eingetreten war, was ihm amtlicherseits einen Verweis eingetragen hatte, sein Blick für ihre Sprache und Volkstum wurde geschärft. Dies zeigte sich gleich nach Hases Besuch, als er 1811 in H o r m a y r s „Archiv für Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst“ aus einem slawischen Werk, betitelt „Neue bürgerliche Erdbeschreibung“, einiges über die Mainoten mitteilte. Im nächsten Jahr und nicht erst 1822, wie Gustav M e y e r ²⁹⁾ wollte, entdeckte er erstmalig slawische Ortsnamen in Griechenland; er führt Ternovo in Thessalien, Schupania in Makedonien und Koschane an, stand aber von einer Erklärung ab. 1816 besprach er L e a k e s „Researches in Greece“, des ersten Reisenden, dem slawische Worte im Neugriechischen aufgefallen waren, während noch Broendsted in seiner „Rejse i Graekeland“ — von N. V. D o r p h 1844 in zwei Bänden nach des Verfassers Tode herausgegeben — hierin nichts aufgefallen war. Wenn er nun hier auf S. 185 von den Gedichten des Mönches Ptochoprodromos spricht und dabei bemerkt, daß seine Gedichte sich in einer

²⁸⁾ M a t l, Josef: Neue Beiträge zur Kopitar-Biographie. Der Briefwechsel Kopitar — K-B. Hase. Slavistična Revija. Bd. X, 1957, S. 194 ff., wo die Briefe K.s gebracht sind; I b r o v a c, Miodrag: Kopitar i Francuzi (K. u. die Franzosen) Zbornik filosofskog Fak. Univ. Beograda, Bd. II, 1952, S. 143—152. K.s Aufenthalt in Paris erwähnt Jacob Grimm in einem vom 22. Okt. 1814 datierten Brief an Dobrowsky: „Um so leider thut mirs, daß ich ihn nicht kennen lerne, weil er noch immer in Paris ist und die Auslieferung der Mss. betreibt“. S a u e r, Aug. Aus Jacob Grimms Briefwechsel mit slawischen Gelehrten. Prager Deutsche Studien. H. 8, Prag 1908, S. 609. J a g i ć, Vatroslav: Neue Briefe von Dobrowský, Kopitar und anderen Süd- und Westslawen. Berlin 1897, S. 327.

²⁹⁾ Neugriechische Studien. II. SBAkadWissWien, phil. hist. Kl. Bd. 130, 3, 1894. Ohne H. Rolle zu kennen, stellte alles Material N. P. P e t r o v s k y: K voprosu o genesise teorii Fallmerajera. Žurnal min. nar. prosv. N. S. Bd. 48, 1913, S. 104—149 zusammen. Die Ortsnamen in K.s Aufsatz in den Annalen der Literatur und Kunst. Bd. 2, 1812, S. 59 ff. Nach F. handelt über griechische Ortsnamen Joseph v. O w: Die Abstammung der Griechen und die Irrtümer und Täuschungen des J. Ph. Fallmerayer, München 1848. Als Anhänger F.s führt er S. 32 an: Heilmeyer: Entstehung der Neugriechischen Sprache. Aschaffenburg 1834. Beachtenswert erscheinen O w die von ihm S. 91 zitierten Worte Arndts: „Die Menschen sind so leicht nicht austilglic und ausrottlich, als man sich einbildet. Wie die wilden Wasser bei überfließenden Strömen die Ebenen überraschen, und Menschen und Vieh oft in wenigen Stunden wegschwemmen, so sind die Ebenen auch wohl oft mit vertilgender Geschwindigkeit von den fremden Feinden erfaßt. Aber in den Bergen und Wäldern hat der Mensch hundert Zufluchten, Schlupfe und Höhlen, wo er sich birgt und wohin der Feind nicht nahen kann; nach dem Abfluß des wüsten Feindes steigen die Menschen wieder in die Ebenen hinab“.

Handschrift der Pariser Bibliothek befinden, so konnte dies von ihm als sehr wichtig angesehenes Werk, das, wie er ausdrücklich vermerkt, L e a k e unbekannt geblieben war, ihm nur durch seinen Umgang mit H. in Paris bekannt geworden sein. Gelegentlich der Rezension von Dobrowskys „Institutiones linguae slavicae“ im J. 1822 nahm er wieder Anlaß, slawische Spracheinflüsse im Neugriechischen zu behaupten und bringt hier das dann von F. so oftmals zitierte ἐσθλαβώθη Konstantins³⁰⁾. 1816 kam er nochmals auf Leakes Researches zu sprechen. Im Anfang seiner „Albanesen, Wlachen und Bulgaren“ betitelten Besprechung sucht er Kritiker wie Freunde seiner Meinung von der Slawisierung Griechenlands zu gewinnen, vor allem dafür, daß die Tsakonen Nachkommen der Ezeriten und Milengiten seien, wofür er sich freut Konrad M a n n e r t s ³¹⁾ 1822 erschienene „Geographie der Griechen und Römer“ anführen zu können. Er sagt hier u. a.

„... Man kann leicht verstehen, daß ihre Niederlassungen in Griechenland ausgebreiteter waren, als die Geschichte einzelne Kunde gibt, selbst wenn sich nicht hinreichende Evidenz dafür aus einigen gelegentlichen Bemerkungen der Byzantiner selbst gewinnen ließe. Kaiser Konstantin ... spricht vom ganzen Peleponnesos, als von Slaven besetzt, und datirt ihre Niederlassung daselbst von der Regierung Konstantins Kopronymus im achten Jahrhundert. Der Epitomator des Strabo, von dem Dodwell gezeigt hat, daß er unter der Regierung Basils des Bulgarentödtters um das Jahr 1000 geschrieben, setzt hinzu, daß zu seiner Zeit jede Gegend Griechenlands voll Slaven war. Ihren langen Aufenthalt in diesen Ländern scheinen mit nicht geringerer Gewißheit die zahlreichen Ortsnamen slawischen Ursprungs zu beweisen, die man immer noch in jedem Theile Griechenlands findet; freylich, wie natürlich zu erwarten war, in den nördlichen Gegenden häufiger, als in den südlichen. Manchmal erhielt der alte Name nur eine slawische Endung in -ista, itza, -itzi, -avo oder -ovo. Andre Male ist der Name ganz

³⁰⁾ WJ der Lit. Bd. 17, 1822, S. 59—97 = ed. Nahtigal der „Jerneja Kopitarja spisov del 2“, Bd. 1 u. 2, Laibach 1944 und 1945, hier Bd. 1, S. 225/227.

³¹⁾ M a n n e r t sagt hier — Geographie des nördlichen Griechenlands, S. 584—585: „Im 6. Jhr. in den nächsten Zeiten nach der Regierung Justinians verbreiteten sich slawische Haufen über viele Provinzen des oströmischen Reiches, einige auch in den Peleponnesos. Von diesen hatten sich die Milengi und Ezeritä in Lakonika festgesetzt und wurden zuweilen zu Abgaben gezwungen, gewöhnlich lebten sie aber völlig frei in dem Gebirge Taygetus, welches jetzt Pentedactylon genannt wurde. Die alten Einwohner vermischten sich aber nicht mit ihnen, sondern lebten in die südlichsten Spitzen des Gebirges zurückgedrängt noch immer unter dem Namen Römer oder Hellenen fort. Weil die Festung Maina ihr Hauptsitz war, so erhielten sie von demselben den Namen Mainotai, eine Benennung, welche ihnen bis auf den heutigen Tag geblieben ist.“

slawisch, und oft ein solcher wie er in den entferntesten Punkten Rußlands oder anderer Länder vorkommt, wo illyrische Mundarten gesprochen werden“³²⁾.

Auf H a s e weist Kopitar nochmals im J. 1831 bei seiner Besprechung von Fallmerayers „Geschichte der Halbinsel Morea“³³⁾ hin und sagt hier „... die vielen Diminutiva des Neugriechischen, die schon Herrn H a s e , wirklich einem der größten Hellenisten unserer Zeit, aufgefallen waren“. Entschieden lehnt er hier F. Ausrottungstheorie der althellenischen Bevölkerung ab ...“ so zwecklose und wilde Vertilgungskriege, sagt er da zum Schluß, wie sie der Verfasser braucht, können wir ihm nicht zugeben; solche Stürme entgehen der Geschichte nicht leicht, wohl aber friedlich, kleinweise, aber oft wiederholte Einwanderungen“. Er nimmt also weit richtiger ein allmähliches Einsickern an, wozu stimmt, daß slawische Siedlungen neben griechischen liegen, was dafür spricht, daß letztere fortbestanden haben müssen.

Auf Kopitars Kritiken antwortete Fallmerayer ausführlich in seiner umständlichen Abhandlung „Welchen Einfluß hatte die Besetzung Griechenlands durch die Slaven auf das Schicksal der Stadt Athen und der Landschaft Attika? Oder nähere Begründung der im ersten Bande der „Geschichte von Morea während des Mittelalters“ aufgestellten Lehre über die Entstehung der heutigen Griechen“. Stuttgart und Tübingen 1835. Er kannte seinen nur mit K. abzeichnenden Rezensenten des J. 1822 sehr wohl und nennt ihn hier S. 107 Anm. mit vollem Namen³⁴⁾. Es spricht sehr viel dafür, daß er Kopitar in Wien gelegentlich seines Aufenthaltes im Sommer 1824, wo F. eifrig an der Hofbibliothek arbeitete, kennen gelernt hat, und auf Kopitars Veröffentlichungen, sei es durch diesen selbst oder durch H a m m e r , hingewiesen wurde. Über diesen Aufenthalt bringt B a u m g a r t n e r im Tiroler Boten³⁵⁾ folgende Notiz:

„Im Juni folgenden Jahres (1824) machte F. eine Reise nach Wien, teils um durch den Gebrauch der warmen Bäder zu Baden seine geschwächte Gesundheit wieder herzustellen, vorzüglich aber, um an der K. Bibliothek in den mehreren dort befindlichen handschriftlichen Chroniken in türkischer, arabischer und persischer Sprache für Trapezunts Geschichte nachträglich zu sammeln. Während seines zweiwöchentlichen Aufenthaltes zu Wien arbeitete er daher ausdauernd zu diesem Zwecke an der Hofbibliothek, und fand beträchtliche Beiträge von Notizen

³²⁾ WJ der Lit. Bd. 34, 1826, S. 111—145 = ed. Nahtigal a.a.O. Bd. II, S. 162/163.

³³⁾ WJ der Lit. Bd. 51, 1831, S. 116 u. S. 120 = ed. Nahtigal Bd. II, S. 279 u. 284.

³⁴⁾ S. 51 Anm. nur „Herr K.“, doch S. 107, Anm. „Kopitar in den WJ 1822“.

³⁵⁾ Jhg. 1835, S. 68.

in der berühmten türkischen Chronographie Saad-Eddins und in der orientalischen Bibliothek des Cadi Hadschi Chalfa für sein Geschichtswerk. Diese Ausbeute, nebst den ihm nach seiner Rückkehr aus Wien von dem berühmten Orientalisten Sylvestre De Sacy, Professor der orientalischen Sprachen zu Paris, nach Landshut übersendeten arabischen und persischen Excerpten, schickte F. an die Akademie nach Kopenhagen als Ergänzungsprodukt."

Es läßt sich somit eindeutig Kopitars Priorität feststellen; bereits 1811 hatte er die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt auf die Einwanderung slawischer Völker in die Peloponnes gelenkt und auf das zahlreiche Vorkommen slawischer Ortsnamen in Griechenland hingewiesen. Leakes 1814 erscheinendes Reisewerk bekräftigte seine Entdeckungen, nachdem ihnen zuvor Hases Zustimmung nicht gefehlt hatten. Sie blieben freilich durch ihre an entlegener Stelle erfolgten Veröffentlichungen der gelehrten Welt so gut wie unbekannt, während Fallmerayers Thesen eine ganz andere Anteilnahme beschieden war. Kopitar lehnte sie entschieden ab; am 21. Januar 1836 schrieb er unter offensichtlichem Bezug auf Fallmerayers Erwiderung von 1835 an Grimm: „F. wird immer toller. Ich soll schließen wie ein Wahnsinniger. Sehen Sie doch nach, ob er mir nicht Unrecht tut“ und am 22. Mai desselben Jahres nochmals: „Auf F. Band 2 bin ich begierig. Er scheint mir ein wild gewordener Bulle“³⁶⁾.

Zweifelsohne wußte nun F. von Hase, er wird ja bei Kopitar als Autorität zitiert und seinem Anteil an Kopitars Ansichten, die ihm durchaus nicht behagten und ihn nicht dazu ermuntert haben, 1838 Hases persönliche Bekanntschaft zu machen. Als F. im Sommer 1838 von Genf aus, wo er Gast des Grafen Ostermann-Tolstoi gewesen, Paris aufsuchte, sah er zwar Hase in der Handschriftenabteilung, gab sich ihm aber nicht zu erkennen. Er schreibt hierüber in seinem Tagebuch:

„Am 15. Juni Vormittag auf der Eilpost nach Paris abgereist. Erster Platz mit Zehrung für 3 Tage kostete nur 65 Franken. Unerträgliche Gluthitze um Johanni auf einer Landpartie auf Schloß Ecouen und St. Denis mit Galitzin und Prof. Le Normand, Das Palais Royal seit 1814 wiedergesehen, das große Museum im Louvre fleißig besucht, item die neue Galerie in Versailles, Groß- und Klein Trianon, die Parks und Gärten, item St. Cloud, Schloß, Garten und Porzellan

³⁶⁾ Vasm er, Max: Bartholomäus Kopitars Briefwechsel mit Jacob Grimm. AbPreussAkadWiss, phil.-hist. Kl. 1938, S. 139, 148, 155. Laut Jagić, a.a.O. Anm. 28 S. 827 schrieb Vuk K. unterm 27. Juli 1830 über F. Bei Stojanović, Ljubomir: Vukova prepiska. Belgrad 1907, Bd. I, pp. XVII findet sich unter diesem Datum nichts, vermutlich weil der Brief, wie St. im Vorwort anzeigt, verlorengegangen ist.

Fabrik mit derselben Gesellschaft gesehen. Abendpromenade im Garten der Tuilerien und auf den Boulevards. Melancholischer Vergleich der Anwesenheit zu Paris anno 1814 und 1838. Damals jung und rüstig, jetzt bei mäßigem und sehr behutsamem Leben dennoch früh alt und exhaustis viribus. Das ungarische Proverb ist richtig, die Quelle versiegt, man mag schöpfen oder nicht. Auch auf den Montmartre wurde des schönen Panoramas wegen öfter hinaufgestiegen, aber ja kein Gelehrter besucht und keine Bibliothek angesehen. Nur auf der Manuscript Sammlung, wo H a s e präsidiert, wurde fleißig aber fruchtlos herumgesehen. Mit H a s e geredet, ohne zu sagen, wer man sei. Noch vor den Juli Fasten abgereist, voll Melancholie und auf demselben Wege über Nogent, Troyes, Bar-sur-Seine und Dijon nach Genf zurück."

Hase und Kopitar, beide kritische und gründliche Kenner der slawischen und griechisch-byzantinischen Welt, doch als ruhige Bibliothekare lauter Publizistik abhold, ohne Fallmerayers Temperament und politische Leidenschaft, hatten gar wohl den Unterschied zwischen dem antiken und neugriechischen Volk erkannt, hüteten sich aber von einer Ausrottung der alten Bewohner Griechenlands, der Lieblingsthese Fallmerayers, zu sprechen. Kein anderer als H. hat 1829 der Expedition scientifique de la Morée die Instruktion erteilt, auch den heutigen Bewohnern ihr Studium zu widmen und im Briefband des Jahres 1852 fand sich eine vom 16. Mai d. J. datierte, Trapezunt betreffende Anweisung für L a n g l o i s folgenden Wortlauts:

„D'après les relations des derniers voyageurs français, anglais et allemands on voit que la population grecque n'est pas entièrement éteinte. Il semble même que dans quelques unes de ces villes elle a conservé son organisation ecclésiastique.

1. Dans ce cas il faudrait voir à Samsoun (Amisus), Kérésoun (Cérasus), et surtout à Trébisonde, afin d'obtenir d'eux l'autorisation d'être admis dans les bibliothèques qui dépendent de leurs églises.

2. A Trébisonde, copier toutes les inscriptions helléniques et byzantines encadrées dans les anciens murs d'enceinte. Plusieurs de ces inscriptions, offrant des dates, sont d'une grande importance historique.

3. Visiter les monastères grecs aux environs de la même ville, notamment ceux de Souméla, de St. Georges et de St. Jean. Tous ces monastères possèdent des collections de manuscrits.

4. Faire les mêmes recherches à Gumuch-Khané' et à Baibourt où, à ce qu'on dit, s'est conservée une population grecque assez considérable.

On ne peut guère se flatter de rencontrer dans les bibliothèques des monastères et des églises des ouvrages classiques inédits, mais peut-être y trouverait-on des relations et des chroniques, dans le genre de celle de Panarétus, publiée par M. T a f e l, Francfort 1832, in 4^o. L'histoire des populations chrétiennes dans la petite Arménie par tout le moyen âge est si peu connue que m. L a n g l o i s rendrait un véritable service à la science s'il parvenait à découvrir un document semblable, à l'acquérir ou, du moins, à en obtenir une copie."

Hatte somit Hase seinen Jugendplan, den Orient zu bereisen, nie ausgeführt, anders als Fallmerayer, der sich in ihm insgesamt bald acht Jahre aufgehalten, so ist er doch unermüdlich tätig gewesen, die Erforschung der byzantinischen Welt zu betreiben, in Briefen, in Editionen, in Förderung der Herausgabe der Schriften ihrer Historiker, worin er Niebuhr tatkräftig unterstützte und in der Entsendung von Reisenden in von ihm selbst nie betretene Gegenden.

All sein Wirken vollzog sich in der Stille seiner Bibliothek und hatte, da ausschließlich der Vergangenheit zugewandt, wenig Berührung mit den Tagesgeschehnissen, so daß es nicht verwundern kann, wenn Hases Name allmählich in Vergessenheit geriet. Während noch L. von Sinner, der Freund Markus Josef Müllers während seines Aufenthaltes in Paris, ihm im 13. Bande der Encyclopédie des Gens du Monde (1840) eine schöne Würdigung widmet, was sich freilich auch aus Hases eigener Mitarbeit an diesem Werk erklärt, tut ihn Philippe Berger im J. 1894 im 19. Bande der Grande Encyclopédie p. 901 mit einer unbedeutenden Erwähnung ab.

1.

Landshut, den 1. Mai 1823.

Wohlgeborener, Hochgelehrter Herr Professor!

Die besondere Güte, mit der Sie mich, verehrtester Herr Professor, während meines Aufenthaltes in Paris beehrten und die bekannte Gefälligkeit, mit der Sie Gelehrte, die in ihren literarischen Interessen sich an Sie wenden durch die reichen Schätze der Königlichen Bibliothek unterstützen, geben mir die schmeichelnde Hoffnung für meinen Freund Herrn Fallmerayer, Professor an hiesiger Universität, eine Bitte an Sie wagen zu dürfen. Dieser Gelehrte arbeitet an der Beantwortung einer Preisfrage, die unlängst von der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Kopenhagen über das Kaisertum Trapezus gestellt wurde³⁷⁾. Obwohl er an hiesiger Bibliothek viele Quellen findet, die ihn nützlich sein können, entbehrt er doch sehr hart einige Notizen darüber, die nur zu Paris vorfindig sind.

Von den 38 Büchern des Nikephoras Gregoras nämlich, von denen die 24 ersten in zwei Folio Bänden zu Paris im vorigen Jahrhundert von Boivin mit Ducange's und anderer Noten begleitet, herausgegeben wurden, sollen

³⁷⁾ Die Bekanntmachung erfolgte im „Oversigt over det K. Danske Videnskabernes Selskabs Forhandlinger“ am 17. Mai 1822, S. 29: „Societas igitur Regia Scientiarum Hafniensis proemio proposito doctos invitat: Ut colligant atque concinent, quaecunque de imperio graeco Trapezuntico investigari queant, eiusdemque regni historiam a primordiis usque ad interitum eius (1204—1461), quoad fieri possit, exponant, tamque nummis quam aliis nonumentorum generibus illustrent“. Irrtümlich gibt F. auf S. 345 den 8. Febr. 1823 an.

die übrigen 14 Bücher noch ungedruckt in Codice Regio zu Paris sein, ferner sollen von diesen 14 Büchern acht einige historische Notizen über das Kaisertum Trapezus und unter anderen auch eine Beschreibung der Hauptstadt Trapezus — *elogium urbis Trapezuntis* — wie sich Ducange's Note ad. lib. V Nicephorae Gregorae pag. 91 B (zu finden Tome II p. 730 linea 11ma) ausdrückt, enthalten. Euer Wohlgeboren würden nun mir und dem genannten Gelehrten eine unschätzbare Gefälligkeit erweisen, wenn es Ihnen möglich wäre, das was die 8 letzten Bücher historischen Inhalts über besagte Materie enthalten, im Urtexte ausziehen zu lassen und uns hieher zu schicken. Die Kosten, die Euer Wohlgeboren darauf hätten, würden von Fallmerayer auf das gewissenhafteste ersetzt werden. Auch wünscht er zugleich zu erfahren, ob es nicht unter den späteren Münzen der Byzantiner einige noch nicht beschriebene gebe, die auf die Comnenische Regentenfamilie von Trapezus Bezug haben. Groß ist meine Bitte, aber groß ist auch mein Vertrauen auf Ihre aufopfernde Liebe, verehrtester Herr Professor. Sollte meine Bitte aber nicht erfüllt werden können, so würde ich mir doch schmeicheln, ein paar Zeilen von Ihrer Hand darüber zu erhalten. Indem ich sie darum inständig bitte und mich Ihrer ferneren Freundschaft und Wohlgewogenheit empfehle, verharr ich mit der ausgezeichnetsten Hochachtung

Euer Wohlgeboren untertänigster Diener
Joseph Allioli, außerordentlicher
Professor der biblisch-orientalischen Dialekte
an der hiesigen Universität.

2.

Landshut, den 12ten August 1823

Wohlgeborener, gelehrtester Herr Professor!

Sie werden das Briefchen erhalten haben, in welchem ich und Fallmerayer unseren innigen Dank für die außerordentliche Gefälligkeit abstatteten, mit welcher Sie uns über die noch ungedruckten Bücher des Nicephoras Gregoras mit solchem Aufwande von Geduld, Zeit und Gelehrsamkeit Notiz erteilen wollten. Es hat uns nun diese ganze beispiellose Gefälligkeit, die gewiß zu den seltneren Erscheinungen in der literarischen Welt gehört, schon ungemein überrascht, um wie viel mehr mußte dies Euer Wohlgeboren gütiges Schreiben tun, das ich vor einigen Tagen erhalten habe. Fallmerayer, den Sie dadurch ganz glücklich gemacht haben, wird Euer Wohlgeboren öffentlich dafür danken. Könnte ich doch auch meinen Dank werktätig bezeigen! Euer Wohlgeboren größter Schuldner sein, ist im Gegensatz des erwiesenen Dienstes unbedeutend; würde ich aber wagen meine unbedingte Bereitwilligkeit für jeden Ihrer Aufträge anzubieten, so würden Euer Wohlgeboren vielleicht lächeln und fragen, welche Dienste man doch in einem unbekanntem und vergeßenen Winkel Deutschlands zu leisten im Stande wäre? Ich vermag darum einstweilen nichts anderes, als Euer Wohlgeboren nebst der Versicherung meiner unbegrenzten Hochachtung, auch die meines innigsten, verbindlichsten Dankes zu bringen.

In meinen orientalischen Studien ist auf eine kleine Zeit Stillstand eingetreten, schon seit drei Monaten konnte ich nie mit Ernst daran sein, da mich den größten Teil meiner Zeit die hebräischen Altertümer in Anspruch nehmen, die meinen Sprachgegenständen noch zugeteilt wurden. Ich hoffe jedoch in den bald beginnen-

den zwei Ferienmonaten damit ins Reine zu kommen, und neueren Sprachen wieder mehr Zeit geben zu können. Die großen Orientalisten zu Paris, Herr von Sacy, Herr Langlès, Herr von Chezy, die sich würdigten an meine Wenigkeit sich noch zu erinnern, bitte ich von der unbegrenzten Hochachtung und Liebe zu versichern, womit ich die ausnehmenden Gefälligkeiten noch im Andenken trage, die sie mir bei meinem dortigen Aufenthalt erwiesen haben. Ist Herr Professor Schulz noch in Paris, so grüße ich ihn auf das herzlichste.

Somit verharre ich unter den nochmaligen Versicherungen der ausgezeichnetsten Hochachtung in Dankbarkeit

Euer Wohlgeboren ergebenster, verbindlichster Diener

J. Allioli

3.

Landshut, den 15. August 1823

Verehrtester Herr Professor!

Das Elogium urbis Trapezuntis habe ich durch Vermittlung des Herrn Allioli empfangen. Die Freude über diesen Fund und die Dankbarkeit gegen den Urheber desselben würde ich mich vergeblich mit Worten auszudrücken bemühen. Durch diese bis jetzt unbenützte und in Deutschland vielleicht gar nicht gekannte Schrift erhält vieles Schwankende in meiner Arbeit festere Basis, vieles Zweifelhafte wird klar und über das Ganze verbreitet sich doch ein wohlthätiges und nicht mehr gehofftes Licht. Der gute Erfolg meines Versuches ist jetzt um vieles wahrscheinlicher, als vorher. Ganz unbezweifelt aber würde er beinahe sein, wenn es möglich wäre, nur noch eine letzte Bitte erfüllt zu sehen, ohne mir den Vorwurf der Unbescheidenheit und des Mißbrauches Ihrer Güte zuzuziehen. Es betrifft diesmal freilich nicht ausschließlich griechische Schriften, sondern auch die Literatur zweier Völker, die vielleicht außerhalb der gewohnten Forschungen liegen. Allein bei der ausgebreiteten Gelehrsamkeit und seltenen Menschenfreundlichkeit, von denen ich die glänzendsten Belege in Händen habe, würden Sie vielleicht doch Mittel finden, das mühevollen Streben für Aufklärung der unbekannteren Geschichte der Groß-Kommenen aus Original Quellen auch durch diesen letzten gewichtvollen Beitrag zu unterstützen. Sollte Ihnen aber, verehrtester Herr Professor, die unterdessen eingetretene Ferienzeit oder die allenfallsige Abwesenheit des Konservators der orientalischen Manuscripte oder irgend ein anderer Umstand die Berücksichtigung meiner Bitten nicht erlauben, so setzen Sie doch gütigst meine ganz gewiß unbescheidene Zudringlichkeit ja doch nicht auf Mangel guter Lebensweise, sondern vielmehr auf den Drang der Umstände und auf die literarische Dürftigkeit unserer baierischen Bibliotheken, die mich nötigen zu dem Überflusse und zu der Gelehrsamkeit des Auslandes meine Zuflucht zu nehmen, um eine kleine historische Arbeit zu fertigen.

Leo Allatius: De consensu Ecclesiae Orientis et Occidentis pag. 1380 führt ein sehr interessantes Bruchstück, die Geschichte des letzten Kaisers von Trapezunt betreffend, aus einem griechisch geschriebenen Buche der letzten byzantinischen Zeiten an; der Titel des Buches heißt: Synopsis Historiarum Dorothei Metropolitae Monembasiensis. Venetiis 1631. Vielleicht ist dieses bei uns gänzlich unbekanntes Werk auf der königlichen Bibliothek, vielleicht liegt noch mancher Aufschluß über trapezuntische Geschichten darin verborgen, weil Dorotheus

in den letzten Zeiten der Paläologen schrieb, wo das Elend und der heranahende Fall den Sinn der constantinopolitanischen Höflinge auf das fürderhin von ihnen wenig geachtete Kaisertum der Großkommenen in Kolchis hinlenkte.

Über die ersten Jahre des 15. Saec., wo die Trapezunter mit Timur-beg in Berührung kamen, kann bei der Unvollständigkeit der Byzantiner Laonicus, Phranzes und Ducas nur aus zwei Werken Aufschluß erhalten werden, Werke, um die ich mich vergeblich in mehreren Bibliotheken und in den berühmtesten Buchhandlungen Deutschlands erkundigt habe. Das erste ist die spanische Reisebeschreibung des Ruy Gonzalez Clavigo, welcher um 1403 mit den Gesandten Timurs aus Castilla über Trebizonde nach Samarkand gegangen ist. Der vollständige Titel des Buches heißt: *Historia del gran Tamorlan; Itinerario y enarración del viage y relación de la embaxada que Ruy Gonzalez Clavigo le hizo por mandado del muy poderoso Señor Don Enrique el Tercero de Castilla, aufgelegt zu Sevilla 1555 und zu Madrid 1782.* Zu kaufen wird dieses seltene Werk in Paris ebenso wenig als in Deutschland sein, aber ohne Zweifel liegt ein Exemplar auf der K. Bibliothek. In der Biographie Universelle ist ausdrücklich bemerkt, daß in Clavigos Reisebericht auch eine Beschreibung des damaligen Zustandes von Natolien eingeflochten ist, in welcher Trapezus, wo er sich aufhielt und dessen Gebiet er, um nach Tauris zu kommen, durchzog, eine der vorzüglichsten Partien bilden muß. Diese Beschreibung Natoliens gälte ein zweites Elogium Trapezuntis! Der Name des damaligen Kaisers von Trebisonde, sein Lebensalter, seine Vorfahren in der Regierung, die Ausdehnung seiner Staaten und die politischen Verhältnisse derselben im allgemeinen können nur aus diesem Werke zu unserer Kunde kommen.

Das zweite Werk ist gleichfalls eine Geschichte Timur-begs, welche der Perser Scherif eddin' Ali aus Jesd etwa 1450 aus den Papieren der mongolischen Sekretäre in Timurs Hauptquartier gesammelt und herausgegeben hat. Wir haben zwar hier die französische Übersetzung des Herrn Petit de la Croix, Delft 1723, IV. Tome 12mo. Der Name Trebisonde erscheint darin zwar nur zweimal, allein Muratori hat Tome XXII pagina 797 *Scriptores Rerum Italicarum* einen Brief Timurs an den Kaiser Manuel von Constantinopel, in italienischer Sprache aufbewahrt, aus welchem nicht undeutlich hervorgeht, daß die Mongolen doch einige Zerwürfnisse mit dem Kaiser von Trebisonde hatten. Vielleicht findet sich dieser Brief im persischen Original? Die Übersetzung ist im Italienischen sehr unverständlich, besonders in den Eigennamen. Timur schreibt unter andern: *che per la briga che fu data ai nostri in Trebisonda, io son venuto in persona sopra la testa di Trebisonda.* Außerdem wären es nur wenige Stellen, die ich in der Ursprache zu besitzen wünschte. Nach Einteilung der französischen Übersetzung stehen sie sämtlich im Vten und VIten Buche:

A) Aus Buch V 1) Cap. 12, pag 253 von den Worten *Il arriva alors des ambassadeurs* bis zu den Worten *par le chemin de Trébisonde, fort contens des honneurs qu'ils ont reçus à sa cour.* Im Ganzen ungefähr acht Zeilen.

B) Aus Buch VI 1) Pag. 31 über die Lage der Provinz Hamid-Ili von den Worten: *il y dans la Province de Hamid-eili un lac* bis zu den Worten: *croyant y être en sûreté à cause de l'eau dont la place est entourée.* Ungefähr neun Zeilen.

2) Pag. 63 Von den Worten: *Cara Tartares est une nation* bis zu den Worten: *ils étoient au nombre de trente à quarante milles maisons* und dann nach einem kurzen Sprung von den Worten: *Comme personne* bis zum Satze *au moins qu'ils auroient dû l'être*.

Eiusdem liber VI cap. 4 pag 99 den Satz: *Que l'empereur de Constantinople (sic! Vielmehr Trébisonde) comme chrétien étoit sur le même pied que lui, et que lorsqu'il vint à la cour, il pouvoit avoir appris comme il avoit été traité et quelle graces il avoit reçues*.

Cap. 9 pag. 120 den Satz: *Timour donna le gouvernement de Bailcan, de Berdaa, de Ghendgeh, du païs d'Aran, de la terre d'Arménie, de la Georgie et de Trébisonde au Mirza Calil Sultan*.

Es existiert zu Paris auch ein Autographon von Abulfedas Geographie, von der wir leider hier nur die lateinische Übersetzung des *Reiske*³⁸⁾ (bei Büsching) haben. Einige auf das trapezuntische Reich Bezug habende Sätze würden meiner Arbeit zur besonderen Zierde gereichen, wenn ich sie in der Originalsprache anführen könnte. Sie stehen in der Büschingschen Geographie pagina 318 und sind folgenden Inhalts:

1) *Kastamunijah est capitalis Turcomanorum ... tres dies abest (a) Sinope*.

2) *Sinope est celebre emporium habet hortos innumerabiles*.

3) *Nostro tempore dominatur Samsuna e (vielleicht Sinope) aliquis de Posteris ol Barvanah, potens navibus, quibus praedatur et bellat per mare, neque fere potest mari quidem in ordinem cogi*.

4) *Samsun est emporium celebre navibus* bis zu den Worten *ad litus mari procurrit* (ungefähr 4 Zeilen).

5) *Tharabasun est emporium celebre. Plurimi eius incolae sunt al Lokzi (Λαζοί), ait Saidi filius. In eius austro orientali sunt montes Lokzorum, qui etiam montes linguarum appellantur, ob diversarum dialectorum in eo nationes. Tharabazun olim audiebat Tharabazondah, est in occidente Sochum, in oriente Samsun*.

Wenn Sie nun, verehrtester Herr Professor, der möglichen Hindernisse ungeachtet, über einen oder andern dieser angeführten Punkte irgend etwas auffinden, so bitte ich das Resultat an Herrn Allioli zu übersenden. Wenn mir Herr Allioli und mein Freund und ehemaliger Lehrer Herr Prof. Friedrich Ast nicht Hoffnung gemacht hätten, Sie würden mir meine Bitte verzeihen, hätte ich es freilich niemals wagen dürfen, ein solches Begehren an Sie zu stellen. Zu gleicher Zeit sehe

³⁸⁾ Johann Jakob R. (1716—1774), seit 1748 Professor des Arabischen an der Leipziger Universität, seit 1758 Rektor der Nikolaischule, gab u. a. heraus: *Abulfedae opus geographicum ex arabico latinum fecit J. J. Reiske*, in: *Magazin für die neuere Historie und Geographie*, hrsg. von Büsching. 4. Teil, Hamburg 1770 und 5. Teil 1771, S. 318 (die eingeklammerten Worte stehen im Text R. oder fehlen).

ich recht wohl ein, daß ich den Preis, im Falle ihn meine Arbeit gewinnt, vorzüglich den Lieferungen aus Paris zu verdanken habe.

Allioli und Ast³⁹⁾ lassen Ihre schönsten Empfehlungen melden.

Genehmigen Euer Wohlgeboren die Versicherungen
der vollendetsten Hochachtung Ihres dankschuldigen
J. Fallmeyer, Lehrers am Gymnasium zu
Landshut.

Nach dem Schlusse des Briefes stieß ich noch auf eine neue Schwierigkeit in den Schriften des Nikephoros Gregoras, dessen Lösung vielleicht die Pariser Handschriften möglich machen: Tome I, lib. XI, cap. 3, pag. 329 der Pariser Ausgabe des Nikephoros, steht: Basilius, Sohn und Nachfolger des trapezuntischen Kaisers Alexis II. habe eine Bastarde des jüngeren Andronicus, Eudocia mit Namen geheuratet!

Tom. II. lib. XIII, cap. XI, pag. 424 C schreibt der nämliche Nikephorus Gregoras Basilius habe Irene, eine unechte Tochter des jüngeren Andronicus, zu seiner Gemahlin erhalten. Da hier von einem und demselben Basilius die Rede ist, der nur ungefähr 3 Jahre den Thron besessen hat, so kann auch nur von einer unechten Tochter des Andronicus die Rede sein. Ducange in seiner Historia Fam. August. Byzant. pag. 193 ed. Paris geriet nach meiner Meinung in große Irrtümer, da er zwei Kaiser Basilius annimmt und dem ersten die Eudocia, dem zweiten aber Irene zur Gemahlin gibt⁴⁰⁾.

Ich möchte beinahe glauben, Nikephoros selbst habe sich geirrt oder vielmehr derjenige, welcher zu Constantinopel das Mss. copiert hat. Vielleicht ist irgend eine Variante vorhanden, wodurch meine vorläufige Annahme gerechtfertigt wird, daß auch in der ersten Stelle Εὐδοκία statt Εὐδοκία zu lesen sei.

Diese Bitte empfiehlt mit den übrigen noch einmal Ihrer Güte und Nachsicht

4.

Paris, den 30. September 1823

Monsieur Fallmeyer
Professeur au Gymnase Royal de

Landshut en Bavière.

Endlich antworte ich auf Ihren freundschaftlichen Brief vom 15. vorigen Monats, verehrtester Herr Professor, leider aber enthält diese meine Antwort zu meinem Bedauern wenig Erfreuliches, denn:

1. bin ich ausser Stande, Ihnen die spanische Reisebeschreibung des Ruy Gonzalez Clavigo zu verschaffen oder auszuschreiben. Zwar finde ich sie in den Katalogen unserer Bibliothek verzeichnet als in Sevilla 1582 Fol. herausgekommen, was also, wenn diese Einregistrierung richtig ist — was ich freilich nicht verbürgen kann — das Dasein dreier Auflagen oder Ausgaben bewiese:

³⁹⁾ Fr. Ast (1778—1841), Neuhumanist, seit 1805 Professor in Landshut, Lehrer F., s. Verf. in: Stolz Festschrift. Innsbruck 1951, S. 171 und den einzigen aus Paris geschriebenen Brief F. an Ast in: Mitt. d. Ver. f. Salzburger Landeskde. Bd. 93, 1953.

⁴⁰⁾ s. Geschichte des Kaiserthums von Trapezunt, S. 224—227 und ebd. S. 176—178.

Der ersten von Sevilla 1555, der von Madrid 1782, welche beide Sie anführen und der zweiten von Sevilla 1582, die unser Katalog angibt; aber wie dem auch sei, so ist unser Exemplar seit der Revolution, wie es scheint, ausgeliehen, man weiß nicht mehr an wen und längstens abhanden gekommen, bloß aus dem Katalog sehen wir, das es früher da war. Auf der Bibliothek des Instituts, die sonst an spanischen neueren Werken reich ist, habe ich es selbst umsonst gesucht, ebenso in einigen mit Reisebeschreibungen wohl versehenen hiesigen Privatbibliotheken suchen lassen und seit einigen Tagen, nach vielen vergeblichen Gängen und Nachfragen, fange ich an, an der Möglichkeit zu verzweifeln, uns den Gonzalez Clavigo in Paris zu verschaffen.

2. Die Synopsis historiarum Dorothei metropolitae Monembasiensis befindet sich auf unserer Bibliothek und zwar in drei Ausgaben, alle in 4^o:

a) die von Ihnen angeführte: Βιβλίον ιστορικὸν περιέχον ἐν συνόψει διαφόρους καὶ ἐξόχους ιστορίας, ἀρχόμενον ἀπὸ κτίσεως κόσμου μέχρι τῆς ἀλώσεως (sic!) Κωνσταντινουπόλεως καὶ ἐπέκεινα, συλλεχθὲν μὲν ἐκ διαφόρων ἀκριβῶν ιστοριῶν καὶ εἰς τὴν κοινὴν γλῶσσαν μεταγλωτισθὲν (sic) παρὰ τοῦ ἱεροτάτου μητροπολίτου Μονεμβασίας Κυρίου Δωροθέου • νεωστὶ δὲ τυπωθὲν μετὰ ἐξόδων τοῦ εὐγενεστάτου κυρίου Ἀποστόλου Τριγαῤῥὰ τοῦ ἐξ Ἰωαννήνων [sic!] καὶ Ἰωάννου Ἀντονίου τοῦ Ἰουλιανοῦ εἰς κοινὴν ὠφέλειαν.

Περιέχον καὶ πίνακα πλουσιώτατον πάντων τῶν ἀξιωματικῶν πραγμάτων.

Hier ein erbärmlicher Holzschnitt, vier Genien, in der Mitte ein rundes Schild, quer durchgespalten, in der oberen Hälfte ein einköpfiger Adler mit ausgebreiteten Flügeln, in der unteren ein Arm, ein Blumengefäß haltend: ἐνετίησιν. ἔτη [sic] Κυρίου / αχλά. Παρ' Ἰωάννη Ἀντονίῳ τῷ Ἰουλιανῷ.

b) die zweite: Βιβλίον ιστορικὸν περιέχον, wie oben, nur sind die beiden Fehler verbessert, also ἀλώσεως und μεταγλωττισθὲν und statt der Worte καὶ ἐπέκεινα liest man καὶ τῶν ἀκολούθων Σουλτάνων. Nach Δωροθέου aber fehlt alles, was die erste Ausgabe hat und an deren Stelle ist hier folgendes: Νῦν δὲ μετατυπωθὲν καὶ ἐπιμελῶς διορθωθὲν ἀψπε', ἐνετίησιν 1786. Παρὰ Νικολάῳ Γλυκεῖ τῷ ἐκ Ἰαννήνων.

Con licenza dei superiori e privilegio.

c) die dritte, bloßer Abdruck der vorigen, nur die Jahreszahl geändert ἀφρῆ. Ἐνετίησιν 1798. Aber in diesem Buche, welches eine ganz einfältige, in Griechenland sehr häufige und unter dem Namen ὁ χρονογράφος viel gelesene Chronik ist, kann ich, soviel ich auch darin suche, nur eine einzige Stelle über Trapezunt entdecken und diese Stelle ist wahrscheinlich die von Allatius angeführte. Ich sage wahrscheinlich, denn unser Exemplar des Allatius de perpetuo consensu etc. ist zu meinem großen Ärger auch ausgeliehen und ehe ich ein anderes aus einer anderen Bibliothek holen lasse, gehen wieder einige sächsische Fristen ins Land und verspäten meine Antwort über Gebühr. Diese Stelle also handelt von der Übergabe Trapezunts an die Türken und fängt in der Ausgabe von 1631 σελίδι φγγ' unten so an: Τῷ δὲ καιρῷ τοῦ πατριάρχου Ἰωσᾶφ ὑπῆγον ὁ αὐθέντης κατὰ τῆς Τραπεζοῦντος διὰ ξηρᾶς καὶ θαλάσσης, ἐβασίλευε δὲ τότε τὴν Τραπεζοῦντα κτλ.

Merkwürdig sind die italienischen Namen einiger der trapezuntischen Großen, welche bei der Übergabe mit dem Kaiser David von den Türken nach Kon-

stantinopel eingeschifft werden. Σελ φνδ' media: καὶ τοῦς ἤφερε [sie!] εἰς τὴν πόλιν τὸν καταβίτην [Casa Viti] . . . ὕλην τοῦ τὴν γενεάν, τὸν μέγαν μεζάζοντα τὸν Ἀχλαμοῦρσον κτλ.

Doch ist es unnötig durch Abschreibung der langen Stelle meinen Brief zu verlängern und zu verteuern, da ich nicht zweifle, daß das von Allatius angeführte Bruchstück gerade dieses ist. Aber worauf gründet sich Ihre Meinung, daß Dorotheus „in den letzten Zeiten der Paläologen schrieb?“ Allerdings kommen bei Charles: Bibl. graeca Vol. XI, pag. 478 media ein Dorotheus Monembasiensis, Hierosolymitani patriarchae episcopus vor, der in den Akten des Florentiner Konziliums erwähnt wird und also in der ersten Hälfte des XV. Jahrhunderts lebte. Jedoch ist sonderbar, daß dieser Dorotheus, der die Pariser Vereinigungsurkunde unterschrieb, sich in einem Buche, dem *χρονογράφος*, ziemlich antirömisch zeigt. Man könnte sagen, er habe wie manche andere griechischen Prälaten, die den Lateinern früher auch zustimmten, wieder umgesattelt als er nach Griechenland zurückkam. Aber bei Lequien: Oriens Christianus, T. II, col. 219 stehen die eigenen Worte dieses in Florenz unterschreibenden Bischofs und da heißt er: ὁ ταπεινὸς μετροπολίτης Μονεμβασίας Θεόδωρος.⁴¹⁾

Unter Dorotheus aber, den Verfasser des heutigen Volksbuches, des *χρονογράφος*, führt Lequien col. 222 an, aus der auch von Ihnen erwähnten Stelle des Allatius de perpetuo consensu sowie aus desselben Allatius Annotationes in Georgium Acropolitam IV et LXXIV „ubi litteris tantum inversis Theodoros dicitur“. Lequien sagt dazu: „Laudat et Beveregius in Pandect. can. pag. 42 B et 44 B.“ Dann spricht Lequien von dem Werke des Dorotheus, dem *χρονογράφος* mit der Bestimmung, daß es im Jahre der Welt 7099, Christi 1599 aufhöre und in diese Zeit setzt er den Dorotheus selbst, ich glaube mit vollkommenem Recht. Denn daß er in der 2. Hälfte des XVI. Jahrhunderts schrieb, geht aus mehreren Stellen seines Buches, die denn doch wohl nicht von späteren Herausgebern eingeschoben sind, aus seinem Stil und ganzen Wesen deutlich, wie es mir scheint, hervor.

3. Die von Ihnen, verehrtester Freund, aus der Urschrift Scheriff-Eddins und Abulfedas gewünschten Stellen hätten mir nur meine beiden Kollegen, die Herrn Langlois und de Sacy verschaffen können, aber letzterer ist bei den jetzigen Ferien auf Monate verreist. Herrn Langlois habe ich angesprochen, er hat mir die Sache nicht gerade abgeschlagen, er zieht sie aber in die Länge, und treiben kann ich den vielbeschäftigten Mann nicht, mit dem ich noch dazu, was Bibliothekssachen angeht, eigentlich in dem Verhältnis eines Untergeordneten zum Oberen stehe.

4. Bloß die Stellen des Nikephoros Gregoras konnte ich untersuchen und habe denn dieses auch, wie Sie leicht denken können, sogleich mit Feuereifer getan. Aber Codex Regius 1723 Fol. 457 recto giebt Εὐδοκία, ἡ νοθητοῦ und Cod. Reg. 1724 p. 88 imo τοῦ Παλαιολόγου θυγατέρα Εἰρήνην und p. 89 media ἡγημονίδος Εἰρήνης, gerade wie in der Ausgabe 329 D und 424 C und E. Und das 11. Buch Nikephors ist bei uns nur in dem Codex 1723, das 13. nur in dem Cod. 1724 erhalten.

⁴¹⁾ Theodoros scheint Verlesung zu sein, da nach Hefele-Leclercq: Histoire des Concils, T. VII, 2, 1916, p. 965 er sich in den Protokollen des Konzils von Florenz am 6. Juli 1439 mit Dositheos unterzeichnete.

Und so hätte ich denn wohl Ihre verschiedenen Fragepunkte beantwortet, verehrtester Freund, leider unvollständig genug. Möge Ihnen wenigstens die Länge dieses Briefes ein Beweis meines guten Willens sein und des herzlichen Anteils, den ich an Ihrer gelehrten Arbeit nehme. Vergessen Sie doch nicht, Crusius Turcograecia⁴²⁾ nachzuschlagen. Ich habe eine dunkle Erinnerung, daß des Chronographen Bericht von der Übergabe Trapezunts daraus geschöpft sein könnte, d. h. aus einer darin eingerückten griechischen Chronik oder daß dort wenigstens etwas Ähnliches stehe. Recht wohl hat mich der wohlwollende Gruß Herrn Prof. A s t s erfreut; vielleicht erinnert er sich noch meiner, ich kam nach J e n a als Student, kurz ehe er es verließ.

Es war eine schöne Zeit, ich habe sie nicht vergessen, so freudige Tage ich auch seitdem hier und in Italien verlebt habe. Erneuern Sie mein Andenken bei Herrn Prof. A l l i o l i, versäumen Sie ja nicht, mich von dem Fort- und Ausgang Ihres verdienstvollen Unternehmens zu benachrichtigen und genehmigen Sie die Versicherung meiner wahren Hochachtung und unwandelbaren Anhänglichkeit.

Ganz der Ihre
K. B. Hase

Auf diesen Brief antwortete Fallmerayer wie folgt:

5.

Landshut, 3. November 1823

Bei meiner Rückkehr von einem Streifzuge, den ich während der Ferienzeit nach I n n s b r u c k und T r i e n t unternahm, teils um Beute für mein Thema zu suchen, teils um die frische Alpenluft meiner heimatlichen Gebirge einzuatmen, fand ich, verehrtester Herr Professor, Ihr sehr gefälliges Schreiben vom 10. September zu Hause liegen. Meine Schuld ist durch dasselbe noch um vieles größer geworden, und ich kenne kein anderes Mittel, sie nach und nach wieder zu tilgen, als daß ich endlich einmal aufhöre Ansprüche auf Ihre Zeit und Gelehrsamkeit zu machen.

Das Nichtvorhandensein des Ruy Gonzalez ist freilich ein kleines Unglück für den Groß-Kommenen Alexius III. und für das Kapitel, wo von den Sitten und Gebräuchen der trapezuntischen Hauptstadt gehandelt werden soll. Unterdessen hab' ich früher schon einmal nach G ö t t i n g e n ⁴³⁾ geschrieben, wo dieses seltene Buch vielleicht aufzufinden ist; bisher ist aber noch keine Erwiderung auf mein Ansuchen eingegangen.

Über Dorotheus von M o n e m b a s i a war meine bisherige Meinung ganz irrig, da ich glaubte, er möchte etwa um die Zeit Amurat II. und Muhammed II. gelebt und nichts geschrieben haben als die Begebenheiten, welche sich unter der Regierung dieser berühmten Krieger im ganzen Umfang des byzantinischen Reiches zugetragen haben.

⁴²⁾ Martin C. 1526—1607, Humanist, nahm Interesse an den Schicksalen der zeitgenössischen Griechen, wofür seine Turcograecia, Basel 1584, Beweis ablegt. Über ihn und seine Zänkereien mit seinem Schüler Nicodeums Frischlin s. David Fr. S t r a u ß: N. Frischlin. Frankfurt 1856.

⁴³⁾ Der Brief an den Vorsteher der Göttinger Bibliothek ist von K r a g: „Aus Fallmerayer's Landshuter Zeit“ in den Silvae Monacenses. M ü n c h e n 1926, S. 38 ff gebracht worden. Es war damals Jakob G r i m m.

Das Wort *Κασαβίτης*, wovon derselbe Erwähnung tut, findet sich auch im 9. Buche des Laonicus, wo es aber durchgehends *Καβασίτης* oder *Καβαισίτης* geschrieben wird. Auch Crusius, bei welchem ich nicht ermangelt habe Rat zu holen, hat *Καβασίτης* und ich meinte daher, daß die Lesart des Dorotheus vielleicht nicht die richtige sein mag. *Καβασίτης* scheint eine Militärcharge gewesen zu sein und in der trapezuntischen Hofgeschichte etwa die nämliche Rolle gespielt zu haben, wie einst der *Μάγιστρος τῶν ἐν παλατίῳ τάξεων* oder der Kommandant der scholarischen Garden zu Byzanz vor der Revolution von 1185.

Bei Herrn Langlès bitte ich ja keine Erwähnung über meine erbetenen Auszüge aus Scherif-eddins Urschrift mehr zu tun, vielleicht vergißt er darauf. Es war auch in der Tat etwas unvorsichtig von meiner Seite, die Begehrlichkeit so weit auszudehnen.

Nach langem Nachschlagen und Vergleichen hab' ich endlich in der bewußten Stelle des Nikephoros *Ἐὐδοκίη ἡ νόθη* verdammt und dafür *Εἰρήνη* gesetzt, weil ich so viel gefunden, daß nur ein Basilius und dieser nur drei Jahre über Trapezunt regiert und in dieser kurzen Zeit eine Hetäre seiner byzantinischen Gemahlin vorgezogen hat.

Bis Anfang Dezember denke ich meine Arbeit zu vollenden und sofort nach Kopenhagen zu schicken, wo sie am 1. Jänner 1824 unfehlbar eintreffen muß. Sie mag ungefähr 40 eng beschriebene Foliobogen stark werden. Die kurze Zeit, welche für die Bearbeitung zugemessen wurde, hindert mich, die Feile anzulegen, und es ist deswegen nicht ohne Grund zu befürchten, daß man sie in Dänemark vielleicht weniger als mittelmäßig finden wird. Wie aber die Sache auch immer ausfallen mag, werde ich nicht ermangeln, Nachricht zu erteilen. Vor allem aber danke ich noch einmal verbindlichst für die große Mühe, mit welcher Sie, verehrtester Herr Professor, meine mühselige Untersuchung zu fördern die Gefälligkeit hatten.

Die bekannten Herrn von der Universität werde ich beim Eintreffen in Ihrem Namen freundlich begrüßen. Genehmigen Sie die Versicherung der aufrichtigsten Hochachtung, mit welcher ich mich zu nennen die Ehre habe

Ihren ergebensten und dankschuldigsten

J. P. Fallmeyer

6.

Landshut, den 27ten Februar 1825

Hochgeehrtester Herr Professor!

Mein Versuch einer Geschichte des Trapezuntischen Kaisertums hat den vollständigsten Erfolg gehabt, den man sich immer wünschen konnte. Die eingesandte Abhandlung wurde mit Auszeichnung gekrönt, wie mir Herr Oerstädte, Sekretär der k. Gesellschaft der Wissenschaften zu Kopenhagen, gegen das Ende des abgelaufenen Jahres durch ein sehr schmeichelhaftes Schreiben gemeldet hat. Da nun ein großer Anteil an diesem glücklichen Ereignisse den Excerpten gebührt, die Euer Wohlgeboren mit soviel Mühe und Zeitaufwand in Paris für mich zu fertigen die Gewogenheit hatten, so halte ich es schon aus diesem Grunde für eine Pflicht der Dankbarkeit zugleich mit dieser Nachricht eine kurze Übersicht der in der benannten Abhandlung aufgestellten Ideen der trapezunti(schen Geschichte zu) übersenden, wenn ich auch nicht voraus wüßte, daß Euer Wohlgeboren

als ein großer (Kenner der griechischen) Literatur jede auch noch so unbedeutende Erscheinung auf diesem Felde einiger Aufm(erksamkeit würdigt), sobald dadurch der Kreis der menschlichen Erkenntnis nur einigermaßen erwei(tert wird).

Die große Revolution von Konstantinopel im Jahre 1185 n. Chr. gebar das (trapezuntische Kaisertum). Das Haus der Komneni wurde damals gestürzt und durch die ochlokratische Regierung (von Konstantinopel) mit allen seinen Anhängern proscribiert. Die Südost Provinzen des Pontus Euxinus (erklärten Byzanz) die Revolution, bildeten die Vendée des Reiches von Byzanz und nahmen die Ko(mnemen) Alexis und David, die dem Gemetzel entkommen waren, mit großer Bereit(willigkeit auf. Trapezunt) mit seinem Gebiete war um diese Zeit, sowie Klein-Armenien, bereits über(getreten und im Aufruhr) zustande gegen den Hof von Konstantinopel und ergriff diese Gelegenheit mit Be(gierde unter) so preiswürdigen Vorwande als die Treue gegen eine gefallene Dynastie ist, seine (Unabhängigkeit) zu begründen, den alten Thron des pontischen Mithridates wieder aufzurichten. (Die) bedrängten Länder am Phasis, sowie das schöne Fürstentum Sinope, schlossen sich (der neuen Dy)nastie an. Von dieser Zeit an gab es zwei griechische Kaiserhöfe: den alten und leg(itimen zu Trapezunt und) den neuen und usurpatorischen zu Konstantinopel. Die Trümmer des alten Hofes des (komnenischen Hauses), die scholastischen Palastgarden und überhaupt alles, was mit den Ochlokraten (nicht verbunden) war, wanderte nach Trapezus aus. Es bestand also ein Reich von Emigranten.

Alexis, der älteste) der beiden Prinzen, residierte als βασιλεὺς zu Trapezus; David, der jüngere, als k(aiserlicher) Statthalter zu Sinope. Um 1204, als Konstantinopel durch die Abendländer erobert worden war und in Trümmer ging, besetzten die Ausgewanderten ganz Paphlagonien und Bithynien bis an den Sangaris, (drangen bis Nikodemia vor und drohten ganz Anatolien zu verschlingen. Theodor Lascaris von Nicäa und Ghiaβ-eddin-Kai-Chosru, Sultan von Ikonium, schlossen ein Schutz- und Trutzbündnis gegen die steigende Größe der Trapezuntier: ersterer griff am Propontis den David Comnenus, letzterer in den Stammländern von Trapezus selbst, Alexis den Kaiser an. Der Kampf dauerte mit abwechselndem Glücke bis gegen 1214, wo Laskaris alles Gebiet erobert hatte, was die Trapezuntier in Bythynien und Paphlagonien bis an das Promontorium von Carambis besaßen. Der Sultan von Ikonium aber Sinope erstürmte, bei dessen Verteidigung Alexis selbst erschlagen wurde. Dieser Alexis I. hatte Rang und Etiquette des kaiserlichen Hofes festgesetzt. Er nannte sich Alexis von Christus Gnaden, rechtgläubiger Kaiser und Selbstherrscher von ganz Anatolien, der Groß-Kommen. (Ἀλέξιος ἐν Χριστῷ τῷ Θεῷ πιστὸς βασιλεὺς καὶ αὐτοκράτωρ πάσης Ἀνατολῆς, ὁ Μέγας Κομνηνός.) (alte Inschrift). Die Namen seiner beiden nächsten Nachfolger können nicht ausgemittelt werden, wohl aber ihre Taten und der Gang ihrer Politik. In diese Zeit fällt der Bundesvertrag mit Ikonium, den Dschjelal-eddins Erscheinung aus den Morgenländern erschütterte, aber nach dem Verlust der Schlacht von Chalât, wo das trapezuntische Heer mit ihm gegen Ikonium focht, den Groß-Kommenen in eine sehr gefährvolle Lage gegen den Sultan versetzte, aus welcher er sich nur durch Hilfe der Mongolen an dem berühmten

Tage von Cou-Sada anno 1244 befreien konnte. Von da an blieb Trapezus im Bunde mit den Chanen von Tauris bis gegen 1306, wo bereits Verbindungen mit dem paläologischen Hofe von Konstantinopel und mit den Republiken Venedig (und Genua vorher) bereit waren. Um 1274 hatte Ἰωάννης Μέγα-Κομνηνός um 1298 Alexios II. den Thron bestiegen. Ihm folgte um 1320 sein fünfjähriger Sohn Basilius I., während dessen Minderjährigkeit Factionen Mit diesem Basilius erlosch anno 1340 die Groß-Komnenische Primogenitur. Ein nachgeborener Sohn Alexis II. wurde auf den Thron berufen, von seinem eigenen Sohn verdrängt und (umgebracht). Auf diese beide kam Alexis III. circa 1350, als Knabe von 8 Jahren. Gährungen und erbitterte (Kämpfe) zwischen der scholarischen oder trapezuntischen-byzantinischen Hof-faction und der uralte (Gegensatz zwischen der) trapezuntisch-iberischen Partei zerstörten Kraft und Wohlfahrt des Reiches. (Es nahm) Alexis seinen Sohn Manuel I. als Mitregenten auf und starb circa 1396. Manuel wurde (von den Mongolen überwunden), mußte Flotte und Landheer den Mongolen überlassen und focht in eigener Person (zu Anc)yra gegen Bajazet. Um 1404 war bereits Manuels Sohn Alexios IV. Mitregent und beim Tode seines Vaters Kaiser von Trapezus. Unter diesen drei letztgenannten Regenten (machte sich eine) Anzahl von den Dynasten der alt-trapezuntischen Länder vom kaiserlichen Hof unabhän-gig). (Die Turko)manen ängstigten das Reich. Alexios IV. wurde um 1447 von seinem Sohn und Mitregenten (Johannes) bei einem Aufruhr erschlagen. Die Osmanen werden furchtbar. Johannes zahlt ihnen (zwar Tribut, sucht sich) aber durch Stiftung der großen trapezuntisch-turkomanischen Koalition und durch (Bündnis mit den Abend)ländern vor der Übermacht Muhammets I. zu schirmen. Stirbt um 1457 mit (Hinterlassung eines) unmündigen Thronfolgers. Diesen verdrängt David, des vorigen Bruder und letzter Groß-(Komnen) von Trapezus. Im Jahre 1462⁴⁴⁾ geht die Hauptstadt mit dem ganzen Lande an die Türken über, nachdem es 276 Jahre lang unter 13 bis jetzt nachgewiesenen Regenten ein unabhängiges Reich gebildet hatte. Dieses sind die Hauptmomente über Entstehung, Fortdauer und Untergang des trapezuntischen Kaisertums, so wie ich sie nach sorgfältigem Forschen in den Original-Quellen aufstellen zu dürfen und beweisen zu können glaube. Freilich sind hie und da, besonders in der ersten Hälfte des 13. und 15. Jhr. noch einige bedeutende Lücken geblieben, um deren endliche Ausfüllung zu bewirken, wenn sie anders jemals möglich ist, ich durch beigelegtes Schreiben Herrn Cirbied ersucht habe, in den historischen Manuscripten der Armenier Nachforschungen anzustellen. Ich selbst werde wohl auch ohne Zweifel noch genötigt sein, im Laufe dieses Jahres noch Venedig zu besuchen, wo im Archive Handelstraktate zwischen Trapezus und der Signoria im Originale vorhanden sein sollen, nebst der ganzen Bibliothek des Kardinals Bessarion, eines Trapezuntiners von Geburt.

⁴⁴⁾ Vielmehr am 15. August 1461, s. Franz Babinger: Mehmed der Eroberer und seine Zeit. München 1953¹, S. 208, 246 Ende der Komnenenfamilie. Die als Büsserin verstorbene Kaiserin Helena besingen serbische Volkslieder, s. Camilla Lucerna: Die letzte Kaiserin von Tr. in der südslawischen Dichtung. Zur Kunde der Balkanhalbinsel. Sarajevo 1912.

Auf diese Weise mag es denn freilich geschehen, daß der Druck des Werkes kaum vor Eintritt des Herbstes beginnen kann. Es soll eine Prachtausgabe auf Velin in Quartform von ungefähr 40 Druckbogen werden. Das ganze will ich in vier Bücher teilen, wovon die drei ersten die politische Geschichte des Reiches, das vierte aber die geographischen, statistischen und ecclesiastischen Notizen enthalten soll. Dazu soll auch noch eine genealogische Tabelle des trapezuntischen Kaiserhauses, eine Landkarte nebst einigen Kupferstichen gefügt werden, um diesen interessanten Teil der griechischen Nationalgeschichte auf jede mögliche Weise zu beleuchten und zu vervollständigen.

R ü h s ⁴⁵⁾ in seiner Geschichte des Mittelalters zitiert ein Paris anno 1787 ⁸⁰ ged(rucktes Werk eines) Mr. Demetrius Comnène à Mr. Koch, worin der genannte französische Dragoner(hauptmann zu beweisen) sucht, daß er ein Abkömmling des trapezuntischen Kaiserhauses sei. Was m(ag Wahres an dieser) Behauptung sein? Mir scheint Demetrius kann nur von jener Seitenlinie des Komnenen ab(stammen, welche nach der) Einnahme von Konstantinopel durch M u h a m m e d II. von Pera nach Savoyen ausgewandert (und mit dem) trapezuntischen Hause nur weitläufig verwandt ist — vid. D u c a n g e p. 199 —. (Es führt Chardin ²⁾ Vol. I, p. 252 seiner Reise ins Morgenland folgende sehr merkwürdige St(elle an: „Le royaume d’Imirette) a longtemps tenu sous lui les Abcas, les Mingreliens et le peuple du Guriel, après qu’ils eurent (tous quatre ensemble secoué) le joug des empereurs de Constantinople premièrement, et puis des empereurs de Trébisonde, dont (l’histoire remarque qu’) ils se faisoient honneur du titre de Rois, du fleuve de Phase. Woher könnte etwa (Chardin diese) wichtig scheinende Notiz erhalten haben? Sollte der Zufall Euer Wohlgeboren auf der Pariser Bibli(othek) eine Aufklärung über diese Punkte zuführen, bitte ich mit aller Höflichkeit, zu ihrer früheren Güte (auch noch diese) Gefälligkeit hinzuzufügen, damit ich meine historischen Erfolge ja wohl ausschließend Ihren Talenten allein zu verdanken habe. Desgleichen könnte vielleicht auch P e y s s o n e l ⁴⁶⁾ in seinem Commerce de la Mer Noire T. II irgend eine Inschrift oder eine andere Nachricht über Alt-Trapezus enthalten. Ich fand dieses von Gibbon zitierte Buch in ganz Süddeutschland nirgends, selbst in Wien nicht, wo ich im vorigen Sommer war. Ebenso wenig auch konnte man mir auf der Wiener Hofbibliothek über ein griechisches Manuscript Auskunft geben, welches

⁴⁵⁾ Bei dem genannten R ü h s handelt es sich um dessen „Handbuch der Geschichte des Mittelalters. Berlin 1816, S. 131—132 handelt er hier die Geschichte von Trapezunt ab. Nach A. A. V a s i l i e v „The empire of Trebizond in history and literature“. Byzantion T. 15, Bruxelles 1940—41, p. 355 stellen seine wenigen Zeilen das früheste Beispiel einer Erwähnung des trapezuntischen Kaisertums in einem Geschichtshandbuch dar. Es bleibt merkwürdig, daß F. wie der Dänischen Gesellschaft der Wissenschaften das Werk von P. W. A f z e l i u s : Imperii Trapezuntini Historia. Dissertatio. Upsaliae 1826 völlig unbekannt geblieben ist; über sein Werk s. V a s i l i e v op. cit. p. 330, 331, doch ist der Titel unrichtig, richtig ist er wie angegeben.

⁴⁶⁾ Charles de Peyssonel (geb. 1727 in Marseille, gest. 1790 in Paris) schrieb u. a. Traité sur le commerce de la Mer Noire. Paris 1787. 2 Bde.

Leunclavius⁴⁷⁾ öfter unter dem Titel „Praetor Graeciae Historicus saeculi XIII“ in seiner türkischen Chronik anführt.

Ich schäme mich in der Tat über meine endlosen Anfragen und Zudringlichkeiten. Es ist nur das unbegrenzte und leider nur zu sehr mißbrauchte Vertrauen auf Ihre Nachsicht, daß ich es noch einmal gewagt habe, um Auflösung einiger zweifelhafter Punkte zu bitten.

Mit vollkommenster Hochachtung und Verehrung nenne ich mich
Euer Wohlgeboren
ergebenster und gehorsamster Diener Fallmerayer.

Beigelegtes Schreiben bitte ich Herrn Cirbied zu übergeben.

A Monsieur Monsieur K. B. Hase, Professeur de la Littérature grecque à la Bibliothèque du Roi, Membre de plusieurs sociétés savantes etc. etc.
Paris.

Der vorstehende Brief ist stark beschädigt, daher sind die in Klammern stehenden Worte mutmaßliche Ergänzungen des fehlenden Textes vom rechten Randviertel des ersten Blattes sowie vom rechten Viertel des zweiten, ausgenommen die Worte Chardins, welche nach der Amsterdamer ed. seiner „Voyage en Perse“. Amsterdam 1713 vorgenommen wurde.

7.

Paris, den 15. Mai 1825

A Monsieur Fallmerayer
Professeur au Gymnase Royal de
Landshut.
Membre de plusieurs Sociétés savantes.

Endlich, verehrtester Herr und Freund, muß ich Ihnen für Ihr wohlwollendes

⁴⁷⁾ Johannes Leunclavius (Löwenklau), (geb. 1541 zu Coesfeld in Westfalen, gest. Juni 1594 in Wien), s. Babinger, Franz: Herkunft und Jugend Hans Lewenklaws. Westf. Zeitschr. Bd. 98/99, 1949, S. 115, 120, 124; ders.: Joh. Lewenklaws Lebensende. Basler Zeitschr. f. Gesch. u. Altertumskde. Bd. 50, 1951, S. 14. Die türkische Chronik ist L. Neuwe Chronica Türkischer Nation, von Türken selbst beschrieben. Frankfurt 1590, die Verdeutschung der Annales Sultanorum Othmanidarum, a Turcis sua lingua scripti. Frankfurt 1588. Bei Babinger „L. Lebensende“ S. 8 u. 25 wird ein Druckprivileg Rudolfs II. vom 15. März 1593 für L. angeführt: Historia Turcograeca Praetoris Graeciae et Laonici Chalcocandilis Atheniensis. Über den Phasis sagt F. in seiner Geschichte S. 306: „Mit Ausnahme der Hülfe, welche die kolchische Lehen- und Soldmiliz im Kriege leistete, und des Titels eines Königs vom Phasisstrome, den nach Angabe alter Romane und Geschichten des Mittelalters die Groß-Comnenen zuweilen führten, haben diese letzteren aus dem Besitze jener Länder keinen wesentlichen Nutzen gezogen“.

Fallmerayer reiste 1826 nach Venedig. Baumgartner sagt hierüber im Tiroler Boten, Jhg. 1835, S. 68 „... Dieser selbst aber reiste eigends 1826 nach Venedig, um dort in der Bibliothek und Münzsammlung zu St. Marco allenfalls noch unentdeckte Quellen für sein Geschichtswerk ausfindig zu machen. Freundlichst unterstützt durch Sign. Abbate Bettio, entdeckte er hier auch wirklich die für trapezuntische Geschichte äußerst wichtigen Chroniken des Kardinals Bessarion, des Senators Recanati und des Michael Panaretos.

Schreiben danken, das ich Anfangs März erhielt und längst beantwortet haben würde, hätte ich nicht bis heute auf Herrn Cirbieds Brief gewartet, dem er den meinigen beizulegen versprach. Das armenische Schreiben ist aber auch jetzt noch nicht fertig, oder vielmehr noch gar nicht angefangen und soll wenigstens eine Verspätung nicht länger Veranlassung der andern werden.

Zuerst meinen herzlichen Glückwunsch zu dem gerechten Beifall, den Ihre Geschichte des Trapezuntischen Reiches bei der Kgl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Kopenhagen gefunden hat. Obschon ich nie daran zweifelte, daß der Fleiß, der kritische Scharfsinn und die Belesenheit, die ich schon aus Ihren Briefen an mich würdigen konnte, die verdiente Belohnung erhalten würden, so ist es doch immer angenehm bestätigt zu sehen, was man hofft und glaubt, zumal wenn die Erfüllung unserer Hoffnungen geliebten und geachteten Personen günstig ist. Was ich zur Erreichung Ihres Zweckes habe tun können, ist fast nichts, aber dennoch freut es mich, auch dieses wenige zu Ihrer trefflichen Arbeit beigetragen zu haben, über deren Wichtigkeit ich nun nach der mir gütigst mitgeteilten Übersicht sehr gut urteilen kann. Es ist die Geschichte des Unterganges des hellenischen Stammes in den von der Natur wohlverteidigten Ländern des Pontus; wo Ihre Abhandlung aufhört, beginnt eine zweite Epoche: allmähliche Vernichtung desselben Stammes im Norden des europäischen Griechenlands. Gott gebe, daß wir nicht eine dritte erleben, die Ausrottung der letzten Überbleibsel dieses Stammes in der eigentlichen Hellas: aber die Waffen entscheiden über die Welt und nicht Überlegenheit der Kultur, sondern Streitbarkeit und Sinnes-einheit erhalten die Völker.

Daß in der Geschichte des 13. und 14. Jahrhunderts noch einige Lücken geblieben sind, tut mir allerdings leid, doch wird darüber schwerlich durch Herrn Cirbied Auskunft zu erhalten sein. Dieser, selbst im Orient geboren (Edessa), ist im Armenisch Sprechen und Schreiben ein wohlgeübter, auch wissenschaftlich auf seine Art gebildeter Mann, aber europäischen Ansichten und unserer Philologie völlig fremd, der ohne Zweifel ein armenisches Hochzeitsgedicht fast aus dem Stegreif hochpoetisch, auch rein, dichten wird, aber wie ich aus meiner Unterredung mit ihm sehe, kaum begreift, was Sie eigentlich von ihm verlangen. Auf meine wiederholten Anfragen antwortet er immer: „Il n'y a rien, d'ailleurs nos chroniques sont d'un si mauvais goût et si mal écrites que je ne les lis pas, de peur de me gêner le style“. Wer Ihnen Auskunft geben könnte ist der scharfsinnige und gelehrte Saint-Martin⁴⁸⁾, Membre de l'Académie des Inscriptions et Belles Lettres, bibliothécaire de Sa Majesté à l'Arsenal etc. und wollen Sie an diesen schreiben — Lateinisch — und sparen Sie lobende Redensarten nicht, häufen Sie auch möglichst Ihre Titel unter Ihrer Unterschrift, so erbiere ich mich, Ihren Brief zu übergeben und unser Gesuch mündlich nach Kräften zu unterstützen.

Inwiefern dieser mit Geschäften und Arbeiten aller Art überhäufte Gelehrte, der neulich erst eine neue Ausgabe der bändereichen Historie du Bas-Empire von Lebeau begonnen hat, sich bereitwillig zeigen wird, Auszüge aus der Menge armenischer Handschriften zu machen, kann ich freilich nicht verbürgen, bitte

⁴⁸⁾ Saint-Martin (1791—1832), französischer Orientalist, seit 1824 Konservator an der Bibliothek des Arsens. Sein Hauptwerk sind die „Mémoires historiques et géographiques sur l'Arménie. Paris 1818.

Sie auch, wenn Sie an ihn schreiben, meiner gar nicht zu erwähnen, sonst wütet er gegen mich, daß ich ihm dieses Ansuchen zugezogen. Mündlich will ich, wie gesagt, tun so viel ich kann.

Rüh's Zitation ist unrichtig. M. Demetrius Comnène, vor kurzem erst hier gestorben, war ein italienischer Landstreicher aus der Gegend von Ajaccio, dem vor mehr als 60 Jahren in Paris einfiel, sich für einen Spartaner auszugeben — verzeihen Sie, ich schreibe dieses während der Sitzung der Akademie mit einer ganz erbärmlichen Feder. Nun hatte Graf Vergennes in Konstantinopel eine Griechin geheiratet, die, wie mir Villoison oft erzählte, ein Mittelwesen zwischen einem Waschweibe und einer öffentlichen Dirne gewesen war. Später wurde Vergennes Minister, um seine Frau am Hofe einzuführen, befahl er M. Cherin, généalogiste de S. M. Louis XVI., zu beweisen, sa Madame de Vergennes sei eine Muhme des Spartaners Z. Dieser — er bekam eine Pension — heiße Comnène III^{ème}, ein Sohn David's, des letzten Kaisers von Trapezus, sei aus Mahomet's II. Serail entsprungen, nach Maina gekommen und von ihm stammte der Spartaner und seine Muhme ab. Dieses nun hat M. Cherin in einer ganz unvernünftigen Schrift ausgeführt: „Généalogie de M. Demetrius Comnène, dernier rejeton de l'illustre famille des empereurs de Trébisonde. Paris 1787, 8“. Sie ist meistens aus dem Ihnen wahrscheinlich bekannten und etwas weniger albernem Buche gezogen: *le glorie cadute dell' antichissima famiglia Comnena, dell'abbate Don Lorenzo Minjacci, in Venezia 1663, Fol.⁴⁹*. In der Revolution geriet M. Comnène in großes Elend, bis er in den ersten Jahren des Kaisertums das Recht, sich seine Verwandte zu nennen, an Madame Junot, Duchesse d'Abbaranzes, die auch Ahnen suchte, für eine Pension verkaufte, die ihm die Herzogin auszahlte. Noch gab Koch 1809 sein *Tableau des révolutions de l'Europe* bei Schöll, 3. Bd. in 8^o heraus und sagte darin, das Geschlecht der Komnenen sei erloschen. Gegen diese Behauptung ließ der Spartaner — er selbst war außerstande etwas abzufassen — die „Lettres de M. Demetrius Comnène à M. Koch“ schreiben, worin die früher erwähnte Genealogie abgedruckt und mit einigen Albernheiten vermehrt ist; dieser Lettre aber erschien nicht 1787, sondern 1810 oder 1811, nichts davon ist historisch zu gebrauchen. In Peyssonel, dessen beide Teile so eben vor mir liegen, steht auch nicht ein Wort über das alte Trapezunt. Über das heutige Trapezunt sagt Peyssonel: *Traité sur le commerce de la Mer Noir, T. II. Paris 1787, p. 72* folgendes:

„Trébisonde est la ville la plus considérable qu'il y ait sur les bords de la Mer Noir; on y compte environ cent milles habitants, parmi lesquelles il y a près de dix milles Rayas, Grecs et Arméniens, les Juifs n'y sont pas soufferts. Elle est située dans un rade très grande et très mal sûr, dans laquelle il y a deux petits ports, l'un appelé Tscheumlektschei, contigu à la ville et l'autre nommé Cavata qui n'en est éloigné que d'une lieue. Les bâtiments peuvent hiverner dans l'un et dans l'autre, cependant, pour plus grande sûreté, ils vont chercher un abris à Platana, excellent port situé à 2 lieux au midi de Trébisonde.

⁴⁹) Der Titel des Werkes lautete nach A. A. Vasiliev, a.a.O. S. 323 und E. Le grand, *Bibliographie hellénique du 17^{ème} siècle*. Paris 1894. S. 151—184 vollständig so: Lorenzo Miniati: *Le glorie cadute dell'antichissima ed augustissima Famiglia Comnena*. In Venetia 1663.

La ville de Trébisonde était autrefois beaucoup plus florissante qu'elle n'est aujourd'hui. Les guerres intestines que l'ancienne querelle de la 25ième et de la 64ième compagnie des Janissaires a occasionnée, ont réduit cette ville dans l'état le plus déplorable ... En 1758 et 1759 le desordre s'est renouvelé plus que jamais, au point que le commerce de cette place a été totalement interrompu, les inhabitants n'osaient sortir de leurs maisons, l'herbe croissait dans les rues et dans les marchés et un très grand nombre d'habitants, surtout de Rayas, on été forcé d'abandonner la ville et d'aller chercher leur repos et leur sûreté à K a f f a et dans autres places.

Der darauffolgende Abschnitt p. 74: Commerce d'importation de Trébisonde enthält durchaus nichts über alte oder sogar neuere Geschichte und Erdbeschreibung.

Dies, verehrtester Herr und Freund, ist ja wohl alles, worüber sie Auskunft wünschten. Leider kann ich dies nur sehr unvollständig geben. Möge Ihre Reise nach V e n e d i g , wo jetzt Teutsche herrschen, reichere Ausbeute gewähren, als sie vor 40 Jahren hätten hoffen dürfen, wo die argwöhnische Signoria waltete. Erhalten Sie mir Ihr wohlwollendes Andenken und genehmigen Sie den Ausdruck meiner hohen Achtung, meines herzlichen Anteils an dem Erfolg Ihrer gelehrten Unternehmung und meiner unwandelbaren Anhänglichkeit.

Meine besten Empfehlungen an Herrn Prof. A s t , sowie an alle, die sich sonst meiner erinnern können, Herrn Prof. A l l i o l i nicht zu vergessen⁵⁰).

K. B. H a s e

Membre de l'Académie des Inscriptions et Belles-Lettres, Chevalier de plusieurs ordres etc. à la Bibliothèque du Roi, rue de R i c h e l i e u.

8.

Landshut, den 16. Juni 1825

Beigeschlossen übersende ich Ihnen, Hochwohlgeborner, Hochgeehrtester Herr und Freund, ein Schreiben, welches ich Ihrem gütigen Rat zufolge an Herrn S a i n t - M a r t i n in lateinischer Sprache mit der höflichen Bitte gefertigt habe, in gewissen armenischen Handschriften Data für die trapezuntische Geschichte aufzusuchen. Zugleich danke ich verbindlichst für den freundlichen Anteil, den Sie an meinem Erfolge zu nehmen die Güte haben, so wie für die erhaltene, gründliche und vollständige Aufklärung über P e y s s o n e l und D e m e t r i u s C o m n è n e , den Abenteurer. Über diese beiden Punkte Gewißheit erlangt zu haben ist für meine Zwecke von nicht geringerer Wichtigkeit als Nachrichten, die vielleicht aus den armenischen Schriften gezogen werden können. Leider aber kann ich die Besorgniß nicht unterdrücken, Herr S a i n t - M a r t i n werde bei aller Humanität, die ihn auszeichnet, doch wenig Geneigtheit haben können für einen fremden, unbekanntem Mann die vielleicht nur gar zu voluminösen Codices eines Gregoire E z e t z , G u i r a g o s de C a n t h z a g , T h o m a s de

⁵⁰) Laut Eintragung auf dem Briefumschlag antwortete F. auf den Brief Hases am 16. Juni. Der nun folgende Brief F. ist der Antwortbrief auf Hase's Schreiben.

Médshop und Varthan de Parthzert⁵¹⁾ mitten im Drange gelehrter Forschungen durchzulesen und auszuschreiben. Groß können die Auszüge zwar in keinem Falle werden, da der theologische Charakter jenes Zeitalters nur wenigen Geschichtsschreibern eine so kühle Seele gelassen hat, um dem Gange der politischen Weltbegebenheiten irgend mehr als eine flüchtige Aufmerksamkeit zu schenken. Zudem ist die Nüchternheit morgenländischer Chroniken — selbst die der größten Reiche nicht ausgenommen — ohnehin allgemein bekannt: was wird also von einem verhältnismäßig zu kleinem Reiche daselbst zu finden sein?

Das Lästige meines Gesuches besteht daher vorzüglich darin, daß aus dem Wüste und polemisch-theologischen Plunder über den „Ausgang des heiligen Geistes“ einige zerstreute Notizen zur Geschichte eines den Armeniern verhaßten Volksstammes zusammengelesen werden sollen. Und wenn ich nun dieser beinahe unerträglichen Schwierigkeiten ungeachtet doch etwas erziele, habe ich es zunächst Ihrer — ich darf wohl sagen grenzenlosen Güte und Teilnahme für mich und meinen historischen Versuch, zu danken; oder mit welchem andern Ausdrucke soll ich alle die Opfer bezeichnen, welche Sie durch Aufsuchung eines in unzähligen Handschriften vergrabenen Documents, durch Sichtung und Exzerpierung einer großen Anzahl Codices und seltener Bücher gebracht haben, um meinem ersten Eintritte in die gelehrte Republik die nötige Würde, Gediegenheit und Haltung zu verschaffen?

Möge ja doch ein wohlthätiger Genius das Herz des gelehrten Herrn Saint-Martin rühren. Denn kaum dürfte ich es wagen, ohne vorgehende Einsichtnahme der armenischen Scribenten eine Arbeit dem Drucke zu übergeben, in welcher einige einzige bessere Notiz, von einem späteren Schriftsteller aus besagten Werken entnommen, vielleicht manches kühne Raisonement, manches Corollar, manche müheselig begründete Äußerung mit einem Worte zu Schanden machen könnte.

Wenn man nämlich im 33ten Lebensjahr zu schreiben anfängt, muß man doch etwa behutsamer auftreten, als es gleich nach den Universitätsjahren zu geschehen pflegt. **Zudem weiß ich nicht, welcher Dämon mich rastlos fortreibt**

⁵¹⁾ Gregor Eretz ist der Fortsetzer des armenischen Geschichtsschreibers der Kreuzzüge, Matthäus von Urha (Edessa), der das Werk des M. bis zum J. 1136 fortführte. Cyriakus von Kanzag schrieb einen Abriß der armenischen Geschichte vom Jahre 300—1260. „In dieser Geschichte, sagt K. F. Neumann: Versuch einer Geschichte der armenischen Literatur. Leipzig 1836, S. 189, spricht Cyriakus ausführlich über die Araber, Mongolen und Türken. Seine Nachrichten über die Mongolen enthalten manches Neue. C. war, wie Wartan, selbst der mongolischen Sprache kundig ...“ Wartan, sagt Neumann a.a.O. S. 186, war geboren zu Parzerpert in Cilicien (gest. 1271). Er war sehr bewandert in allen Wissenschaften und vieler Sprachen, namentlich der griechischen, syrischen, hebräischen und mongolischen kundig ...“ Er schrieb eine Weltgeschichte. „Dieses Werk Wartans ist wahrscheinlich das wichtigste der ganzen armenischen Literatur.“ Über Thomas, Abt des Klosters Medsop, sagt N. a.a.O. S. 225: „Von ihm haben wir eine Geschichte Tamerlans, der zu seiner Zeit Armenien verwüstete; diesem, wie es scheint sehr wichtigen Werke, hat Thomas mehrere andere Denkwürdigkeiten der Geschichte Armeniens seiner Zeit bis zum Jahre 1447 hinzugefügt.“

καὶ κεντεῖ, um meiner Arbeit eine solche Vollendung zu geben, daß beim Erscheinen derselben billige Männer gezwungen sind einzugestehen, der Verfasser sei nicht εἰς τῶν πολλῶν der unzähligen deutschen Geschichtschreiber. Ja selbst der Name *Trabisonde* hat für meine Seele einen Zauber, dem ich alles zum Opfer bringen könnte. Morgen- und Abendland möchte ich durchwandern, um die geheimsten Spuren dieses mir teuer gewordenen Namens auszuspähen⁵²⁾. Von *Venedig* aus werde ich an den Senat von *Hydra* schreiben und ihn bitten, gewisse Diplome in dem trapzuntischen Kloster *St. Dionys* auf dem hl. Berg *Athos* kopieren zu lassen, es betreffe ja die Ehre eines hellenischen Volksstammes. Ich übe mich deswegen unablässig im Neugriechischen, Türkischen und Armenischen, um allenthalben mit gehöriger Gewandtheit und Sachkenntnis einzuschreiten, est enim, wie jener Römer sagt, tardi ingenii rivulos consecrari, fontes rerum non videre. Selbst im Georgischen habe ich mir einige Kenntnisse erworben, weil ich nicht alle Hoffnungen verlieren will, einst auch noch die Chroniken der Iberischen Klöster *M'zcheta* und *Gelathi* oder doch wenigstens König *Wachtangs*⁵³⁾ Kompilation aus denselben lesen zu können. Die Akademie von *St. Petersburg* wird vielleicht Rat schaffen. Unterdessen sollen diese weitaussehenden Pläne die Herausgabe des Werkes nicht verhindern, denn die *Hydrioten* haben jetzt wichtigere Dinge auszuführen, als auf dem hl. Berge Diplome zu kopieren, und bis man aus *Tiflis* über *St. Petersburg* Chroniken nach *Landshut* kommen läßt, mag noch manches Jahr verrinnen.

⁵²⁾ In den Fragmenten aus dem Orient. Stuttgart 1845, S. 293 nennt er es „Sehnsucht nach dem Land der wachen Träume aus der ersten Jugendzeit, nach dem fabelhaften *Panchaia* mit den fetten Triften“. „Ist die universelle Bedeutung des byzantinischen Staates, fragt er in den Originalfragmenten usw. *AbBayAkadWiss* 3, 3, 1843, S. 1, und die ewige unaustilgbare Idee, die ihm zugrunde liegt, nicht erst durch meine Sorge als constitives Element der menschlichen Geschichte und als integrierender Bestandteil der Weltökonomie zum Verständnis der abendländischen Völker gekommen?“

⁵³⁾ Über diese Chronik schrieb 1858 *Marie Ivanović Brosset* (1802—1880)

Histoire de la Géorgie depuis l'antiquité jusqu' au XIX^e siècle, traduite du Géorgien par *M. Brosset*. *St. Petersburg* 1858, vol. 7, p. XI—XL. Die Rolle *Thamars* (Königin von Iberien 1184—1213) ist f. auch noch in den Original-Fragmenten IV, 1, S. 70/71 unklar geblieben. Sie war mit den Komnenen verwandt, denn eine unbekannte Schwester des Bagratiden *Georgs III.* war die Frau des Kaisers *Andronikos* (1182—1185). *Georg* selbst hatte zwei Kinder: *Thamar* und *Rusudan*. In der georgischen Chronik des *Basili*: „Leben der Königin der Königinnen *Thamar*“ heißt es über diese Verwandtschaft: „Und einstmals kam zu ihm (König *Georg III.* 1156—1184) *Andronikus Komnenus*, der von Vaters Seite her ein Neffe des großen Kaisers *Manuel* und Königs über den gesamten Occident und Griechenland war, mit seinem Weib von blendender Schönheit und seinen wunderhübschen Kindern, die auch (König *Georgs*) Schwestersöhne waren. Er dankte Gott für die Gunst und *Georg* gewährte den Prinzen seiner hohen Geburt entsprechend Aufnahme, gab ihm so viele Städte und Festungen als nötig und wies ihm eine der seinigen be-

Nach der Venediger Reise soll der Druck sofort beginnen. Das Buch: *Histoire des débris des Armeniens et des Géorgiens, publiée par la voie de l'impression et aux fraix d'Eléazar Charmirian* ist wahrscheinlich in Paris gedruckt worden. Ob etwa nicht in demselben hie und da von Trapezus Erwähnung geschieht? Ich erinnere mich, irgend welche Bruchstücke aus diesem Buche gelesen zu haben, und zwar aus den Zeiten der ersten Hälfte des 13ten Jahrhunderts.

Daß wir hier in Baiern auch gar nichts besitzen und unsere gelehrten Arbeiten nur durch Hilfe und Beistand fremder Länder und Talente fertigen können!

Indem ich für alle bereits seit zwei Jahren erhaltene beneficia wiederholt meinen besten Dank abstatte, mich und mein opus Ihrer Freundschaft und Wohlwogenheit noch für die Zukunft anempfehle, bitte ich die Gefühle der ausgezeichnetsten Hochachtung und Verehrung zu genehmigen, mit welcher ich mich nenne

Euer Hochwohlgeboren
untertänigster J. Fallmeyer
Professor zu Landshut.

Die Herrn Professoren Ast und Allioli finden sich durch Ihre Erinnerung sehr geschmeichelt und beauftragen mich, ihre besten Empfehlungen anzumelden.

A Monsieur Monsieur K. B. Hase, Membre de l'Académie des Inscriptions et Belles-Lettres, Chevalier de plusieurs ordres etc.

à la Bibliothèque du Roi, rue de Richelieu
Paris

nachbarte Residenz zu." S. Prinz Kyrill Toumanoff: On the relationship between the founder of the empire of Trebizond and the georgian queen Tamar. *Speculum* Bd. 15, 1940, p. 299—312 nach: Pamjatniki vremeni Rustaveli. Leningrad 1939, weiterhin A. A. Vasiliev: The foundation of the Empire of Trebizond. Ebd. Bd. 11, 1936, p. 5. Bei ihrer Großtante wurden die Söhne Kaiser Manuels, Alexius und David, erzogen. Nach dem Falle Konstantinopels durch die Lateiner (1204) hielt Tamar die Gelegenheit für günstig, um den Angeli nach ihrem Falle das nahegelegene Trapezunt mit ganz Lazica zu entreißen. Gleichfalls hätte F. die armenische Geschichtsschreibung, wäre sie ihm damals nur besser zugänglich gewesen, manche Aufklärung bringen können, sowohl über die Staats- wie über die Kulturgeschichte. So findet sich e. g. bei Moses Kalankatvac'i im Leben des Ananias von Širak eine mitteilenswerte Stelle über das vorkommenische Trapezunt als Sitz der Gelehrsamkeit im 7. Jh.: „Tychikos (so erzählten Ananias in einer pontischen Hafenstadt Bekannte), der Lehrer von Byzanz, ist nahe bei uns am Gestade des Pontos in der Stadt, welche Trapizon heißt ... Wir sahen viele Reisende, die zu ihm gekommen waren wegen seiner gewaltigen Gelehrsamkeit ... Und hingehend fand ich diesen in der Märtyrerkapelle des hl. Eugenios ... Und er erzählte: Ich verweilte in meiner Jugend in der Stadt Trapizon am Hofe des Heerführers Johannes (= Johannes Mystakon, Feldherr in Lazika zwischen 578/591), indem ich Kriegsdienste leistete in Armenien und viele Zeiten blieb bis zum König Maurikios." S. J. Markwart: Übersetzung aus Moses Kalankatvac'i und der armenischen Chronik vom Jahre 686/7 bis zum Ende der Kaiserliste. In: Hippolytos Chronik. Die griechischen christlichen Schriftsteller der ersten drei Jahrhunderte. Bd. 36, 4. Leipzig 1929, S. 436 ff.

9.

Paris, den 29. November 1825

Endlich wieder ein Lebenszeichen, verehrtester Freund, als Antwort auf Ihren gütigen Brief vom 16. Junius, aber freilich ein nicht nur sehr spätes, sondern auch ein sehr unvollständiges. Ihr Schreiben an Herrn Saint-Martin, meinen Freund und Kollegen im Institut, habe ich sogleich besorgt, auch von Herrn Saint-Martin die Versicherung erhalten, er wolle die von Ihnen gewünschten — etwas weitläufigen und zeitraubenden Untersuchungen übernehmen. Aber obschon ich seitdem als ein wahrer ἐργαδιώκτης meinen gelehrten Freund so sehr geplagt habe als es die Verhältnisse nur immer erlauben, so habe ich doch den arbeitsamen und mit Geschäften jeder Art — er ist administrateur de la Bibliothèque de l'Arsenal — überhäuftten Mann bis heute noch zu keiner Antwort bringen können, weiß auch kaum, wann es mit den versprochenen Briefen zum Durchbruch kommen wird.

Da es nun also mit meiner Verwendung für meine Freunde bei anderen so erbärmlich geht, habe ich wenigstens selbst in meinem kleinen Bereich etwas tun wollen, um das einzige was ich kann, guten Willens zu erledigen. Sie erhalten deshalb hiebei zur Vervollständigung meiner früheren Nachrichten über den leichtfertigen trapezuntischen Prinzen die „lettres de M. Demetrius Comnène“ von welchem ich nicht ohne Schwierigkeit ein Exemplar aufgetrieben habe und es als Zeichen meiner herzlichen Achtung und Liebe gütigst von mir anzunehmen bitte. Ferner bin ich einem Exemplar der spanischen Reisebeschreibung des Ruy Gonzalez Clavigo auf die Spur gekommen, das Herr Etienne Quatremère, den Herr Prof. Allioli wohl kennen wird, neulich aus einer Versteigerung an sich gebracht hat. Melden Sie mir daher gefälligst, ob Sie bis jetzt dieses seltene Werk sich haben verschaffen können und ist dies nicht der Fall gewesen, so will ich Herrn Quatremère um Mitteilung des Reiseberichtes ansprechen. So ungern er sonst seine Bücher verleiht, so wird er doch, denke ich, bei mir eine Ausnahme machen, und ich lasse Ihnen dann die Stellenausschreibungen, welche Trapezunt betreffen.

Zur Übersendung dieses meines jetzigen Briefes werde ich die bewährte Güte des kgl. bayerischen Gesandten in Paris, des Herrn Grafen von Bray benützen, und da ich die Ehre habe, ihn persönlich zu kennen, ihn mündlich um schleunige Besorgung ersuchen. Zögern Sie nicht zu lange mit der Erscheinung Ihres Werkes — auch ohne die weit hergeholten Ergänzungen aus dem Armenischen, Georgischen, Türkischen und überhaupt dem verwirrten Orient, wird es jedem Geschichtsforscher und jedem Freunde der Wissenschaft ein willkommenes Geschenk sein.

Empfehlen Sie mich bestens den Herrn Prof. Ast und Allioli, deren persönlicher Bekanntschaft ich mich erfreue und genehmigen Sie die Versicherung meiner ausgezeichnetsten Hochachtung und Ergebenheit.

Herzlich der Ihre

K. B. H a s e

Schreiben Sie bloß auf die Briefe à la Bibliothèque du Roi, rue de Richelieu, à Paris, dies reicht vollkommen hin zu richtiger Besorgung, und setzen Sie nicht chargè dabei, sonst zwingt man mich, auf der grande poste persönlich zu erschei-

nen, um den Brief in Empfang zu nehmen, welches bei meinen vielen und verwickelten Geschäften ein nicht ganz unbedeutender Zeitverlust ist.

Eintrag Fallmerayer's auf dem Brief: „Am 12. desselben (sic!) Monats beantwortet.

10.

Landshut, den 13. Dezember 1825

Gestern erhielt ich Ihr sehr gütiges Schreiben samt den Lettres de M. Démetrius Comnène, mit welchen Sie, geehrtester Herr und Freund, unter dem 29. des vorigen Monats mich zu beehren die Güte hatten. Welchen Vorteil mir diese neue Wirkung Ihrer vortrefflichen Gesinnungen gewährt, welche neuen Wege zur Vervollständigung der bewußten Arbeit dadurch geöffnet werden, ist ohne Erinnerung klar, um von der Ehre, von einem berühmten Manne ein so seltenes Buch als Geschenk zu erhalten, nichts zu sagen.

Ein dankbares Gemüt erschöpft sich nicht in Worten, sondern sucht durch Tatsachen empfangenen Wohltaten zu begegnen. Wenn daher die Geschichte des trapezuntischen Reiches auch von gelehrten Männern als ein brauchbarer und willkommener Zuwachs zur historischen Literatur befunden wird, muß dieses der schönste Dank für den Anteil sein, den Sie nun über zwei Jahre lang an der Begründung derselben, nicht ohne große Aufopferung genommen haben.

Ruy Gonzalez Clavigo, den Ihre Sorgfalt nun auch in Paris entdeckt hat, ist mir im vorigen Winter von Göttingen geschickt worden. Er lieferte sehr interessante Notizen über Trapezunt. Was die Benützung der morgenländischen Historiker für meine Zwecke betrifft, bin ich ganz Ihrer Meinung. Ich habe mich endlich selbst überzeugt, wie so ganz unbrauchbar die verwirrten und nebelbildähnlichen Nachrichten aller semitischen Völker — so weit ich zu urteilen fähig bin — für eine kritische Ausarbeitung im Sinne der Europäer sind. In der so gerühmten Chronik der Türken Chodscha Efendi zu Wien fand ich nach unsäglich Mühe doch nichts, was eine solche Reise und soviel Kosten belohnt hätte. Ein für uns ungenießbarer Bombast von Worten — ohne Pragmatik, ohne Chronologie, ohne Eigennamen — verdient wahrlich nicht, daß man 100 Meilen macht und ein großes Geld verschleudert. Wird es in den armenischen Schriften wohl anders sein? Gewiß nicht! Ich wäre demnach vollständig zufrieden und unendlich dankbar, wenn Herr Saint-Martin die Gewogenheit hätte, mit Abbrechung der begonnenen Durchsicht dreier armenischer Geschichtschreiber, einzig nur die von mir auf einem besonderen Zettelchen im vorigen Sommer überschickte Stelle Haithon's von ungefähr sechs bis acht Zeilen ins Armenische zurückzuübersetzen, weil ich nicht ohne einigen Grund glaube, sie sei ursprünglich nicht richtig ins Latein übertragen worden. Alles übrige, was sich in armenischen Schriften finden könnte, wird wohl ein griechisches Manuscript zu Venedig vollständiger liefern. In dem Verzeichnisse der Manuscripte Bessariens und des Senators Recanati vom Jahre 1740 führt es sub numero 608 den Titel: Anonymi Historia Imperatorum Trapezuntinorum und beginnt mit folgenden Worten: ἤλθεν ὁ Μέγας Κομνηνός, ὁ Κύριος Ἀλέξιος . . .

Sobald die unvorhergesehenen Hindernisse, die meine Reise nach Italien im vorigen Sommer unmöglich machten, entfernt sind, werde ich eilen, um diesen köstlichen Schatz zu erheben. Dann sollen alle Chroniken des Orients nicht länger

mehr vermögend sein, den Druck meiner Schrift zu hemmen. Ein Exemplar davon wird wohl so glücklich sein dürfen, den leeren Platz der Lettres de Comnène in Paris auszufüllen.

Die Herrn Ast und Allioli waren sehr erfreut, von Ihnen Nachrichten zu erhalten. Ast ist beständig kränklich und seine berühmte Ausgabe der platonischen Werke nähert sich äußerst langsam ihrer Beendigung.

Genehmigen Sie die Versicherung der ausgezeichnetsten Hochachtung und Verehrung

Ihres ergebensten und dankbarsten
J. Ph. Fallmeyer.

11.

Innsbruck in Tirol, den 9ten Oktober 1827

Hochzuverehrender Herr und Freund!

Nach langjährigem Zögern hat endlich die Geschichte des Kaisertums von Trapezunt bei Anton Weber in München die Presse verlassen. Auf 47 Druckbogen liefert sie ein möglichst getreues und in allen Teilen ausgearbeitetes Gemälde über dieses bisher unbekanntes Reich, so daß nun die Stellung ausgemittelt ist, welche Volk, Kirche und Dynastie von Trapezunt in den Verzeichnissen der Schicksale des menschlichen Geschlechtes einzunehmen hat.

Zur Erlangung dieses günstigen Resultates haben neben jenen wichtigen Beiträgen, die ich durch Dero Sorgfalt und Mühe aus Paris erhielt, besonders einige griechische Manuscripte von S. Marco in Venedig große Dienste geleistet. Eine 20 Bogen lange Monographie der Stadt Trapezunt vom Cardinale Bessarion⁵⁴⁾ und eine Familienchronik der trapezuntischen Kaiser von Michael Panaretos, Geheimschreiber Johann Alexis III., verdienen hierunter primo loco genannt zu werden. Περὶ τῶν τῆς Τραπεζοῦντος βασιλέων τῶν Μεγάλων Κομνηνῶν • ὅπως καὶ πότε καὶ πόσον ἕκαστος ἐβασίλευσεν, heißt der Titel der eben angezogenen Hauschronik. Sie ist in der Mitte eines ziemlich dickleibigen Manuscriptes in Großoktav eingeschaltet und reicht von fol. 287 recto bis fol. 312 recto. Sie ist äußerst corrupt im trapezuntischen Griechisch geschrieben und als stilisti-

⁵⁴⁾ Bessarion, geb. um 1395 zu Trapezunt, gest. 1472 zu Ravenna. In den Fragmenten aus dem Orient, S. 50, zitiert F. seine „Lobrede auf Trapezunt“ aus einer Hdschr. der Marcus Bibliothek. Sp. Lampros gab 1916 die „Lobrede“ heraus in: Νέος ἐλληνομνήμων. Athen, p. 145—204.

Die ed. des Panaretos in den AbhBayAkadWiss, 4, 1, 1844, S. 10—40, Übersetzung und Anm. S. 41—108 nach einer von F. auf dem Athos gefundenen Hdschr. blieb seine einzige Leistung auf diesem Gebiet. Am 11. April 1847 besprach er mit seinem Freund Tafel (Gottlieb Lukas Friedrich, 1787—1860) den Plan, Dukas, Chalkokondylas und Phrantzes heerauszugeben; er vermerkt im Tagebuch: „Mit Tafel de edendis tribus ultimis scriptoribus rerum Byzantinarum, Dukas, Chalkokondylas und Phrantzes geredet“. Eine „Byzantinische Historie“ zu schreiben, wie er es laut Tagebucheintrag vom 19. Juli 1847 Graf Stürmer (1787—1863, damals österreichischer Internuntius in Konstantinopel) versprochen, blieb unerfüllt, wie er im August 1860 zum damaligen Eintrag vermerkt, „weil träge; Scheu vor einem opus de longue haleine“.

sche Komposition ohne allen Wert. Unterdessen war sie als das einzige von nun an bekannte Produkt der trapezuntischen Historiographie für meine Zwecke von unberechenbarem Vorteile.

Ein Exemplar auf Schreib-Velin, kartoniert, welches von München über Leipzig franco nach Paris abgegangen ist, bitte ich als einen leider nur geringen Beweis meiner Dankbarkeit für die gütigst geleistete Unterstützung anzunehmen. Nur muß ich gleich vorläufig bemerken, daß ein so berühmter Hellenist wie Hochdieselben an den häufigen Accentfehlern der griechischen Texte großes Ärgernis nehmen wird. Die Schuld liegt aber größtenteils in den Umständen, unter welchen der Druck vor sich gehen mußte. Typographische Diffikultäten gestatteten erst mit 21ten Juli d. J. den Anfang und in der ersten Hälfte Septembers mußte alles vollendet sein, weil ich indirecte als Bewerber um die vacante Lehrstelle der Allgemeinen Geschichte auf der Münchener Universität aufzutreten gesonnen bin. Nur Ein Mal konnte ich die Correcturbogen durchsehen, die Revision besorgte Dr. Wolf, der Buchdrucker selbst. Wenn daher e. g. (pag. 72) οὕτω • ἔθνεσι • ἐξουσιάζ. u. d. g. zu lesen ist, so bitte ich, diese Fehler nicht der Ignoranz des Verfassers zur Last zu legen. Die Wörter Κύρ und Κύρα welche in neugriechischen Büchern, wenn ich nicht irre Κύρ und Κύρα geschrieben sind, finden sich in meinem Tractate gewöhnlich Kῶρ und Kῶρα betont, weil ich sie in der zu Venedig gedruckten Chronik von Monembasia so gefunden habe. Ebenso ist es bekannt, daß die Neugriechen ὁ Πασιάς, τοῦ Πασιά und nicht Πασίας accentuieren, wie es in der Note pag. 279 der Abhandlung bezeichnet ist. Bei fehlerhaften Stellen dieser Art soll allenthalben ein (sic) eingeschaltet sein. So geht es eben, wenn Drucker und Verfasser Anfänger sind.

Mit vollkommenster Hochachtung und Verehrung
 Fallmerayer
 Professor der Geschichte am bayerischen Lyzeum zu
 Landshut.

12.

Paris, den 29. Junius 1828

Mehrere Monate erst nach Ihrem wohlwollenden Schreiben aus Innsbruck vom Oktober vorigen Jahres erhielt ich, verehrtester Herr und Freund, Ihre Geschichte des Kaisertums von Trapezunt, für welches Geschenk sowie für die nur zu gütige Erwähnung meiner S. XII der Vorrede ich Ihnen meinen besten Dank abstatte. Schon längst hätte ich diese Pflicht erfüllen sollen, ich wollte es aber nicht eher, bis ich die versprochene Anzeige Ihrer musterhaften Arbeit im Journal des Savans gemacht hätte. Dies hat leider erst vor kurzem geschehen können.

Mein Artikel, in welchem ich nach Kräften das Talent zu würdigen suche, mit dem Sie eine bedeutende Lücke in der Geschichte Vorderasiens ausgefüllt haben, ist beendet und befindet sich, von der Commission du Journal gebilligt, seit gestern in der Kgl. Druckerei⁵⁵⁾. Es wäre jedoch möglich, daß er nicht in dem fast

⁵⁵⁾ Das Exemplar der Besprechung Hases's im Journal des Savans befindet sich noch auf der Ansbacher Bibliothek. Am Schluß des Briefes der Vermerk Fallmerayers: „Erhalten den 8. Juli 1828, erledigt den 28. Februar 1829.“ Adresse:

schon geschlossenen Juniushaft, sondern erst in dem des Julius oder August abgedruckt würde. Sowie er erscheint, werde ich die Ehre haben, Ihnen das Heft durch irgendeine sichere Gelegenheit zukommen zu lassen und schreibe dann wieder. Vorläufig aber habe ich keinen Augenblick verlieren wollen, um Sie von dem zu benachrichtigen, was bis jetzt getan worden ist. Durch neue Aufschlüsse, kritischen Sinn und geistreiche Behandlung zeichnet sich Ihre Arbeit so vorteilhaft vor den meisten Geschichtswerken unserer Zeit aus, daß jeder Freund der Wissenschaft Sie auffordern muß, uns bald wieder mit ähnlichen Früchten Ihres gründlichen Studiums zu beschenken. Möchte doch die Lehrstelle der Allgemeinen Geschichte an der Münchener Universität, um die sie sich, wie sie schreiben, bewarben und auf welche gewiß niemand begründetere Ansprüche hat als Sie, Ihnen jetzt schon die verdiente Muße gewähren, welche zu baldiger Beendigung mehrerer solcher Arbeiten nötig ist.

Vor wenigen Wochen traf Herr Professor Neumann⁵⁶⁾, den Sie kennen, in Paris ein, zu meiner großen Freude, da ich mit ihm oft und viel von Ihnen sprechen kann. Auch er war in Venedig und hat dort, wie er mir sagte, die Palastchronik des ehrlichen Michael Panaretus gleichfalls abgeschrieben, die Abschrift aber in Deutschland gelassen. Ich habe in meinem Artikel gewagt, den Wunsch zu äußern, daß diese wichtige Urkunde bald gedruckt werden möge.

Monsieur F. Fallmerayer. Professeur d'histoire au Lycée Royale de Landshut.

Membre de plusieurs Sociétés Savantes etc. Landshut. Royaume de Bavière.

Die Besprechung erschien in der Oktobernummer des Journal des Savans. Hier sagt H. auf p. 592: „M. Fallmerayer apporte dans l'emploi des matériaux réunis avec tant de soin, une exactitude chronologique, une critique judicieuse, et un esprit de suite et d'observation à l'aide duquel il a obtenu des résultats très satisfaisants.“

⁵⁶⁾ Über Carl Friedrich Neumann, seit 1833 Professor der Allgemeinen Literärgeschichte, der chinesischen und armenischen Sprache an der Universität München, s. Reismüller, G.: Carl Friedrich Neumann. Seine Lern- und Wanderjahre, seine chinesische Büchersammlung in: Aufsätze zur Kultur- und Sprachgeschichte vornehmlich des Orients. Ernst Kuhn zum 70. Geburtstag. München 1916, S. 437 und bezüglich seiner Beziehungen zu Fallmerayer: Babinger, Franz: Fragmentistenbriefe in: Euphorion Bd. 26, 1925, S. 271 ff. Er befand sich seit Mai 1826 in Paris, wohin er sich begeben hatte, um bei Abel-Rémusat Chinesisch zu lernen und seine armenischen Studien bei Saint-Martin fortzusetzen; außerdem begann er bei Silvestre de Sacy das Persische. Deswegen und nicht etwaiger altphilologischer Studien halber hielt er sich in Paris auf. Im April 1829 ging er nach London, um dort die große Sammlung chinesischer Bücher der Asiatic Society und der Londoner Missionsgesellschaft kennen zu lernen. Im Sommer desselben Jahres segelte er dann auf dem Schiff des Captain Ward nach China, wo er sich ein Jahr in Kanton aufhielt und hier die große Sammlung chinesischer Schriften von insgesamt 6000 Bänden aufkaufte, von denen die Münchener Bibliothek 3500 Bände nach Reismüller erhielt. In späteren Jahren war er ein guter

Könnten Sie sich nicht mit Herrn von Niebuhr verständigen, um sie in einem Band seiner jetzt erscheinenden Byzantiner einzurücken?

Herr von Sacy, mein Kollege im Institut und in der École spéciale des langues orientales grüßt Sie freundlich. Wollen Sie nicht dem alten verdienten Manne, der ja doch bereitwillig genug war im Scheref-ed-din Ali den Schicksalen der Trapezuntier nachzuspüren, die Freude machen, ihm bei Gelegenheit ein Exemplar Ihres Werkes zukommen zu lassen? Das würde ihm nicht wenig schmeicheln. Er versteht sehr gut Deutsch und ist also im Stande, Ihre Arbeit zu würdigen, die ich oft in meinen Gesprächen mit ihm mit gebührenden Lob erwähne.

Bald also mehr. Empfehlen Sie mich, wenn ich bitten darf, meinem alten Universitätsbekannten, Herrn Prof. Ast, sowie Herrn Hofrat Thiersch und genehmigen Sie den nochmaligen Ausdruck meiner herzlichen Dankbarkeit, Freundschaft und Verehrung.

K. C. Hase

13.

Landshut, den 28. Februar 1829.

Mit großer Begierde nahm ich in München während der letzten Herbstferien das Junius-, Julius-, August- und Septemberheft des Journal des Savans zur Hand, weil ich immer glaubte, in einem derselben die wohlwollende und gelehrte Anzeige der Geschichte von Trapezunt zu erblicken, von welcher Sie, geehrtester Herr und Freund, in einem gütigen Schreiben vom 29. Junius verflossenen Jahres mir auf die freundschaftlichste Weise Kund gaben. Das letzte von mir eingesehene Heft hatte aber noch immer nichts, und ich muß wohl mit Recht befürchten, daß irgendein nachteiliges Zwischenverhältnis eingetreten sei und Ihren guten Willen gegen den Verfasser des Tractates umgestimmt habe. Vielleicht sind bei einer nachmaligen Durchsicht der Schrift so viele Mängel ans Licht gekommen, daß eine rühmende Anzeige nicht mehr schicklich gewesen wäre. Dieses wäre für mich und für die besagte Schrift ein großes Unglück, weil eine Zeile Lobes in einer Literatur-Zeitung von Paris und von der Hand des größten Hellenisten verfaßt, in Deutschland großes Aufsehen gemacht hätte. Die Anzeigen, welche während dieser Zeit im Norden und im Süden unseres Vaterlandes erschienen, waren ohne Ausnahme vorteilhaft, eine und andere sogar übermäßig lobspendend, ja sogar Exemplare haben sich die Redaktionen der Allgemeinen Literatur-Zeitung und des Conversationsblattes ausgebeten, um gleichfalls ihre Meinung öffentlich kundzutun, so daß im Allgemeinen über die günstige Aufnahme dieser Schrift in Deutschland nicht wohl gezweifelt werden kann. Um so mehr müßte ich mich grämen, wenn ich die Stimme des kompetentesten Richters nicht gewinnen könnte!

Freund F., dessen Tagebuch seiner oft erwähnt; gemeinsam gaben sie 1856 die Reisen des Bayern Johann Schiltberger heraus. Das Schicksal, das F. 5 Jahre nach vorliegendem Brief ereilen sollte, quieszieren zu müssen, war Neumann nach vierjähriger Tätigkeit an bayerischen Gymnasien bereits 1824 widerfahren und er mit einem Gehalt von 325 Talern jährlich zur Ruhe gesetzt worden. Auf Nebenerwerb angewiesen, hatte er sich literarisch-wissenschaftlichen Arbeiten ergeben und war hierbei auf die Idee verfallen, eine Geschichte des Orients zu schreiben, zu welchem Zweck er das Studium der oben genannten orientalischen Sprachen aufnahm.

An Herrn von Sacy⁵⁷⁾, ist noch im Monat Juli des verflommenen Jahres ein Exemplar, mit einem Schreiben begleitet, abgegangen und wohl lange schon am Orte seiner Bestimmung eingetroffen. Hätte ich es gewußt, daß dieser große Orientalist ebenso liebenswürdig und human in Beurteilung deutscher Geistesprodukte zu sein pflegt, wie der Verfasser und Herausgeber der schönen Vorrede zu Leo Diaconus im XI. Bande der zu Bonn erscheinenden Byzantiner, so würde ich gleich anfangs eine so angenehme Pflicht erfüllt haben. Gibt es in Paris sonst noch jemand, der eine solche Kleinigkeit nicht verschmähen wollte, bitte ich es mir nur mit zwei Worten eröffnen zu wollen.

In Betreff der kleinen Chronik des Michael Panaretos hat mir Herr von Niebuhr⁵⁸⁾ vor einigen Monaten selbst geschrieben, aber auf meine Entgegnung nichts mehr erwidert. Dagegen habe ich alles, was ich an griechischen Manuscripten über Trapezunt besitze, auf diesfalls ergangene Bitte von Herrn Prof. Tafel nach Tübingen geschickt, welcher inedita des Eustathius und nebenbei auch die Scriptorum Historiae Trapezuntinae herauszugeben Anstalten macht. Die schöne Copie des Nomophylax Eugenicus, welche Sie eigenhändig vor fünf Jahren auf der Bibliothek zu Paris für mich abgeschrieben, hat ihm vor allem großes Vergnügen gemacht⁵⁹⁾. Ich habe aber dabei nicht vergessen, meines Freundes und Wohltäters rühmlich und dankbar zu gedenken.

Herrn Prof. Neumann habe ich niemals gesehen, wohl aber bei Herrn Prof. Ast vor sechs Jahren seinen Namen gehört. Er ist, meine ich, Verfasser einer kleinen Commentation über die Gesetzgebung der Kretenser⁶⁰⁾ und reist gegenwärtig auf Kosten der k. Akademie der Wissenschaften, um die griechischen Manuscripte der Pariser und Londoner Bibliotheken einzusehen oder Lesearten für eine neue Ausgabe der Naturgeschichte des Plinius, welche Herr Thiersch besorgen will, zu sammeln.

Übrigens soll Herr Neumann sehr gelehrt sein.

Eine Geschichte der Revolutionen des Peleponnesus im Mittelalter, an der ich über vier Jahre arbeitete, habe ich dieser Tage der Hauptsache nach vollendet; es ist nur noch die letzte Feile, der Epilogus, die Vorrede und das Register übrig, mit welchen Dingen ich bis Ostern wohl leicht ins Reine zu kommen gedenke. Es mag das Ganze über 900 Seiten und folglich zwei Octav-Bände Druck geben. Es sucht dieser Tractat in seiner Hauptidee zu beweisen, daß die hellenische Population des Peleponnesus, welche in den ersten fünf Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung mit jedem Menschenalter abnahm, am Ende des sechsten und im Laufe des siebenten und achten Jahrhunderts im Innern gänzlich vertilgt und durch Slavenstämme ersetzt worden sei. Nur in

⁵⁷⁾ Der Brief Silvestre de Sacy's befindet sich noch in Ansbach; aus ihm geht hervor, daß F. mit Silvestre de Sacy korrespondiert und ihm ein Exemplar seines Werkes übersandt hatte. Sacy's kurzer Dankesbrief trägt das Datum vom 17. Juni 1829.

⁵⁸⁾ N. Schreiben abgedruckt bei Kraug, s. Anm. 43.

⁵⁹⁾ Die Ἐγκωμιαστικὴ ἔκφρασις des Johannes Eugenicus hat T. in der Tat in seinen „Eustathii Opuscula, p. 370—73, Frankfurt 1832, herausgegeben.

⁶⁰⁾ F. meint augenscheinlich Neumanns kleine Schrift: Über die Staatsverfassung der Florentiner. Übers. des Bruni. Frankfurt 1822.

einigen zwanzig Orten an der Südküste mochte sich das hellenische Element im strengsten Gegensatze mit dem slavischen behauptet haben. Der Beweis ist freilich nicht leicht zu führen, weil der ganze slavisierte Peloponnes, nachdem er zweihundertachtzehn Jahre vom Byzantinischen Reiche getrennt und heidnisch war, durch die konstantinopolitanischen Kriegsheere unterjocht wurde und mit der Religion nach und nach auch die Sprache seiner Besieger angenommen hat. Unterdessen sind Stellen, wie die hier angefügten, von einiger Bedeutung: Νῦν δὲ οὐδὲ ὄνομα ἐστὶν Πισατῶν καὶ Καυκόνων καὶ Πυλίων • ἅπαντα γὰρ ταῦτα Σκῦθαι νέμονται. Καὶ νῦν δὲ πᾶσαν ἤπειρον καὶ Ἑλλάδα σχεδὸν καὶ Πελοπόννησον καὶ Μακεδονίαν Σκῦθαι Σκλάβοι νέμονται.⁶¹⁾

Ἑλλάδα πᾶσαν καὶ ἑτέρας πόλεις τε καὶ φρούρια ἐξεπολιόρησαν καὶ ἀνδραποδίσαντο ἀπολλύντες ἅπαντα καὶ πυρπολοῦντες. Ἐσθλαβόθη δὲ πάσα ἡ Πελοπόννησος καὶ γέγονε βάρβαρος.⁶²⁾

Die Erklärung des neuen Landesnamens Morea und der rein slavischen Städte-, Dörfer-, Flecken- und Gebirgsbenennungen auf der ganzen Oberfläche des Eilandes sollte das Übrige tun, um mein Thema probabel zu machen. Den Einbruch (sic!) (durch ?) die Herrschaft der Franken, der katalonischen Abenteurer-Compagnie, der Türken und Venetianer auf Morea bis zur Vertreibung dieser letzteren soll etwa der zweite Band darstellen, so daß mit dem Jahre 1500 die Abhandlung sich schließen soll.

Wenn Sie etwa, edler Freund, irgend etwas besitzen sollten, was zur Aufhellung besonders der dunklen Periode von 746—1200 dienen könnte, so bitte ich nur um einen Teil der großmütigen Unterstützung, welche ich bei einer früheren Veranlassung mit so großem Erfolge erworben habe. In München getraue ich mir niemand zu belästigen; man ist nicht mittheilsam, nicht besonders gefällig und die Benützung der Centralbibliothek für einen nicht in der Residenz wohnenden und nicht mit dem Ratstitel bekleideten, wie man mir sagte, nicht mehr erlaubt. Besonders wünschte ich zu wissen und kann es bei meiner Bücherarmut nirgends erfahren: „Wer nach den Gesetzen des byzantinischen Reiches im 10. saeculo kriegspflichtig war?“ Dann, ob es wahr ist, daß auf einen κεντηνάριον χαράγματος 7200 νομίσματα, solidi oder Goldbyzantiner gingen von denen 300 Stück = 4000 livres sind? Wann hat William Gell⁶³⁾ Morea bereits? Und endlich, denn vor Ihnen darf ich meiner Unwissenheit mich nicht schämen, was heißt ἐχλώθησαν, welches Verbum ich im Panaretos lese und nicht zu erklären weiß und auch in keiner neugriechischen Grammatik finden kann.

⁶¹⁾ Epitomator des Strabo unter Basileios II. (Ende des 10. Jhr.), s. Geographi Graeci minores. T. 2 ed. Müller, p. 583, 574.

⁶²⁾ Konstantin Porphyrogennetos: De Thematibus ed. A. Pertusi. Rom 1952, 6, 35, p. 91. Der Anfang (Ἑλλάδα) nach Euagrius: Historia ecclesiastica VI, 10 21 ed. Bidez-Parmentier.

Ἐσθλαβόθη ist zu übersetzen „wurde versklavt“, s. Georgakas: Beiträge zur Deutung als slawisch erklärter Ortsnamen. BZ Bd. 41, 1941, S. 353/354, 374.

⁶³⁾ Sir William Gell (1777—1836), engl. Archaeologe, bereiste 1804—1806 Morea. Er verfaßte u. a. Itinerary of Greece. London 1810; Itinerary of the Morea. London 1817; Narrative of a Journey in the Morea. London 1823.

Werden Sie ja doch nicht unwillig über die Ignoranz und Unbeholfenheit Ihres aufrichtigsten und tiefsten Verehrers

F a l l m e r a y e r

Soeben lese ich in einem öffentlichen Blatte die Bestätigung, daß die Centralbibliothek in München länger als zwei Drittel des Jahres ganz geschlossen bleibt und nur wöchentlich drei Mal in bestimmten Monaten von Leuten, die in München wohnen oder charakterisierte Räte sind, zu benutzen ist. Man klagt viel. Zu dieser Beschränkung mag die unverzeihliche Bosheit der Studenten beigetragen haben, da sie häufig von den kostbarsten Büchern einzelne Blätter und Kupferstiche ausgeschnitten oder gar Bände entwendet und an Trödler verkauft haben. Auch scheint König L u d o v i c u s zu fürchten, seine Bayern möchten gar zu gelehrt werden. Ist aber noch keine große Gefahr!

Herr A s t habe ich in den Ferien nicht gesehen. Wir sind zwar sehr gut bekannt, aber von ihm einen Brief zu erhalten, gehört unter die Unmöglichkeiten. Herr T h i e r s c h ⁶⁴⁾ sagte mir schon früher selbst, daß er sich mit dem Studium der Byzantiner niemals beschäftigt habe.

Monsieur Monsieur C. B. H a s e, Membre de l'Académie des Inscriptions et Belles Lettres, Chevalier de la légion d'Honneur, de l'ordre de l'aigle rouge etc.
à la Bibliothèque du Roi

P a r i s

14.

Paris, den 16. März 1829.

Ihren gütigen Brief vom 28. vorigen Monats, verehrtester Herr und Freund, mahnt mich an eine liebe Pflicht. Schon längst hätte ich Ihnen das Oktoberheft des Journal des Savans zusenden wollen, in welches die Anzeige Ihres trefflichen Geschichtswerkes eingerückt worden ist; aber die erste Verspätung, die des Druckes, entstand daraus, daß ich im August und September, unsere Ferien benutzend, in der Gegend von Blois auf dem Lande wohnte und so abwesend, die Korrektur der vielen griechischen Worte nicht besorgen konnte, mit denen unsere Drucker, selbst in der Imprimerie Royale, sehr im Argen liegen. Sowie ich

⁶⁴⁾ Th. Bekanntschaft mit F. bestand demnach seit längerer Zeit. Nach W. J. Th i e r s c h: Friedrich Th. Leben. Leipzig u. Heidelberg 1866, Bd. 2, S. 6 reisten er und F. mit dem Grafen Ostermann-Tolstoj am 21. August aus München nach Triest; S. 52 heißt es sodann: . . . „Besonders der gute Prof. F. ist sehr schwermütig über die Aussicht, daß sie nun mit diesem alten Kriegsmann, welcher die Weihnachten zu Jerusalem feiern will, drei Monate in der Welt herumzigeunern sollen, wie er es nennt“. Über F. Theorie sagt Th. „Über die Sprache der Tsakonen. AbhBay-AkadWiss 1835, S. 574: „Der Schluß von der Erhaltung einer originellen, hochaltertümlichen Sprache auf die Erhaltung des Volkes, in dessen Mund sie zu uns gekommen ist, scheint ganz und gar sicher und nicht abzuweisen, mit Erlaubnis derjenigen sei es gesagt, welche auch im Peleponnes keinen echten griechischen Blutstropfen mehr anerkennen, und unter diesen meines würdigen und hochgeachteten Freundes Dr. Fallmerayer, im Fall er noch dieser Meinung sein sollte“. S. auch Hans L o e w e: Friedrich Thiersch und die griechische Frage. Programm des Maximilians-Gymnasiums München 1913, S. 76.

anfangs Oktober zurückkam, erschien der Artikel. Ehe ich jedoch ein besonderes Heft dieses Monats erhielt, verstrich wieder geraume Zeit und Ihr Schreiben kam an, als eben meine Sendung an Sie abgehen sollte. Empfangen Sie diese jetzt, bitte ich, mit Wohlwollen als einen Beweis der Achtung, die Ihnen als gründlichem Forscher, gelehrtem Philologen und ausgezeichnetem Schriftsteller gebührt.

Herr von Sacy dankt herzlich für das überschickte Exemplar. Könnten Sie eins an Monsieur de Saint-Martin, Membre de l'institut Royale de France, Bibliothécaire de l'Arsenal, Chevalier de l'Ordre de la légion d'honneur etc., meinen lieben Freund, gelangen lassen, so würden Sie auch diesen gelehrten Orientalisten, der besonders in der armenischen Literatur einheimisch ist wie niemand in Europa, die größte Freude machen. Mit Vergnügen sehe ich aus Ihrem Briefe, daß Sie an einer Geschichte der Revolutionen des Peleponnes im Mittelalter arbeiten. Das ist ein glücklich gewählter Gegenstand, zu einer Zeit, wo die Blicke von ganz Europa auf die endlich befreite Halbinsel gerichtet sind. Auch bin ich überzeugt von der Richtigkeit Ihrer Ansicht. Es ist freilich bequemer, Alltagsideen folgend, keine Unterbrechung zwischen Perikles und Kanaris anzunehmen und in den Räuberbanden der Manioten die alten Spartaner Zug für Zug wiederzuerkennen, aber bei näherer unbefangener Untersuchung, die sich nicht durch Wortgeklingel und Enthusiasmus verblüffen oder betören läßt, gestalten sich die Dinge anders und Konstantin Porphyrogennetos einfache Äußerungen reichen, dünkt mich, hin um zu beweisen, daß im 7. und 8. Jahrhundert die hellenische Bevölkerung des Peleponnes fast gänzlich verschwunden und durch slavische Ansiedler ersetzt wurde. Schon vor Monaten fand ich Gelegenheit diese Meinung auszusprechen, da ich als Secrétaire de la Commission de l'Institut pour diriger l'expédition envoyée en Morée, die von hier aus dorthin geschickten Zeichner, Geographen und Philologen, 17 an der Zahl, mit Instruktionen versehen mußte. In diesen habe ich unter anderen empfohlen, alles zu sammeln, was über jene, ehemals so zahlreiche, jetzt fast ganz wieder verschwundene slavische Bevölkerung des Peleponnes, denn die heutigen Albanesen in Achaja, Argolis und Arkadien sind ein anderer Stamm, Aufschluß geben könnte, und ich freue mich, daß wir beide, jeder auf seinem Wege, zu denselben Ergebnissen gekommen sind. Zur Aufklärung aber dieser dunkelen Zeiten von 746—1200 habe ich wenig mehr finden können als einzelne Angaben bei Theophanes und anderen Byzantinern. Was Pouqueville: Voyage de la Grèce, 2ième édition. Paris 1827 in 8°. Tomes 5 und 6 zusammengetragen, ist Ihnen ohne Zweifel bekannt, sowie für die unmittelbar folgende neugriechische Epoche „La Chronique de la Morée, publiée et traduite par Buchon in seiner großen Collection des Chroniques Nationales Françaises écrites en langue vulgaire du XIIIième au XVIième siècle. Auch würde ich raten, die Acta SS maxima der Bollandisten zu durchlaufen, wo manche wichtige Tatsache versteckt liegt.

Wer nach den Gesetzen des byzantinischen Reiches im 10. Jahrhundert wehrpflichtig war, ist schwer zu sagen; so viel ist gewiß, daß junge Leute zum Kriegsdienst ausgehoben wurden und noch gegen Ende des 8. Jahrhunderts scheint die Aushebung ἐκλογὴ geheißen zu haben. So lese ich in dem griechischen, größtenteils bis heute ungedruckten Texte der Vita S. Johannicii abbatis bei Surius: De probatis SS historiis. Tome VI. Coloniae Agrippinensis 1581 Fol. pag. 67, was da Lateinisch lautet: „Haberetur vero accuratus militum delectus iussu eius qui

nunc rerum potiebatur etc. in Cod. Reg. 1481 fol. 31v so Griechisch: Ἐκλογή δὲ πρὸς ἀκρίβειαν στρατιωτῶν προστάξει τοῦ τηλικαῦτα κρατοῦντος ἐγένετο. Τότε δὲ ὁ θαυμαστός οὗτος τῶ τῶν ἐξκουβιτόρων ἀν απογράφετο τάγματι.

Andere Stellen diese Aushebung betreffend stehen in den *Tacticis Leo's* und Konstantin Porphyrogennets, ferner empfehle ich Ihrer Aufmerksamkeit die Basiliken, wo sich vielleicht bestimmte Verfügungen darüber finden. Wie hätten auch, ohne ähnliche ἐκλογὰς kräftige und kriegslustige Kaiser wie Nikephoros Phokas, Zimiskes, Basilius II. so große Heere auf-treiben können? Doch schon damals scheinen die Griechen, etwa wie jetzt die Neapolitaner, kühn im Rauben oder auch in einzelnen Gefechten, aber höchst erbärmliche Soldaten gewesen zu sein und nicht Verweichlichung, wie man gewöhnlich schreibt und schreit, auch nicht Sittenlosigkeit — verglichen mit Aristophanes leichtfertigen und zügellosen Zeitgenossen waren die Byzantiner Tugendspiegel — sondern diese noch heute bestehende sonderbare Abneigung des ganzen Volkes für regelmäßigen Felddienst scheint mir die Hauptursache ihres Untergangs, so wie sie jetzt nach Berichten unserer Expedition das größte Hindernis der Wiederherstellung ist. Nikitas, Kolokotronis usw. Banden bilden zusammengerechnet eine Masse von mehreren tausend trefflicher, an Entbehrungen aller Art gewöhnter Schützen, aber weder unter diesen, schreibt man uns, noch unter den in dem größten Elend lebenden Bauern, geschweige denn unter den Städtebewohnern, ist es möglich, auch nur 200 Mann zusammenzubringen, die in regelmäßigem Dienste bleiben wollten; ganze Compagnien, heute eingeschrieben, auf französische Kosten bewaffnet, reichlich bezahlt und genährt, laufen in acht Tagen in Massen mit Sack und Pack davon und gehen in die Gebirge, wo sie auf eigene Faust plündern und hungern. Als Leibwache hat Kapodistrias einige Mannschaft um sich, meistens Europäer, so wie auch wohl vom 8. Jahrhundert abwärts, wo die lateinischen Provinzen verloren waren, der eigentliche Kern der byzantinischen Heere fränkische Abenteurer oder byzantinische Miettruppen sein mochten. Zur See ging es besser wie jetzt.

Was ἐχάωθησαν betrifft, so ist es wohl das leichteste, ἐχάθησαν zu lesen, von dem Mittel- und Neugriechischen χάζω oder χάνω quasi hians perdo. So wenigstens habe ich mir, die gewöhnlichere Form ἐχάθησαν vorziehend, in meinem Artikel S. 588 Note 1 zu vermuten erlaubt. Aber auch das seltenere ἐχάωθησαν kann verteidigt werden, wie ich dort nicht angeführt habe, um Weitläufigkeiten zu vermeiden; vergleiche Du Cange: Gloss. mediae graecitatis T. II, col 1730 sub voce χαοῦν = evertere, quasi in chaos convertere, ungefähr wie im Französischen abîmer gleichfalls für ruiner, perdre gebraucht wird. Bei Du Cange werden Sie so die Formen ἐχαοῦτο, τὰ χαωθέντα, περι, μετὰ finden und letzteres Wort ist bei Achmet Oneirokritikon cap. 215 zu setzen, wo ed. Rigaltius p. 189 — ich weiß nicht, ob auch in der neuesten Ausgabe — ἐχάθη ἢ ἐκαώθη steht. Richtig dagegen cap. 228 p. 201 ἐχάωσα und χαωθεῖς p. 191; s. auch Loray: Ἄτακτα, τομ. Ἄ ἐν Παρισίοις 1818 in 8^o p. 267. Ich glaube an die Ableitung von χάος, χάνω = ich verliere, Imperf. ἔχανα, Aorist, ἔχασα, Aorist I ἐχάθην.⁶⁵⁾

⁶⁵⁾ s. Geschichte des Kaiserthums von Trapezunt S. 104, wo die unrichtige Form steht.

Sir William Gell war 1807 und 1808 in Morea, wenn ich nicht irre. Leider gibt er in einem Itinerary of Greece. London, printed for Payne 1810 in 4^o, das ich selbst besitze, die Jahre soviel ich auch suche, nirgends an und seine eigentliche Reisenbeschreibung, in Oktav gedruckt, habe ich nicht zur Hand.

Bei dem beständigen Wechsel des Geldwertes unter den byzantinischen Kaisern und noch mehr bei meiner eigenen Unbeholfenheit in Rechnungen, weiß ich über den Gehalt der *κεντηνάρια* wenig mehr zu bestimmen als wie Sie selbst angeben. Das von Montfaucon bekannt gemachte Rationarum Alexii imperatoris haben Sie ohne Zweifel nachgeschlagen.

Doch ist es Zeit, diesen endlosen Brief zu endigen, dem ich fugam vacui mein eigenes Bildnis beifüge. Möge es Sie zuweilen an einen Freund erinnern, den Sie immer durch Ihre gütigen Mitteilungen die größte Freude machen werden. Fahren Sie fort das Feld der Geschichte durch Ihre gehaltreichen Werke zu bereichern und genehmigen Sie den Ausdruck meiner Verehrung und unwandelbaren Anhänglichkeit.

Tausend freundliche Grüße an Herr Prof. Ast

K. B. Hase

Am Rande des Briefes findet sich folgender Vermerk F.: „Reçu le 25 May 1829, repondu le 19 Juin 1829.“

15.

Landshut, den 18. Juni 1829

Am 25. des vorigen Monats habe ich das Oktoberheft vom Journal des Savans mit der sehr willkommenen Beilage erhalten, mit welcher Sie, geehrtester Herr und Freund, die gelehrte Beurteilung der Geschichte von Trapezunt zu begleiten die Güte hatten. Wenn ich bei mir selbst überdenke, was Sie seit 6 Jahren für mich und mein literarisches Fortkommen getan, welche Mühe und Zeitverschwendung ich Ihnen durch meine endlosen Fragen und Bitten verursacht habe und welche großen Teile meiner Erfolge ich geradezu Ihnen schuldig bin, so weiß ich für wahr nicht, wie ich die Summe einer solchen Schuld tilgen soll ...
σέο δ' οὐκ ἐπιλήσομαι, ὄφρ' ἂν ἔγωγε ζωῶσι μετέω καὶ μοι φίλα γούνατ' ὀρώρη.

Das interessante Bild habe ich in einen goldenen Rahmen eingefügt, welchen ich schon seit vielen Jahren unbenutzt im Schrank hatte, aus Mangel eines würdigen Gegenstandes. Jedoch leuchtet aus dem Bilde wohl Ihr Geist, nicht aber, wie mir scheint, Ihre Güte und Ihre Menschlichkeit hervor. Und wenn ich diese letzteren nicht in so vielfacher Weise erfahren hätte, würde ich immer glauben, Sie wären ein Mann, der mit seinem überwiegendem Maße von Gelehrsamkeit, Geist und Witz andere schonungslos zermalmt. Aber jedermann weiß, daß Sie ebenso gelehrt als anspruchslos sind und Ihren Ruhm nicht in Vernichtung der Schwächeren suchen. Wie leicht wäre es gewesen, die vielen Fehler und Übersehen meiner Schrift in einer recht auffallenden Weise hervorzuheben, zu beleuchten und Lesern, welche nicht selbst prüfen, die Meinung einzufloßen, diese Schrift verdiene das günstige Urteil nicht, welches die Akademie in Kopenhagen gefällt hat. Unbegreiflich ist es freilich, wie man *ἐσχυρώθησαν* übersehen konnte. Ich gestehe aber aufrichtig, daß ich diesen Fehler beim Kopieren des Manuscripts in Venedig allerdings bemerkt, zugleich aber auch gemeint habe, daß neben

σχοτόνω auch die Form σχυτόνω im Neugriechischen existiere. Ebenso unverzeihlich ist meine Erklärung des Wortes πρωτοστράτωρ; mich hat aber der Umstand verführt, daß ein genuesischer Schiffspatron am Vorabend einer Expedition zur See diese Würde erhalten hat. Man soll aber auch kein Wort niederschreiben, ohne es sorgfältig geprüft und von allen Seiten gründlich beleuchtet zu haben. Bei Herausgabe einer zweiten Schrift hoffe ich etwas weniger unbeholfen und einfältig zu sein, besonders aber die griechischen Texte genauer zu sichten und überhaupt entschiedener und gewandter aufzutreten als das erste Mal. Nebenbei studiere ich fleißig Neugriechisch und lese mit besonderer Sorgfalt die philosophisch-historischen Anmerkungen zum 11. Bande der Byzantiner (Bonnae 1828), in welchem ein Schatz von Gelehrsamkeit niedergelegt ist. In Bayern, wo ein novus homo besonders schwierigen Stand hat, weil einige Männer die Gelehrsamkeit als Monopol für sich selbst und ihre Jünger betreiben wollen, haben Ihre gelehrte Beurteilung meiner Arbeit in einem Pariser Journal, so wie im vorigen Jahr die Kritik des Herrn Hofrats Schlosser⁶⁶⁾ in Heidelberg, eine so vorteilhafte Erschütterung hervorgebracht, daß man jetzt ernstlich, obwohl ungerne, mit meiner Versetzung an die Universität nach Würzburg sich zubeschäftigen scheint: αἰδέοντας Τρῶας.

Schon vor längerer Zeit hat mir Hr. v. Schenk⁶⁷⁾ eigenhändig einiges Verbindliche geschrieben, zugleich aber auch seiner Mißbilligung über den anti-

⁶⁶⁾ F. Chr. Schl., Prof. der Geschichte zu Heidelberg (1776—1861), bekannt durch seine „Weltgeschichte“ Frankfurt 1815—41 und Geschichte der bilderstürmenden Kaiser. Heidelberg 1812. Auch er war Hases Korrespondent. Besprechung des Kaisertums von Tr. erfolgte in den „Heidelberger Jahrbüchern. Jhg. 1828. S. 465—474.

⁶⁷⁾ Die angeführten Worte dürften aus dem Antwortbrief von Schenks auf Fallmerayer's Begleitschreiben vom 28. September 1827 gelegentlich seiner Übersendung der Geschichte von Trapezunt an ebendenselben stammen. Dieser und der folgende Brief vom 3. Jänner 1828 abgedruckt bei Babinger: Fallmerayeriana. Ungedruckte Briefe des Fragmentisten. Das Bayerland 1919/1920, S. 364 ff.

Die eingeklammerten Worte sind Ergänzungen, da die Briefseite an der Stelle ausgerissen ist.

Eduard von Schenk war später Generalkommissar in Regensburg. Am 10. 6. 1788 zu Düsseldorf geboren, bezog er durch Michael Sailer vorbereitet 1806 die Universität Landshut, an der er von 1806—1811 Rechtswissenschaften studierte. Er promovierte 1812 mit der These „Das Recht der Dos vor Justinian, worin er den Standpunkt vertrat, daß die Kirche dem Staat nicht untertan sein könne. 1818 wurde Geheimsekretär im Justizministerium, 1823 Generalsekretär im Justizdepartement. Beim Regierungsantritt König Ludwigs I. wurde er durch Grafen Armansperg als Leiter für Kirche und Unterricht in das Kultusministerium berufen. Er trat auch als dramatischer Dichter hervor und sein „Belisar“ vermochte sich ein Menschenalter auf den deutschen Bühnen zu halten. Über eine seiner Schöpfungen „Canovas Tod“ urteilt Goethe — Goethes Gespräche, hersg. von Woldemar Freiherrn von Biedermann, Leipzig 1899, Bd. IV, S. 283 — „Es ist kein Funken echten poetischen Geistes darinnen, nur Rhetorik,

religiösen Geist nicht verhehlt, der in der besagten Schrift „zum Leidwesen der Bessergesinnten“ vorherrschend sei. Wenn ich der geschehenen Zusicherung zufolge wirklich auf eine Hochschule versetzt werde, so werde ich auch dieses beneficium Ihrer literarischen Patrocinauz verdanken: tuo ego beneficio vivo.

Daß neben der reineren Form $\epsilon\chi\acute{\alpha}\theta\eta\sigma\alpha\nu$ doch auch $\epsilon\chi\alpha\acute{\omega}\theta\eta\sigma\alpha\nu$ verteidigt werden kann, bin ich herzlich froh, weil ich bei der Übersetzung dieses Wortes in Panaretos Chronik unwillkürlich an das Wort Chaos gedacht und daraus ein Verbum $\chi\alpha\acute{\omega}$ gebildet habe, um $\epsilon\chi\alpha\acute{\omega}\theta\eta\sigma\alpha\nu$ zu erhalten, welches aber freilich in Riemers Griechischem Lexikon nicht gefunden wird. Ducanges Glossen besitzen wir in Landshut leider nicht. Pouqueville's Voyage und die Chronique de la Morée ed. Buchon habe ich fleißig gelesen und benützt, auch die Bollandisten — Acta Sanctorum bis einschließlich Junius durchlaufen, so lange die große Bibliothek noch hier war. Die noch übrigen Monate hoffe ich bei meiner nächsten Anwesenheit in München zu durchsuchen. Meine Frage über Konscriptionspflichtigkeit der byzantinischen Untertanen lag eigentlich eine Nachricht des Konstantin Porphyrogenitus De Administratione Imperii, pars II, cap. 52 zugrunde. Mittels Lieferung von 1000 gesattelten Pferden und eines Centners $\chi\alpha\rho\acute{\alpha}\gamma\mu\alpha\tau\alpha$ kauften sich die Moraiten, wie er erzählt, von der Rekrutierung los.

Mit Herausgabe meiner Schriften über Morea würde es wohl geratener sein, die Rückkehr der aus Frankreich dahin abgeschickten (Expedition) und ihren zu erstattenden Bericht abzuwarten, wenn darüber nicht gar zu viel Zeit verlorengelien geht) und der berühmte William Leake unterdessen mit seinen drei Bänden „Geschichte der Halbinsel Morea“ auftreten und meine Sache überflüssig machen würde. Die Idee einer gänzlichen Vertilgung der altgriechischen Population des Peleponnes und seiner Colonisierung durch (die) Slaven ist wenigstens in Deutschland noch neu und wird, wenn klar ausgeführt und bewiesen, bei unseren mehr gutmütigen als historisch gelehrten Griechenfreunden einiges Aufsehen erregen und manchen Widerspruch veranlassen. Dr. Iken⁶⁸⁾ in Bremen, wenn ihn meine Argumente überzeugen, daß die Moraiten von heute nicht Kinder der alten dorisch redenden Peleponnesier sind, wird sich vor Gram das Leben nehmen: tantus tenet error amantem!

ja sogar falsche, verderbliche Motive“. Über Sch. als Dichter s. Goldschmidt, Viktor Eduard von Schenk. Sein Leben und seine Werke. Diss. Marburg 1909 und K. W. Donner: Eduard von Schenk. Ein Beitrag zur Geschichte der Schiller-epigonen. Diss. Münster 1913. 1828 wurde er Bayerischer Innenminister. Extrem klerikal und monarchisch gesinnt, war er zudem ein begeisterter Philhellene und zusammen mit Thiersch Protektor der „Münchener philhellenischen Filiale.“ 1831 stürzte Sch. über sein Zensuredikt und seine Verfügung, derzufolge Staatsdiener und Pensionempfänger nicht ins Parlament gewählt werden durften. Er wurde Präsident des Regenkreises mit dem Sitz in Regensburg. Er starb am 23. April 1842 zu München.

⁶⁸⁾ Karl Iken, (geb. 1789 in Bremen, gest. 1841 in Florenz) war einer der ersten, die sich mit neugriechischer Sprache und Literatur verfaßten. Er schrieb u. a. Hellenion. Vom alten und neuen Hellas. Leipzig 1823; Eunomia. Darstellungen und Fragmente neugriechischer Poesie und Prosa. 3 Bde. Grimma 1827.

Hundert Folioseiten Manuscript sollen aber, wie ich hoffe, die Slavinisierung des Eilandes sattsam erhärten und 300 andere Seiten die Schicksale der neuen Bevölkerung bis zum Schluß des 15. Jahrhunderts schildern. Vor der Hand bin ich gesonnen nur den ersten Band drucken zu lassen, in welchem die Begebenheiten von der Zerstörung Korinths bis zum Friedensschlusse von Konstantinopel zwischen Wilhelm Ville Harduin und Michael Palaeologus im Jahre 1263 enthalten sind. Etwas später soll der zweite Band folgen, obgleich er in der Hauptsache jetzt schon vollendet vor mir liegt. Vielleicht ist es mir dann vergönnt, von den Aufklärungen Nutzen (zu) ziehen, welche die moraitische Gelehrten-Commission unterdessen zu Tage fördern wird. Der Umstand, daß Sie, geehrter Freund, schon vor mir die Überzeugung von der beinahe gänzlichen Ausrottung der peleponnesischen Griechen erlangt haben, sichert meiner Schrift schon voraus einen gewandten und einflußreichen Beschützer, dessen fortwährendes Wohlwollen ich durch Fleiß und Gründlichkeit meiner Studien zu verdienen nicht versäumen werde.

Mit ausgezeichnete Hochachtung und Verehrung
J. Ph. Fallmeyer

NB. Ein Exemplar der Geschichte von Trapezunt für Herrn von Saint-Martin ist von hier über Leipzig nach Paris abgegangen. Herrn Prof. Ast werde ich vor künftigen August nicht sehen. Sein ältester Sohn Carl, 22 Jahre alt, kräftig an Geist und Körper, wird am Ende des laufenden Semesters als Doctor Medicinae graduieren. Herr Ast selbst ist kränklich, mürrisch, unmitteilbar und mißvergnügt. Heu mihi, qualis erat! Quantum mutatus ab illo⁶⁹⁾.

A Monsieur Monsieur Ch. B. Hase, Membre de l'Institut Royal de France, Chevalier de la légion d'honneur, de l'ordre de l'aigle rouge eetc.

A la Bibliothèque du Roi.

Paris.

16.

Landshut, 1. Dezember 1830

Erschrecken Sie ja nicht, geehrter Herr und Freund, über den Anblick einer Broschüre aus Landshut in Bayern. Es ist der erste Band einer „Geschichte der Halbinsel Morea während des Mittelalters“, den ich im Laufe dieses Jahres der Publicität übergeben habe, und beiliegend meinem gelehrten Freunde und Wohltäter aus Dankbarkeit nach Paris übersende. Keine, auch nicht die geringste Last, soll Ihnen aus dieser Schrift erwachsen. Weder Eitelkeit noch Anzeigewunsch haben irgendeinen Anteil an der Sendung. Die Erinnerung an alles, was Sie seit sieben Jahren zur Gründung meines literarischen Kredites mit Wort und mühevoller Arbeit zu tun die Güte hatten, ließen mich nicht eher ruhen als bis ich dem Drange meines Herzens nachgegeben und den schuldigen Tribut auf

⁶⁹⁾ So schildert ihn bereits 21 Jahre früher Savigny in einem Brief an Bang, datiert Landshut, den 22. Dez. 1808: „Über Ast kann man böse sein, wenn man bloß seine Schriftstellerei kennt, seine Person macht einen so schwächlichen, kränklichen Eindruck, daß man alles entschuldigt und verzeiht“. Ludwig Ennecerus: Fr. Karl von Savigny und die Richtung der neueren Rechtswissenschaft. Marburg 1879, S. 57, 58.

dem Altar der Dankbarkeit niedergelegt hatte. Ich wiederhole es, weder direkt noch indirekt, soll irgend eine Bitte hiemit verbunden sein. Durch berühmte Männer in den Kreis der Gelehrten eingeführt und allen Freunden und Gönnern der historischen Studien empfohlen, muß ich von nun an durch eigene Kraft bestehen und durch gediegene Leistungen die empfehlenden Urteile meiner Wohltäter rechtfertigen und stützen.

Wenn nun diese zweite Arbeit der vorangegangenen an innerem Gehalte nicht nachsteht, wenn sie den Gegenstand mit gründlicher Gelehrsamkeit behandelt und entfernt von Ruhmsucht und geschminkter List, ἀτεχνῶς die Erforschung der Wahrheit sich zum Ziel gesetzt hat, so wird sie von selbst, gleichsam ihres Inhalts wegen, die Aufmerksamkeit des lesenden Publikums auf sich ziehen. Denn obwohl die Zeiten bewegt und den Studien jetzt weniger günstig sind als vor der letzten Katastrophe des heiligen Bundes, so hat Europa doch noch nicht aufgehört, lebendigen Anteil an den Geschicken Griechenlands zu nehmen. Sollten aber im Gegenteile sachkundige Männer gründliche Forschung und historische Kunst in dieser Schrift durchaus nicht finden, sollten sie nur das Gerede des Irrtums, der Unwissenheit und Incapacität in ihren Columnen entdecken, so würden und dürften auch die Empfehlungen berühmter Männer nicht hindern, daß man dieselbe der Vergessenheit, den Verfasser verdienter Verachtung überlasse. Sollten sich auch einzelne Ideen und Behauptungen hin und wieder als gewagt, als einseitig und sogar als völlig unrichtig ausweisen, so hoffe ich doch mit Sicherheit, daß der Hauptgedanke, um den sich die ganze Schrift bewegt, alle Angriffe der historischen Kritik siegreich bestehen werde.

Daß ich Leo Diaconus nicht ganz ohne Frucht gelesen habe und den Gewinn dankbar anerkenne, zeigt sich pag. 234 meiner pièce. Überhaupt sollen die Kap. 3, 4 und 5 das Eigentümliche und so zu sagen Charakteristische des Buches begründen. Hier liegt gleichsam der Kern, und sollte dieser unter dem Messer der kritischen Anatomie sich nicht als durchaus gesund und lebenskräftig darstellen, so ist meine ganze Arbeit nicht mehr wert als eine taube Nuß.

Wenn ich auch das Glück hätte Morea zu bereisen, wie die Herren Leake und neuerlich Mangleard⁷⁰⁾, würde in meinem Buche freilich manches besser sein als ich es hier zwischen vier Wänden machen konnte. Auch bin ich gesonnen bei unserer Regierung Schritte zu tun, um Unterstützung zu einer Reise in die besagte Halbinsel, damit ich wenigstens für den zweiten Band nachträglich Ergänzungen, Berichtigungen, Neues sammeln kann, wenn etwa nicht Leakes und Mangleards Werke alle weiteren Untersuchungen in meinem Sinne überflüssig machen.

Im verflossenen Juli Monat hat man mich in München zum Mitglied (corresp.) der Akademie mit 22 weißen gegen 3 schwarze Kugeln gewählt; König Ludwig die Wahl aber bis de dato noch immer nicht beschäftigt. An solchen Dingen ist vorerst zwar nicht viel gelegen, da es sich nur um einen leeren Titel handelt. Begieriger bin ich aus Mangleards Souvenirs zu erfahren, ob dieser Herr die Instruction in ihrem ganzen Umfange zu erfassen

⁷⁰⁾ Jacques Mangleard (geb. 1805 zu Paris) nahm 1827 an der Moreaexpedition teil. Hierüber verfaßte er: Souvenirs de la Morée, recueil pendant le séjour des Français dans le Peloponnèse. Paris 1830.

vermochte, die Sie ihm und der Commission insgesamt in Beziehung auf die heutige Population der Halbinsel gegeben hatten.

Daß ich übrigens hier zu Landshut in meiner Armut und solitudo über das Schicksal der peleonnesischen Hellenen mit einem so gelehrten und berühmten Manne in der Hauptstadt der civilisierten Welt auf ein und dasselbe Resultat verfallen bin, halte ich für ein großes Glück und für eine sichere Bürgschaft des Erfolges vor dem Richterstuhle der Kritik.

Mit Dank und innigster Verehrung
Ihr ergebenster Fallmerayer

Herr von Saint-Martin wird das Exemplar der Geschichte von Trapezunt ohne Zweifel schon längst erhalten haben, wenigstens ging dasselbe bereits vor 18 Monaten auf dem Buchhändlerwege von München nach Paris ab.

Ein Handelshaus in Straßburg ist von Landshut aus beauftragt, das vorliegende Paket franco nach Paris zu senden, da man von Bayern aus nur bis an den Rhein frankieren kann.

17.

Landshut, 15. März 1831

Ohne Zweifel ist meine im vorigen Dezember von hier abgelaufene pièce über Morea in der Zwischenzeit lange schon in Paris eingetroffen, und haben Ihnen auch wahrscheinlich die Mängel derselben hie und da Widerwillen und Ekel bereitet im Fall ein oder anderes Blatt flüchtig angesehen wurde. Ich selbst habe mich — nach Erhaltung besserer Verständnis — häufig über Oberflächlichkeiten und Irrtümer ärgern müssen. Besonders aber kann ich mir die Taktlosigkeit pag. 150 nicht verzeihen, den Druckfehler der Venetianischen Edition Eunapii Sardini $\theta\omega\rho\alpha$ für $\chi\acute{\omega}\rho\alpha$ nicht bemerkt und dafür $\Theta\rho\acute{\alpha}\chi\eta$ gelesen zu haben. Zwar ist es für meine Zwecke in diesem Falle nur Nebensache, jedoch zeigt sich hierin Mangel an Scharfsinn, ohne welchen man in der Philologie nichts leisten kann. Von meiner Unzulänglichkeit in diesem Punkte habe ich aber aus Ihrem meisterhaften Commentar zum Leo Diaconus einen noch viel überzeugenderen und traurigeren Beweis erhalten. Ich habe ihn Wort für Wort mit allem Fleiße gelesen und gefunden, daß meiner Bewunderung über die unermeßliche Belesenheit und geniale Behandlung der griechischen Texte nur die Schrecken über meine Leerheit und die Erkenntnis der Unmöglichkeit etwas Ähnliches zu leisten, gleichgestellt werden kann. Artikel wie man sie unter anderen Comment. pag. 404 (pag. lin 21), pag. 409 (ibidem bei 21), pag. 437, pag. 462 (ad 104 lin. 15) pag. 470, pag. 486, pag. 494 liest, wird jedermann für Meisterstücke philologischer Gelehrsamkeit erklären; aber auf der anderen Seite machen dieselben Leute, wie ich bin, mutlos. Meine Absichten auf eine Behandlung des Chalkokondylas, wie ich sie einige Zeit im Sinne trug, habe ich augenblicklich fahren lassen. Wer nicht commentieren kann, wie Sie, gelehrtester Freund, soll seine Hand nicht an diese Dinge legen. Wie oft ist Montfaucou usw., wie oft sogar Erasmus Roterdamus corrigiert und gründlich zurecht gewiesen! Wie mangelhaft erscheinen mir jetzt meine Lehrer in der Philologie! Wie unvollkommen die Vocabularien! Wahrhaft, nicht einer der größten Kenner

des Hellenismus im weitesten Sinne sind Sie, wie sich ein Einfältiger zu sagen erlaubte! Sie sind wahrhaft „unica autoritas“, wie es ein großer Literator ausgesprochen hat. Auch hoffe ich im 2. Bande meiner Lucubration über *Morea* meine Dankbarkeit und Bewunderung für die Tiefe Ihrer Gelehrsamkeit passender und schicklicher auszudrücken als es leider im ersten geschehen ist. Pag. 484 (ibid. lin. 24) des *Leo Diaconus* ist aus einem ungedruckten Manuscripte von einem Skythenknaben im *Peleponnes* die Rede mit dem Schlusse: *Missa facio subsequencia de conversione Scythae illius, aliorumque popularium eius.* Wie wichtig solche Nachrichten für die Kenntniss des slavisierten *Peleponnes* sei, ist klar. Sagt nun das Mssc, daß die *alii populares eius* auch im *Peleponnes* lebten? Gerade von der Bekehrung der skythischen Eindringlinge konnte ich für mein 4tes Kapitel so wenig finden! Nur eine Skizze habe ich entworfen, Männer von umfassenderen Kenntnissen und erweiterteren Hilfsmitteln müssen die leerstehenden Fächer mit ihren Reichtümern füllen. Aber wie soll man auch zu Landshut in Bayern gelehrt sein! Ein Recensent, der in den heutigen *Moraiten* nur reine Hellenenkinder erblickt, hat meine Behauptung, die Bevölkerung Süd-Moreas im 8ten Saeculo aus dem Innern Rußlands, aus den Fürstentümern *Twer*, *Wlodimir*, *Susdala* herzuleiten, für monströs erklärt und darüber gelacht. Was soll man aber denken, wenn in *Lakonien* sowie im Innern *Rußlands* in gleicher Weise die drei Namen *Mistra*, *Melingi* und *Susdala* erscheinen? Das gleichmäßige Erscheinen der ersteren beiden habe ich nachgewiesen und fürs letztere ist Hoffnung, wenn anders in den Manuscripten des Griechen *Balsamon* und bei *Constantin Porphyrogenetos de Cerim.* pag. 634 ed. Bonn *κεφ. χρ* et *Reiske* Comment. p. 744 ad vocem *Σκλάβους* statt *Σουβδελιτή Σουσδαλιτία* und statt *Subdalia Susdalia* zu lesen wäre. Statt *σ* ein *β* zu setzen wäre bei unkundigen Schreibern allerdings keine Unmöglichkeit. Sollte sich zu *Paris* ein Codex des *Balsamon* und *Porphyrogenetus* vorfinden und Ihnen im Laufe der Zeit etwa in die Hände kommen, so bitte ich das einzige Wort *Σούβδαλα* und *Σουβδελιτία* zu prüfen, damit ich einst bei einer Umarbeitung des 1ten Bandes oder auch schon in der Vorrede zum zweiten, die Fehler und Mängel der ersten Lieferung gründlich verbessern kann. Sein könnte es übrigens leicht, daß ich selbst griechische Codices auf griechischer Erde in kurzer Zeit zu sehen bekäme, da mich der russische General Graf *Ostermann-Tolstoy*⁷¹⁾ künftigen Sommer als Reisegefährten nach Griechenland mitnehmen

⁷¹⁾ Graf O.-T. wurde 1770 zu St. Petersburg geb. und starb 1857 in Genf, s. seine Biographie im *Russkij Archiv* 1878, S. 360—364. „Graf O., sagt R. v. Höfler — Mitt. d. Ver. f. Gesch. d. Deutschen in Böhmen. Bd. 26, 1888, S. 405 — eine lange, hagere Gesalt mit auffalendem tatarischen Typus, einarmig — er hatte durch eine französische Kanonenkugel einen Arm in dem Augenblick verloren, als er denselben ausstreckte und auf einen russischen Kanonier deutete, welcher während der Schlacht von Kulm Zeichen der Furcht gegeben und den auf dieses der General an den nächsten Baum aufzuhängen befahl — gewohnt zu befehlen . . . , war ein Original . . . Er galt als der eigentliche Sieger von Kulm in den Augen der Russen, obwohl er schon am ersten Schlachttage verwundet worden war . . . Der Arm wurde amputiert, der General Chef der kaiserlichen Garde. Er war und blieb der Liebling und schwärmerische Verehrer Alexanders I.“ S. auch

will. Ich habe ihn letzte Fasching in München gesprochen und vorläufig alles in Ordnung gebracht. Kommenden Juli wird abgereist und ein volles Jahr verwendet, um das befreite Festland, die Inseln, die Küsten von Anatolien und Constantinopel zu besuchen. Ein Arzt und ein Landschaftszeichner sollen von der Gesellschaft sein. Wenn mir die Bayersche Regierung den Urlaub nicht verweigert, kann ich mir schöne Erfahrungen und Kenntnisse erwerben. Zugleich ist Graf Ostermann ein vertrauter Freund des Präsidenten Capodistria. Das ganze Glück, wenn es zu Stande kommt, verdanke ich Herrn Prof. Ast in München. Ostermann ist 60 Jahre alt, liest viel und wünscht, ich möchte ihm gegen Ende April laufenden Jahres ein Verzeichnis von literarischen Hilfsmitteln vorlegen, durch deren frühzeitige Beischaffung wir unsere Reise so nützlich und angenehm als möglich zurückzulegen vermöchten. Daß Pausanias, etwa auch Anacharsis, Strabo und Prokeschs neueste Reise nach Griechenland nicht fehlen darf, ist klar. Edgar Quinet⁷²⁾ habe ich mir neulich schon kommen lassen, Mangelard und Leake kenne ich nur aus literarischen Anzeigen. Wie glücklich wäre ich von Ihnen nur zehn Zeilen — im Lapidarstil — mit Namen anzuschaffender Schriften und kurzen Fingerzeigen zu erhalten. Ist es möglich, tuen Sie es der Wissenschaft zu Frommen. Wenn ich auch nur eine Neuigkeit, eine Inschrift, ein Manuscript als Beute davon bringe, ist der Gewinn nicht zu verachten. Vielleicht in den 24 Klöstern des Monte Santo, auf den Inseln oder in den Mönchszellen des Kontinents findet sich doch ein noch nicht gekannter Schatz! Wir können in Jahresfrist, zumal wir ein eigenes Schiff mieten, ja bequem alles untersuchen. Ostermann ist belesen, lernbegierig, und kirchlich griechisch fromm, aber leider nicht vollkommen gesund. Er hat mich mit unbedingtem Zutrauen beehrt und wird in Hellas selbst keinem meiner nützlichen Wünsche entgegensein.

Mit vollkommenster Hochachtung und Verehrung
Ihr dankbarster und ergebenster
J. Ph. Fallmerayer

A Monsieur Monsieur Ch. B. Hase, Membre de l'Ordre de la légion d'honneur, de l'ordre de l'aigle rouge, Membre de l'Académie des Inscriptions et Belles-lettres etc. à la Bibliothèque du Roi

Paris.

F. „Die Schlacht von Kulm oder vier Tage aus dem Leben des Grafen O.-T. GW Bd. 2, S. 304 und sein Lebensbild ebd. S. 359. In seinem Testament bedachte der Graf F. mit einem Legat von 10 000 Francs, s. Tagebuch vom 9. Sept. 1858. Wie aus F. Mitteilungen an H. hervorgeht, wurde er durch Ast und nicht durch Ringseis, wie nach Emilie R. „Erinnerungen an R.“ Bd. 3, S. 76 F. Babinger „Der Akademiezweist um J. Ph. F. (1851), SBBayAkadWiss. phil.-hist. Kl. 1959, S. 17, Anm. 1“ behauptet, bekannt.

⁷²⁾ Edgar Quinet (1803—1875) studierte 1828/29 bei Creuzer in Heidelberg, Mitglied der Moreaexpedition, gab u. a. heraus: De la Grèce moderne et ses rapports avec l'antiquité. Paris 1830.

Die Briefe an C. H. Oerstedt und die K. Dänische Gesellschaft der Wissenschaften zu Kopenhagen.

1.

À Monsieur Monsieur le Chevalier C. H. Oerstedt, Professeur et Secrétaire
de l'Académie Royale des Sciences, Kopenhagen.

Landshut, den 30. Januar 1824.

Hochwohlgeborner Herr Sekretär!

In der Voraussetzung, daß ein die Geschichte der Stadt und des Kaisertums von Trapezus enthaltendes, ungefähr 54 Foliobogen starkes Manuscript, welches am 7. Dezember verflossenen Jahres von hier nach Kopenhagen vermittelt Postwagens abging und mit dem Motto: „Citius emergit veritas ex errore quam ex confusione“⁷³⁾ bezeichnet war, glücklich den Ort seiner Bestimmung erreicht hat; beeilt sich Einsender die nachträgliche Anzeige zu machen, daß es ihm endlich gelungen sei, in der K. K. Hofbibliothek zu Wien durch Vermittlung Herrn von Hammers⁷⁴⁾ mehre jener Bücher und Manuscripte ausfindig zu machen, deren Mangel er in der Vorerinnerung zu seiner an die K. Dänische Akademie zur Beurteilung eingesandten Arbeit zu bemerken veranlaßt war. Darunter sind namentlich:

1. Historia del gran Tamurlan, e Itinerario e enarracion del viage etc. von dem Spanier Ruy Gonzalez Clavigo.
2. Storia civile e politica del commercio de'Vineziani von C. H. Marini.
3. Die orientalische Bibliothek und Geographie von Hadschi Chalfa Cadhi von Konstantinopel im arabischen Originale und die sehr elegant geschriebene türkische Chronik von Saadi.

Das erste dieser hier benannten Werke ist das wichtigste Hilfsmittel, um die von griechischen und lateinischen Skribenten mit Stillschweigen übergangene Periode der trapezuntischen Geschichte von 1350—1405 aufzuhellen und besonders das innere Leben des benannten Staates in jener Zeit, und sein politisches Verhältnis mit Timur darzustellen; aber auch das vierte Buch der eingeschickten Abhandlung darf sich aus dem Beobachtungsgeiste eines Clavigo und Soto-

⁷³⁾ Ein Ausspruch Baco ns, den der Geograph Carl Ritter seiner Geographie vorangestellt hatte, woraus ihn F. gekannt zu haben scheint.

⁷⁴⁾ Die Bekanntschaft mit Hammer-Purgstall (1774—1856) dauerte bis zu dessen Tod. In seinen „Erinnerungen aus meinem Leben. Wien 1940 gedenkt Hammer F. auf S. 354 (1845) und 369 (1846). Im selben Jahr verfaßte H. in den WJ eine Besprechung von F. Fragmenten aus Orient, worin er die durchaus poetische Erlebnisschilderung, die auch dem anspruchsvollen Gelehrten befriedigen kann, hervorhebt. In den GW Bd. 2, S. 398—408 (1857) würdigte F. Hammers Verdienste. Fünf Briefe F. an Hammer sind erhalten, davon 4 (der 1. datiert Genf, 25. November 1839) im Archiv auf Schloß Hainfeld Steiermark, wo der Verf. Abschrift von ihnen nehmen konnte) und einer in der Stadtbibliothek Wien (datiert München, 5. April 1840). Über F. Wiener Bekannte s. Julius Jung: F. in Wien 1846. Euphorion Bd. 5, 1898, S. 529—534.

mayor eine neue Ernte versprechen sowie aus Chalfas Bibliothek und Geographie, worin besonders die trapezuntische Bergkette Agatsch-Bahchis samt den Schlössern und Bergkastellen in den Schluchten derselben näher angegeben sein sollen. Durch Marini wird das Handelsverhältnis zwischen Trapezus und Venedig Licht erhalten, besonders aber für jene isolierte Stelle bei Muratori Tom. XXII, p. 900 B: „In questi giorni (1416) vennero a Vinezia gli oratori dell'Imperadore di Trabisonda“ eine genügende und wahrscheinlich sehr folgenreiche Aufklärung hervorgehen. Zu besonderer Zierde aber müssen dem Werke die Auszüge aus dem türkischem Manuscripte des Saadi von Larissa gereichen, da sie die osmanischen Berichte und Ansichten über die letzten Zeiten des Groß-Kommenischen Reiches enthalten und in der Original Sprache eingerückt werden sollen. Daß z. B. Hassans Mutter Sor-chan nach Vermittlung des Friedens zwischen Muhamed II. und ihrem Sohn persönlich nach Trapezus gereist sei, um den Groß Komnenen David zu einem Vergleiche zu bereden, ist eine Nachricht, welche Kantemir aus diesem berühmten Buche geschöpft hat. Die Auffindung und Benützung solcher Quellen kann den Wünschen der K. D. Akademie der Wissenschaften, sowie der Historiographie überhaupt nicht anders als entsprechend und vorteilhaft sein, indem der Schlußstein für die Geschichte des völligen Unterganges der griechischen Nationalexistenz im Mittelalter nur durch eine möglichst gründliche und vollständige Bearbeitung der Komnenendynastie, als der letzten legitimen Herrscherfamilie der griechischen Nation, gefunden werden kann. Zur Erreichung dieses wichtigen Endzweckes ist Einsender gesonnen, weder Mühe noch Kosten zu scheuen und im Laufe des kommenden Frühjahres selbst nach Wien zu reisen, um die nötigen Auszüge aus oben genannten Büchern und Manuscripten zu machen und vielleicht noch neue Hilfsquellen in den alten Handschriften zu entdecken, die sich über das Zeitalter des nikänischen Kaisers Johann Vatazes (1222—1254) zu Wien befinden, wie uns Montfaucon versichert.

Wenn der Termin für Einsendung der Abhandlungen über Trapezunt wirklich bis auf den 1. Junius 1824 verlängert worden ist, wie man aus dem letzten Dezemberblatte (S. 1252) der Zeitschrift Hesperus schließen muß, könnte Einsender noch den Vorteil genießen, zu seiner Hauptarbeit noch ein Supplementum bei der K. Dänischen Akademie der Wissenschaften einzureichen. Hat es aber bei der ersten diesfallsigen Bestimmung zu verbleiben, ist ihm kein anderer Ausweg übrig als die Beute aus der Wiener Hofbibliothek zur Ausstattung seines für den Druck bestimmten Versuches einer trapezuntinischen Geschichte nachträglich zu verwenden. Aus eben diesem Grunde bittet er auch, die K. D. Akademie der Wissenschaften möge ihm sein Manuskript nach erfolgten Urteile im jedem Falle wieder zurückzusenden, weil er sonst genötiget wäre, dasselbe zum zweiten Male müheselig aus den Materialien herzustellen.

Mit ausgezeichnete Hochachtung und Verehrung
Citius emergit veritas ex errore quam ex confusione.

Sr. Hochwohlgeboren Herrn Herrn C. v. Oersted, Ritter des Danebrog Ordens und Sekretär der K. Gesellschaft der Wissenschaften in Kopenhagen.

2.

Auf diesen Brief antwortete Oersted unter dem 20. August 1824 aus Kopenhagen:

Es ist mir höchst angenehm, Euer Wohlgeboren melden zu können, daß die K. Gesellschaft der Wissenschaften zu Kopenhagen nicht bloß Ihre Abhandlung gekrönt, sondern auch der ausgezeichneten Gelehrsamkeit, der scharfen Beurteilungskraft und der klaren Darstellung des Verfassers die volle Gerechtigkeit hat wiederfahren lassen. Die Gesellschaft wird gewiß mit Vergnügen sehen, daß Euer Wohlgeboren Ihre vortreffliche Arbeit noch mit Ihren späteren Entdeckungen bereichern und herausgeben.

Die Gesellschaft hält in dieser Zeit Ferien, wird aber im nächsten Monat eine außerordentliche Versammlung haben. In dieser werde ich die nötige Erlaubnis der Gesellschaft erlangen und gewiß auch erhalten, Ihnen die Abhandlung auszuliefern. Sie werden wohl wünschen, daß sie mit der Post geschickt werde, wo nicht, bitte ich mir näher Auskunft über (Ihre) Meinung zu geben.

Ich bitte Sie, die Bezeugung meiner besonderen Hochachtung anzunehmen.

Ergebenst H. C. O e r s t e d

Herrn Professor J. Ph. Fallmerayer am K. Gymnasium in Landshut. Laut Randnotiz beantwortete F. den vorstehend gebrachten Brief am 17. Oktober zu Innsbruck, wohin er ihn von Landshut nachgesandt worden war.

3.

Innsbruck, den 18. Oktober 1824.

Euer Hochwohlgeboren!

Verehrtes Schreiben vom 20. August des Jahres, enthaltend die ebenso angenehme als ruhmvolle Kunde, daß von der K. Gesellschaft der Wissenschaften zu Kopenhagen meiner Abhandlung über das Trapezuntische Kaisertum der Preis zuerkannt worden sei, traf am 31. des besagten Monats nur wenige Stunden nach meiner Abreise von Landshut daselbst ein und konnte mir bei den Querzügen, die ich über die heimatlichen Alpenhöhen von Tirol machte, nicht eher als gestern, am 17. d. M. zu Innsbruck eingehändigt werden. .

Ich beeile mich daher umgehend der K. Gesellschaft der Wissenschaften für das milde Urteil meinen schuldigen Dank abzustatten und die höfliche Bitte zu wiederholen, das Manuscript möge mir mit Postwagen nach Landshut verabfolgt werden, um daselbst einige nicht unbedeutende Zusätze und Ergänzungen zu erhalten. Ich verpflichte mich dagegen, dasselbe in kurzer Zeit und soweit als möglich portofrei, der hochlöblichen Gesellschaft zurückzustellen.

Ich bitte Euer Hochwohlgeboren die Bezeugung der ausgezeichnetsten Hochachtung zu genehmigen, mit welcher ich die Ehre habe mich zu nennen.

Euer Hochwohlgeboren ergebensten und bereitwilligsten Fallmerayer.

4.

Kopenhagen, den 26. Nov. 1824.

Euer Hochwohlgeboren gekrönte Preisschrift ist mit der fahrenden den 19. d. M. von hier abgesandt worden und wird Ihnen wahrscheinlich kurz nach diesem Schreiben, das mit der schnelleren Briefpost geht, zu Händen kommen. Sie schreiben mir, daß Sie die Abhandlung nach vollendeter Revision zurücksenden werden. Ich glaube, daß es so weit vorteilhafter sein möchte, wenn die Abhandlung unter Ihrer eigenen Aufsicht gedruckt werden könnte, sowohl die Korrek-

turen als die größere Schnelligkeit der Bekanntmachung würde dieses empfehlen, auch scheint es nicht zu bezweifeln, daß sich für eine so merkwürdige Schrift in Ihrer Nähe ein Verleger finden würde.

Es war mir leid, Ihnen nicht die Ihnen zuerkannte Medaille zugleich mit der Preisschrift senden zu können. Es trifft eben, daß in diesem Augenblick keine geprägt sind und daß erst nach einigen Wochen neue fertig sein werden. Ich bitte, diesen Aufschub zu verzeihen.

Ich bitte Euer Hochwohlgeboren, die Versicherung meiner ganz besonderen Hochachtung gütigst anzunehmen.

Ihr ergebenster H. C. O e r s t e d.

5.

Seiner Hochwohlgeboren Herrn Professor Fallmerayer in L a n d s h u t.

Kopenhagen, den 9. Juni 1825.

Ich habe die Ehre, Euer Hochwohlgeboren hiemit die Goldmedaille zu übersenden, welche Ihnen die K. Dänische Gesellschaft der Wissenschaften für Ihre mit so ausgezeichnetem Lobe gekrönte Abhandlung über das Kaisertum von Trapezunt zuerkannt hat. Es kann der Gesellschaft nicht anders als sehr erfreulich sein zu sehen, daß Sie noch die schon als vortrefflich anerkannte Abhandlung so vielfältig bereichern. Alle Freunde der Geschichte, welche Gelegenheit gehabt haben, mit Ihrer Abhandlung vertraut zu werden, freuen sich darauf, dieselbe bald gedruckt zu sehen.

Erlauben Euer Hochwohlgeboren, daß ich Ihnen hiemit die Versicherung meiner großen Hochachtung wiederhole.

H. C. O e r s t e d.

Zwei Jahre darauf erschien das Werk im Druck, worüber F. schreibt:

6.

Innsbruck, den 25ten September 1827

Euer Hochwohlgeboren!

Indem ich die Ablieferung der Goldmedaille dankbar bestätige, hab' ich die Ehre hiemit Anzeige zu machen, daß die Geschichte des Kaisertums von Trapezunt endlich die Presse verlassen hat und bei Anton Weber in München erschienen ist. Es wurden 500 Exemplare in zwei Prachtausgaben abgedruckt; die eine auf Druck-Velin, die andere auf Schreib-Velin. Von dieser letzteren ist ein Exemplar von dem Buchladen über Leipzig nach Kopenhagen abgegangen, damit es der K. Dänischen Wissenschafts-Gesellschaft als Beweis diene nicht weniger von der Dankbarkeit des Verfassers als von den Mühseligkeiten, die er seit fünfzehn Jahren auf sich genommen hat, um den gelehrten und wohlthätigen Absichten jener berühmten Männer auf eine würdige Weise zu entsprechen.

Die ganze Schrift ist auf 47 prachtvoll gedruckte Bogen zusammengedrängt, obgleich es dem Verfasser leicht gewesen wäre, ihre Zahl auf mehr als 70 zu erhöhen, wenn er es nicht für vernünftiger gehalten hätte, alles dasjenige aus seiner Abhandlung wegzulassen, was man aus anderen Büchern erfahren kann. Neu sollte alles sein, was im Buche steht, damit auch fremden und weniger günstigen Beurteilern das Geständnis abgenötigt werde: Das Gebiet der Historie

sei durch diese Schrift weiter ausgedehnt und über eine unbekannt Region der alten Welt Licht verbreitet worden. Durch gewisse Umstände und Absichten gedrängt, öffentliche Beweise von Gelehrsamkeit zu geben, mußte ich die Revision des Druckes Herrn Dr. Wolf in München überlassen, damit durch Hin- und Rücksendung der Korrektur nicht doppelte Zeit verloren ging. Dieses mag die Druckfehler entschuldigen, welche ohne dieses ungünstige Verhältnis leicht hätten vermieden werden können; ebenso wäre eine Karte der kaukasischen und euxinischen Länder eine notwendige Zugabe der Abhandlung, auch habe ich bereits in Wien und Venedig Materialien gesammelt, allein die Kürze der Zeit und die großen Kosten für Fertigung derselben verhinderten für den Augenblick die Erfüllung meines Wunsches. Denn ungeachtet der Weberschen Verlagsnahme hab' doch $\frac{3}{4}$ der Druckkosten ich selbst bezahlt, um in Beziehung auf Format, Druck und Papier der gewöhnlichen Knauserei und Schmutzigkeit der Verleger einen Damm zu setzen. Findet die Schrift nur einigermaßen Abgang, wird die Karte nachträglich beigegeben werden, samt einem alphabetischen Materien-Register und anderen vollkommenen Zugaben dieser Art.

Mit ausgezeieichneter Hochachtung
und Verehrung, Euer Hochwohlgeboren
ergebenster Jakob Philipp Fallmerayer, Professor der allgemeinen Geschichte
am k. b. Lyzeum zu L a n d s h u t.

7.

Landshut, den 14. Januar 1831.

Es wird der K. Societät nicht entgangen sein, welch' ungeteilt günstige, ja ungewöhnlich glänzende Aufnahme die Geschichte von Trapezunt im ganzen gelehrten Europa gefunden habe. In englischen, französischen und deutschen Blättern wurde sie seit drei Jahre vielfach beurteilt⁷⁵⁾ und überall hat man dem Fleiße und der glücklichen Kombination des Verfassers nicht weniger Gerechtigkeit wiederfahren lassen als dem unparteiischen und gelehrten Ausspruche, mit welchem die hochlöbliche Societät vorangegangen war. Nicht nur hat ein rühmlichst bekanntes deutsches Blatt diese Schrift für das beste Produkt der neueren Zeit im Fache der Historie in einer umständlichen Zergliederung erklärt, sondern es sind auch des hohen Preises ungeachtet bereits sovieler Exemplarien verkauft worden, daß die viel höher als es anfänglich schien sich belaufenden Druckkosten völlig gesichert sind, und der Verfasser mit Zurückerhaltung seiner gleichsam als Kautio n vorgeschossenen Summe von nun an in den Genuß eines kleinen stipulierten Honorars eingetreten ist. Dies letztere besteht vertragsmäßig zum Teil in einer gewissen Zahl von Exemplarien, über die ihm das freie Dispositionsrecht geblieben ist. Von diesen werde ich ungesäumt zwölf Stück auf Velin-Papier ge-

⁷⁵⁾ Außer dem Journal des Savans lassen sich für Trapezunt anführen: Heidelberger Jahrbücher Bd. 21, 1828, S. 465—474 (Besprechung von Schlosser); Blätter für literarische Unterhaltung. Beilage No 29, Dezember 1829. Für Morea: WJ Bd. 52, 1830 (Kopitar); Heidelberger Jahrbücher Bd. 24, 1831, S. 270—290 (Chr. B ä e h r); Literaturblatt. Stuttgart 1831, No 3 u. 4, S. 10—14; Z i n k e i s e n; Geschichte Griechenlands. Leipzig 1838, S. 848—859.

heftet, durch den Weg des Buchhandels über Leipzig an die hochlöbliche Societät in der Voraussendung übersenden, daß dieses Zeichen meiner fortwährenden Dankbarkeit auch jetzt noch angenehm ist. Von diesen zwölf Exemplarien möge nun neben dem Wohl Hochlöblichen Vorstand der Akademie und dem Hochlöblichen Generalsekretär Hochwohlgeboren von O e r s t e d t etc. besonders jenes gelehrte Mitglied, welches über mein Manuscript Bericht erstattet hat, mit 2 Exemplaren bedacht werden. Ebenso ist Hochwohlgeboren Staatsrat B i r g e r u s T h o r l a c i u s , dessen Billet ich im Jahre 1826 zu Brixen in Tirol erhalten habe, gebeten, ein Exemplar nicht zu verschmähen. Über den Rest mag nach Gutdünken der K. Societät verfahren werden. Sollte aber Hochderselben diese Sendung nicht angenehm, sondern lästig scheinen, so wird eine kurze Andeutung von Seiten des General-Sekretariates an den Verfasser immer noch eher in Landshut eintreffen als die Piecen von Leipzig nordwärts abgelaufen sind.

In der Zwischenzeit habe ich den ersten Band einer „Geschichte der Halbinsel Morea während des Mittelalters“, S. XVI, 432, 8^o bei C o t t a in Stuttgart und München herausgegeben, und zugleich auch schon den 2ten Band von gleichem Umfange der Hauptsache nach fertig gebracht. Zum Lohn für soviele Mühe hat mich die Akademie der Wissenschaften zu München letzthin als außerordentliches Mitglied für die historische Sektion gewählt, der Hof aber noch nicht bestätigt, weil einige einflußreiche Personen des Augenblicks es für ihre Pflicht halten, meinem Ruhm und meinem Glücke entgegen zu sein; was ich übrigens denselben herzlich gern verzeihe, da das Streben nach Tugend und Vermehrung der Einsicht durch den Neid solcher Männer weder unterdrückt noch gehemmt werden kann, die übrigen Dinge mir aber nicht besonders am Herzen liegen. Überhaupt sind die gegenwärtigen Ratgeber unseres sehr verehrten Monarchen den gemäßigten und unabhängigen Meinungen, wie sie in der Geschichte von Trapezunt und Morea erscheinen, nicht besonders gewogen. Unterdessen leistet der Beifall einiger Männer von Bedeutung und Gelehrsamkeit, mit denen ich seit einiger Zeit in nähere oder entferntere Berührung gekommen bin, für solche Verluste vollständigen Ersatz. Alle diese gegenwärtigen und ebenso gut alle noch zu hoffenden Vorteile dieser Art verdanke ich lediglich dem glücklichen und erfolgreichen Gedanken der K. Societät, eine Preisfrage über das Kaisertum Trapezunt zu verkünden. Durch glückliche Lösung derselben wurde ich mit den mittelalterlichen Schriften der Griechenwelt so vertraut, daß ein Versuch über Morea die nächste Folge war, die mir vielleicht den Weg zu neuen Forschungen bahnet und dem Verfasser etwa zuletzt auch einen kleinen Rang unter den Historiographen der neuern Zeit erwirbt.

Darum bitte ich die K. Societät, meine Dankbarkeit gütigst anzunehmen und ein geneigtes Wohlwollen immerfort zu erhalten..

Dero ergebenster Diener
F a l l m e r a y e r .

Anhang
Die Gesuche an den bayerischen König⁷⁶⁾.

1.

Landshut, den 20. Juli 1825.

Allerdurchlauchtigster, großmächtigster König,
allergnädigster König und Herr!

Die untertänigste Bitte des Professors der Obergymnasialklasse zu Landshut, J. Fallmayer, um allergnädigste Bewilligung einer Reisegratifikation von 200 Gulden, um die geheimen Archive von Venedig und Genua zu besuchen.

Gefürchtet von außen und wohlgeordnet im Innern genießt Bayern das seltene Glück in Veredelung jener beiden Elemente, die nach dem Ausspruche aller Weisen die sicherste Grundlage der zivilisierten Staaten ausmachen, der Kriegskunst nämlich und der Wissenschaften, gleich erbauungswürdige Fortschritte zu machen.

Denn welches Land kennt wohl nicht den Mut und die furchtbare Disziplin der bayerischen Heere? Und wohin drang nicht schon der Ruf von den weisen und beglückenden Anstalten der öffentlichen Erziehung, die im Bayerlande mit jedem Jahr zeitgemäßer in ihren Formen, beglückender in ihren Wirkungen und segensreicher für die künftigen Geschlechter aufblühen?

Daß aber dieser beseligende Zustand der Dinge nur das notwendige Ergebnis der allerhöchsten Weisheit und der vollendetsten Regententugenden sein kann, mit welchen Eure Kgl. Majestät den uralten Thron der Schyren ausschmücken, ist allen gegenwärtigen Zeitgenossen hinlänglich bekannt und wird durch den unparteiischen Griffel der Geschichte auch den entferntesten Jahrhunderten überliefert werden. Soll man sich daher verwundern, daß fremde Nationen theils mit Staunen, theils mit Neid auf ein Land hinblicken, welches die Tugenden eines angebeteten Monarchen unaufhaltsam dem höchsten Lichtpunkte des Ruhms, der Macht und der Glückseligkeit entgegenführen?

Um so mehr ist es nun die Pflicht eines jeden Bewohners dieses beglückten Königreiches nach bestem Können und Vermögen zum Ruhm und zur Verherrlichung des geliebten Vaterlandes beizutragen, um etwa nicht bei dem allgemeinen Hinneigen der Dinge zum Bessern durch ein sorgloses und träges Leben als unwürdiges Mitglied einer Zeitepoche dazustehen, die sicherlich als die glanzvollste in den Jahrbüchern des Volkes erscheint.

Von solchen Gesinnungen jederzeit pflichtmäßig durchdrungen, hat der untertänigst Unterzeichnete nach rühmlich vollendeten Studien in den Tagen politischer Bedrängnisse die Waffen getragen und nach Ablauf einer mehr als vierjährigen Dienstzeit, durch die allerhöchste Huld und Gnade Euer Kgl. Majestät über Verdienst berücksichtigt, belohnt und ausgezeichnet, eine Anstellung im Lehrfache erhalten. Unablässig bedacht, auch in dieser neuen Stellung sein Leben so einzurichten, daß er solche Gesinnungen nähre und solche Handlungen verrichte, wodurch einerseits das allerhöchste Zutrauen auf seine Kenntnisse und Fähigkeiten

⁷⁶⁾ In den Personalakten F.s im Bayerischen Hauptstaatsarchiv München unter der Sign. M. Inn. 23202.

gerechtfertigt, andererseits aber auch die wahrhafte kgl. Munifizienz, die er teils als Zögling eines kgl. Institutes, teils als rechtlich begabter Stipendiat auf Universitäten erfahren hatte, nach Kräften vergolten würde, widmete er sich allen äußeren Strömungen einer vielbewegten Zeit fremd bleibend, mit Eifer den historischen und philologischen Studien, um in diesem Zweige der gelehrten Welt irgend etwas Ersprießliches leisten zu können.

Mitten unter seinen Bestrebungen gab ihm die Kgl. Dänische Gesellschaft der Wissenschaften zu Kopenhagen eine ebenso glückliche als erwünschte Gelegenheit öffentlich kund zu tun, zu welchem Umfange und zu welcher Reife auf dem benannten weltumfassenden Gebiet der Gelehrsamkeit seine Bemühungen gediehen sind.

Es war nämlich einst ein Kaisertum, mit Namen Trapezus, im fernen Orient gelegen und hochberühmt in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters. Die Geschichten dieses Reiches aber lagen bis auf unsere Tage unbekannt und vergessen in undurchforschten Winkeln morgenländischer Klöster und im Staube abendländischer Archive und Büchersammlungen vergraben. Die ausgezeichnetsten Geschichtsschreiber von Europa haben daher in ihren Werken über Trapezunt entweder gar keine oder sehr ärmliche, allzeit aber ungründliche und irrige Meinungen aufgestellt, so daß nach dem hoffnungslosen Ausspruche Gibbon's endlich unter den historischen Forschern allgemein die Meinung geltend wurde, man könne von diesem mittelalterlich-griechisch-orientalischen Reiche keine Kunde erlangen, und jede weitere Forschung dürfe sohin als fruchtlos in diesem Punkte unterlassen werden.

Unter diesen Umständen beschloß nun doch die oben belobte Kgl. Dänische Gesellschaft der Wissenschaften zu Kopenhagen durch ein Programm vom 8. Februar 1823 das gelehrte historische Publikum aufzufordern, gleichsam einen letzten Versuch zur Entzifferung dieses hoffnungslosen Themas der Weltgeschichte zu wagen und dasjenige zusammenzustellen, was man allenfalls zerstreut in den Autoren des Mittelalters finden könnte. Der Unterzeichnete, voll Begierde die Ehre dieser Unternehmung seinem Vaterlande zuzuwenden und im Vertrauen auf seine ausgedehnte Sprachkunde und den historiographischen Takt, dessen er sich bewußt ist, beschloß, um den Preis zu konkurrieren. Er setzte sich ungesäumt mit den Bibliotheken von Paris, Göttingen, Wien und Venedig in Verbindung, ließ durch seine literarischen Freunde daselbst teils Manuskripte excerpieren, teils seltene Werke kaufen, sparte weder Mühe noch Kosten, um allenhalben nachzuforschen, wo man Nachrichten über jenes alte Reich entdecken könnte. Besonders wichtig und erfolgreich in dieser Beziehung waren die Unterstützungen der französischen Akademie, wo für ihn Herr Sylvestre de Sacy arabische und persische, Herr Saint-Martin mehrere bisher in Europa noch ganz unbekannt armenische und Herr Hase ebensolche griechische Handschriften in der Kgl. französischen Pariser Bibliothek aufsuchten und die nötigen Kopien aus denselben im Originaltexte überschickten, denn der untertänigst Unterzeichnete versteht nicht nur den größten Teil der europäischen Sprachen, sondern auch mehrere morgenländische und darunter auch die neugriechische und türkische.

Nach Wien hat derselbe im Laufe des vorigen Jahres eine Reise gemacht, um die türkischen Codices eines Saad-Efendi auf der kaiserlichen Bibliothek einzusehen und auszuziehen. Durch solche Anstalten gelang es ihm nun über seine

norddeutschen Nebenbuhler⁷⁷⁾ ungeachtet ihrer prächtigen Bibliotheken und des Alleinbesitzes aller historisch-philologischen Gelehrsamkeit, den man jenen Gegenden Deutschlands bisher allgemein zugestand, auf eine so entscheidende Weise zu überwinden, daß die Kgl. Dänische Gesellschaft unter dem Datum des 20. August 1824 der von ihm eingereichten Abhandlung über das trapezuntische Kaisertum allein und mit Auszeichnung den Preis zuerkannte, wie aus den beigelegten drei Originalbriefen⁷⁸⁾ und der Goldmedaille erhellt, die derselbe als Trophäe seines literarischen Sieges vor die Füße Eurer Majestät niederlegt.

Ungeachtet der eminenten Vorzüge, welche seine Schrift über das trapuzuntische Kaisertum nach dem offiziellen Ausspruch eines ebenso gelehrten als berühmten nordischen Akademie auszeichnet, finden sich in derselben noch einige dunkle und unbekannte Perioden, über welche er sich weder aus morgen- noch abendländischen Werken bisher irgendeine Aufklärung verschaffen konnte. Um diesen Mangel zu beseitigen gibt es nur ein einziges Mittel, nämlich eine sorgfältige Untersuchung der geheimen Archive der ehemaligen Freistaaten Venedig und Genua, welche unter allen europäischen Völkern allein mehr als 200jährige Verbindungen mit dem kaiserlich-großkommenischen Hofe von Trapezus unterhalten haben. Es sind in den besagten Archiven noch Urkunden in trapezuntischen Griechisch verfaßt und geziert mit der goldenen Bulle der großkommenischen Kaiser aus dem 13., 14. und 15. Jahrhundert vorhanden.

⁷⁷⁾ Außer F. hatte niemand konkuriert, wie mir Archivar Lomholt von der dänischen Akad. d. Wiss. mit Schreiben vom 17. 12. 1955 mitteilte. Die norddeutschen (sprich preußischen) Nebenbuhler sind natürlich nur lokalpatriotisches Beiwerk. Bezeichnend für die Hetze der sog. „katholischen Partei“ waren die Mordanschläge auf Thiersch und Friedrich Jacobs. Letzterer war von 1807—1810 Professor in München. 1809 erhob die „katholische Partei“ Verleumdungen gegen ihn und andere Protestanten, ihn verräterischer, antinapoleonischer Machenschaften beschuldigend. Ihr Wortführer war der Bibliothekar Christoph von Aretin, von 1802—1809 an der Hofbibliothek, dann in Neuburg a. d. Donau am Appellationsgericht, da er sich mit seinen Hetzereien gegen die Norddeutschen die Ungnade des Königs zugezogen hatte, s. Fr. K. Julius Schütz: Christian Gottfried Schütz, Darstellung seines Lebens, Charakters und Verdienstes. Halle 1834, S. 211. Die Streitigkeiten waren jedenfalls der Anlaß, daß Jacobs wieder nach Gotha zurückkehrte. In seinen „Personalien“, Leipzig 1840 (Bd. 7 seiner vermischten Schriften), hat er eine ausführliche Darstellung der Händel gegeben (S. 78—81). Seine Auslassungen über den Geist des Mittelalters in Landshut in seiner Akademierede gaben Anlaß, daß von Rottenhauser eine Widerlegung verfaßt wurde. Zwar war die Universität als katholische Anstalt berühmt, doch zeigten die Lehrer Begeisterung für die französische Revolution und das Illuminatentum, wobei wunderliche Anschauungen zutage traten, wie sie von Nepomuk von Hortig (1774—1847, schrieb unter dem Pseudonym *Nariscus* zahlreiche Satiren) in seinen „Gesammelten Blättern“, Sulzbach 1832 weidlich verspottet wurden. S. auch. Anselm Ritter von Feuerbachs ... Leben und Wirken aus seinen ungedruckten Briefen und Tagebüchern. Leipzig 1852, Bd. 1, S. 94—99; Bettina von Arnim: Goethes Briefwechsel mit einem Kinde. Berlin o. J., S. 284 (Brief an Goethe vom 26. Mai 1810).

⁷⁸⁾ Mit den drei Originalbriefen werden die Briefe Oerstedts gemeint sein.

Zur Vollendung und völligen Begründung seiner mit so vielem Ruhm gekrönten Preisschrift wäre Einsicht und Benützung dieser herrlichen Dokumente von unberechenbarem Vorteil. Er stellt daher die alleruntertänigste Bitte, Euer Kgl. Majestät möge huldvollst geruhen, ihm eine Reisegratification von 200 Gulden zu bewilligen, um während der bevorstehenden Herbstferien in der benannten Absicht eine Reise nach Venedig und Genua zu unternehmen. Dieses sein untertänigstes Gesuch glaubt er außer den schon angedeuteten Gründen insbesondere durch folgende unterstützen und motivieren zu können:

1) Würde diese allergnädigste Reisegratification nicht auf eine müßige und unsichere Spekulation oder auf einen Menschen verwendet, dessen Talente noch unerprobt und dessen schriftstellerischer Beruf noch ungewiß und zweifelhaft wäre, sondern auf eine mit Auszeichnung von einer ausländischen Akademie gekrönte Preisschrift und auf einen Mann, der in einem gelehrten Wettkampf über seine Gegner den vollendetsten Triumph davongetragen hat.

2) Ist die gekrönte Abhandlung selbst nicht von einer solchen Natur, daß jeder übrigens auch hinlänglich gebildete historische Schriftsteller ihre Ausarbeitung unternehmen könnte, sondern sie fordert, man darf es wohl sagen, außergewöhnliche Kenntnisse, da der Stoff sowohl als die Beweisgründe für einzelne Behauptungen neben den vielen, noch nicht übersetzten Urkunden in alt- und neugriechischer, französischer, italienischer und spanischer Sprache, häufig auch noch aus syrischen, persischen, arabischen, armenischen und türkischen Dokumenten gezogen werden mußten.

3) Wird durch diese Schrift, sobald sie öffentlich erscheint, eine bedeutende und zugleich von den Geschichtsschreibern aller europäischen Nationen für unheilbar gehaltene Lücke in der Universalhistorie ausgefüllt, eine Erscheinung, die dem Vaterlande zu nicht geringem Ruhm gereicht und zugleich einen kräftigen Beweis liefert, daß im Baierlande die Wissenschaften unter den Auspizien Euer Kgl. Majestät zu einer solchen Blüte herangediehen sind, daß selbst die aufgeklärtesten Völker des Kontinents aus dem Schatze der baierischen Nationalliteratur Belehrung erholen können. Zugleich sind durch dieses Werk die Pforten zu weiteren historisch-geographischen Forschungen über bisher unbekannte Himmelsstriche und Reiche des kaukasischen Morgenlandes aufgetan, über die Revolutionen von Konstantinopel im Mittelalter, über das Sultanat von Ikonium, über die Dschel-al-eddin und Timur Beg neue Ideen in Umlauf gesetzt.

4) Endlich ist der untertänigst Unterzeichnete der erste geborene Baier, der eine historisch-philologische Preisfrage der nordischen Reiche gelöst und folglich auf unbestreitbare Weise dargetan hat, daß Baiern der Vormundschaft der Fremdlinge in dieser Beziehung vielleicht weniger bedürftig ist als manche glauben mögen. Bauend auf die Stärke der angeführten Gründe, noch mehr aber auf die allerhöchste Huld und Gnade, mit welcher Euer Kgl. Majestät bekanntermaßen Kunst und Wissenschaft in Höchstdero Königreiche zu unterstützen und zu ermuntern geruhen, bittet er wiederholt um allergnädigste Gewährung seines untertänigsten Anliegens und verharret Euer Kgl. Majestät untertänigster und treuehorsaamster J. Fallmerayer, Professor der Obergymnasialklasse zu Landshut.

Landshut, 8. August 1825

Allerdurchlauchtigster, großmächtigster König,
allergnädigster König und Herr!

**Untertänigste Bitte des Gymnasial-Professors J. Fallmerayer zu Landshut
um Bewilligung eines zehnwöchigen Urlaubs.**

Kurze Zeit nachher, als der untertänigst Unterzeichnete an Euere Kgl. Majestät ein untertänigstes Anlangen in der Absicht gestellt hatte, daß er durch allergnädigste Bewilligung einer Reisegratifikation in den Stand gesetzt würde, das Manuscript seiner von der Kgl. Dänischen Akademie der Wissenschaften zu Kopenhagen so ruhmvoll gekrönte Geschichte des trapezuntischen Kaisertums durch Benützung einiger Bibliotheken Italiens zu ergänzen und zu vollenden, hat derselbe durch angestellte Erkundigungen die Nachricht erhalten, daß die St. Marcus Bibliothek zu Venedig nicht vor dem Anfange Novembers, die von Genua aber nicht vor der Mitte desselben Monats wegen der gesetzlich dort bestehenden Ferien von fremden Reisenden besucht werden können.

Da nun die endliche Herausgabe der genannten gekrönten Abhandlung teils wegen der Neuheit des Gegentsandes, teils wegen der häufigen Aufforderungen der Kgl. Dänischen Akademie nicht länger verschoben werden soll, der Druck selbst aber ohne vorgängige Beiziehung der trapezuntisch-bessarionischen Manuscripte zu Venedig und der geheimen Archive zu Genua durchaus nicht stattfinden darf, so bittet derselbe untertänigst Euer Kgl. Majestät möge ihm einen zehnwöchigen Urlaub, vom 16. Oktober angefangen bis 25. Dezember des Jahres einschließlich, allergnädigst zu bewilligen geruhen und zwar in Anbetracht, daß

a) die Obergymnasialklasse dahier während seiner Abwesenheit durch die drei Lyzeal Professoren einteilungsweise ohne alle Schwierigkeit um so leichter versehen werden kann, da die Klasse an und für sich schwach, die benannten Professoren aber im abgelaufenen Jahre teils nur unbedeutend beschäftigt, teils gar vakant und auf Reisen waren und sich folglich mit größtem Vergnügen einige Wochen lang in einem etwas erweiterten Geschäftskreis bewegen werden.

b) Daß die Abwesenheit des ordentlichen Lehrers in den ersten Wochen des Studienjahres durchaus nicht so viel Störung verursacht als eine Reise mitten im Laufe des Unterrichts angetreten.

c) Daß die erbetene Frist von 10 Wochen zu einem so wichtigen und weitaussehenden Unternehmen durchaus nicht zu ausgedehnt, im Gegenteil eher als nicht hinreichend befunden werden dürfte, da er einige codices graecos der Bessarionischen Sammlung ganz kopieren und mehrere stellenweise ausziehen muß, eine Arbeit, die ebenso große Zeit als Aufmerksamkeit und Anstrengung erfordert.

d) Daß der Gewinn nicht verkannt werden kann, der aus dieser Reise sowohl für die jetzige Republik im Allgemeinen als für den Ruhm des Unternehmers im Besonderen entstehen muß, da er im Begriff ist, die historische Literatur mit einem Werke zu bereichern, daß sich durch seinen gediegenen und echt historiographischen Charakter von den Erscheinungen dieser Art nicht weniger auszeichnen soll als durch Entwicklung einer umfassenden und ausgebreiteten Gelehrsamkeit in morgen- und abendländischen Dingen, ein Umstand, der gewiß nicht wenig zu seiner Empfehlung sprechen muß. Denn wie viele unter den zahlreichen Ge-

schichtsschreibern Deutschlands mag man etwa finden, die durch ihre Arbeit die Wissenschaft auch wirklich um einen Schritt erweitern und dem Kenner etwas vorzulegen verstünden, was man nicht schon vorher weiß. Der Unterzeichnete aber, er darf es wohl sagen, weil er den Beweis schon geliefert hat, beschenkt von der Natur mit jenem genialischen Funken, jener *synesis politica*, die nach *Lucian* dem Geschichtsforscher nicht fehlen dar, hat die Regungen eines übel verstandenen Ehrgeizes und den Dünkel der Autorschaft so lange zu unterdrücken vermocht, bis er sich durch unermeßliche Studien auf einen Standpunkt erhoben hat, der ihm vielleicht nicht mit Unrecht einen Platz unter den gründlichsten Geschichtsschreibern anweist.

Derselbe bittet daher Euere Majestät mögen huldreichst geruhen, diese angeführten Gründe seines untertänigsten Gesuches allergnädigst in Erwähnung zu nehmen und nach den Regungen allerhöchster Kgl. Seele darüber zu entscheiden.

3.

Landshut, 5. September 1825

Allerdurchlauchtigster, großmächtiger König und Herr!

Wiederholung der beiden untertänigsten Anlangen des Gymnasialprofessors Fallmerayer zu Landshut um allergnädigste Bewilligung einer Reisegratifikation und eines zehnwöchigen Urlaubs zur Untersuchung der Bibliotheken von Genua und Venedig betreffend.

Da Ew. Majestät auf die beiden untertänigsten Anlangen vom 21. Juli und 8. August d. J., in welchen der Untertänigst Unterzeichnete um allergnädigste Bewilligung

a) einer Reisegratifikation von 200.— und

b) eines zehnwöchigen Urlaubs vom 16. Oktober bis 25. Dezember einschließlich gebeten hatte, um durch eine gelehrte Reise nach Venedig und Genua die endliche Herausgabe seiner von der Kgl. Dänischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Kopenhagen unter dem 20. August 1824 mit Auszeichnung gekrönte Preisschrift über das trapezuntische Kaisertum zustande zu bringen, eine allerhöchste Entscheidung zu erteilen noch nicht geruht haben, so wagt derselbe in tiefster Untertänigkeit eine Erneuerung seiner beiden untertänigsten Bitten zu dem Throne Ew. Majestät gelangen zu lassen.

Das erste seiner untertänigsten Gesuche hatte derselbe durch Beilegung der Goldmedaille und mehrerer sehr schmeichelhafter Schreiben der Kgl. Dänischen Akademie, das zweite aber dadurch zu kräftigen gesucht, daß er nachwies, wie die Obergymnasialklasse dahier während seiner Abwesenheit ohne Hemmung des öffentlichen Unterrichts durch die Professoren der Lyzealklasse versehen werden könnten, was wegen der Gleichheit der meisten Lehrbücher ohnehin leicht zu bewirken wäre, nun aber um so weniger Schwierigkeiten finden möchte, da auch der Lehrer der dritten Gymnasialklasse, Professor *H a g g e n m ü l l e r*⁷⁹⁾, erbetig ist, neben seiner eigenen Klasse noch in den Oberklassen während der Urlaubsdauer den Unterricht in einem der Hauptfächer zu besorgen.

⁷⁹⁾ H. war seit 1824 F. Kollege am Lyzeum zu Landshut. Über ihn s. J. *R o t t e n k o l b e r*: Der Kemptener Geschichtsschreiber J. B. Haggemüller. Allgäuer Geschichtsfreund. N. F. No. 25, 1926 und *V e r f.*: J. Ph. F. und Joh. Baptist Haggemüller. Ebd. N. F. No. 54, 1953/54, S. 16—20.

Der untertänigst Unterzeichnete glaubt nicht ohne Grund einige Hoffnung nähren zu dürfen, Ew. Majestät werden einer wissenschaftlichen Unternehmung von solcher Ausdehnung und anerkannten Brauchbarkeit allerhöchst Dero Kgl. Huld und Gnade nicht vorenthalten, besonders da der Ruhm hiervon nicht so sehr dem Individium als vielmehr dem Vaterlande anheim fällt.

In tiefster Untertänigkeit und Ehrfurcht verharret Ew. Kgl. Majestät untertänigster und treuehorsamster J. Fallmerayer, Prof. der Obergymnasialklasse zu Landshut.

Montenegro in the Eyes of the English Traveler, 1840 — 1914

By EMMET, B. FORD, jr. (Berkeley, Cal.)

„O smallest among peoples! rough rock-throne
Of Freedom! warriors beating back the swarm
Of Turkish Islam for five hundred years,
Great Crnagora! Never since thine own
Black ridges drew the cloud and broke the storm
Has breathed a race of mightier mountaineers.“

Tennyson

During the latter half of the nineteenth century the English public discovered the Balkans. With the increase of mass literacy and the growth of popular journalism, the enigmatic „Eastern Question“ was discussed almost as much in public houses as in Parliament. As the power of Turkey perceptibly declined and the nationalistic outcries of her subject Christian populations became audible throughout the world, Englishmen became aware of the religious and cultural affinity which existed between Europe and the remainder of its long-lost domain to the southeast. Lurid tales of the atrocities committed by the „terrible Turk“ in Greece, Macedonia, and Bulgaria were embellished by the press and used to political advantage by such statesmen as Gladstone. In keeping with the trend of the times, Englishmen began to view the situation in the far corner of the continent, not only as an obscure struggle by fellow Christians to defend themselves against persecution by their legal Muslim overlords, but as a divinely-willed effort on the part of distinct national groups to achieve their independence. The public reaction manifested itself in a wave of detestation for the Turks, cast in the role of the tyrant, and of sympathy for their under-dog subjects.

Under such circumstances, it was only to be expected that the tiny principality of Montenegro, which had succeeded in preserving its untrammelled liberty for five hundred years, should capture the hearts and excite the imaginations of Englishmen. The reported deeds of the Prince and his „mighty mountaineers“ could not but stir the breasts of a people who greatly admired pluck and who had long made a cult of doggedness. In more than one instance the Montenegrins were likened to Robin Hood and his band of merry men¹⁾, while it is doubtless certain that, in some parts of Britain, the tales of the Black Mountain served to evoke images of equally glorious, if less successful, campaigns led by Glendower and Robert the Bruce in other mountains and at other times. It was all sheer romance of the very highest order.

Romantic or apocryphal, these tales provoked curiosity. When, beginning in the 1840's, Englishmen began to be seized with the desire to acquaint themselves with the then little known eastern approaches, they were not likely to omit a visit to Montenegro, the least known and most fabulous land of all. Thereupon, English scholars, journalists and tourists journeyed to the Land of the Black Mountain to see for themselves. Many of them committed their observations and impressions to writing for the edification of those at home. It is upon these travel accounts that the following examination of Montenegrin social history from 1840 to 1914 is based. Indeed, in the absence of any native efforts to describe life in Montenegro during that period, these accounts by English travelers may be considered the major source for any such examination.

The factor of bias and prejudice in these travel accounts will become evident with regard to specific observations or comment. Such a factor is inevitable. By their very nature, travel accounts are subjective; they reflect the author's reaction to experience. Moreover, the author, particularly he who came from the swiftly moving world of England in the nineteenth century, arrived on the scene highly charged with the absolute standards of his own country at that particular time. As a consequence it is hardly surprising that the picture of Montenegrin society painted by each English traveler varies, not only with the individual, but with the year of writing.

¹⁾ Roy Trevor, *Montenegro, A Land of Warriors*, London: Adam and Charles Black, 1913, p. 2., Hereinafter cited as Trevor, *Montenegro*.

But the essential value of a travel account as a historical source lies in the fact that it does describe life within a given country at a given time. Bias, provided it is not completely uniform nor completely distorted, in no way detracts from this value. Through judicious interpolation and the comparison of various data on the same subject, the historical researcher can reconstruct a reasonably accurate social history of the period and area under consideration.

The Land and Its People

Montenegro (or Crna Gora in the language of its inhabitants) means Black Mountain. When „an English gentleman“ visited the country with his wife in 1844²⁾, he found that it, in truth, encompassed little more than a jumbled mass of sterile³⁾ mountain hardly 300 square miles in extent. This was the original area of refuge, the island in the sea of Turks, the castle from which the Montenegrins would later sally forth to regain their valleys and a beach-head upon the sea. In these bare and blasted rocks they had been beleaguered for 500 years, in poverty and in isolation. What wonder then that this land had left its imprint upon Montenegrin for all time to come?

That it did, in fact, make a profound impression upon the English traveler is faithfully recorded. „Seldom it is that one can find a country that gives one such an idea of absolute savagery and desolation, of cruelty and oppression; it seems strange to speak in these terms of a landscape, but there is no other way to adequately describe the sensation which this appalling region inspires“⁴⁾. Appalling as it was, however, the significance of this landscape was obvious to Reverend Denton, who, writing in 1877, stated that „the chaos of limestone, either prolonged in short ridges, serrated and rugged with bluff irregular spurs, or bent in a circle enclosing a small plain of fertile land, as the crater is girdled by the sides of a volcano, is the key to the history of this people. The chronicles of Montenegro are written for the most part in popular songs which record feats of individual heroism, such as rugged mountain terri-

²⁾ Anonymous, „A Ramble in Montenegro“, Blackwood's Edinburgh Magazine, Vol. LVII, London (January 1845), pp. 33—51. Hereinafter cited as Anonymous, „Ramble“.

³⁾ But not black. More than one writer attempts to explain why these mountains should be termed black, when they are actually closer to white in colour.

⁴⁾ Roy Trevor, My Balkan Tour, London: John Lane, 1911, p. 289. Hereinafter cited as Trevor, My Balkan Tour.

tory alone renders possible, but such as no other highland country can rival⁵⁾.

From the earliest times, the gateway to Montenegro stood at the top of the dizzy road up the face of Mt. Lovćen, overlooking and almost overhanging the Austrian port of Bocche di Cattaro. There the traveler would pause, then turn his eyes from the azure beauty of an Adriatic fjord to the inferno-like desolation that only the karst can offer. Roy Trevor, who had a fine sensitivity to the moods of earth and atmosphere, exclaimed that „the view that opens before us is so abnormally arid that its very hideousness was abated; grey is the predominating colour — grey rocks, grey hills . . . The huts of the people are of the poorest description, built of the same grey rock⁶⁾. Trevor wrote these words in 1911, almost at the close of the period of Montenegro's existence as an independent state, but he did no more than express in more rhetorical fashion the feelings of all the travelers who had gone before. Such then were the constant and unchanging factors of life in Old Montenegro — the sere mountain and the grey landscape.

Incidentally, the territorial distinction between the Old Montenegro and the new Montenegro of the last half of the nineteenth century is an important one. The former comprised little more than the mountain mass already described, while the latter included the well-watered forests of the Brda, the valley of the Zeta⁷⁾, the commercial center of Podgorica with its surrounding plain, and even a littoral on the Adriatic from Bar to Dulcigno. Indeed, the political history of the period under examination was largely one of resurgence against the Turk and of general territorial expansion. These same years saw a corresponding growth of population and an increase in the number and size of towns and villages.

In 1848 the most reasonable estimate of the total population of Old Montenegro (including parts of the Brda and the valley of the Zeta) varied between 80,000 and 107,000⁸⁾. This was not an official figure, inasmuch as the Montenegrins themselves reckoned in terms

⁵⁾ Rev. William Denton, *Montenegro, Its People and Their History*, London: Daldy, Isbister and Co., 1877, p. 11. Hereinafter cited as Denton, Montenegro.

⁶⁾ Trevor, *My Balkan Tour*, op. cit., p. 233.

⁷⁾ The valley of the Zeta was the birthplace of the medieval Serbian state under the Nemanja dynasty.

⁸⁾ Sir J. Gardner Wilkinson, *Dalmatia and Montenegro*, London: John Murray, 1848, Vol. I, p. 405. Hereinafter cited as Wilkinson.

of „rifles“ on call⁹⁾), which, at that time, they computed to be about 20,000. Fifty years later, in 1890, the Montenegrin Minister of Finance stated that the total population was „under 300,000“¹⁰⁾. With no means of determining how much of the increase was due to territorial augmentation and how much to the rate of birth, it is difficult to make statistical deductions from this apparent jump of 300 per cent. It does seem fairly safe to say, however, that there was enough of an increase in the birth rate to create serious pressure on the already ridiculously small amount of arable land, and materially to add to the number of unemployed which, in turn, was increasingly swollen by warriors who were finding themselves without function in their society.

The circumstances in which they lived seemed incredibly primitive. Depending upon the particular background of the writer, the Montenegrins of the middle '50's were depicted as living in rude huts like those in the Scottish Highlands or in the sod-cabin squalor of the Irish countryside. Not unnaturally most of the houses were of unfitted and uncemented stone, some with straw roofs, some with shingle. As time went on, travelers observed houses of better construction, while red tile became *d e r i g u e u r* as a roofing material in the towns. Still, it was not the details of construction which most impressed the Englishman, but rather the extraordinary manner in which the typical family lived behind walls which were loop-holed for defense, usually in one large room divided only by hurdles or wattles, and wholly unprovided with such innovations as chimneys through which the smoke might escape¹¹⁾. For the Englishman it was only natural to be reminded of the more familiar culture then existing in Scotland or Ireland: an American of the same era might have called to mind the rude huts which had just begun to dot the West. Indeed, it is upon such homely comparisons that lasting impressions are based.

When A. A. Paton, one-time British Consul at Ragusa, journeyed as far as Cetinje in 1846, he claimed that Njegoš, family seat of the

⁹⁾ This method of reckoning population by the number of males capable of bearing arms is widespread in tribal societies. The unsettled Kurds and Pathans, for example, still follow this method.

¹⁰⁾ William Miller, *Travel and Politics in the Near East*, London: T. Fisher Unwin, 1898, p. 70. Hereinafter cited as Miller.

¹¹⁾ Rev. William Denton, „A Ride Through Montenegro“, *Good Words*, Vol. VII (September 1, 1866), p. 643. Hereinafter cited as Denton, „A. R. T. M.“

Prince, was called „the only town in Montenegro“¹²). Somewhat earlier, in 1848, the „English gentleman“ had averred that Cetinje, whose population he estimated at 100, was undoubtedly the largest place of habitation in the country¹³). Avoiding the issue of which particular town was the largest, Wilkinson summed up the situation by saying that „Montenegro contains few towns. It may indeed be doubted whether any deserve that name; for a town there would be a village in any other country, and the largest does not contain a population of 1,200 souls¹⁴) . . . The total number of towns and villages is between two and three hundred“¹⁵). In any event these earlier descriptions offer a basis for comparison in following the development of village life as represented by subsequent travelers.

As an example, it is interesting to trace briefly the development of the capital, Cetinje, from 1843 to 1911. To the visitor of 1843¹⁶), it comprised an ancient monastery, a newly-built palace (later to be called the Bigliardo because it contained the only billiard table in the country), six or seven two-story houses, and about a dozen ordinary huts. To Paton, arriving shortly thereafter, it was „not a town, but merely a fortified convent . . . surrounded by scattered houses“¹⁷). Some growth was apparent by 1877, when, despite the fact that many of the houses in the „little village of Cetinje“ now seemed to possess the modern luxury of an upper story, an English lady was moved to ask why there were still so few stone residences in the town¹⁸). It was all in the eye of the beholder, however, for, after having visited the capital in the same year as the English lady, one James Creagh declared, „my first impulse on arriving in the main street of Tstinie (sic) was to burst out laughing. It is the meanest capital in the whole civilized or uncivilized world . . .“¹⁹).

¹²) A. A. Paton, *Highlands and Islands of the Adriatic*, London: Chapman and Hall, 1849, Vol. I. p. 69. Hereinafter cited as Paton.

¹³) Anonymous, „Ramble“, op. cit., p. 39.

¹⁴) In the light of other evidence it would appear that he was referring to Podgorica, which, however, did not belong to Montenegro in 1848.

¹⁵) Wilkinson, op. cit., p. 406.

¹⁶) Anonymous, „Ramble“, op. cit., p. 39.

¹⁷) Paton, op. cit., p. 74.

¹⁸) G. M. Mackenzie and A. P. Irby, *Travels in the Slavonic Provinces of Turkey-in-Europe*, London: Daldy, Isbister and Co., 1877, Vol. II, p. 241. Hereinafter cited as Mackenzie and Irby.

¹⁹) James Creagh, *Over the Broders of Christendom and Eslamiah*, London: Samuel Tinsley, 1876, Vol. II, p. 254. Hereinafter cited as Creagh.

Such differences in viewpoint notwithstanding the physical alteration of Cetinje was greatly accelerated as a result of increased international interest in Montenegro after the Congress of Berlin. William Miller reported that, by 1898, the town had increased in size by one third, and was distinguished by many new churches and public buildings²⁰). In 1904, Mary Durham noted a „little red roofed town, a village city, a Kindergarten capital“ of some 3,000 inhabitants, the largest buildings of which were the Austro-Hungarian and Russian Legations²¹). Yet, even at that late date, Cetinje appeared to resemble „a straggling French village, with its one-storied, redtiled houses clustered around half a dozen larger buildings and a couple of church spires“²²). The author of this last impression was simply attempting to convey to his readers in familiar terms just what he saw; it probably did not occur to him that a comparison of thirty years past likened this same town „to the dirty outhouses of an English farmyard“²³). Perhaps it should be made clear from the very beginning that most of the English travelers to Montenegro looked upon the people with admiration and a certain amount of affection. Their attitude was undoubtedly conditioned, at least to some extent, by their preconceived notions of the Montenegrin as a simple but towering Homeric warrior who had been created by God to smite the evil Turk, or later as an uncorrupted Arcadian resisting seduction by the iniquitous Austrian. But the weight of the evidence is that the Englishman liked the Montenegrin for himself. Certainly it is axiomatic that everyone tends to judge the inhabitant of a foreign land by the standards of his own society. In judging the Montenegrin, the average English traveler found far more qualities to which virtue was attached in England — bravery, frankness, honesty, hardihood, etc. than he found qualities which were not so well regarded in his own country — laziness, a penchant for gambling, unchivalrous conduct toward women, etc. And so he liked the Montenegrin.

Of course, there were those travelers who were either not sufficiently analytical or articulate to balance off what they found attractive or disagreeable about the Montenegrin. Nevertheless, the impli-

²⁰) Miller, op. cit. p. 42.

²¹) Mary E. Durham, *Through the Lands of the Serb*, London: Edward Arnold, 1904, p. 6.

²²) Harry De Windt, *Through Savage Europe*, London: T. Fisher Unwin, 1907, p. 42. Hereinafter cited as De Windt.

²³) Creagh, op. cit., p. 254.

cations are always clear. A p u k k a s a h i b , the Marquis of Huntley, dogmatically summed it up: „These Montenegrins are the best of all the Sclavic tribes„²⁴). In like manner, De Windt said, „I have never in all my wanderings throughout the world met a better fellow than the Montenegrin, who seems to be absolutely free from the petty meannesses which often characterize natives of the further East“²⁵). Even more aware of what attracted him was Major Percy E. Henderson, „late of the Indian Army“, who felt that „the great attraction of Montenegro is the people, a splendid race, well set up, good-looking, frank, polite without cringing, still clinging to old-world ideas of honour . . . The land is yet unspoiled by civilization; it is free from social evil, and contains neither thieves, nor money-lenders, and it is not yet darkened by the shadow of the Israelite“²⁶). Having none of the elements which he found objectionable, obviously Montenegro was a Utopia of sorts for Major Henderson. On the other hand, Creagh, who, presumably because of his political leanings, found little to the credit of the Montenegrin, remarks that: „dignified and proper deportment so often found among people not altogether civilized, is rarely seen in Montenegro; and their evil countenances, or low and cunning aspects, made me little anxious for their society“²⁷).

But even Creagh had to acknowledge that the Montenegrin was a fine figure of a man. Indeed it would have been difficult for any Englishman or Englishwoman not to admire this strongly proportioned mountaineer who averaged well over six feet in height. „The Montenegrin race“, said an officer of the Levant Consular Service, „presents an almost perfect embodiment of all that is admirable in physique“²⁸).

Likewise there seemed to be general agreement that the Montenegrin woman, while not as prepossessing in appearance as her mate, would probably have been attractive had she not been prematurely

²⁴) The Marquis of Huntley, *Travels, Sport, and Politics in the East of Europe*, London: Chapman and Hall, Ltd., 1887, p. 240. Hereinafter cited as Huntley.

²⁵) De Windt, *op. cit.*, p. 28.

²⁶) Major Percy E. Henderson, *A British Officer in the Balkans*, Philadelphia: J. J. Lippincott and Co., 1909, p. 53. Hereinafter cited as Henderson.

²⁷) Creagh, *op. cit.*, p. 60.

²⁸) Andern G. Hulme-Beaman, *Twenty Years in the Near East*, London: Methuen and Co., 1898, p. 161. Hereinafter cited as Hulme-Beaman.

aged by heavy toil. „Most were middle-sized, thick-set, and with weather-beaten complexions“²⁹). That the lessening of the burden of manual labour might permit them to develop their natural beauty seemed a valid theory as some of the later travelers attest. „The women, who are particularly good looking, wear dark skirts, beautifully hand-embroidered blouses, and a kind of long coat, with open sleeves, of soft, dove-grey cloth“³⁰).

It was a known fact in the nineteenth century that the Montenegrins were of Serbian racial stock. This led to much ingenious speculation on the part of the English traveler to account for the observed physical and spiritual differences between the Montenegrin and his cousin to the east. Completely aside from his remarkable stature, „a bolder look . . . and an air of independence usually mark(ed) the Montenegrin“³¹). He was, for example, renowned for his bellicosity and envied for his extreme longevity. Although, as has been seen above, one school of thought attributed these differences to environmental influences, another held that the explanation probably lay in some unknown trace element in the racial alloy. „It would be interesting to learn,“ wrote Mary E. Durham (who rarely had much use for Serbs in general), „whether it is not to a considerable intermixture of aboriginal Illyrian blood that the Montenegrins owe their superiority to other Serbs . . . There is a certain indefinable quality best described as ‚gameness‘ and this both the Albanians and the Montenegrins possess to a marked degree“³²). Yet it was obvious to the most uninitiated Englishman that these cultural differentiations had done nothing to sever the bond of racial identity between the Montenegrins and the Serbs. The Montenegrins remained proud of their Serbian heritage and boasted of it to the foreigner.

The Pursuits of Life

The English traveler in virtually every instance concerned himself with how the Montenegrin made his living. He inquired into the state of agriculture, sought to find some evidence of commerce and

²⁹) Mackenzie and Irby, op. cit., p. 222.

³⁰) Anonymous, *The Near East*, New York: Doubleday, Page and Co., 1907 p. 23. Hereinafter cited as Anonymous, *The Near East*.

³¹) Anonymous, „Ramble“, op. cit., p. 35.

³²) Durham, op. cit., p. 52.

industry, and attempted to establish a meaningful schedule of exports and imports. But he usually declined to add up the total of his observations along this line, or, if he did, was rather confused at the result. Montenegro simply failed to possess a viable economy in the modern sense of the word, for the traditional business of life was war.

Agriculture in Montenegro, particularly in the earlier part of the period under examination, was the only recognizable economic activity. But even the agriculture was of a marginal subsistence nature rather than a market operation. The primary reason for this was the terrible scarcity of arable land. Every declivity and depression which held a bit of soil was cultivated by means of the most herculean and uneconomic expenditure of labour. On his way to Cetinje in 1865, Rev. Denton observed that „where . . . the rains of ages and the decay of the pine and beech woods have formed a soil out of the disintegrated rock and vegetable mould, the hollows are carefully cultivated. The fields thus formed are not only irregular in shape, but are often so small that I passed cornfields twenty feet by twelve and potato grounds less than six feet square“³³). Coupled with the fact that most of the labour force consisted of women, this paucity of soil permitted the Montenegrins to grow enough b a r e l y to feed the hungry mouths of those who tilled the soil, and certainly allowed very little surplus, either for sale or to feed a larger family.

This is not to say that English visitors could find nothing which resembled economic farming. Livestock was very much in evidence; pigs, sheep and goats were raised wherever the limited forage of the valleys and hill-sides permitted, and animal products were the most important items traded in the then foreign markets of Cattaro and Podgorica³⁴). Certain areas, such as that of Cernica, the northern edge of the plain surrounding the Lake of Scuctary, yielded crops which could be sold for cash or exported — wine grapes, olives, walnuts, pomegranates, apples and other fruits³⁵). After the Prince-Bishop successfully introduced the potato from Rusisa in 1786, his

³³) Rev. William Denton, „A Visit to the Capital of Montenegro“, Good Words, Vol. VII, pp. 57—63, (January 1, 1866), p. 58. Hereinafter cited as Denton, „A Visit“.

³⁴) Anonymous, „Ramble“, op. cit., p. 35. The author observed Montenegrins in the market of Cattaro offering mutton hams, potatoes, salt-fish, hides, and pigs for sale. (1843).

³⁵) Wilkinson, op. cit., p. 414.

successors presented their people with silk, tobacco, and pyrethrum as cash crops which could be grown in the meagre soil which was available. Moreover, as Montenegro acquired more fertile territory during the latter part of the nineteenth century, several of the English travelers sensed a more encouraging agricultural potential for the country.

Yet an objective and critical examination of the data furnished by English travelers in this period make it all too clear that Montenegro was increasingly unable to feed itself, much less to export agricultural produce. Since agricultural production was never able to keep pace with the burgeoning population, increasing numbers of Montenegrins were compelled to emigrate to more favoured regions nearby, particularly to Serbia³⁶). Truly there could be no other solution, whether or not Montenegro continued to exist as an independent state³⁷).

If agriculture was marginal, according to these accounts, commerce and industry were virtually non-existent. In the 1840's the manufactures of Montenegro were largely confined to wearing apparel and crude household furniture, and was about on a par with the handicraft of the Desert Arab³⁸). This situation had not materially changed by 1914. What commerce there was consisted of little more than the insignificant traffic in agricultural produce already described. Wherever business activity could be found it was conducted by a Bosnian, a Serb, a Bulgarian, or even an Albanian — almost never a Montenegrin³⁹).

This signal failure of the Montenegrin to take part in business activity especially worried English visitors to Montenegro. The more superficial observers summed it up as laziness on the part of the Montenegrin, albeit a kind of admirable, free-as-the-eagle-in-the-sky

³⁶) Mackenzie and Irby, op. cit., p. 209. The authors mention these migrations and cite Serbian Prime Minister Garašanin as the example of a Montenegrin emigrant who made good.

³⁷) See Herman Wendel, *Von Beograd bis Buccari*, Frankfurt, 1922, p. 122. As late as 1922 this competent observer remarked that the Montenegrin question was simply one of poverty. „For nine out of ten Montenegrins“, he said, „agriculture and cattle-herding are the means of sustenance. Of these nine, six have no land or only inadequate scraps, and hire themselves out. But in all Montenegro there are not ten properties which offer employment the year round for ten workman each.“

³⁸) Wilkinson, op. cit., p. 430.

³⁹) De Windt, op. cit., p. 63.

laziness." „(The Montenegrin) does nothing“, wrote Major Henderson, „but he does it with an air“⁴⁰). The keener Englishman, however, was able to perceive the subtle difference between laziness and a disinclination to indulge in the demeaning practice of doing business for a profit. Business was absolutely beneath the dignity of the average Montenegrin. Or, as Roy Trevor put the matter, „it is simply the inborn contempt for anything not savouring of actual warfare that makes the Montenegrin so inferior to others and so absolutely helpless in all business matters“⁴¹).

While there may have been some disagreement over the reasons for Montenegrin incapacity in the business world, there was none whatever in regard to what the Montenegrin felt to be his *r a i s o n d'être*. He was born to be a warrior and nothing else really mattered. He was trained to accept heroism as a minimum standard and to regard any behaviour less than heroic as disgraceful. He fought the Turks by tradition, the Austrians for reasons of state, and the Albanians for pleasure. His only fear was of dying in bed.

It was with this ideal characterization in mind that Misses MacKenzie and Irby could speak of war in Montenegro as „the business of life“⁴²). Indeed for five hundred years war had been „the business of life“, that is to say, the supreme function of society. The very purpose of social organization in Montenegro had been, not to preserve internal order or to promote the general welfare, but to defend the race against annihilation by an uncompromising enemy. To understand this was the key to understanding the motivations of life itself in Montenegro; failure to understand it could only lead the foreign observer (as in the case of Creagh) to see Montenegrins as a brutish people, without souls or purpose.

With this in mind, therefore, it is quite clear why such an inordinate amount of space in these travel accounts should be devoted to the Montenegrin as a warrior and to the battles he fought. The English traveler tended to journey to Montenegro fully primed with romantic notions of the martial splendor of these people; his initial impressions certainly did nothing to disillusion him on this score. Had he not seen every man jack of them, including their priests, heavily and ostentatiously armed? (For, as he often heard, „Thou

⁴⁰) Henderson, *op. cit.*, p. 53.

⁴¹) Trevor, *My Balkan Tour*, *op. cit.*, p. 257.

⁴²) Mackenzie and Irby, *op. cit.*, p. 269.

mayest as well take my brother as my rifle"⁴³). Did not his ears ring with the wild and exhilarating *f e u d e j o i e*? Had he not listened, endlessly it seemed, to the telling and retelling of tales of forays and gallant defences, of war and blood feud?

To the early visitor, at least, the most visible symbol of the state of affairs in Montenegro was the old tower of the monastery in Cetinje. Perhaps the words of the English gentleman best express the feelings which this grisly monument evoked in a representative of the „most civilized nation in the world“. On the summit of a small rock immediately above (the monastery) is a small round tower built apparently for ornament at not very recent date⁴⁴), but never finished or roofed. It does not owe its decorations to the hands of the architect. They are of a rarer kind. From the ends of poles fastened to the top of the wall, two or three dozen heads⁴⁵), in all stages of decay, overlook the residence of the Christian bishop⁴⁶). (Rationalizing this affront to his civilized sensibilities to some extent, this Englishman recounted how he had barely resisted the temptation to take one of the dessicated skulls at the base of the tower as a souvenir). Upon his visit to Cetinje a few years later, Wilkinson attempted to prevail upon Vladika Peter to renounce „the barbarous custom of cutting off the heads of their enemies, and exposing them on stakes, as trophies of victory and revenge“⁴⁷). He found the Vladika receptive, but unwilling to order this practice halted unless the Turks did likewise. Acknowledging the logic of the Prince, Wilkinson wrote how he used his good offices to obtain the agreement of the Vizir in Mostar to the desired end.

It is doubtful, however, whether Wilkinson was actually the agent in this softening of the Montenegrin attitude to the business of war. Even in 1843, the anonymous English gentleman was told that no new heads had been displayed in over two years, in spite of battles which were being fought over the island of Lessandro, in the lake of Scutari, at that very time. Wilkinson does not admit to actually having seen any of the trophies which he so deplored, and Paton,

⁴³) Quoted in Reginald W y o n and Gerald P r a n c e , *The Land of the Black Mountain*, London: Methuen and Co., 1903, p. 4. This work will be hereinafter cited as W y o n and P r a n c e .

⁴⁴) The date of writing was 1843.

⁴⁵) Turkish heads.

⁴⁶) A n o n y m o u s , „Ramble“, op. cit., p. 38.

⁴⁷) W i l k i n s o n , op. cit., p. 475.

who was there in 1846, mentions only the „watch-tower, with a number of poles, or which until very lately, the trunkless heads of Turks used to stand in grim array . . .“⁴⁸). In all probability the practice was dying out of its own accord and was being supplanted by the more ceremonial custom of cutting off the noses of fallen foes⁴⁹). The story had taken root, however, and most of the subsequent visitors to Cetinje came to gaze in morbid fascination at this symbol of the uncompromising way in which the Montenegrin waged war.

No less fascinating to the English traveler were the tales of Montenegrin conduct in battle. The Montenegrins had become renowned throughout Europe as mountain (later to be known as guerilla) fighters *p a r e x c e l l e n c e*. Their individual deeds as well as their military history as a people had become the subject of intense curiosity. While only one of the travelers gives anything in the way of an eyewitness account of Montenegrins in battle⁵⁰), every traveler attempted to collect factual data and anecdotal material on the usages of war in this extraordinary country. Having determined, many of them, that individual valour and the martial tradition was the real secret of Montenegrin independence, they were anxious to determine in what particulars Montenegrin warriors excelled.

Thus the pages of these travel accounts abound in analyses of the Montenegrin as a warrior and in stories illustrative of his prowess. Here was a creature well-endowed by God and adapted by the inexorable biological laws of Charles Darwin both to his environment and to his mission in life. Massively constituted and almost oblivious to the hardships of the campaign, he was ideal raw material for a soldier by any standards. He was possessed of that positive enthusiasm and zest for a fight which, in lesser measures, went by the name of „elan“ or „dash“ in more conventional military circles. On the whole, undisciplined and therefore capable of noteworthy acts of initiative, he was nevertheless amenable to that modicum of control which permitted his use in successful military operations against organized enemy troop formations of formidable size and capabili-

⁴⁸) Paton, *op. cit.*, p. 76.

⁴⁹) Mackenzie and Irby, *op. cit.*, p. 201. These intrepid Englishwomen reported that, although the Prince had banished heads from the monastery tower, they had seen three Turkish heads hanging from an apple tree in the Cernica in the year 1877.

⁵⁰) Anonymous, „Ramble“, *op. cit.*, p. 44. During the seige of Lessandro, this Englishman claimed to have lunched with the Prince while Turkish balls whizzed about their ears.

ties. Not that he was absolutely without weakness in British eyes; for example, he could not hit a thing with a rifle from an off-hand or standing position. But what matter when he could shoot like a fiend using a rock for support, and liked nothing better than to cast aside his rifle and close on the enemy with the cold steel of a h a n j a r ? ⁵¹⁾

Social Institutions

Themselves conditioned in a highly institutionalized society, the English visitor to Montenegro tended to describe Montenegrin society in terms of its institutions. While this approach is as good as any, it often led the writer to overemphasize the role of the rather spurious State, and to neglect the more primitive, but more meaningful, institutions of the family, the tribe, and the Church. Nevertheless it is possible to derive from these travel accounts a very detailed picture of Montenegrin institutions and the manner in which they developed over the years.

As in any primitive culture, the family in Montenegro constituted the basic social unit. Indeed, the family tie was recognized by several writers as the root concept of all Slavic institutions⁵²⁾. The *paterfamilias* was traditionally the center of all respect and the fount of all authority, not only for his wife and children, but also for that extended complex of lineal relations which can only be appreciated by a knowledge of the Serbo-Croatian vocabulary of familial memberships.

The Montenegrin attitude toward the ideal family relationship seemed to differ most markedly from that of other Slavic areas in the degree of male dominance which was sanctioned. The wife was the „slave“ of husband; the woman was the beast of burden in the community. Of all the social customs observed in Montenegro, this degradation of the female sex perhaps most profoundly impressed the English traveler, and was most difficult to reconcile with his over-all admiration for the people. „The men“, notes Wilkinson . . . „(as is often the case in that state of society,) whenever active and exciting pursuits are wanting, instead of returning to participate in or lighten, the toils necessity had imposed on the women, are contented to smoke the pipe of idleness, or indulge in desultory talk, imagining that they maintain the dignity of their sex by reducing women to

⁵¹⁾ „Indeed the Montenegrin, from long use, requires a resting place for his rifle, and leisure for a steady aim.“ *Denton*, „A.R.T.M.“, op. cit., p. 638.

⁵²⁾ *Denton*, Montenegro, op. cit., p. 139.

the condition of slaves"⁵³). He continues, however, to rationalize the difference between the position of the woman in Turkey, where she is „an object of caprice and a part of the establishment, and in Montenegro, where she is at least a Christian and the helpmate of her husband"⁵⁴). A more valid rationalization is furnished by an English-woman (who might reasonably be expected to express shock and outrage at the plight of her sisters) to the effect that the position of woman resulted from a logical division of labor: war and, to some extent, agriculture were the pursuits of man; other field labour, household work, and carriage of burdens fell to the lot of woman⁵⁵). Moreover, she concluded, „laborious as are the occupations of woman in Montenegro, they are not such as to impair her health, or debase her social character. Would that the same could be said of the life of women in more civilized countries!"⁵⁶)

From other evidences it seems likely that the lot of the Montenegrin women improved on an absolute scale during the last quarter of the nineteenth century. However, the English traveler, even after the turn of the century, was treated to the spectacle of women engaged in heavy toil or carrying heavy burdens while men walked beside them unhindered. „The women toil“, remarked an anonymous traveler in 1906, „while the opposite sex look on. I saw women employed in building operations and performing work which, in other countries, is left to day labourers"⁵⁷). Trevor points out in 1909, that the Montenegrin regards his wife as an extra beast of burden as well as nature's means of relieving him of the harder tasks of existence. Although he concedes that a certain amount of rude chivalry is shown toward woman and that their persons were inviolable by custom, Trevor epitomizes the invariable English attitude in his remark that the „treatment of women was the single worst mark against Montenegrins"⁵⁸).

It is interesting to note that Trevor, like many of his compatriots, regarded the position of women in Montenegrin society as an in-

⁵³) Wilkinson, op. cit., p. 421.

⁵⁴) Ibid.

⁵⁵) Mackenzie and Irby, op. cit., p. 270.

⁵⁶) Ibid, p. 271. The authors enlist in support of this view a French doctor, who asserts that such healthy outdoor life render Montenegrin women, not only more attractive in certain respects, but also more virtuous.

⁵⁷) Anonymous, The Near East, op. cit., p. 23.

⁵⁸) Trevor, My Balkan Tour, op. cit., p. 299.

stance of Turkish influence. It would seem, however, that the explanations offered by Wilkinson or MacKenzie and Irby have more basis in sociological fact. In almost any primitive culture, woman is the drawer of water, the hewer of wood, and the beast of burden, where other beasts do not exist. The Englishman of the Victorian era had only to observe the peasant woman of Central Germany and Northeastern Europe to see vestigial forms of the same phenomenon.

Tribal organization, which, of course, is the ultimate extension of the family system, must have been extremely important as the cohesive force in Montenegro during that long and largely unrecorded period of history from the Battle of Kosovo to the assumption of power by the Njegoš family. But it is conspicuous by its absence in the annals of English travelers of the nineteenth and twentieth centuries. Scant mention of the tribes is made by the earlier travelers, and none at all by those who came subsequently. In his description of the administrative districts of the Montenegro of 1846, Wilkinson lists eight *n a h i y a s*⁵⁹⁾ subdivided into *p l e m e n a*, which he equated with „communes“, but which actually signify „tribes“. Only those who traveled to the wilder areas bordering Albania and Hercegovina found recognizable tribal organizations in later years. Wyon and Prance, for instance, wrote of their sojourn near Andrijević and the „sturdy, honest, fearless“ men of the Vasojević clan who dwelt there⁶⁰⁾. But the men who watch the border marches have ever had an extra measure of autonomy.

What must have accounted for the relative insignificance of the tribes by the latter half of the nineteenth century was the increasing centralization of authority in the person of the Prince. This process began in 1777, with the accession of the great Bishop Njegos, a man of tremendous stature and an iron will, who energetically set about to bring the quarrelsome tribal leaders to heel. Prior to the death of the great leader, a code of law was promulgated⁶¹⁾, an edict was issued forbidding the *č e t a* or border raid, and efforts were made to stop the blood feud. Under succeeding rulers, all of whom fortunately were both capable and respected, these principles were enforced with increasing success, although not without resort to Draconian justice, which included both summary execution and spiritual ex-

⁵⁹⁾ An Arabic term for „direction“ or „region“ borrowed by the Turks.

⁶⁰⁾ Wyon and Prance, op. cit., p. 186.

⁶¹⁾ Subsequently included in the more comprehensive code of Danilo in 1861.

communication. As a result, by 1840, the Prince was unmistakably the paramount authority, and much of the power over the tribes which had once reposed in the various *v o j v o d e* was now transferred to his person. Although the *četa* and the blood feud persisted, they were not carried out as tribal operations, but were accepted generally as individual transgressions of the Prince's law. By 1840, the Prince seemed *p a t e r f a m i l i a s* to the entire country.

Before any further consideration of the ruler and the state, it may be well to take a look at the institution of the blood feud, which was discussed at length by almost every English visitor to Montenegro.

The „law“ of the blood feud in Montenegro was remarkably similar to the custom as it was and is practiced in many another mountainous area of the world. In this respect the Montenegrin would have known the rules of the game had he been suddenly transported among the Pathans of Afghanistan, the Kurds of Persia and Iraq, or the mountaineers of Bell County, Kentucky. As in the case of any people whose sense of personal honour is high and whose tempers are short, an insult, real or fancied, would frequently be paid by a fatal bullet. It would then be the moral obligation of the closest male relative of the deceased to avenge the death by killing the murderer. These deaths would in turn be revenged, back and forth, until entire families or often tribes were involved, and individuals would be obligated to kill members of the opposing families or tribes on sight⁶²). The further ramifications were obvious.

At any rate Englishman was in full accord with Prince on the necessity for halting this barbaric practice, but for different reasons. The Englishman viewed the blood feud as essentially immoral and unethical; the Prince basically opposed it as a fundamental challenge to the centralization of authority.

By 1840 therefore the political superstructure of Montenegrin society had more or less achieved its final form. The centrifugal forces of tribal independence had been largely eliminated. Whether they knew him by the title *Gospodar* or *Vladika*, the English visitor recognized the Prince as a benevolent despot, reigning absolutely, but

⁶²) An interesting account of an actual blood feud may be found in *W y o n and P r a n c e*, op. cit., pp. 235—239. This and other such accounts bear verisimilitude to personal experiences related by a credible Montenegrin writer of a later period (See *Milovan Djilas*, *Land Without Justice*, New York: Harcourt Brace and Co., 1958, hereinafter cited as *Djilas*).

with the affectionate consent of his people. Said a traveler of the last Montenegrin monarch, „The relations of Nikita (as he is affectionately called) towards his subjects more resemble those of a paternal English squire on the best of terms with his tenants than the Head of a State, the occupants of which are angels one minute and devils the next“⁶³). Whether they knew him by the name Peter or Nikola, they saw him as a ruler who had derived his authority ultimately from God, but who had maintained and enlarged it by the charismatic force of his personality. It should be emphasized that these English visitors saw the Prince as a man, not as a highly institutionalized or ceremonial office at the apex of the social structure. The hands of the Prince had shaped the nation and he would regard it as his duty „to bring about such necessary changes as will civilize his people without making them lose their national characteristics . . . For he is everything in Montenegro . . . a sparrow cannot fall from the roof without his issuing an Order in Council for its restoration“, observed Miller, also speaking of Prince Nikola⁶⁴).

Thus, as befits a nation of warriors, the leadership of the Princes was traditionally intimate and personal. From Bishop Njegoš to Prince Nikola the contact between people and Prince was never lost. Until well into the twentieth century Prince Nikola dispensed justice — high, middle, and low — from a stool under a plane-tree before the palace⁶⁵). He would walk through the streets inspecting the fire-arms of his armed subjects for cleanliness, or he would shatter an umbrella over the skull of any warrior who could not appreciate the incongruity involved in carrying such an effete article. Despite his reputation for paternal discipline, this was a man of simple tastes and a ready smile. „On the betrothal of his daughter to the Prince of Naples, he allowed twelve stalwart mountaineers to seize him in his palace and carry him shoulder high down the main street“⁶⁶). Such was the traditional role of the Head of State in Montenegro; in fulfilling this role, Prince Nikola, like his predecessors,

⁶³) De Windt, op. cit., p. 47.

⁶⁴) Miller, op. cit., p. 46.

⁶⁵) Later only trivial cases were thus disposed of by the Prince himself; more serious crimes were tried before the Senate. But Prince Nikola was fully aware of the psychological appeal of this patriarchal manner of rendering justice. (See Denton, Montenegro, op. cit., p. 130).

⁶⁶) Miller, op. cit., p. 55.

was highly successful, if the success of a ruler be measured in terms of the apparent love and respect which his people bear him⁶⁷).

Inevitably the appurtenances of modern statism began to make their appearance as the nineteenth century wore on. Prior to 1860, the government in Montenegro consisted of the Prince aided by the ancient consultative assembly or *mali zbor* and the more recent Senate (an advisory body of twelve notables); the Archimandrite into whose hands the religious authority once exercised by the Head of State had been remanded; and the regional *v o j v o d e* or governors. Wilkinson remarked that the government of Montenegro might have been called „republican, all matters relating to the public good being settled in the general assembly“, but he recognized the fact that both the Assembly and the Senate deferred to the decision of the Prince, and that, in effect, „the republican principle in Montenegro (was) nearly confined to external form“⁶⁸). Later, as the „patriarchical principality“ developed, the influence of more advanced European states made itself manifest in the governmental structure of Montenegro. The ideal of government attributed to Prince Nikola was „Liberal autocracy in a Conservative nation“⁶⁹). This meant, among other things, the borrowing of governmental institutions, some of which were useful and some of which constituted pure facade. By the turn of the century Montenegro had ministers of State (responsible to the Prince), a growing bureaucracy, and, perhaps the greatest departure from the past, a standing army.

Before 1851, during the reigns of Bishop Njegoš and Peter II, church and state had been one in Montenegro. Upon his accession in that year Danilo, with the acquiescence of the Russian Emperor, decided to secularize the government and to place ecclesiastical affairs in the hands of an Archbishop⁷⁰). Thus the earlier travelers — „the English gentleman“ and Wilkinson — were struck by the realization that the Vladika (Peter II) was „the only remaining instance of the military bishops, who played so distinguished a part in the wars of

⁶⁷) Most of the travelers were agreed that Nikola was a strong, successful ruler during his long reign (1860 to 1914). The quality of his leadership during World War I seems more debatable.

⁶⁸) Wilkinson, op. cit., p. 455.

⁶⁹) Miller, op. cit., p. 46.

⁷⁰) He was motivated by a private desire to renounce celibacy in order that he might marry (See Denton, Montenegro, op. cit., p. 277).

the middle ages"⁷¹). Yet, despite this separation of civil and religious at the top, subsequent English travelers into the twentieth century could still see visible proof that Montenegrins had quite literally been the soldiers of God serving under the banners of the Orthodox Church. As a matter of course the clergy went about armed, a fact that appealed to the sense of the dramatic in most English visitors (with the usual exception of Creagh, who said, „an old peasant, dignified with the name of Archbishop, sees nothing unsacerdotal in the appendage of a murderous knife, which he always carries"⁷²). The typical reaction was that of Paton: „I repeatedly met priests in Montenegro whom I would not have recognized if their condition had not been made known to me, as they wore the usual dress and arms of civilians. They reminded me of Friar Tuck, who wore his canonicals at service, and sported a long bow and a short doublet when out a-field"⁷³).

That the clergy was drawn from and lived among the people was implicit in their universal acceptance of the popular custom of bearing arms. There is additional evidence, however. Monastic life, in which the priests cut themselves off from the everyday existence of their lay brothers, seemed to have virtually disappeared by the middle of the nineteenth century. An English cleric observed that „the monasteries . . . throughout Montenegro, with perhaps two exceptions — I am not sure that there are any exceptions — are but parish churches, served by unmarried priests"⁷⁴). Instead of shutting themselves in monasteries, the priesthood was disseminated throughout the countryside. „Every village and small cluster of houses has its church, served by a priest, who has only a nominal stipend, and who supports himself and family, like the members of his flock, by agriculture. He has a house and a small glebe, and is undistinguished by dress from the rest of the people. Indeed, were it not for the beard, which is worn exclusively by the priests, it would not be possible to distinguish between clergy and laity in Montenegro"⁷⁵).

Even the saints belonged to the people in Montenegro. While the monastery at Cetinje held the mortal remains of Saint Peter, the great Bishop Njegoš, who was consecrated by a canon of the synod

⁷¹) Wilkinson, op. cit., p. 460.

⁷²) Creagh, op. cit., p. 263.

⁷³) Paton, op. cit., p. 76.

⁷⁴) Denton, „A.R.T.M.", op. cit., p. 641.

⁷⁵) Ibid, p. 637.

at Moscow in 1837, the monastery at Ostrog was the resting place of a purely local saint, Saint Basil, one time Metropolitan of the Hercegovina, who had become revered by the people of the area. Moreover there were innumerable saints without corporal substance. Thus the names of most Montenegrin saints could not be found „in any calendar save that popular one by means of which the people themselves retain the names of those who were revered for the holiness of their lives and for their works of mercy“⁷⁶).

In the field of cultural institutions, the English travelers expected and found very little in Montenegro. Mostly they came looking for schools and the popular education which had become the *signum* of civilization in Liberal England. But they found few schools and much illiteracy, and consequently tried to exhibit their broad-mindedness by applying such terms as „quick native intelligence“ to the Montenegrins. (Some mitigation of the awful pall of ignorance was even found in the fact that the first book in a Slavonic tongue⁷⁷) had been printed at Rijeka in 1493, a scant few years after the invention of the printing press.) Not very many displayed any real appreciation of the Montenegrin contribution to Serbian literature in the form of *pesme* (folk ballads), not to mention the literary stature of Bishop Njegoš.

It was not that the song of the *guslar* could no longer be heard. Wilkinson related how he had listened to one of these singers, not a professional entertainer, but someone like Taillefer, a warrior who would not „venture to sing of deeds he could not emulate“⁷⁸). But neither Wilkinson nor any of the other English travelers possessed a sufficient knowledge of the Serbian tongue; thus the beauty of the language was reduced to a monotonous chant, distinguished only by the enthusiasm of the *guslar*. Only later did the *guslar* disappear from the scene almost completely.

Many of the later travelers had learned that Bishop Njegoš had been a poet of sorts and that several of his successors dabbled in poetry. Due to this same language barrier, however, they were denied the elusive key which would have served to open for them the door to a spiritual understanding of Montenegrin life. The most unlettered Montenegrin peasant experiences the „Mountain Wreath“

⁷⁶) Ibid, p. 640.

⁷⁷) Osmo Glasnik.

⁷⁸) Wilkinson, op. cit., p. 533.

as „simultaneously loftier and simpler than other literature. It uncovered for them something untransitory, something that would last as long as their race and tongue survived. It was expressed in the language of every day, woven together powerfully and completely, as though it were not created at all, but existed simply of itself, like a mountain or the clear untamed gusts of wind and the sun that played on it. These people hardly knew the Bible. For them the ‚Mountain Wreath‘ might have served as such a book“⁷⁹).

Of course, Englishman did find evidences of that scholarly uplifting which was part of the Government's striving for modernization. Creagh admitted, albeit backhandedly, that „stalwart men, armed with knives and pistols, may be seen walking about the yard in the old palace, muttering in gruff tones over a primer; and displaying all the anxiety of good children who hope to gain a prize at the next competitive examination“⁸⁰). Wilkinson had found education in an embryonic stage, with only two small primary schools in the country⁸¹; Wyon and Prance, in 1903, found primary schools throughout the country, not to mention a teacher's seminary, a gymnasium, and a High School for Girls (founded by the Empress Marie of Russia in 1869) located in Cetinje⁸²). While the earlier teachers were predominately „Illyrian“ or „Hungarian“ Serbs, native Montenegrins filled an increasing percentage of the expanding corps of primary teachers as time passed. None of the travelers ventured to estimate the degree to which educational benefits had succeeded in reducing illiteracy in any given period. Certain it is that a good start had been made.

The Social Order

„No social distinctions are yet known among them, the most perfect equality prevails . . . The only exception is in the person of Vladika“, wrote one of the earlier English visitors to Montenegro⁸³).

⁷⁹) Djilas, op. cit., p. 130.

⁸⁰) Creagh, op. cit., p. 262. Making his point, however, Creagh agreed with a Turkish officer who was convinced that, as in Greece so in Montenegro — „everyone in either of those countries who takes the trouble of learning to read and write, considers himself a valuable adjunct to the civilization of his country; and, expecting in some fat sinecure a reward for his pains, becomes a radical or a socialist unless he gets it.“

⁸¹) Wilkinson, op. cit., p. 449.

⁸²) Wyon and Prance, op. cit., p. 26.

⁸³) Anonymous, „Ramble“, op. cit., p. 50.

And for a long time thereafter it seemed that Montenegrin society had managed to preserve that rare quality of brotherly egalitarianism which had virtually disappeared throughout the rest of Europe. Every Montenegrin was called by his first name and called others by their first names. Everyone, including the Prince, wore the national costume, varied only by the use of somewhat superior materials should the wearer be wealthier than the average⁸⁴). Every man retained the right to bear arms, as well as the right to have his voice heard in the Assembly. As in that other great Christian bastion against the advance of Islam, every man by his confident step and boastful words proclaimed himself a *hidalgó*, a person of consequence.

This was as it should have been. For over five hundred years society had remained almost homogenous. The leveling influence of universal poverty had constantly been reinforced by the most compelling agent of social solidarity — common cause against an external enemy. Even as late as 1909, an Englishman could remark: Only one caste exists in Montenegro — that of the warrior⁸⁵). Certainly, in this poor land where the opportunity for the acquisition of material wealth was severely limited or non-existent, one of the only means of achieving social preeminence was through the pursuit of arms. But, since the entire male population was under arms, there was no question of a warrior caste which looked down upon the non-fighting members of their own society. That inherent feeling of mingled superiority, contempt, and pity with which the fighting man of any nation regards all persons who have never known the supreme experience of mortal combat was consequently reserved for lesser breeds of men, who, by definition, were not Montenegrins. Was not every Montenegrin a *junak*, a hero?

It followed then, that if every Montenegrin considered himself a hero, the sole road to social prestige and pre-eminence lay in being a little bit more of a hero than the next man. Herein lay the psychological motivation for the *četa*, the propensity for excessive boasting, the individual deed of derring-do. This explains the significance of the Crna Zemlja, a fertile meadow on the old border between Montenegro and Albania, where Montenegrins and Albanians would stalk and kill one another, not necessarily out of rancor, but simply for the sake of scoring great deeds or *coups* which would enhance the renown of the survivors.

⁸⁴) Denton, „Visit“, op. cit., p. 60.

⁸⁵) Henderson, op. cit., p. 48.

There is, therefore, little reason to doubt that the principal means of upward social mobility during the first part of the nineteenth century was distinguished ability in the pursuit of arms. By the same token it was inevitable that, as the demand for military prowess diminished and as the country was „modernized“ from above, the need for new talents would introduce new premiums of social reward. Although probably without realizing that they were speaking of a small part of the population at the top, Misses Mackenzie and Irby, as early as 1877, wrote that: „Superiority in the social scale can only be obtained in three ways — by the industry which makes a family rich; by the sagacity or courage which procures for the individual election to the post of senator, voivoda, judge; and, thirdly, by a European education . . .“⁸⁶). This conclusion of the good ladies, while not completely erroneous, can perhaps best be characterized as premature. While the establishment of a reputation for physical courage was still the best way of getting to the top in 1877, the creation of new institutions by the Government was undoubtedly creating a demand for technical and mental skills on which little or no value had previously been placed by society. Moreover, there is evidence that this shift was bringing with it a certain amount of disorientation.

By 1911 this social disorientation, although in no way serious, was pronounced enough to be readily apparent to the foreign observer. In writing of the inertia with which Prince Nikola had to contend in all his reforms, and innovations, Trevor points out how Montenegrins adhered to the old values, „despising labour as beneath their dignity and holding themselves ready for the call to arms that never comes, and the women alone performing the menial work. They can scarcely realize how everything has altered; the necessity of instant readiness for warfare has vanished, an effective standing army has been formed; despised labour has become a necessity in order to live. Strangers are welcomed, with their industry, as missionaries of civilization and, sad to relate, in every case overshadow these children of nature“⁸⁷). He goes on to describe a quite new population which had grown up in Montenegro „a peculiar half and half kind of people, to whom a little knowledge is a dangerous thing; luckily imbued with the great traditions of loyalty, yet possessing a fatal sense of overcivilization and its unavoidable accompaniment of So-

⁸⁶) Mackenzie and Irby, op. cit., p. 234.

⁸⁷) Trevor, My Balkan Tour, op. cit., p. 256.

cialism"⁸⁸). If this analysis of Montenegrin society just prior to World War I is valid (and it would seem to be so⁸⁹), Montenegro presents the typical picture of a so-called „backward“ society under the impact of modernization; old values had lost their meaning, but the new values had not yet taken their places.

Montenegro and the Rest of the World

For reasons which have been noted above, Montenegrin society could not have developed in a vacuum. The traditional business of life, which was war, presupposed an enemy against whom wars could be waged. The pressing need for internal social solidarity lasted only so long as a powerful enemy waited without. The friends of the Montenegrins were, of course, important; but it was their enemies who determined their way of life.

Most of the English travelers inquired into the „foreign policy“ of Montenegro. Either they were curious as to how Montenegro had maintained its independence for so long or they simply wanted to get an idea of how Montenegro fitted into the pressing „Eastern Question“. For the earlier traveler the problem was rather easy to define: Montenegro was still engaged in its immemorial struggle against the Turks, supported politically and economically⁹⁰) by Russia, for whom the average Montenegrin professed a deep sentimental attachment⁹¹). After the disappearance of Turkey as a major threat around 1878, however, the salient fact of Montenegrin foreign policy was that „Austria, the *e r z f e i n d*, not Turkey, the *e r b f e i n d* ⁹²), was the preoccupation of Cetinje. Now the main problem was that of breaking the strangle hold which the Austrians had on the Montenegrin littoral. Except for Creagh, who had nothing but compassion for „the poor Turks“⁹³), the English travelers exalted the rights of Montenegro and execrated the Turk. Latterly, on the subject of

⁸⁸) Ibid, p. 257.

⁸⁹) Djilas, *passim*.

⁹⁰) See Wilkinson, *op. cit.*, p. 429. According to Wilkinson the Russian subsidy (in 1846) amounted to 47,000 florins out of a total estimated annual revenue for the government of Montenegro of 78,450 florins — almost 60%.

⁹¹) Boasting of their population, they would say, „Together with the Russians we number one hundred millions.“

⁹²) Miller, *op. cit.*, p. 53.

⁹³) Creagh, *op. cit.*, p. 271

Austria-Hungary, their feelings seemed to be mixed; some asserting that the Austrians were the standard bearers of civilization in the Balkans, while others regarded the Austrians as the new villains in the play.

Throughout the period under consideration the travel accounts reflect speculation on the international action which could and should be taken to insure a better future for Montenegro. The idea prevailed among the earlier writers that the fundamental solution to practically any problem was „the cession of a port and the yielding of the plains which (lay) at the foot of their mountains“⁹⁴). This was eminently logical and reasonable, and was, in fact, actually realized by the terms granted Montenegro at the Congress of Berlin. No less important in the opinion of those who came later was the duty of the Powers to lend economic assistance to enable Montenegro to achieve the modern reforms so desired by every prince. Whether or not moral obligation had anything to do with it, the interested Powers sought to outdo one another in the matter of proffering economic aid: Russia provided arms and subsidized the Army; Austria built roads and postal communications; the Italians constructed a railway. Montenegro had not been forced to solicit the Powers; Europe had come to Montenegro.

Thus, by 1914, Montenegro had taken its place in the European family of nations. It was not altogether the exotic land of a fabulous race of warriors described by the English gentleman in 1843. Vanishing was the society whose sole reason for existence was to carry on the struggle against the Infidel. With all of its peculiarities, this was a land much like any other in Europe, categorized only by its continued proximity to the alien culture of the other world. The Marquis of Huntly could say, even in 1887, „I went up the Boyana River, the new frontier between Turkey and Montenegro, to Scutari, thence across the lake northward to Rieka, and to Cetinje. It was a pleasure indeed to pass from a desert of tyranny into this oasis of freedom. Good roads, well built houses, little patches of land ingeniously reclaimed from the rocky hills, a people absorbed in their pursuits — all this spoke of contentment, happiness, and good government. Montenegro is a model of what can be done, against every disadvantage in the way of soil, situation, climate, and communication, to improve a country. The little state had no seaboard or

⁹⁴) Denton, „A.R.T.M.“. op. cit., p. 644.

independent means of conveyance for goods and merchandise before the late rectification of the frontiers gave her the Boyana⁹⁵).

The Overall Impression

As has already been demonstrated, the English traveler invariably had his own personal theory with regard to what he had seen in Montenegro. There were those who explained everything in terms of the universal effect of a mountainous environment on the human species; others preferred to believe that Montenegrins were the result of a fortuitous mixture of racial strains. Some believed that, whatever the causes, the „noble savage“ was speedily being corrupted by pressures originating outside of the borders of Montenegro. A few perceived what must in fact have been the case: Montenegrin society was dynamic, but was only then beginning to change as a result of internal as well as external pressures. The overall impression was much the same. Environment and racial stock constituted the warp and the woof of Montenegrin society. The exotic fabric of that society was woven of the enduring threads of custom and usage which had been spun in the past. The pattern was, for the most part, bold and flamboyant, with little half-tone or shadow. The motif was unmistakably war and the everlasting struggle against the hostile forces of nature. The highlights were sharp and distinct for all to see: courage (without which all else would have been flat and meaningless); a high sense of personal and familial honour; a respect for authority rarely found in such a people; the compassion for the weak which is found only among those who are confident of their own strength; the warm glow of hospitality; and a courtesy which is the mark of the free-born. Inevitably there were dark patches of a blood-red hue, the tribal feud and the beheading, but these seemed an integral part of the pattern of life.

In fine, this was the pattern of what the sociologist term values. These values had been determined by the needs of the society in solving its problems of existence, and could be expected to determine the structure of society. It is manifest in the writings of the English traveler throughout the period that, while the needs of the society were changing, these values remained comparatively static.

None of these travelers really managed to get behind the scenes

⁹⁵) Huntley, op. cit., p. 271.

in Montenegro. Even Wilkinson, who might be considered the best of them, was not to Montenegro (or any other South Slavic area) what Claudius Rich had been to Iraq or what Freya Starke would be to Persia. The main difficulty was linguistic, but many lacked, in addition, any sort of scholarly background. As a result their accounts were often superficial and even more frequently over-romanticized.

On the whole, however, the sum total of their objective descriptions of life in Montenegro may be regarded as a valuable contribution to the knowledge of the social history of that country from 1840 to 1914.

Appendix: Bibliography

I. Bibliographical Works

Tadić, Jorjo, *Ten Years of Yugoslav Historiography*, Belgrade: Publishing and Printing Enterprise „Jugoslavija“, 1955.

This work was used only as a source for background material.

Weber, Shirley Howard. *Voyages and Travels in the Near East Made During the XIX Century*, Princeton, New Jersey: The American School of Classical Studies at Athens, 1952.

Since this a classified catalogue only of works contained in the Gennadius Library, it does not include all of the extant material on Montenegro. It does, however, list the more important books of the earlier period. The arrangement is chronological.

II. Memoirs, Diaries, and Travel Accounts

Anonymous. *The Near East*, New York: Doubleday, Page and Co., 1907.

This is a rather superficial and not very useful book on the Balkans as a whole. The author postulated, a priori, the iniquity of Austrian and German influence in that part of the world.

Creagh, James. *Over the Borders of Christendom and Islamiah*, London: Samuel Tinsley, 1876, Vol. II.

An extremely caustic and atypical account of Montenegro. The author deliberately sets out to denigrate everything Montenegrin. The principal value of the book is as a counter-weight to the often overly-romantic versions of other travelers. Denton, Rev. William, *Montenegro, Its People and Their History*, London, Daldy, Isbister and Co., 1877.

Written by a man who was reputed to be a Serbian scholar, this book contains intelligent first-hand description of Montenegrin institutions and social customs. De Windt, Harry, *Through Savage Europe*, London T. Fisher Unwin, 1907.

Rather superficial and journalistic.

Djilas, Milovan, *Land Without Justice*, New York: Harcourt, Brace and Co. 1958.

An excellent book used in this case principally as background, and as a control on information contained in the travel accounts.

Durham, Mary E. *Through the Lands of the Serb*, London: Edward Arnold, 1904.

While something of a Serbian scholar, Miss Durham did not get very far into Montenegro or stay very long.

Henderson, Major Percy E. *A British Officer in the Balkans*, Philadelphia: J. J. Lippincott Company, 1909.

This book was more revealing of typical British attitudes than of insight into Montenegrin life.

Hulme-Beaman, Andern G. *Twenty Years in the Near East*, London: Methuen and Co., 1898.

Not very much on Montenegro. There are, however, some interesting personal interviews with leading figures elsewhere in the Balkans — Stambuloff for example.

Huntley, The Marquis of, *Travels, Sport, and Politics in the East of Europe*, London: Chapman and Halt, Ltd., 1887.

Not very profound or comprehensive.

Mackenzie, G. Muir, and Irby, A. P., *Travels in the Slavonic Provinces of Turkey-in-Europe*, London: Daldy, Isbister and Co., 1877.

Certainly one of the most useful and interesting works on the area. It is a sympathetic, yet apparently faithful, portrait of Montenegrin life at a turning point in the history of the country.

Miller, William. *Travel and Politics in the Near East*, London: T. Fisher Unwin, 1898.

A somewhat unimaginative synthesis of known facts about Montenegro at the end of the century.

Paton, A. A. *Highlands and Islands of the Adriatic*, London: Chapman and Hall, 1849, Vol. I.

The author was a keen observer, but did not spend enough time in Montenegro to become well-acquainted.

Trevor, Roy. *Montenegro, A Land of Warriors*, London: Adam and Charles Black, 1913.

This book is written in the romantic style of a youth's handbook.

Trevor, Roy. *My Balkan Tour*, London, John Lane, 1913.

This is one of the most useful books from the point of view of understanding the closing period of Montenegrin social history. The author displays a rather sharp perception of the factors of change in Montenegrin life.

Wendel, Hermann. *Von Beograd bis Buccari*, Frankfurt, 1922.

Used only to support deductions made from English travelers' accounts.

Wilkinson, Sir J. Gardner. *Dalmatia and Montenegro*, London, John Murray, 1848, Vol. I.

The best of the lot. For the purposes of this survey of Montenegrin social history it was extremely valuable as a known starting point.

Wyon, Reginald, and Prance, Gerald. *The Land of the Black Mountain*, London: Methuen and Co., 1903.

This book served as a useful source for information on the newer territories which had been won by the Principality of Montenegro.

III. Articles

A n o n y m o u s. „A Ramble in Montenegro“, Blackwood's Edinburgh Magazine, Vol. LVII, London (January 1845) pp. 33—51.

Useful as an early account of conditions. There was a great deal of factual information in this short article.

D e n t o n, Rev. William. „A Ride Through Montenegro“, Good Words, Vol. VII (September 1, 1866) pp. 636—644.

Information largely incorporated in Rev. Denton's book cited above.

D e n t o n, Rev. William. „A Visit to the Capital of Montenegro“, Good Words, Vol. VII, (January 1, 1866) pp. 57—63.

Information largely incorporated in Rev. Denton's book cited above.

Mitteilungen

Die Entdeckung der Donau

Die geographischen Kenntnisse der Griechen umfaßten vor allem die Küsten des östlichen Mittelländischen Meeres, waren nach Südosten und Westen gerichtet. Im Norden war nur das südliche Gestade des Schwarzen Meeres bekannt. Homer berichtet noch nichts von dem gewaltigen Strom, der die südöstliche Halbinsel Europas im Norden begrenzt. Der erste Schriftsteller, der Andeutungen von der Donau macht, ist Hesiod in seinem Werke Theogonia (340) im 8. Jh. v. Chr.¹⁾ Erst drei Jahrhunderte später folgt ein eingehender Bericht Herodots (IV 89, 93, 97) über den Feldzug des persischen Großkönigs Darius in das Skythenland. Herodot schreibt, daß sich am Bosphorus das persische Heer geteilt habe. Während der Großkönig am Lande nach Norden weiterzog, folgte die Flotte der Westküste des Schwarzen Meeres. Es heißt in dem Bericht: „Das Schiffsheer segelte durch die kyanischen Felsen gerade nach dem Istros, fuhr den Fluß zwei Tagesreisen weit vom Meer hinauf und schlug über die schmale Stelle des Flusses dort, wo sich der Istros in zwei Mündungen teilt, eine Brücke. . . . Ehe er (Darius) aber an den Istros kam, bezwang er zuerst die Goten, die an die Unsterblichkeit glauben. . . . Als aber Darius und sein Landheer an den Istros kamen, setzten sie alle hinüber und Darius befahl den Ionern, sie sollten die Schiffsbrücke abbrechen und mit ihm zu Lande samt dem Schiffsvolk ziehen . . .“. In diesem Bericht wird der erste klassische Name der Donau, Istros, lat. Ister, mitgeteilt. Die Stelle, wo die Brücke erbaut wurde, dürfte östlich des heutigen Isaccea zu suchen sein. Der im übrigen völlig erfolglose Feldzug des Darius dürfte im J. 514 v. Chr. stattgefunden haben. Herodot hat noch weitere Vorstellungen von der Donau. Er meint, daß sich die Quellen dieses Stromes bei der Stadt „Pyrēnē“ befanden (II 33) und daß er ganz Europa durchfließe. Seine beiden hauptsächlichsten Nebenflüsse heißen Alpis und Karpis. Über den Unterlauf weiter stromaufwärts vorzudringen, sei aber nicht möglich, da ungeheure Bienenschwärme eine weitere Fahrt verhinderten. Man sieht also, daß Herodot bereits konkrete Vorstellungen hatte, vor allem von der gewaltigen Länge des Stromes, von den Alpen und Karpaten, die er allerdings für Ströme hielt²⁾, und vor allem darüber, daß die Mündung des Ister tatsächlich die Mündung des Stromes sei, von dem er Kunde erhalten hatte. Gerade dieser Umstand sollte nämlich in den späteren Jahrhunderten eine große Verwirrung hervorrufen. Auch Aeschylus, der zur gleichen Zeit schrieb wie Herodot, nennt den Ister, und die Meinung, daß die Donauquelle in den Pyrenäen, die man jetzt

¹⁾ Über die Donau im Altertum vgl. den Artikel von Brandis in der Realencyclopädie der class. Altertumswissenschaft IV 2103 ff.

²⁾ Vgl. darüber P. K r e t s c h m e r, Glotta XXI 1933, 112 f., der die beiden Namen zu deuten versucht (s. auch B. S a r i a, Ostdeutsche Wissenschaft V 1958, 90 f.).

irrig mit der von Herodot genannten Stadt Pirēnē gleichsetzt, zu suchen sei, wird von Aristoteles (4. Jh. v. Chr.) geteilt (meteor. 350 b).

Drei Jahrhunderte später erfolgt der nächste Schritt. Es besteht eine große Wahrscheinlichkeit, daß Bernsteinhändler schon Jahrhunderte vor Christi Geburt auf der sogenannten östlichen Bernsteinstraße die Donau bei Carnuntum (in der Nähe des heutigen Petronell) dauernd überschritten haben, doch läßt sich dafür kein effektiver Beweis erbringen. Der erste Mittelmeerbewohner und Angehörige des römischen Kulturkreises, von dem wir mit Sicherheit sagen können, daß er die mittlere Donau mit eigenen Augen gesehen hat, war der römische Feldherr C. Scribonius Curio. Dieser unternahm im J. 75 v. Chr. einen Feldzug gegen die Dardaner. Der Schriftsteller Florus berichtet (I 39): „Curio gelangte bis nach Dazien, scheute aber vor den finsternen Wäldern zurück“. Und weiter Eutropius (VI 2): „Als Nachfolger wurde Scribonius Curio, der Konsul des Vorjahres, entsandt. Dieser besiegte die Dardaner und drang bis zur Donau vor“³⁾. Es besteht die Möglichkeit, daß damals die Römer die keltische Bezeichnung des Stromes zum ersten Male gehört haben und in *D a n u v i u s* latinisierten⁴⁾. Cäsar nennt das Wort zum erstenmal (bell. Gall. VI 25, 2). Die seinerzeitige Erkenntnis der Griechen, daß ungefähr in diesem Bereiche ein gewaltiger Fluß Europa durchziehen müsse, der dann in den Pontus Euxinus münde, scheint verloren gegangen zu sein, denn man glaubte nicht, daß der Danuvius mit dem Ister identisch sei. Diodor schreibt vielmehr (V 25, 2), daß sich die Donau in den Ozean ergieße. Vermutlich haben die ausgedehnten Sümpfe in der heutigen Batschka und im westlichen Banat zur Vorstellung verholfen, daß es sich hier um eine Ausbuchtung des im Osten vermuteten Ozean handle und der neu entdeckte Strom in diese Bucht fließe. Eine andere Annahme, nämlich daß die Vorstellung bestanden habe, der Ister würde nördlich der Donau durch Europa in das Schwarze Meer fließen, könnte nur dann vertreten werden, wenn die Donau an irgend einer Stelle aufgefunden worden wäre, an der sie nach Norden oder Westen fließt. Das ist nun unmöglich der Fall, da ja Florus ausdrücklich Dazien erwähnt als die Gegend, in welche Curio kam.

Nach Regensburg fließt aber die Donau, mit einer kleinen einzigen Ausnahme beim Eisernen Tor, immer nach Osten oder Süden, bis sie sich bei der heutigen Dobrudscha nach Norden und damit zur Mündung wendet. Curio kann nur die Donau irgendwo zwischen dem heutigen Belgrad und dem Banat erreicht haben. Es muß also augenscheinlich die Erinnerung an die geographische Vorstellung der alten Griechen, die diese vielleicht durch Erzählungen von Illyrern und Kelten erlangt haben, entweder verloren gegangen oder nicht weiter beachtet worden sein. Doch wurde die Unsicherheit rasch beendet, denn Sallust schreibt etwa 50 v. Chr. (hist. frg. III 79), der Ister führe, solange er die Länder Germaniens bespüle, den Namen Danuvius. Horaz, Strabo und Ovid wechseln dann in der Bezeichnung Ister und Danuvius ab. Nachdem Augustus in den J. 35 und 34 v. Chr. wiederum bis zur Donau vorgedrungen war, überschritt einige Jahr später ein Feldherr des Augustus, dessen Name auf einer Inschrift aus Tusculum nur ver-

³⁾ Über diesen Zug berichten auch Rufus, Brev. c. 7; Sall., hist. II 80; Livius, epit. 92 u. 95 und andere, die vermutlich sämtlich auf eine und dieselbe Quelle zurückgehen.

⁴⁾ Zur Etymologie des Namens *B r a n d i s* a.a.O. 2103 ff.

stümmelt (M. Vinicius) erhalten ist, die Donau irgendwo in der Theißgend⁵⁾. Wie in Germanien, so war auch in Dazien das Vordringen jenseits der großen Grenzströme des mediterranen Kulturkreises eine Expedition in völlig unbekanntes und wildes Gebiet. Unendliche Wälder schlossen östlich und nördlich von Rhein und Donau den Kulturkreis ab.

Zu den unklaren Vorstellungen über die Identität von Danuvius und Ister kam noch ein zweiter, ganz eigenartiger geographischer Irrtum. Man war nämlich durch Jahrhunderte überzeugt, der Ister besäße eine zweite Mündung in dem heutigen Golf von Triest⁶⁾. Zum erstenmal finden wir dies bei Skylax, cap. 21, ferner bei Aristoteles, de anim. hist. VIII 13 und im Fragment 140 des Theopomp (= Strabo VII 317) und schließlich insbesondere bei Apollonius Rhodius (250 v. Chr.) vor (Argonaut. IV 325 ff.). Dieser läßt die Argonauten vom Pontus auf abenteuerliche Weise durch den Ister in das Adriatische Meer fahren. Der Irrtum setzte sich über Eratosthenes und Hipparch 200 v. Chr. bis zu Pomponius Mela 42/43 n. Chr. (II 63) fort. Dieser meint, die Strömung des Po wirke in der nördlichen Adria solange fort, „bis der Ister auf sie trifft, der vom gegenüberliegenden Ufer mit ebensolcher Kraft entgegenströmt“. Ja, sogar im Mittelalter schreibt Eustathius im 12. Jh.: „Der Ister kommt von den hercynischen Bergen herab, ein von der Quelle an schiffbarer Fluß. Er teilt sich und mündet mit einem Arm in den Pontus, mit dem anderen in die Adria“. Im Periplus des sogenannten Pseudo-Skylax aus dem 4. Jh. v. Chr. findet sich zum erstenmal der Name Istrien. Sollte diese Bezeichnung auf die Vorstellung von der zweiten Mündung der Ister in die Adria zurückgehen, so ließe sich daraus eine Rückverlegung dieses sonderbaren Irrtums bis auf die Zeit des Aristoteles schließen. Es wird aber nirgends angegeben, wo sich die Austrittsstelle dieses zweiten Mündungsarmes des Isters befunden hätte. Doch läßt sich einiges über die Eintrittsstelle in den Golf von Triest sagen. Die nächstliegende Annahme, daß nämlich der Isonzo (Soča) oder der Tagliamento dieser Vorstellung gedient habe, ist nicht richtig. Die Erklärung bringt vielmehr Strabo 18 n. Chr. (VI 207). Er schreibt, daß über den „Odra-Paß“ eine Handelsstraße von Aquileja nach „Pamportus“ über 400 Stadien gehe. Von dort würden die Waren zu Schiff auf einem Fluße weiterbefördert werden, der sich in die Sawe ergieße und von dort weiter in den Ister. Diese Angaben lassen sich ergänzen und deuten. Der Odra-Paß wird meist mit dem heutigen Birnbaumer Sattel zwischen Ober-Laibach und der Wippach⁷⁾ gleichgesetzt. Wie Plinius (III 28) und Zosimus (V 29) berichten, besäße dieser Paß ein Walzensystem, auf dem die Schiffe von der Adria über das Gebirge zur Laibach (Ljubljana), dem kleinen Nebenflüßchen der Sawe, an dem Laibach liegt, geschleppt worden seien. Wie Hennig mitteilt (terrae incognitae I 233), hieß dieses Flößchen Nauportus, der Schiffsträger, bei Strabo in „Pamportus“ entstellt. Seit Jahrhunderten ist über den

⁵⁾ Vgl. darüber B. S a r i a , in: Historia I 1950, 443.

⁶⁾ Über diese Bifurkation der Donau siehe B r a n d i s a.a.O. 2120 ff. ferner J. B o r s á k , Die Kenntnisse des Altertums über das Karpatenbecken (Dissertationes Pannonicae I 6) 16 ff.

⁷⁾ Über die Odra vgl. B. S a r i a , Realenzyklopädie der klass. Altertumswissenschaft XVII 1775 ff., der in der Odra jedoch den niedrigen Karstübergang bei Präwald (Razdrto) sieht, während die Straße über den Birnbaumer Wald als verkürzte Heeresstraße erst unter Kaiser Augustus gebaut wurde.

Ocra-Paß eine der wichtigsten Handelsstraßen gelaufen, die zugleich mit der volkety-mologischen Deutung des Namens Nauportus⁸⁾ die Legende von einem — technisch unmöglichen (Seehöhe des Birnbaumersattels 882 m, des Überganges bei Präwald 600 m!) — Schiffstransport von der Adria zur Laibach aufkommen ließ. Dieser angebliche Schiffsschleppweg hat aber bei entfernter liegenden Völkern, durch unvollkommene und vielleicht absichtlich entstellte Erzählungen, die Meinung hervorge-rufen, daß hier tatsächlich ein Fluß bestünde, der von Ister komme und sich in die Adria ergieße. Eine ähnliche Verwechslung bestand auch hinsichtlich des Schlepp-weges vom Don zur Wolga bei Stalingrad. Erst Plinius d. Ält. (1. Jh. n. Chr.) hat klar erkannt, daß die Donau keine Mündung in die Adria besitzt (III 22). Es darf uns nicht Wunder nehmen, daß derartige Verwechslungen und fehlerhafte Vorstellungen bestanden haben. Die Donau lag für die antiken Völker an der Grenze ihrer geographischen Erkenntnis. Erinnern wir uns nur, welche wirren Meinungen über die afrikanischen Flußsysteme bis zum Ende des vergangenen Jahrhunderts herrschten. Man glaubte anfänglich, daß sich der Nil nach Westen verzweige und der Senegal nichts anderes als eine zweite Nilmündung sei. Als sich Stanley bereits am Kongo befand, glaubte er, dies sei nichts anderes als der Quellfluß des Nils.

Einige Jahrhunderte nach der Auffindung der mittleren Donau durch Curio wurde das letzte Rätsel, die Donauquelle, gelöst⁹⁾. Daß die Donau nicht in den Pyrenäen entspringen könne, mußten Griechen und Römer erfahren haben. Der Handel der Massiloten, sobald sie mit diesen in näheren Handelsverkehr kamen, dehnte sich bis über den Niederrhein zur Nordsee aus. Mit der Eroberung Galliens durch Cäsar wurde es klar, daß sich die Donauquelle irgendwo östlich des Rheins befinden müsse. Man nahm allgemein an, daß die Alpen die Quelle bergen. Im J. 15 v. Chr. unterwarf Tiberius die Vindeliker am Bodensee. Darüber schreibt Strabo (VII 292): „Nahe dabei sind die Quellen der Donau und des Rheins. Zwischen ihnen liegt ein See sowie Sümpfe, die der Rhein bildet. Der See hat über 300 Stadien Umfang. Die Fahrt über ihn ist 200 Stadien lang. Auch weist er eine Insel auf, deren sich Tiberius an der Seeschlacht gegen die Vindeliker als festen Stützpunkt bediente. Er liegt südlicher als die Donauquellen und als der hercynische Wald. ... Als Tiberius vom See eine Tagereise entfernt war, sah er die Donauquellen“. Demnach ist Tiberius als Entdecker der Donau-quellen anzusprechen; zumindest wird nirgends berichtet, daß er einen anderen Vorgänger hatte. Nun erwähnt Strabe 1., daß Tiberius „Quellen“ nicht eine Quelle entdeckt habe, und 2., daß er in einem Tag dorthin gelangte. Darin liegt ein Widerspruch. Um die beiden Quellflüsse Brigach und Brege zu erreichen, also zum heutigen Donaueschingen zu gelangen, wären bei forciertem Marsch wenigstens zwei Tage nötig gewesen. Die Entfernung beträgt zirka 60 km. Da aber Strabo ausdrücklich von „Quellen“ spricht, muß wohl Tiberius bis mindestens dorthin gekommen sein und dafür auch mehr als einen Tag benötigt haben. Die Einwohner des Gebirges mögen ihm dann erzählt haben, daß die Quellen der beiden Flüsse nicht mehr weit im Gebirge liegen. Ob Tiberius bis zum Austritt von Brigach und Brege vorgedrungen ist, läßt sich nicht ermitteln.

⁸⁾ Über die Etymologie des Namens Nauportus vgl. B. S a r i a , Realenzyklopädie XVI 2008 f.

⁹⁾ Über die Donauquellen B r a n d i s a.a.O. 2112 ff.

Von jetzt ab war aber das hydrographische Bild der Donau geklärt. Wiederum als erster hat dies Plinius d. Ält. (IV 79) klar präzisiert: „Der Ister entspringt auf dem Gebirge Abnoba (Schwarzwald) in Germanien gegenüber der gallischen Stadt Rauriacum, viele tausend Schritte jenseits der Alpen. Unter dem Namen Danuvius fließt er durch eine zahllose Menge von Völkerstämmen mit gewaltig zunehmender Wasserfülle, erhält bei Eintritt in Illyrien den Namen Ister und mündet, nachdem er 60 Flüsse aufgenommen hat, von denen die Hälfte schiffbar ist, durch sechs weite Mündungen ins Schwarze Meer“.

Wien

L. Tončić-Sorinj

Zum Elfenbein des Romanos und der Eudokia im Cabinet des Médailles in Paris

In meinem Aufsatz: Die Entwicklung der byzantinischen Kaisertitulatur und die Datierung von Kaiserdarstellungen in der byzantinischen Kleinkunst¹⁾ habe ich im Anschluß an die Feststellung, daß die Beischriften bei byzantinischen Kaiserbildern auf Elfenbeinen und Emails — im Gegensatz zu denjenigen auf Miniaturen — den protokollgerechten Formeln nicht immer streng entsprechen, betreffend das berühmte Elfenbein des Cabinet des Médailles der Nationalbibliothek in Paris, das einen βασιλεὺς Ῥωμαίων Romanos und eine βασίλισς Ῥωμαίων Eudokia, von Christus gekrönt, darstellt, die Bemerkung hinzugefügt, man werde hier „— mit aller Vorsicht — aus dem Fehlen des ἀποκράτωρ-Titels wenigstens eine Vermutung zugunsten der Zuteilung des Stückes an Romanos II. (959—963) und seine Gattin Eudokia wagen dürfen; stilistische Argumente hätten diese Deutung im übrigen längst wahrscheinlich gemacht“. In einem weiteren Aufsatz: Die Ottonen und Byzanz²⁾ habe ich darauf hingewiesen, daß das Elfenbein des Cluny-Museums in Paris, Kaiser Otto II. und dessen Gattin Theophano mit Namenbeischrift in der gleichen Situation darstellend, „offenbar eine — vielleicht direkte — Replik jener Vorlage sei“, wie insbesondere Mißverständnisse in der Beschriftung und Einzelheiten in der Gewandung der dargestellten Personen nahelegen, nicht zuletzt auch die Person des auf dem Cluny-Elfenbein in Proskynese wiedergegebenen μοναχός Johannes, der kaum ein anderer sein dürfte als Philagathos, der Gästling Theophanos, Erzbischof von Piacenza und späterer Gegenpapst Johannes XVI. Ich habe a.a.O. aber auch jenes Bleimedailon des Finnischen Nationalmuseums herangezogen³⁾, auf dessen Recto in roher Form die gleiche Darstellung (Christus setzt nach rechts und nach links die Krone auf die Häupter zweier durch die Beischrift als OTTO M A(UGUST)C und ΘΕΟΦΑΝΩ bezeichneter Personen) zu finden ist. Ich habe dort die Vermutung ausgesprochen, daß es sich

¹⁾ In: Studies presented to D. M. Robinson II (1953), 1004 = F. Dölger, Byzantinische Diplomatie, Ettal 1956, S. 151.

²⁾ In: Karolingische und ottonische Kunst. Werden Wesen-Wirkung = Forschungen zur Kunstgeschichte und christlichen Archäologie III (1957), 49—59.

³⁾ C. A. Nordman, Otto II och Theophano i Finlands Nationalmuseum, in: Florilegium amicitiae till E. Zilliacus (1953), 133—139, Taf.

bei dem Bleimedaillon um Propagandamaterial für die Angleichung der westlichen Auffassung von der Übertragung der Kaiserwürde durch die päpstliche Krönung an die östliche von der direkten und vermittlungsfreien Übertragung dieser Würde durch Gott handeln könne, welche dann auch der Sohn Theophanos, Otto III., zu vertreten begonnen hatte, als ihn ein früher Tod dahin raffte.

Dies alles wäre hinfällig, wenn, wie man früher einige Zeit annahm, das Elfenbein des Cabinet des Médailles nicht den Kaiser Romanos II. und dessen erste Gattin Eudokia, sondern Romanos IV. (1068—1071) und dessen Gattin Eudokia darstellte. Über diese Frage ist lange und eingehend debattiert worden; man hat sich aber seit A. Goldschmidt und K. Weitzmann, Die byzantinischen Elfenbeinskulpturen des X. bis XIII. Jahrhunderts (Berlin 1931) nach Abwägung der von beiden Seiten beigebrachten Argumente, besonders der stilistischen, für Romanos II. entschieden und das Romanoselfenbein geradezu als den Führungstypus zur Elfenbeinkunst des 10. Jh.s erhoben, dessen Datierung in das 11. Jh. nicht angehe. Nun hat G. Ostrogorskij in einer Besprechung des oben in A. 1 genannten Aufsatzes⁴⁾ neuerdings gegen die dort zugrundeliegende Identifizierung des auf dem Elfenbeins des Cabinet des Médailles gekrönten Herrscherpaares mit Romanos II. und einer Kaiserin Eudokia eingewendet, die Frau des Romanos II. heiße nicht Eudokia, sondern Theophano; das Stück stelle also „fraglos“ Romanos IV. Diogenes und dessen Gattin Eudokia dar. Hier ist Ostrogorskij die seit H. Pearce und R. Tylor, Byzantine Art, 1926 allen späteren Beurteilern des Elfenbeins bekannte Tatsache entgangen, daß Romanos II., spätestens seit 946 neben Konstantinos VII. Porphyrogenetos⁵⁾ als dessen Mitkaiser⁶⁾ bezeichnet, mit Berta, der Tochter des Königs Hugo von Italien und dessen Maitresse Pezola, verheiratet war; sie wurde im Alter von 4 Jahren um 943 durch Bischof Siegfried nach Konstantinopel gebracht⁷⁾, dort, wie üblich, in Eudokia umbenannt⁸⁾ und mit dem um zwei Jahre älteren Romanos verheiratet.

⁴⁾ SOF 18 (1959), 247.

⁵⁾ Vgl. auch Pearce-Tylor, Three Byzantine Works of Art, Dumbarton Oaks Papers 2 (1941) 15.

⁶⁾ De caerim. II, 15: 588, 18 Bonn.

⁷⁾ L. M. Hartmann, Geschichte Italiens im Mittelalter III, 2, Gotha 1911, S. 231; S. 228 ff. legt H. die Gründe dar, weshalb eine Familienverbindung mit dem König Hugo von Italien, der damals die Errichtung eines sich von den Alpen bis an die Grenzen des Prinzipats von Rom und Benevent erstreckenden Reiches erstrebte, dem byzantinischen Kaiser wünschenswert erscheinen ließ. Zu Beginn des J. 945 gelang es dem Hauptgegner Hugos, Berengar von Ivrea, von Deutschland aus mit geringem Gefolge sich des Hauptteils des Reiches Hugos in dem Umfang zu bemächtigen, daß er in der Folge die faktische Gewalt ausübte und Hugo, wie dann auch sein ihm nach seinem Tode (10. IV. 947) in der offiziellen Würde nachfolgender Sohn und Mitkönig Lothar, nur noch ein Schattenkönigtum repräsentierten. Mit dem Tode Lothars (22. XI. 950) hatte die Familienverbindung Konstantins VII. Pophyrogenetos bzw. dessen Sohnes Romanos' II. mit dieser Dynastie keine politische Bedeutung mehr.

⁸⁾ Dies berichtet mit aller Klarheit Konstantinos Pophyrogenetos in De admin. imp. 26 : 118,2 (Mor.-Jenk. S. 112): ἡ δὲ (Berta) ἀνελθοῦσα ἐν Κωνσταντινουπόλει καὶ συναφθεῖσα Ῥωμανῶ τῷ πορφυρογεννήτῳ υἱῷ Κωνσταντίνου τοῦ

Seit Goldschmidt-Weitzmann in ihren Beschreibungen der beiden Elfenbeine im Cluny-Museum und im Cabinet des Médailles⁹⁾ die beiden Stücke in die Zeit um 950 datiert haben, hat sich an dieser Datierung (mit einer Ausnahme: s. u.) kaum mehr ein Zweifel erhoben¹⁰⁾; da jedoch ein Forscher wie Ostrogorskij, wenn auch mit einem, wie wir sahen, nichtigen Argument, die Datierung des Romanos-Elfenbeins auf das 11. Jh. als „fraglos“ bezeichnet, darf vielleicht doch nochmals auf die Einwände eingegangen werden, welche die, soviel ich sehe, einzigen früheren Verteidiger der Identifizierung des auf dem Romanos-Elfenbein dargestellten Kaisers mit Romanos IV. erhoben haben; wir nehmen dabei als Grundlage die anscheinend noch keiner ernsthaften Würdigung unterzogene ausführliche Beprehung des Goldschmidt-Weitzmannschen Elfenbeinwerkes durch A. S. Keck und C. R. Morey in: *The Art Bulletin* 17 (1935) 397—406, bes. 398—400. K.-M. konzedieren zunächst trotz angeführter Beispiele, welche ihren Zweifel bekräftigen sollen, die stilistische Zusammengehörigkeit des Romanos-Elfenbeins mit der Darstellung des den Kaiser Konstantinos VII. krönenden

φιλοχρίστου δεσπότης ἦτοι ἡ θυγάτηρ τοῦ αὐτοῦ περιβλέπτου ῥηγῶς Οὐγῶνος, ἡ ὠνομάζετο Βέρτα κατὰ τὸ ὄνομα τῆς μάμμης αὐτῆς τῆς μεγάλης Βέρτης (=Markgräfin Berta von Tuszien) . . . , μετωνομάσθη δὲ Εὐδοκία κατὰ τὸ ὄνομα τῆς ἀδελφῆς Κωνσταντίνου τοῦ φιλοχρίστου δεσπότης Vgl. Liutprand, *Antap.* V, 14; die Umbenennung auch V, 20 : 141, 25 B. Daß es sich um eine Heirat der beiden Kinder handelte, bestätigt die *Continuatio Theophanis* 46 : 431, 13 Bonn.; dort wird der γάμος der beiden auf September einer 3. Indiktion (= Sept. 944) datiert. Ebenda wird berichtet, daß Berta-Eudokia noch fünf Jahre lebte, womit ihr Todesjahr in das J. 949 fiel. — Dazu W. Ohnsorge, *Das Mitkaisertum in der abendländischen Geschichte des frühen Mittelalters*, *Zeitschr. f. Rechtsgesch. der Savigny-Stg.*, Germ. Abt. 67 (195) 321, A. 67 = *Abendland u. Byzanz* (1958) 273, A. 67.

⁹⁾ Taf. XIV, n. 34: das Elfenbein im Cabinet des Médailles; dazu Beschreibung: S. 35; Taf. XXXIV, n. 85: das Elfenbein des Clunymuseums; dazu Beschreibung S. 50, jeweils mit reicher Literatur. Gute Abbildungen auch bei Sp. Lampros, *Λεύκωμα βυζαντινῶν αὐτοκρατόρων* (1930), Taf. 60 bzw. 54; H. Peirce und R. Tylor, *Three Works of Byz. Art*, *Dumbarton Oaks Papers* 2 (1941), Taf. 8 und 12; nur das Elfenbein des Cabinet des Médailles: A. Grabar, *L'empereur dans l'art byzantin* (1936), Taf. XXV, 2; N. H. Baynes - H. St. L. B. Moss, *Byzantium* (Oxford 1948), Taf. 40; D. T. Rice, *Kunst aus Byzanz*, München 1959, N. 97.

¹⁰⁾ Soviel ich sehe, hat in der Zwischenzeit nur P. E. Schramm das Romanos-elfenbein — ohne besondere Begründung — auf Romanos IV. (1068—1071) bezogen: *Herrschaftszeichen*, Abb. 94. Vgl. zu den in Anm. 9 angeführten Werken noch W. Ohnsorge, *Abendland u. Byzanz* 313, A. 52; J. Déer, *Byzanz und die Herrschaftszeichen*, *Byz. Zeitschr.* 50 (1957) 409; W. Messerer, *Gestalt und Geschehen im ottonischen Byzantinismus*, *Christl. Kunstblätter* 97 (1959) 124. Nach D. T. Rice a.a.O. sagt W. F. Volbach, *Les ivoires sculptés*, *Cahiers de Civilis. Médiévale* 1 (1958) 23: „Romanos II. und nicht Romanos I.“ (von dem wohl überhaupt nie die Rede war), und gibt dazu das Datum: Romanos' IV. (1068—1071).

Christus im Kunstmuseum Moskau¹¹⁾ für möglich; es ist in der Tat schwierig, in den zur Verfügung stehenden Zeiträumen an einen anderen Kaiser Konstantin zu denken; von Konstantin VIII. (1025—1028) ist jedenfalls nichts über ein besonderes Interesse an der Kunst berichtet, wogegen das Moskauer Elfenbein zu der auf vielen Gebieten anregenden kunstfreundlichen Tätigkeit des Kaisers Konstantin VII. sehr gut paßt¹²⁾; aus demselben Grunde kommen auch Konstantin IX. und Konstantin X. nicht ernsthaft in Betracht. K.-M. wenden jedoch weiter ein: 1. daß das Argument, der Romanos des Elfenbeins im Cabinet des Médailles sei unbärtig dargestellt, also ein jugendlicher Kaiser, wie Romanos II. es war, nicht durchschlagend sei, da es möglich sei, daß auf dem Elfenbein an der angeblich abgegriffenen Stelle des Kinns einmal ein Stoppelbart dargestellt gewesen sei, wie man ihn auch auf Münzen des Kaisers Romanos IV. (1068—1071) finde. Nun wird kein unbefangener Betrachter an der Figur des Romanos auf dem Elfenbein auch nur eine Spur von Bart entdecken, insbesondere im Vergleich mit Darstellungen erwachsener Kaiser, deren Bilder stets einen sehr deutlichen Bart aufweisen; dagegen hat auch Romanos IV. auf den Goldmünzen bei W. W r o t h , Catalogue of the Imperial Coins of the Brit. Mus. II (1908) Taf. LXI, 11, auf welche K.-M. verweisen, ganz deutlich einen Backenbart, wenn auch Wroth dies in seiner Beschreibung nicht besonders erwähnt. — 2. Die Figuren des Elfenbeins des Cabinet des Médailles seien solche von Erwachsenen; Romanos sei zur Zeit seiner Krönung (945)¹³⁾, die wir vielleicht als Anlaß zur Fertigung des Elfenbeins annehmen dürfen, eher 7 als 6 und seine Braut zwei Jahre weniger, also 5 Jahre, alt gewesen; aber, wie schon G o l d s c h m i d t - W e i t z m a n n hervorhoben, wurden in der byzantinischen Kunst Personen hohen Rangs auch im jugendlichem Alter als Erwachsene dargestellt, vor allem hat das Paar trotz seiner Jugend bei der Krönung zweifellos die kaiserlichen Insignien getragen¹⁴⁾. Sicherlich ist dies kein Argument gegen die Identifizierung der beiden Dargestellten mit Romanos II. und Eudokia. — 3. Der Typus des symbolisch nach beiden Seiten krönenden Christus habe in den uns erhaltenen Denkmälern sein frühestes Beispiel auf dem 6-eckigen Ciborium des H. Demetrios in Moskau, das sich auf Konstantin X. Dukas und Eudokia Makrembolitissa (1059—1067) beziehe; auch auf Münzen des Kaisers Romanos III. kommt der Typus vor; wenn aber K.-M. behaupten, daß „die Identität des Kaisers“ (mit Romanos IV.) „ohne Zweifel“ sei, so scheidet dies schon an der oben behandelten Tatsache, daß Romanos IV. auf der Münze eben einen Vollbart hat (abgesehen von dem von K.-M. selbst erwähnten Unterschied, daß

¹¹⁾ D. T. R i c e , Kunst aus Byzanz, N. 96.

¹²⁾ Vgl. z. B. A. B l a n c h e t , L'influence artistique de Constantin Porphyrogénète, in: Παγκάρπεια (= Annuaire Inst. de Phil. et d'Hist. byz. et slaves 9) (1949) 104.

¹³⁾ Spätestens Sept. 945; vgl. De caerim. II, 15: 588, 17 Bonn.: 4. Ind. (Sept. 945 — Aug. 946).

¹⁴⁾ Vgl. z. B. das Miniaturbild der Familie des Kaisers Manuel II. Palaiologos aus dem J. 1402 bei Sp. L a m p r o s , Λεύκωμα βυζαντ. αυτοκρατόρων, Taf. 84, wo alle Familienmitglieder, auch diejenigen im Kindesalter, in ihrer vollen Amtstracht dargestellt sind, Manuel II. mit Vollbart, der damals etwa 10-jährige Sohn Johannes (VIII.) bartlos.

der Romanos des Elfenbeins den — bei Kaiserbildern gewöhnlichen — Nimbus trägt, der Romanos der Münze nicht). Im ganzen aber muß gesagt werden, daß das Fehlen eines Denkmals als Beispiel für den nach beiden Seiten krönenden Christus vor dem 11. Jh. ein durch die Spärlichkeit der Denkmäler dieser Zeit überhaupt erklärlicher Umstand ist, der indessen die Anwendung des Bildtypus schon im 10. Jh. keineswegs ausschließt¹⁵⁾. Die Spätdatierung bringt die Kritiker selbst in die eine, wie wir sehen werden, unlösbare Schwierigkeit, das Elfenbein des Cluny-Museums mit der Darstellung Ottos II. und der Theophano zu erklären. Dieses ist so offensichtlich eine Replik des Romanos-Elfenbeins, daß an dieser Tatsache alle Theorien von erst später eingeritzten Namen u. dgl. scheitern. Die Ähnlichkeiten und Mißverständnisse der Darstellung, welche das Cluny-Elfenbein gegenüber dem Elfenbein des Cabinet des Médailles aufweist¹⁶⁾, gestatten vielmehr den sicheren Schluß, daß das Otto-Elfenbein vom Romanos-Elfenbein abhängig ist und nicht umgekehrt; auch die in Proskynese beharrende Figur, gleich derjenigen auf dem von Goldschmidt-Weitzmann reproduzierten Stück N. 86, stellt nach der, wie ich jetzt erst sehe, im ganzen schon von G. Mercati richtig gelesenen und von mir a. a. O. 56 f. berichtigten und ergänzten Beischrift nicht einen „einfachen Mönch als Schenker“ dar (K.-M. 400), sondern mit aller Wahrscheinlichkeit den Günstling der Kaiserin Theophano, Philagathos, späteren Erzbischof von Piacenza und Papst Johannes XVI.¹⁷⁾, und zwingt uns auch von da aus, das Stück in die Zeit des Kaisers Otto II. (973 [wegen des Titels „imperator Romanorum“ wohl erst 980] — bis 983) zu datieren; woraus sich wiederum ergibt, daß das offenbare Vorbild des Stückes, der Bildtypus des Romanos-Elfenbeins und dieses selbst, in die Zeit zuvor zu verlegen ist. Schließlich aber zeigt das Bleimedaillon im Finnischen Nationalmuseum mit den klar eingepprägten Namen Otto und Theophano auf dem Recto und einer — wiederum mißverständlich einer griechischen Vorlage nachgeahmten — Beschriftung auf dem Verso¹⁸⁾, daß der Hersteller des Bleimedaillons ebenfalls eine Darstellung Ottos II. und Theophanos zur Vorlage gehabt haben muß, welche genau dem Cluny-Elfenbein entspricht. Ein solches Bleimedaillon in der zweiten

¹⁵⁾ Wenn vielleicht auch noch nicht in bildlicher Darstellung, so war die Vorstellung, daß auch die Kaiserin θεόστεπτος sei, im Zeremoniell des byzantinischen Hofes mindestens schon 959, als des Kaisers Konstantinos VII. Pophyrogenetos Buch De caer. spätestens fertig vorlag, schon geläufig; dies zeigt z. B. der Ruf der Kraktai an die Kaiserin bei der Hochzeitsfeier eines kaiserlichen Paares (De caer. I, 39: 198, 19): ... σὲ εὐλόγησεν ὁ θεὸς ὁ παντοκράτωρ, στεφανώσας σε τῇ αὐτοῦ παλάμῃ· ἀλλ' ὁ εἰς ταύτην καλέσας σε τὴν ἀξίαν . . . Der Kaiser selbst wird in den Zeremonien häufig θεόστεπτος genannt; vgl. O. Treitinger, Der Kaiser- u. Reichsged. ... im oström. höf. Zerem²., 1956, Index s. u. θεόστεπτος.

¹⁶⁾ Vgl. meine Darlegungen in: F. Dölger, Die Ottonen und Byzanz 57 f.

¹⁷⁾ Über die Beibehaltung des Mönchtitels durch Personen, welche später zu höheren Stellungen gelangt sind, vgl. meine Bemerkungen in: Die Ott.-Kaiser u. Byzanz 57, Anm. 34.

¹⁸⁾ Vgl. Dölger a.a.O. 58.

Hälfte des 11. Jh.s wäre völlig sinnlos und kann nur als Massenreplik der nach byzantinischer Art dargestellten Krönung Ottos II. und Theophanos durch Christus nach dem Vorbild des Clunyelfenbeins erklärt werden.

So fügt sich alles auf das beste mit dem stilistischen Urteil über die beiden Elfenbeine zusammen und ich möchte meinen Vorschlag aufrecht erhalten, in dem Elfenbein des Cabinet des Médailles ein Festgeschenk aus Anlaß der Krönung Romanos' II. und der Berta-Eudokia (i. J. 945) und in dem Elfenbein des Clunymuseums eine Replik dieses — vielleicht von Theophano nach Deutschland mitgebrachten — durch einen nichtgriechischen Künstler mit Fehlern und Mißverständnissen nachgeahmten Stückes zu sehen, eine Replik, die ihrerseits wiederum in Bleimedailles eine weitere Verbreitung fand¹⁹⁾ und der Einbürgerung des ebenfalls durch Theophano vom byzantinischen Hofe nach dem Westen mitgebrachten Gedankens dienen sollte, daß der Kaiser sein Amt durch den Weltbrachten Gedankens dienen sollte, daß der Kaiser sein Amt durch den Weltenherrscher Christus und nicht durch die Vermittlung des Papstes erhält. Wir wissen, daß Otto III., Ottos II. und der Byzantinerin Theophano Sohn, mit diesem Gedanken ernst zu machen gedachte²⁰⁾, aber vorzeitig vom Tode dahingerafft wurde.

München

Franz Dölger

Johann Liptak (1889—1958)

Am 18. Dezember 1958 ist Johann L i p t a k in Warstein/Westfalen unerwartet einem Herzleiden erlegen. Mit ihm ist der führende karpatendeutsche Historiker viel zu früh für die Wissenschaft und für seine Freunde von uns geschieden.

Dr. Liptak war der letzte große Vertreter zipser-deutscher Wissenschaft. Er wurde am 13. Dezember 1889 in Felka geboren, die höhere Schule besuchte er zunächst in Käsmark und dann in Zipser Neudorf. 1907—1911 studierte er an der Universität Budapest, wo er Aufnahme im berühmten Eötvös-Kollegium fand. (Das Sommersemester 1909 verbrachte er an der Universität Leipzig, wo Karl Lamprecht bei ihm einen tiefen Eindruck hinterließ). Nach seiner Promotion 1911 widmete sich Liptak dem höheren Lehramt und war als Lehrer am berühmten Käsmarker Gymnasium tätig, dem er später als Direktor vorstand. Auch Liptak mußte 1944 nach dem Westen flüchten. Er ließ sich zuerst in Niederaltaich in Bayern nieder, wo er bis 1946 verblieb. Den Rest seines Lebens brachte Liptak in Warstein in Westfalen zu.

Wissenschaftlich ist Liptak zeitlebens äußerst rege gewesen. Am wichtigsten ist seine 1933 erschienene „Geschichte des evangelischen Lyzeums in Käsmark“ und seine „Urgeschichte der Besiedlung der Zips“ (Käsmark 1935) gewesen. Daneben hat er zahlreiche andere Arbeiten, meist in Aufsatzform, veröffentlicht.

¹⁹⁾ Über die Möglichkeit des Vorhandenseins weiterer Exemplare des Bleimedallion im Finnischen Nationalmuseum vgl. meine Ausführungen a.a.O. 59.

²⁰⁾ Vgl. meine Ausführungen a.a.O. 55.

Ein umfangreicher Band karpatendeutscher Lebensbilder war von ihm vorbereitet worden (wir hoffen, den Band als Vermächtnis des Toten herausbringen zu können). 1940 hatte Liptak in Käsmark ein „Institut für Heimatforschung“ geschaffen, das ein Mittelpunkt der karpatendeutschen Forschung zu werden versprach. Das Institut veranstaltete 1942 und 1943 ergebnisreiche Hochschulwochen, deren Erträge in Buchform erschienen sind.

Diese dürren Angaben können nur unvollkommen das Wesen dieser teilnehmenden, rastlos tätigen Persönlichkeit wiedergeben, die sich auch in menschlicher Hinsicht durchaus bewährte. Sein früher Tod ist für die karpatendeutsche Forschung ein unersetzlicher Verlust.

Fritz Valjavec

Gregor Čremošnik (1890—1958)

Am 12. November 1958 wurde Univ. Prof. Dr. Gregor Čremošnik mitten aus seinem kräftigsten Schaffen durch eine tückische Krankheit der südslawischen Geschichtswissenschaft entrissen. Mit ihm schied einer der besten jugoslawischen Geschichtsforscher und ein trefflicher akademischer Lehrer aus dem Leben.

Čremošnik war in Ločica bei Heilenstein (Polzela) in der Südsteiermark am 24. Februar 1890 geboren und besuchte das Gymnasium in Cilli und Marburg, studierte sodann in Graz slawische Philologie und Geschichte. Hier gewann er bei Matthias Murko die für seine spätere wissenschaftliche Tätigkeit so charakteristische feine Aufgeschlossenheit für etymologische Fragen¹). Sein Bestreben, sich in die Geschichte der Balkanslawen zu vertiefen, führte ihn noch nach Wien, wo er bei Jos. Konstantin Jireček wohl den besten Lehrer finden konnte. Auch auf ihn hatte dieser große Gelehrte zeitlebens merklichen Einfluß ausgeübt.

Nur kurz dauerte die Tätigkeit Čremošnik's als Mittelschullehrer in Triest (1914, 1915—1917), da er im Juni 1917 zum Sekretär des Instituts für Balkanforschung nach Sarajevo berufen wurde. Hier stand er vor einer großen Aufgabe, ein „Corpus inscriptionum Slavorum meridionalium“, eine kritische Ausgabe der zyrillischen und glagolitischen Urkunden vorzubereiten. War dies schon infolge der Kriegsergebnisse außerordentlich schwer, wurde es durch den Zusammenbruch der Donaumonarchie und die darauf folgende Aufhebung des erwähnten Instituts unmöglich gemacht. Čremošnik blieb in Sarajevo als Kustos am Landesmuseum und befaßte sich unter anderem auch mit archäologischen Forschungen²). Seine weitere wissenschaftliche Tätigkeit war aber von nun an in besonderem Maße der Erforschung des Staatsarchivs in Dubrovnik (Ragusa), der größten Fundgrube für Geschichtsquellen der Balkanländer, gewidmet. Sooft ihm dies möglich war, lenkte er seine Schritte hierher. Es gelang ihm ganz unbekanntes archivalisches Material

¹) Vgl. z. B. seine Studie: Trebnje, Slavistična revija X (1957), Laibach, 325 ff.

²) Nalazi iz rimskog doba na Stupu kod Sarajeva (= Römische Funde in Stup bei S.), Glasnik zemaljskog muzeja (GZM) 42 (1930), 211—221; Gotisches und Römisches aus Breza bei Sarajevo, Novitates musei Sarajevoensis 9 (1930).

zur Geschichte der Südslawen zu entdecken. Auf Grund solcher Quellen veröffentlichte er kürzere, doch recht bedeutsame Studien³⁾.

Im J. 1935 wurde er an die Universität Skopje (Mazedonien) berufen, wo er mittelalterliche Geschichte lehrte. Es folgte eine Periode fruchtbarer Tätigkeit, welche durch den zweiten Weltkrieg unterbrochen wurde. Dabei interessierten Čremošnik vor allem Probleme der mittelalterlichen Geschichte der Südslawen mit besonderer Rücksicht auf Serbien, Bosnien, die Herzegowina und Dubrovnik (Ragusa)⁴⁾. Er wurde sich bewußt, daß die historischen Hilfswissenschaften (Paläographie und Diplomatik der zyrillisch geschriebenen Urkunden, Sphragistik der-

³⁾ Kotorski dukali i druge listine (Dukale für Cattaro und andere Urkunden), GZM 33 (1921/22) 115—196; Naša trgovačka društva u srednjem vijeku (Die ma. Handelsgesellschaften Dalmatiens und des Balkanhinterlandes), GZM 36 (1924) 69—81; Uvozna trgovina Srbije god. 1282 i 1283 (Der Einfuhrhandel Serbiens in den J. 1282 u. 1283), Spomenik srp. akad. 62 (51), Semlin 1925, 61—70; Novčarstvo u starom Dubrovniku (Das Geldwesen im alten Ragusa), Jugoslavenska Njiva 9 (1925) 16—24; Dubrovačka kancelarija do god. 1300 i najstarije knjige dubrovačke arhive (Die Kanzlei von Ragusa bis zum J. 1300 und die ältesten Bücher des Archivs von Ragusa), GZM 39 (1927) 231—253; Prodaja bosanskog Primorja Dubrovniku i kralj Ostoja (Der Verkauf des bosnischen Küstengebietes an Ragusa im J. 1399 u. Kg. O.), GZM 40 (1928) 109—126; Dodatak članku „Dubrovačka kancelarija“ (Nachtrag zur Studie „Die Ragusaner Kanzlei“) GZM 41 (1929) 121—122; Vrednost dubrovačkog izvoza u Srbiju i Bosnu (Über den Wert des Ausfuhrhandels von Ragusa nach Serbien u. Bosnien), GZM 41 (1929) 57—62; Dubrovački konzulati u Srbiji do Dušanovog vremena (Das Konsularwesen von Ragusa in Serbien bis Kg. Dušan), ebendort 81—94; Nekoliko dubrovačkih listina iz XII. i XIII. stoleća (Einige Ragusaner Urkunden aus dem 12. u. 13. Jahrh.), GZM 43 (1931) 25—54; Kada je postao dubrovački arhiv (Wann entstand das Ragusaner Archiv), GZM 44 (1932) 57—61; Monumenta historica archivi Ragusini S. III. 1 (Acta cancellariae et notariae 1278—1301), Belgrad 1932, 222 S.; Odnos Dubrovnika prema Mlecima do god. 1358 (Das Verhältnis Ragusa's zu Venedig bis 1358), Narodna starina Heft 32, 1933, 169—178; Nova istorijska gradnja iz Dubrovnika (Neues historisches Material aus Ragusa), Novitates musei Sarajevoensis 10 (1933); Razvoj srpskog novčarstva do kralja Milutina (Die Entwicklung des serb. Münzwesens bis Kg. Milutin), Posebna izdanja (Sonderausgaben) srp. akad. 101 (43), Belgrad 1933, 79 S.; Nekoliko ljekarskih ugovora iz Dubrovnika (Einige ärztliche Verträge aus Ragusa), Zbornik iz dubrovačke prošlosti Milanu Rešetar u o 70. godišnjici života (Mélanges Ragusains offerts à M. Rešetar), Ragusa 1934, 43—45.-Kratice „Nomina sacra“ u cerkvenoslovanskim spomenicima (Les abréviations des „Nomina sacra“ dans les monuments vieux slaves), Slavia IV (1925/26), Prag, 238—264, 485—498; Prilozi dubrovačkoj i srpskoj numizmatici (Étude sur la numismatique de Dubrovnik et de la Serbie), Slavia 7 (1928/29), 564—584. — Dubrovački Liber de introitibus stacionum et territoriorum communis, GZM 46 (1934) 43—67.

⁴⁾ Ko je pisar Dubrovačkog Liber statutorum doane, (Wer ist der Schreiber des Ragusaner L. st. d.), Narodna starina Heft 35 (1935) 103—105; Dubrovački notar presbiter Johanes, Glas srp. akad. 171 (1936) 69—89.

selben und Numismatik) größtenteils ein fast unbestelltes Feld darstellten, und konzentrierte mehr und mehr sein Interesse auf diese Probleme⁵⁾.

Als er 1946 an die Universität Laibach (Ljubljana) kam, schien es, als ob ihm im Herbst seines Lebens vergönnt sein würde, neben weiteren Studien zur Geschichte Serbiens, Bosnien und der Städte Dalmatiens sowohl in der Veröffentlichung von Quellen aus dem Ragusaner Staatsarchiv raschere Fortschritte zu erreichen, als auch auf dem Gebiet der Hilfswissenschaften Grundrisse der Paläographie und Diplomatie zu schaffen⁶⁾. Zu diesem Zwecke unternahm er Studienreisen z. B. nach Venedig, Wien und auf den Mönchsberg Athos. Infolge des Entschlusses der Südslawischen Akademie der Wissenschaften in Agram (Zagreb), mit den Quelleneditionen innezuhalten, blieb zu seinem großen Leidwesen die Ausgabe der „*Monumenta historica Ragusina*“ beim 1. Bande stecken⁷⁾. Sein Tod verhinderte auch die Fertigstellung der erwähnten Grundrisse. Voll von Problemen mußte er allzu früh seine Feder niederlegen. Auf seinem Arbeitstische

⁵⁾ Nekoliko notara na Lastovu poreklom iz Zete srednjega veka (Einige serbische Staatsangehörige als Notare auf der Insel Lagosta im Mittelalter), *Glasnik skopskog naučnog društva* 19 (1938) 23—37; *Notarske listine sa Lastova* (Notariatsurkunden aus Lagosta), *Spomenik srp. akad.* 94, Belgrad 1939; *Notarijat Lastova u srednjem veku* (Das Notariat von Lagosta im MA.) *Jugoslav. istor. časopis* V (1939) 40—104, *Originalni dokumenti južnoslovenskih vladara u mletačkom arhivu* (Originaldokumente südslawischer Herrscher im Archive in Venedig), *Spomenik srp. akad.* 93 (72) Belgrad 1940, 123—132; *Studije iz srpske paleografije i diplomatike* (Studien aus der serb. Paläographie u. Diplomatie), *Glasnik skopskog nauč. društva* 21 (1940) 1—19; *Hirografi u srpskoj diplomaciji srednjeg veka* (Die Hirographen in der serb. ma. Diplomatie), *Godišnjak skopskog filozofskog fakulteta* IV (1940) 207—213.

⁶⁾ *Bosanske i humske povelje srednjeg vijeka* (Bosnische u. herzegowinische Urkunden des MA.) I. T. *GZM n. S.* III (1948) 103—144, II. T. *GZM IV* (1949/50) 104—199, III. T. *GZM VI* (1951) 81—119, III. T. (Schluß), *GZM VII* (1952) 273—336, *Dopune* (Nachträge) *GZM X* (1955) 137—146; *Postanak i razvoj srpske ili hrvatske kancelarije u Dubrovniku* (= Entstehung u. Entwicklung der slawischen Kanzlei von Ragusa), *Anali historijskog instituta Jugoslav. akademije* I (1952) 73—84; *Dubrovački pečati srednjeg vijeka* (Les sceaux Ragusains du moyen âge), *Anali histor. instituta Jugoslav. akad.* IV—V (1956) 31—47; *Original povelje Kulina bana* (Das Original der Urkunde des Ban Kulin aus dem J. 1180), *GZM XII* (1957) 195—213; *Die serbische diplomatische Minuskel*, *Studien zur älteren Geschichte Osteuropas* II. T. (Wiener Archiv f. Geschichte des Slawentums u. Osteuropas Bd. 3), Wien 1959; 103—115. *Ugovor izmedju kralja Tvrtka I. i Dubrovnika* (od 9. aprila 1387) (Kg. Tvrtko's I. Vertrag mit Ragusa von 9. April 1387), *Glasnik drž. muzeja u Sarajevu n. S. I.* (1946) 123—128; *Bosanska kraljica Gruba* (Die bosnische Königin Gr.), *Godišnjak istoriskog društva Bosne i Hercegovine* IV (1952) 147—163; *Prilog biografiji Mihe Madijeva* (Zur Biographie des Micha Madii, Chronisten aus Spalato), *Historijski zbornik* IX (1956) 119—125.

⁷⁾ *Notae et acta cancellariae Ragusinae* vol. I. (1278—1282), Zagreb 1951, 462 S.

verblieb aber eine Reihe von unvollendeten Arbeiten, welche der Veröffentlichung harren⁸⁾.

Čremošnik war wohl am stärksten in der Edition, der Analyse und Interpretation von Geschichtsquellen, zu größeren Synthesen hatte er es nicht mehr gebracht. In den letzten Dezennien zeigte er mehr Interesse für Fragen der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte⁹⁾. Wer immer die mittelalterliche Geschichte Serbiens, Bosniens und Ragusas studieren wird, wird sich in seine Quelleneditionen und Studien vertiefen müssen.

Wie die Geschichtswissenschaft an Čremošnik eine ihrer besten Kräfte verloren hat, verursachte sein Tod auch im persönlichen Kreise seiner Schüler, denen er ein nie versagender Berater war, seiner Freunde und aller, mit denen er in nähere Beziehung getreten war, eine schmerzliche Lücke.

Kranj-Krainburg

Jos. Žontar

Gawril I. Kazarow (1874—1958)

Binnen einem Jahr erlitt die bulgarische Altertumswissenschaft einen schweren Verlust durch den Tod zweier ihrer angesehensten Vertreter aus der älteren Generation. Am 4. Juni 1958 verschied sanft der langjährige und hochverdiente Begründer und Leiter der Lehrkanzel für Alte Geschichte an der Universität Sofia, Gawril I. Kazarow. Nicht ganz fünf Monate nach dem Tode Kazarows erfolgte am 2. September desselben Jahres das stille Ableben Dimitür Detschew. Er, der erprobte Kamerad und Freund Kazarows, war der beste bulgarische Latinist, ein emsiger Sammler und Herausgeber epigraphischer Texte, der hochverdiente Kenner und Herausgeber der thrakischen Sprachreste. Wer die gegenseitige treue Verbundenheit der beiden kannte und bewunderte, wird es verstehen, daß für Detschew der Tod Kazarows einen schweren Schlag bedeutete, und er ihn nicht lange überleben würde. Obwohl Altersgenossen, die durch wissenschaftliches Temperament und wissenschaftliche Interessen verbunden waren, traten beide Gelehrte doch auf verschiedenen Wegen an die wissenschaftlichen Probleme heran, die den Kern ihrer langen und ergebnisreichen Betätigung bildeten. Während Kazarow ein ausgesprochener Historiker war, überwog bei Detschew auch in seinen historisch geplanten Arbeiten das Philologische und das Sprachwissenschaftliche.

⁸⁾ Doslej neznani jugoslovanski pečati srednjega veka (Bisher unbekannte südslawische Siegel des MA.) (erscheint wahrscheinlich im „Zgodovinski časopis“, Ljubljana-Laibach); Jugoslavenska diplomatika srednjeg vijeka, uvod (Südslawische Diplomatie des MA, Einleitung) (erscheint wahrscheinlich in den Publikationen der Südslaw. Akademie in Zagreb-Agram; Diplomatska minuskula srbske listine srednjeg veka (Diplomatische Minuskeln serb. Urkunden des MA.) (erscheint wohl in der Agramer Revue „Slovo“).

⁹⁾ Pravni položaj našeg roblja u srednjem veku (Situation juridique des esclaves dans nos pays au moyen âge), GZM n. S. II (1947) 69—74; Izvori za istoriju roblja i servicialnih odnosa u našim zemljama srednjeg vijeka (Quellen zur Geschichte des Sklaventums u. der Servizialverhältnisse in unseren Ländern des MA.), Istorisko pravni zbornik, Sarajevo I (1949) 148—162.

Mit Kazarow verlor die bulgarische Geschichts- und insbesondere die bulgarische Altertumswissenschaft einen ihrer fruchtbarsten und angesehensten Vertreter. Ähnlich anderen führenden Althistorikern war Kazarow in der kinderreichen Familie eines bescheidenen Priesters geboren (1874). Einige seiner Geschwister wurden Volksschullehrer, sein ältester Bruder war General der Artillerie. Der Geburtsort Kazarows ist das kleine reizende Städtchen Koprivštiza, das wie ein „Adlernest“ in den Falten des bulgarischen Mittelgebirges (Sredna Gora) sich versteckt. Dieses Adlernest hat dem bulgarischen Volke außer Kazarow noch eine Reihe großer Revolutionäre, Schriftsteller, Dichter sowie begabte Staatsmänner und Publizisten geschenkt. Nach seinen Gymnasialjahren, die er am Sofioter Humanistischen Gymnasium in emsiger und systematischer Lektüre der antiken Autoren verbrachte, ging Kazarow 1894 nach Leipzig, wo er bis Ende 1898 klassische Philologie und alte Geschichte studierte. Die Lehrer Kazarows an der Leipziger Alma Mater waren u. a. die großen Philologen O. Ribbeck und Fr. Marx. Die entscheidende Rolle in der Ausrichtung Kazarows zum altgeschichtlichen Studium und zu seiner Vollendung haben jedoch seine Lehrer Wachsmuth und Cichorius gespielt. Nach seiner Promotion auf Grund einer lateinisch verfaßten Doktorarbeit aus der Geschichte des phokischen Bundes (1899) arbeitete Kazarow noch einige Semester im Seminar R. v. Pöhlmanns in München. Schon als Student vermochte er die eigentümlichen, jedenfalls ungriechischen Züge in der geschichtlichen Entwicklung der alten Thraker zu erfassen und die Wichtigkeit ihrer wissenschaftlichen Erforschung zu begreifen. Die frühzeitige Einsicht, die Kazarow von der Wichtigkeit der Geschichte der nördlichen Balkanländer im Altertum gewann, war auch für seine langjährigen und fruchtbringenden Beschäftigungen mit der alten Geschichte Makedoniens und Illyriens entscheidend.

Das Wissensgebiet jedoch, auf welchem die Verdienste Kazarows von bleibender, man könnte sagen epochemachender Bedeutung sind, sind zweifelsohne seine Forschungsarbeiten über die materielle und geistige Kultur der alten Thraker und insbesondere über die thrakische Religion. Jeder, der sich nicht nur mit der Religion der alten Thraker sondern auch mit der Religion der an Thrakien grenzenden Balkanstämmen im Altertum befaßt, kennt und schätzt heute noch, fast ein halbes Jahrhundert nach ihrem Erscheinen, den Wert seiner „Beiträge zur Kulturgeschichte der Thraker“ (Sarajevo 1916), sowie seine zahlreichen Artikel in der Realenzyklopädie der klass. Altertumswissenschaft.

Die wichtigsten und aufschlußreichsten Etappen in der Forschungstätigkeit Kazarows auf dem Gebiete der thrakischen Religion bilden jedenfalls seine R. E. Artikel über den thrakischen Reiterheros, ferner sein zusammenfassender Artikel (ebenda) über die thrakische Religion und endlich seine monumentale zweibändige Veröffentlichung über die Reliefdarstellungen des thrakischen Reitergottes, die in den „Dissertationes Pannonicae“ (Ser. II. Nr. 14 Budapest) am Vorabend des zweiten Weltkrieges erschienen ist. Es ist unmöglich, hier die Hunderte kleinerer, aber wertvoller Beiträge Kazarows auf dem Gebiete der alten Geschichte des nördlichen Balkans und insbesondere des heutigen Bulgariens aufzuzählen. Erwähnt seien hier lediglich seine monographisch angelegten Studien über die Geschichte Sofias im Altertum und über König Philipp II. von Makedonien.

Zum Schlusse möchte ich noch zwei wesentliche Züge im Wesen Kazarows hervorheben, ohne die sein Aufstieg vom bescheidenen Dorflehrer, als welcher er seinen Lebenslauf in seinem Geburtsort begann, zum Patriarchen der bulgarischen Althistoriker, als welcher er sein inhaltsreiches Leben beschloß, nicht ganz gut verständlich ist. Kazarow war nicht nur ein großer Gelehrter und Forscher; in seinem äußerlich bescheidenen, ja sogar simplen Wesen steckte von Natur aus der geborene große Lehrer und vor allem der Universitätslehrer, dem das Lehren, das „Predigen“ vom Katheder, jedoch ohne jegliche rhetorische Zutat, geschweige denn billige Effekte, aufrichtige und echte Lebensfreude bedeutete. Dies machte ihn zu einem der beliebtesten und höchst geachteten Lehrer der Alma Mater Serdicensis. Außerdem aber war Kazarow ein aufrichtiger und großer Patriot, der bis zu seinem letzten Atemzug mit den Freuden und Leiden seines Volkes gelebt hatte. Deswegen war Kazarow von der gesamten bulgarischen Kultur-gemeinschaft, auch nach unserer sozialistischen Revolution, sehr geachtet. Sein unaufhörliches Streben, ein wahrheitsgetreues und möglichst vollständiges Bild der geschichtlichen Entwicklung der bulgarischen Länder im Altertum zu geben, war der Grundton, der hauptsächliche Impuls seines Lebens. In dieser Hinsicht ist das Leben und Wirken Kazarows der beste Wegweiser für seine Nachfolger und Schüler. Sie können auch aus seiner reichen und vielseitigen Literatur noch sehr viel lernen. Für alle in Bulgarien und im Auslande, die Kazarow näher kannten, wird er als der teure „djado Kazarow“ (Großpapa K.) in der Erinnerung bleiben als das Sinnbild des liebenswürdigen, freundlichen und vor allem menschlichen Entgegenkommens¹⁾.

Sofia

Chr. Danoff

Dimitŭr Detschew (1877—1958)

Mit D. Detschew, verlor die bulgarische Altertumswissenschaft einen ihrer besten Vertreter der älteren Generation. Detschew besaß die vorzügliche philologische Vorbereitung, die die Zöglinge der Universitäten von Leipzig und Göttingen vom Ende des 19. und dem Beginn des 20. Jh.s auszeichnete. Dieser Vorzug war in seinem ruhigen und ausgeglichenen Wesen mit einem seltenen Fleiß verbunden. Diesen hatte er zum großen Teil von seinem Familienkreis geerbt, vor allem von seinem Vater, einem der ersten Lateinlehrer in unseren Gymnasien, der von den bulgarischen Siedlern des Banats stammte. Die Entwicklung oder, wie wir heute zu sagen pflegen, das „Heranwachsen“ Detschews zu einem der besten akademischen Lehrer in Sofia vor dem zweiten Weltkriege war zu einem bedeutenden Grade durch den Umstand bedingt, daß er die ersten vier Dezennien seines langen und inhaltsreichen Lebens als Gymnasiallehrer und später als Universitätslektor für Latein und Griechisch verbrachte, in welcher Zeit er sich auch als Übersetzer und Verfasser von lateinischen Chrestomatien

¹⁾ Eine ausführliche Bibliographie von G. J. Kazarow, verfaßt von Chr. M. Danoff, A. Aleksieva und V. Velkov, erschien in der von der Bulgarischen Akademie der Wissenschaften herausgegebenen Reihe „Biblioteka materialniŭm biobibliografijata na bŭlgarski učeni“ 1953 (vgl. SOF XIII 378).

betätigte, zu großem Nutzen für den Unterricht an den bulgarischen humanistischen Gymnasien.

Als ordentlicher Dozent der klassischen Philologie (Latein) hatte sich Detschew einige Jahre nach dem ersten Weltkrieg habilitiert. Er konnte sich rasch in das Universitätsmilieu einfinden und zur Lösung wesentlicher Forschungsaufgaben übergehen. Im Vordergrund der wissenschaftlichen Interessen Detschews stehen schon zu Beginn seiner akademischen Laufbahn die Probleme der thrakischen Sprache und ihrer Erforschung im Rahmen der vergleichenden Sprachwissenschaft. Parallel damit setzte Detschew seine Beschäftigungen auf dem Gebiete der lateinischen Philologie fort, wo er sich als sorgfältiger Übersetzer und präziser und strenger, aber gerechter Universitätslehrer auszeichnete.

Ein anderes Gebiet der thrakischen Altertumskunde, das die Arbeitskraft des Dahingegangenen in hohem Maße in Anspruch nahm, allerdings ohne die von ihm erhofften Ergebnisse zu zeitigen, war die thrakische Religion. Detschew war zu sehr Philologe, der erst später zu vergleichenden Sprachforschungen übergegangen war. Ihm lagen die Probleme und die Methoden der alten Geschichte und speziell der geschichtlichen Entwicklung der griechisch-römischen Welt doch etwas fern. Damit ist auch die Bevorzugung der antiken Epigraphik bei ihm zu erklären. Auf diesem Gebiet brauchte er, der vorzügliche Philologe die Geschichte nur als Hilfswissenschaft heranzuziehen.

Ein interessanter und zweifelsohne imponierender Zug in der schöpferischen Entwicklung Detschews zu einem der besten bulgarischen Altphilologen sind auch seine weitreichenden literarischen Interessen, die bei ihm speziell auf dem Gebiete der Übersetzung zum Ausdruck kamen. Das bulgarische Leserpublikum verdankt Detschew die ersten guten Übertragungen der vier Catilinarier ins Bulgarische, ebenso der Taciteischen Germania, der ersten 6 Bücher der Aeneis, der besten Satiren Juvenals, der Aulularia des Plautus u. a. Ganz zu Beginn seiner Betätigung als Übersetzer steht Detschews gelungene Übertragung des „Zarathustra“ von Fr. Nietzsche ins Bulgarische.

Es ist durchaus kein Zufall, daß Dank der Initiative Detschews und Kazarows schon vor etwa einem halben Jahrhundert die wichtigsten griechischen und lateinischen Quellen für die alte Geschichte, Geographie und Ethnographie von Thrakien und Makedonien ins Bulgarische übersetzt wurden. Wie wichtig und nützlich dies war, ersieht man aus der Tatsache, daß, als diese Übersetzung in einem bedeutend größeren Umfang und unter der Beteiligung einer wesentlich größeren Anzahl von Übersetzern und Erklärern vor etwa 10 Jahren in einer zweiten Auflage erneuert wurde¹⁾, die Bände der „Izвори“ (bulg. Quellen) binnen einiger Wochen vollständig ausverkauft waren. D. Detschew, der zu Beginn des Jahrhunderts bei Fr. Leo mit einer Dissertation über die szenische und dramatische Formung der griechischen Tragödie promoviert hatte und der einer der Begründer der bulgarischen Latinistik und Epigraphik war, beendete sein langes und inhaltsreiches Leben als der beste Kenner der Sprache der alten Thraker²⁾.

¹⁾ K a z a r o w — D e t s c h e w : Izvori za starata istorija i geografija na Trakija i Makedonija. 2. Aufl. 1949 (vgl. SOF XII 401 f.).

²⁾ D. D e t s c h e w : Charakteristika na trakijskija ezik, Sofia 1952 (vgl. SOF XIV 330 f.), dazu als letztes Werk: „Die thrakischen Sprachreste“, Wien 1957. (Schriften der Balkankommission, Linguist. Abt. 14).

Die Schüler, Kollegen und Freunde Kazarows und Detschews in Bulgarien und auswärts bezeugten ihre aufrichtige Achtung vor dem Lebenswerk unserer teuren Verschiedenen, indem sie sich an der Veröffentlichung der Festschriften „Serta Kazaroviana“ (2 Bde.) und „Studia in honorem acad. D. Dečev“ beteiligten. Schon vorher aber zeichneten die bulgarische Regierung und die bulgarischen wissenschaftlichen Institute beide wohlverdiente Altertumsforscher durch die höchsten Auszeichnungen aus, die in unserem Lande für wissenschaftliche Verdienste gewährt werden³⁾.

Sofia

Ch r. Dan off

³⁾ Aus Rücksichten auf den verfügbaren Raum habe ich es für ratsamer erachtet keinerlei bibliographische Notizen zu den Nekrologen für Kazarow und Detschew beizufügen. Vollständige Schrifttumsverzeichnisse findet man in den schon oben erwähnten Festschriften zu Ehren der beiden hochverdienten Forscher.

Aus der Südosteuropa-Forschung

Wissenschaftliche Tätigkeit in Albanien 1957 und 1958

Der „Buletin për shkencat shoqërore“ und der „për shkencat natyrore“ erscheint seit der Gründung der Staatsuniversität von Tirana als Buletin i Universitetit Shtetëror të Tiranës, seria shkencat shoqërore und seria shkencat natyrore. Hier soll der Inhalt der letzten Nummer des alten Buletin und der des neuen Buletin Nr. 1, 2 (1957), shoqërore und natyrore, sowie 1 (1958) shoqërore und natyrore besprochen werden. Das Redaktionskomitée ist dasselbe geblieben (Stefanaq Pollo, Aleksander Xhuvani, Aleks Buda, Androkli Kostalari, Dhimitër Shuteriqi, Kristo Frashëri, Mahir Domi, Selim Islami, Zihni Sak o). Das letzte Heft der alten Serie bringt eine Übersicht über die 10 jährige Tätigkeit des Instituts seit 1947. Es folgt von Xhemil Frashëri Kolektivizimi i bujqësisë në Shqipëri (Kollektivisierung des Ackerbaus in Albanien). Vor der Agrarreform 1946 waren nach Tabelle 1 Latifundienbesitzer 7 mit insgesamt 14.544 ha, reiche Besitzer 4713 mit 91.133 ha, Staatsgüter keine, mittlere und kleine Besitzer 128.961 mit 237.668 ha, Dorfbewohner (fshatarë) ohne Bodenbesitz 21.544. Die Agrargesetze Zogus 1932 befriedigten die fshatarësia nicht. Nach dem 17. November 1946 änderte sich infolge des Agrarreformgesetzes folgendes: Enteignete Besitzer (voll enteignet) 8741 mit 54.499 ha, darin 28.944 Ölbäume und 5923 Arbeitstiere, teilweise enteignete Besitzer 10.641 mit 64.997 ha und 125.259 Ölbäumen, davon entfielen auf 48.667 arme Familien 155.159 ha mit 238.727 Ölbäumen und 5923 Arbeitstieren. Die Zahl der Kooperativen oder Staatsgüter wuchs; es waren 1946 nur 7 mit 943 ha und 217 Familien, 1947: 21 mit 3672 ha und 825 Familien, 1948: 56 mit 10.870 ha und 2442 Familien, 1949: 58 mit 11.391 ha und 2281 Familien, 1950: 90 mit 20.236 ha und 4517 Familien; 1951: 94 mit 20.744 ha und 4668 Familien; 1952: 103 mit 242.277 ha und 5824 Familien; 1953: 129 mit 29.702 ha und 7972 Familien; 1954: 150 mit 33.898 ha und 8902 Familien; 1955: 318 mit 51.118 ha und 15.313 Familien. Das Gesetz über die landwirtschaftlichen Kooperativen vom J. 1949 bestimmt, daß die Kooperativisten das Recht haben, als ihr Privateigentum einen Garten zu halten bis zu 3 Dynym (1 Dynym = 1000 qm) und das Kleininventar für die Bearbeitung dieses Gartens; für ihre Arbeit können die Mitglieder der Kooperativen auch die Werkzeuge der Kooperative verwenden, wenn sie frei sind, gegen Entgelt. Die Kooperativisten können auf eigene Rechnung halten: eine Kuh oder einen bis zwei Büffel, 1—2 Kälber, 15—20 Schafe und Ziegen, 1—2 Säue, 10—25 Bienenstöcke, ferner Geflügel, Kaninchen, nach Belieben, ein Pferd oder Maultier oder einen Esel. Von den Einkünften der Kooperativen fließen jährlich 10—20% in den Zentralfond, 10—15% in die Reserve für die schwachen Jahre. Überschreitet die Produktion das vorgesehene Mittelmaß, so wurden für die Kooperativisten Entlohnungen bis 10% der täglichen Einkünfte festgesetzt, für Aktivisten (sulmusët) bis 15%, für Bri-

gadiere bis 20⁰%. Bei Nichtverwirklichen des Planes wurden die Einkünfte bis auf 10⁰% der errechneten täglichen Produktionseinläufe gekürzt. Der Kollektivierung der Landwirtschaft wird vom Plenum der Partei weiter große Aufmerksamkeit gewidmet. —

Zija Shkodra behandelt die Revolte der Bürgerschaft und „der kleinen Leute“ (vogjelisë) von Shkodra im J. 1854, die von Sheh Shamija geführt wurde. Der Name des Anführers war eigentlich Hasan Ali. Er trat den Dervishen des Bektashiordens bei, bekam den Titel sheh und hieß Hasan Shehi. Die Anekdote erzählt, im Streit mit Kaufleuten und Türken hätte man ihm ein Taschentuch um den Hals gewickelt, seitdem hatte er den Beinamen Sheh Shamija. Im vierzigsten Lebensjahre pilgerte er zum Grab des Propheten nach Mekka. Seitdem hieß er Haxhi Sheh Shamija. In der Tradition Shkodras lebt nur die Figur des gütigen Sheh Shamija und ein kleines Volkslied „edhe baba le ta dije/se nuk jam mendimit të tij/, me i pi gjakun fukarasë/ tue mbajtë drithin deng ndër thasë“ „auch mein Vater mög' es wissen/, daß ich nicht seiner Meinung bin,/ daß man den armen Leuten das Blut aussaugen soll,/ selbst aber seine Säcke vollgestopft haben soll mit Getreide.“ In der Mitte des 19. Jh.s hatte Shkodra 50.000 Einwohner und 3550 Geschäfte. Der Handel blühte, der Innenhandel wie der mit den anderen Balkanländern, mit Österreich, Deutschland, Italien. Der Transithandel mit Häuten, Wolle, Getreide, ging durch die Hände der shkodranischen Kaufleute. Kaufherren wie Jak Bianki, Filip Parruca, Ndrek Muzhani, Zef Suma, Ndrek Coba, Oso Hasan Alija, die Familie Roje und Gjyrezë waren zu großem Wohlstand gelangt. Ihnen gegenüber standen die armen kaufmännischen Angestellten (shegertët und kallfët), die Tagelöhner (elhakçijt), die kleinen Produzenten, Handwerker (zejtarët), Lastträger (hamajt), deren wirtschaftliche Lage schlecht war. Das durchschnittliche Tageseinkommen dieser Leute betrug etwa 2 Groschen, d. h. nach heutigem Wert den Einkaufspreis von 2 Oka Getreide. Im J. 1851—52 legte Osman Masar Pasha doppelte Steuern der christlichen Bevölkerung Shkodras auf. All diese Nachrichten entnimmt der Autor einem Tagebuch des Shkodraners M. Sirriu, das sich im historischen Archiv des Instituts (dok. Nr. 1/5605) befindet. Bisher war das historische Ereignis nur von dem französischen Konsul in Shkodra H. Hecquard Histoire de la Haute-Albanie ou Ghegheri, Paris 1858, S. 464—465 erwähnt worden, dann nebenbei von G. Schiró Gli Albanesi e la questione balcanica, Neapel 1904, S. 32, A. Baldacci L'Albania, Rom, 1929, 135, Sp. Gopčević Geschichte von Montenegro und Albanien, Gotha 1914, S. 420. Die Steuermaßnahmen des genannten ottomanischen Funktionärs, dann der Krimkrieg mit seinen Heereserfordernissen, schließlich eine große Dürre i. J. 1854, führten zu Teuerung und Hungersnot. Der Getreidepreis, früher 70 Groschen die barra, d. i. 60—80 okë, 1 okë = 1282 g, stieg auf 120 Gr. Das Getreide wurde behördlicherseits in den Depots zurückgehalten, um es günstiger zu verkaufen. Damals brach am 7. August 1854 der Aufstand unter Sheh Shamijas Führung aus. Der Vali Osman Pasha suchte vergebens zu beruhigen, floh in die Burg, die Revoltierenden stürmten die Getreidedepots, Sheh Shamija verteilte das Getreide, er wurde im Kampf gegen türkische Soldaten verwundet, aber die behördlichen Krieger wurden besiegt und gezwungen, sich ins Kastell zurückzuziehen. Ein kleines Lied aus den Tagen lebte durch drei Generationen im Volksmund: Sheh Shamija djal i ri, / Vogjlisë para i ka pri! / Në pazar të Shkodrës asht rrethue / Popullit bukë me i

sigurue. ‚Sheh Shamija, ein junger Bursche, / Hat die kleinen Leute geführt / ,auf dem Basar von Shkodra standen alle um ihn, / Denn er sicherte dem Volke das Brot.‘ Als das Volk verlangte, Osman Masar Pasha solle abdanken, vermittelten der Konsul Frankreichs in Shkodra, der Kadi und andere hohe Beamte, das Volk beruhigte sich, die Geschäfte wurden wieder geöffnet, und auf dem Basar begann das normale Leben. Osman Masar wurde nach Stamboll abberufen, der Getreidepreis sank wieder auf 70 Gr., der neue Pasha Ragip hatte mit Montenegro zu kämpfen, nach dem Ende dieser Kämpfe 1855 suchte er die shkodranische Bevölkerung durch die konfessionellen Unterschiede zu spalten, Mohammedaner zerstörten das Jesuitenseminar, aber dem Aufstandsführer Sheh Shamija gelang die Flucht nach Ulqin, von da nach Italien, Frankreich, Spanien. Im J. 1865 wurde er vom Sultan amnestiert, kehrte nach Albanien zurück und widmete sich den Rest seines Lebens theologischen und philosophischen Studien, führte in seinen Predigten in der Moschee die albanische Sprache ein, ebenso im Religionsunterricht, und ließ sich darin auch nicht durch das Widerstreben fanatischer türkischer Elemente irremachen. Die Revolte war beendet. —

Frano Prendi beschreibt die Tumuli im Tale des Dorfes Vajzë bei Vlora. Vajzë liegt 30 km swl. von Vlora auf dem Hügel Benuni an der Automobilstraße Vlora-Gjirokastra. Eine halbe Stunde von dem Dorf entfernt liegen die vier Tumuli, schon 1927 erwähnt von dem italienischen Archäologen L. Ugolini (*Albania Antica*, vol. I Rom-Mailand 1927, S. 120). Im J. 1952 entsandte das Institut von Tirana dorthin eine Expedition, um die illyrische Stadt Amantia, Hauptort des Stammes der Amantes (Plin. hist. nat. 3, 26) auszugraben, worüber Fr. Prendi im *Bul. për shkencat shoqërore* 1955, 3, 5. 117 berichtete. Unsere vier Tumuli gehören zu der ausgedehnten Nekropole von Amantia, sie sind einander gegenüber angelegt wie die Ecken eines Rhombus, haben die Form von Kugelsegmenten, jeder Tumulus enthält eine große Gräberzahl, jedes Grab ist gebildet von vier Steinplatten und einer fünften als Deckel. Der größte Teil der Gräber ist seit langem von Schatzsuchern geplündert. Die Höhe der Tumuli beträgt 2,22 m, 2,20 m, 2,30 m, 2,05 m, der Durchmesser 24 m, 18 m, 21 m, 20 m. Die Zahl der Gräber in den vier Tumuli beträgt annähernd — wegen der stattgehabten Zerstörungen und Plünderungen kann man es nicht genau bestimmen — 24, 13, 16, 7. Die Gräber sind klein 1,64 x 0,62 — 1,06 x 0,40 m. Die Funde sind: Lange Bronzenadeln, — der Autor gibt reichlich Abbildungen bei — wie sie auch in Bosnien (Gorica, C. Truhelka, *Wissenschaftl. Mitteilungen aus Bosnien u. d. Hercegowina* VIII 1902, 29) gefunden wurden. Sie sind 20 cm lang und dienen als Schmuck; ein kleines Eisenmesser, 9 cm lang; vier bronzene Zierkrügelchen; Tongefäße verschiedener Form; Eisenschwerter, 85 cm lang; bronzene Lanzen spitzen, 21 cm lang; 37 kleine Bronzeknöpfe in Pilzform. In einigen Gräbern fehlt das Skelett ganz, in einigen ist es in Resten erhalten, es gibt auch Brandgräber, die Verbrennung fand an Ort und Stelle statt, große Kohlenstücke liegen auf dem Grasboden und eine Schicht verbrannter Erde. In der Kohle- und Ascheschicht fanden sich verbrannte Knochen des Leichnams. Auch Objekte aus neolithischer Epoche, die während der Anlage der Gräber aus älteren Siedlungen in die Tumuli geraten sind. Der Autor gibt eine Lokalkarte bei und beschreibt die Funde im Einzelnen genau. Beziehungen zur aegaeischen Kultur sind gegeben. Die Objekte der mykenischen Epoche leben auf dem Balkan noch Jahrhunderte fort. Das be-

weisen auch Ausgrabungen im Matigau. Die Objekte kamen auf dem Seeweg über die ionischen Insel nach Albanien. Auch Kultureinflüsse aus dem Westen, aus Italien, zeigen sich in den keramischen Grabbeigaben. Sie weisen auch den Weg, den die Japygen und Messapier über die Adria nach Italien nahmen. Als Entstehungszeit der Tumuli nimmt der Autor, abgesehen von einigen späteren hellenistischen Gräbern, einen kurzen Zeitraum, u. zw. den des Übergangs von der Bronze- zur Eisenzeit in diesen Gegenden an. Die Eisenzeit in Albanien beginnt, wie schon die Funde im Matigau und in Oberdropulli lehrten, Ende des 11. Jh.s. Unsere Tumuli fallen somit in die Zeit zwischen 11. bis 9. Jh. v. Chr. Träger dieser Übergangskultur waren die Illyrier, die seit dem Ende des 2. Jahrtausends v. Chr. in dieser Gegend saßen. Pr. erschließt aus den Funden eine kriegerische Zeit der Bewohner, die Kriege waren verursacht durch die Entwicklung der patriarchalischen Gesellschaftsordnung, durch die die Macht des Stammesführers und sein Besitz an Kriegsbeute wuchs, was sich im Reichtum des Inventars in Grab 12 des 1. Tumulus, dem Brandgrab, zeigt, mit zwei Goldfunden, gewiß nur Resten größerer Goldplünderungen neuer Zeit. —

Injac Z a m p u t i behandelt ein weniger bekanntes Ereignis der albanischen Geschichte, den albanischen Aufstand zur Zeit der Expedition Karls VIII. im J. 1494-1495. Quellen sind die zeitgenössischen Schriften: 1) Les mémoires de Philippe de Comines, par Den. Godefroy, Paris 1549, in Secrets d'Etat de Venise par Vladimir Lamansky, St. Petersburg 1894; ders. Ausgabe von F. Lenormant Paris 1866 in Turcs et Montenégrins; 2) Evénements historiques en Grèce, 1479—1497, extraits d'un recueil sous le nom de Stefano Magno, in Sathas, Documents inédits, Paris 6, 214 ff; 3) Malipiero, Auszüge aus den Annalen, herausgeb. von Lamansky, Secrets s. o. Dazu kommt 4) Paolo Giovio da Como, Istorie del suo tempo, Venedig 1555, 1, 8. Z. legt das Hauptgewicht auf die Feststellung, daß der Rückzug der türkischen Truppen von der Küste Albanien in die befestigten Plätze im Inneren des Landes nicht aus Schreck über die Nachricht erfolgte, daß Karl VIII. beabsichtige, sich nach dem Balkan einzuschiffen, sondern infolge des Aufstands der Albaner, besonders in der Gegend von Vlora, der erst für Karl VIII. die günstigen Vorbedingungen für eine Landung auf der Balkanhalbinsel schuf. Ratgeber in den Versammlungen der Albaner war der Erzbischof von Durrës Martin Firmano, der auch mit den Kastriotis in Italien, den Nachfahren Skanderbegs, und den Arianitis verhandelte. Der albanische Aufstand breitete sich aus, die albanische Küste war von zahlreichen kleinen albanischen Schiffen bewacht, Venedig schritt ein, nahm Firmano auf hoher See gefangen, internierte ihn in Korfu und unterdrückte den albanischen Aufstand. —

Eqrem Ç a b e j behandelt in „*Ringinschriften aus Nordalbanien“ die Inschriften aus der Nekropole von Komani. Die Inschrift ANA / OHΘH / ICER (ICEB) / ist von Degrand, Traeger, Ippen, Nopcsa, Krahe, Schwyzer gedeutet worden, sie galt als balkanillyrisch, ανα als Götterepitheton, (Ο)ηθη als Eigennamen einer illyrischen Göttin, ιερη verwandt mit ἱερὸς. L. Ugolini fand drei weitere Ringe mit denselben, in verschiedener Weise verstümmelten Aufschriften, will sie ins 3. Jahrhundert n. Chr. setzen und deutet die Worte als magische, apotropäische Formeln. Der albanische Archäologe Hasan Ceka hat zuerst (Buletini i Institutit të Shkencave 3 (1949) 2, 90 ff.) konstatiert, daß die Ugolinischen Ringaufschriften an die Münzlegenden aus der Zeit der

byzantinischen Kaiser Konstantin X., Dukas und Michael VII. Dukas (1059—1067 und 1071—1078) erinnern (+ ΚΕΡΟΗΘΕΙ = χύριε βοήθει), daß diese Segensformel als Typus diente und auf Schmuckgegenständen auch außerhalb von Byzanz verwendet wurde, so daß die Ringe ins christliche Mittelalter gehören. Çabej stellt fest, daß die Lesung ICEB und ICER wechselt, im Museum in Tirana sah Ç. den Ring, auf dem er gemeinsam mit Prendi deutlich B las, aber nur ICER, das Nopcsa und Ugolini lasen, ist in Ordnung. Es sind verschiedene Ringexemplare. ΟΗΘΗ ist das griech. βοήθει mit unterdrücktem β, wie auch auf den byzantinischen Münzen üblich. In ανα der ersten Zeile sieht Ç. das Praefix ανα-βοήθει, das Verb αναβοηθῶ findet sich nach dem historischen Wörterbuch der Akademie in Athen in den Dialekten von Naxos, Lesbos, Kydoniai, war im Mittelgriechischen üblich mit den zugehörigen Nomina αναβοήθεια, αναβοήθημα, αναβοηθητής. Die dritte Zeile enthält IC = Ἰησοῦ, in ER vermutet Ç. Kürzung für KER = χύριε. Nach den Buchstabenformen und auf Grund der Kürzung IC nimmt Ç. als terminus post quem das 10. Jh. an. Er hält die Ringinschriften für einheimisch-albanisches Produkt, die Arbeiter nahmen sich Legenden byzantinischer Münzen zum Muster, die Münzen kursierten alltäglich bei ihnen. Sie reproduzierten die Aufschriften als Schmuckmotive, ohne ihren Sinn zu verstehen. Die Zeitbestimmung paßt zu dem Datum der beginnenden Einflußnahme des Patriarchats von Konstantinopel in Nordalbanien (8.—10. Jh. n. Chr.). —

Skënder Anamali beschreibt vier kleine bronzene Hermesstatuen aus dem archäologisch-ethnographischen Museum in Tirana, gefunden in einem Grabe im Dorfe Berzhita bei Tirana, im Dorfe Gosë e vogel bei Rogozhina bei landwirtschaftlichen Arbeiten, bei Elbasan und in Sovjan (Maliqi) bei Korça. Der Kunstwert ist gering, die Darstellung die übliche mit Petasos, Chlamys, Kerykeion, Geldbeutel. Anamali beschreibt sachkundig und gewissenhaft. Die Fundorte liegen an der Straße von Dyrrhachium nach dem Osten. Es sind Votivstatuetten, gestiftet von Reisenden oder Kaufleuten für ihren Schutzgott; der Hermes kult war in Süddillyrien schon vor der römischen Machtergreifung, im 3. und 2. Jh. v. Chr., verbreitet. Anamali vermutet, daß sich unter der Gestalt des Hermes das Andenken an eine ältere illyrische Gottheit birgt. —

Ausführlich behandelt Arif Gjylis den Schriftsteller Migjeni als Dichter des sozialistischen Realismus. Millosh Gjergj Nikolla, genannt Migjeni, geb. 1911, gest. 1938, aus Shkodra, stammte aus orthodoxer Familie, die aus der Umgebung Dibras eingewandert war. Er lernte an serbischen Schulen in Shkodra, Tivar, Monastir (Bitolj), wurde 1933 Lehrer in Vraka bei Shkodra, ein Jahr in Shkodra, 1936 in Puka als Oberlehrer. Er hatte sich eine Tuberkulose zugezogen und erhoffte von dem Aufenthalt in Puka Heilung. Aber schon 1938 starb er in einem Sanatorium in Turin mit 27 Jahren. Er wird in Albanien neben Naim Frashëri, Çajupi, Fan Noli als bester Vertreter der fortschrittlichen Poesie verehrt. Über ihn schrieben Dhimiter Shuteriqi, Vehbi Bala, Dionis Bubani, Andrea Stafa. Das Hauptanliegen Arif Gjylis ist es, zu zeigen, daß, beeinflusst von Gorki und Majakowski, Migjeni in Albanien Schriftsteller des sozialistischen Realismus war, zu einer Zeit, wo es noch keine Partei der Arbeiterklasse in Albanien gab. Arif Gjylis analysiert ausführlich alle Schriften Migjenis und bringt nach Dh. S. Shuteriqi in seiner Literaturgeschichte am meisten über Migjeni.

Über die Neubearbeitung des Fjalor (Tirana) (besprochen SOF XVII, 486 f.) bringt Osman Myderrizi, einer der Mitherausgeber, beachtliche Gedanken. Die Zahl der Lemmata soll von 25 000 auf 50 000 vermehrt werden. Er setzt sich besonders mit den Kritiken Androkli Kostallaris und Aleks. Xhuvanisi auseinander. Auch er handelt über die Aufnahme der Fremdwörter und der „Logorecismen“ (vgl. SOF XVII 486), ist kein radikaler Purist und billigt auch brauchbare Neologismen, ist auch für weitherzigere Aufnahme von Gegismen.

Unter Nr. 5164 findet sich im Staatsarchiv in Tirana ein in griechischer Sprache abgefaßter Codex über die Gilde und den Handelsbetrieb der Gold- und Silberarbeiter von Elbasan, mit 360 SS., von denen 165 beschrieben sind, in Leder gebunden. Der erste Teil enthält Rechnungen zweier Kompagnons über ihre Ein- und Verkäufe in Mittel- und Südalbanien, besonders mit Elbasan, Korça und Berat, und auf der Route über diese Städte mit Venedig. Dieses Hauptbuch reicht von 1645—1649. Der zweite Teil enthält die Beschlüsse der Zunft der Gold- und Silberschmiede in Elbasan durch 2 $\frac{1}{2}$ Jahrhunderte, von 1662—1900. Es ist bisher das vollständigste Dokument, in dem die Entwicklung einer Zunft während der ottomanischen Herrschaft überblickt werden kann. Im ersten Teil buchen die Kompagnons Dhimitri und Nikola Kalojani genau ihre geldlichen Einkünfte, rückgezahlte Darlehen mit Zinsen, es wird in Groschen gerechnet, uns scheinen die Summen sehr klein (z. B. im Mai 1645 an Groschen d. i. Piastern 386), aber die Kompagnons galten als reiche und unternehmende Handelsleute. An Zinsen zahlten sie 12,5% jährlich. Die Firma entstand in der Zeit des Kretakrieges (Lufta e Kandjes) 1644—1669. Infolge des Krieges bereitete der Verkehr mit Venedig Schwierigkeiten. Zweimal muß Dhimitri seine Geschäftsreise nach Venedig statt auf dem kürzesten Wege Elbasan—Durrës—Venedig auf dem längeren Elbasan—Korça—Sajadhë—Korfu—Venedig zurücklegen. Die beiden Kompagnons hatten in Venedig zwei Korrespondenten, einen venezianischen und einen griechischen, ein Beweis, daß Elbasan damals ein wichtiges Handelszentrum war. Auch Evlija Çelebi, Segjahatnamesi, übersetzt v. S. Vuçiterni, Tirana 1930, S. 113, erzählt, daß 1670 in Elbasan ein Jahrmarkt stattfand (panajir tregëtar), der 10 Tage und 10 Nächte dauerte. Auch über Korça berichtet unser Firmenhauptbuch: Im August 1647 kaufte der Prinzipal in Korça auf der Reise nach Venedig 250 Oka Leder, zahlte für die Oka 36 Aspra (120 Aspra = 1 Piaster), ferner kaufte er Wachs, Pferdedecken, Stricke, Säcke, alles wird detailliert gebucht, ebenso die Transportkosten. Ein halbes Jahr später verkauft und verrechnet er in Korça verschiedene Stoffsorten (pirango, skalato, meneviz, arqimadho) an dortige Kaufleute (Petko und Tollko), die Summen sind schon höhere, das Geschäft blüht. Die Stoffe sind Importware aus Venedig. Korça erscheint als lebhafter Handelsplatz. Die Korçaner qeraxhinjt, die Fuhrleute, vermitteln den Kaufleuten von Elbasan den Warentransport an die Küste, eine Tätigkeit, die der Wege kundige und die Gefahren der Wege beherrschende Männer erfordert; die hajdutët, die Räuber, machten jene Straßen unsicher, und keiner konnte sie passieren, der nicht mit den Räubern vorher handelseins war. Übrigens war auch Shkodra im 17. Jh. emporgeblüht, zählte es nach Mariano Bollizza, Relazione e descrizione del sangiacato di Scutari 1614, in Lenormant Turcs et Monténegrins 286, im J. 1614 nur

400 Häuser, so beschreibt Evlija Çelebi im J. 1670 die Stadt mit 1800 Häusern. Auch mit Berat blühte der Tuchhandel, Summen bis 15 000 aspra werden gebucht, und die Namen der Tuchsorten sind wieder die venezianischen. Ein Handelsmann in Berat führt 1649 den Namen Karaçifuti „der schwarze Jude“. Auch Juden waren am Handel in Südalbanien rege beteiligt. Wie schon erwähnt, war infolge des Krieges zwischen Venedig und der Türkei der Hafen von Durrës für den Handel nach Venedig gesperrt, Genaueres erfahren wir über die Fuhrmannsspesen (2%), die Schiffskosten, die Kosten des Quarantäneaufenthaltes des Exporteurs im Lazarett in Korfu (besonders der Pestgefahr wegen), die Spesen für das persönliche Leben des Kaufherren in Venedig, nicht unbeträchtlich waren auch die Posten, die an den Wojwoden in Pogonian, d. h. den türkischen Polizeibeamten, für jeden Transport zu zahlen waren (652 aspra), ferner für die qehajat, die Vertreter der hohen ottomanischen Funktionäre, und in Janina für die sejmanët, die kontrollierenden Soldaten, es waren Mauttaxen. Stavri N. Naçi veröffentlicht diese für die Handelsgeschichte Albaniens im 17. Jh. lehrreichen Dokumente.

Dhimiter S. Shuteriqi behandelt die Beziehungen Albaniens, speziell der Handelsleute von Voskopoja im 18. Jh. mit Ungarn. Er hatte Miskolcz besucht, wo die orthodoxe Kirche Ἁγία Τριάδα im 18. Jh. von albanischen Umsiedlern erbaut wurde, das große Silberkreuz der Kirche ist das Werk des Dhosi Filipi aus Voskopoja, dem hl. Naum geweiht. Im Archiv von Miskolcz las Sh. eine lateinische Bittschrift des Priesters Gjorgj Simeonoviçi aus Voskopoja an Kaiserin Maria Theresia um Verleihung einer Priesterstelle. Er war mit Familie nach der Zerstörung von Voskopoja durch die Türken im J. 1709 ausgewandert und schildert in seinem Gesuch die Leiden seiner albanischen Heimatgemeinde. Der Maler Theodor Gruntović aus Voskopoja hat für die orthodoxe Kirche von Rackeve, wo noch heute 8 orthodoxe Familien leben, in der Kapelle der Hl. Kosmas und Damian im J. 1771 Fresken gemalt, die Sh. in 4 Bildbeilagen bringt.

Das Heft 1957/2 schließt mit einem Index über den Inhalt des Buletini während der 10 Jahre seines Bestehens 1947—1957. Der reiche Inhalt (226 Nummern), gegliedert in Leitartikel, Artikel und Studien, Mitteilungen, Diskussionen, Stoffsammlungen, Kritiken und Bibliographien, Wissenschaftliches Leben, gibt Rechenschaft über die ernste wissenschaftliche Arbeit in Tirana.

Seit 1957, dem 10. Jahr des Bestandes des Institutes, heißt die Zeitschrift Buletin i Universitetit Shtetëror të Tiranës, reviste shkencore, seria shkencat shoqërore, periodike tremujore, herausgeb. von Universiteti Shtetëror i Tiranës. Parallel geht die seria shkencat natyrore. Die Numerierung beginnt neu. Viti X (1957) 1 enthält das Dekret über die Gründung der Staatsuniversität von Tirana und den Beschluß des Ministerrates über die Organisation der Universität. Die Universität hat 6 Fakultäten, die F. für Geschichte und Philologie, die juristische F., die ökonomische F. mit den 2 Zweigen der Wirtschaftslehre und des Staatsverrechnungsdienstes, die Ingenieurf., mit 4 Zweigen, dem für Mechanik, Elektrizität, Bau, Geologie, die naturwissenschaftliche Fakultät mit zwei Zweigen, dem mathematisch-physikalischen und dem für Biologie und Chemie, die medizinische Fakultät. Das Institut für Sprachwissenschaft und Geschichte wird Universitätsinstitut im Rahmen der histor.-philolog. Fakultät. Den Festartikel schreibt der Rektor Zija Këlliçi, über die Organisation schreibt ausführlich Hasan Duma.

Die Themen der Abhandlungen sind: Hasan C e k a , Münzprägetätigkeit in Südillyrien. Der Autor will keine Geschichte der illyrischen Numismatik des 3. und 2. vorchristl. Jh.s geben, sondern an der Hand einiger numismatischer Probleme etwas mehr Licht gewinnen über die wirtschaftliche Lage jenes Teiles Illyriens und über einige chronologische Fragen. Er behandelt, ausgehend von den Münzen griechischer Herkunft in Apollonia (Požani) und Dyrrhachium (Durrës) die selbständige illyrische Münzprägung in Amantia (heute Dorf Ploça, 35 km swl. v. Vlona). Die Münzen Amantias liegen vor bei P. G a r d n e r , Thessaly to Aetolia, Brit. Mus. catalogue VI, London 1883; J. v o n S c h l o s s e r , Beschreibung der altgriech. Münzen I Wien 1893; B. v. H e a d , Historia Nummorum, Oxford 1911. Im J. 268 ging nach den Pyrrhoskriegen die Herrschaft über das mittlere Vjosatal von Epirus an Makedonien über. Das Jahr war der Anfang eigener Münzprägung in Amantia, hervorgerufen durch das Bedürfnis, sich in Handel und Wirtschaft selbständig zu machen. Diese Münzprägeperiode dauerte ein Jahrhundert, bis 168, dem Jahre der römischen Eroberung von Epirus. Es sind Bronzemünzen, Legende AMANTION, Vorderseite Zeuskopf mit Dione und Artemisbüste, Rückseite Blitz und Schlange. Für Amantia muß 168 nicht das Endjahr der Münzprägung gewesen sein, denn Amantia fiel nicht unter die von Aemilius Paulus zerstörten Städte. Nach Liv. 44, 30 nahmen Byllis, Apollonia und Dyrrhachium mit Hilfstruppen auf Seiten der Römer an dem Kriege gegen die Illyrier unter König Genthius teil. C. vermutet, daß Amantia auch mit den Römern im Bunde war. Amantia blieb eine der wichtigsten Städte und wird von PLIN. nat. hist. 4, 10, 35 als frei (liberi Amantini) bezeichnet. Nach 168 wurden Bronzemünzen dort geprägt, in zwei Werten, außer den ererbten Legenden und figurativen Symbolen, auf der Vorderseite mit dem Namen des eponymen Beamten Σωσπρίων. Der zweite Münztypus hat den halben Wert und das halbe Gewicht, hat auf der Vorderseite das Haupt des Apollon, auf der Reversseite einen Obelisk, auch hier ist derselbe Beamtenname aufgeprägt. Dieser Münztypus wird in Amantia bis Ende des 1. Jh.s geprägt, um die Zeit wird ökonomisches Zentrum Aulon. — Autonome Münzprägung hat auch Byllis, im N. von Amantia, am rechten Vjosaufer gelegen im heutigen Bezirk Mallakastra. Die Reste von Byllis finden sich im heutigen Dorf Hekal. Die Münzen von Byllis sind auch von C. P a t s c h , Sandschak Berat, Wien 1907, 110 ff. behandelt. Auch Byllis stand bis zum Tode des Pyrrhos in Abhängigkeit von Epirus, wird 268 von Epirus frei und prägt von da an eigene Münzen. Im J. 168 war Byllis mit einem Hilfskontingent auf Seiten der Römer am Krieg gegen die Ardiaten beteiligt, wurde in eine römische Kolonie in der 2. Hälfte des 1. Jh. v. Chr. verwandelt. Aber die byllinische Münzprägung hat früher aufgehört, wohl im Zusammenhang mit der zweideutigen politischen Rolle der benachbarten Atintanen (vgl. Artikel Atintanët v. H. C e k a , in Buletin p. Shkencat Shoqërore 1, 1956, 108—120). Die figurativen Symbole der Münzen von Byllis sind hellenisch, fünf Münztypen sind für die Zeit ab 260 bekannt, alle aus Bronze, mit der Legende Βυλλιώνων oder Βύλλις, vorn mit dem Zeuskopf oder dem Haupte eines Lokalheros, dessen Namen wir nicht kennen, und dem Haupt einer Nymphe. Auf der Rückseite das mit Früchten gefüllte Horn, die noch heute unveränderte Fruchtbarkeit Mallakastras symbolisierend, umzingelt von einer Schlange, zudem der Keule, dem Adler und Blitz und dem Feuer des Nymphäums, auf die Dauer-

feuer in den bituminösen Quellen weisend, die auch für Orakelzwecke benutzt wurden, nach Plin. nat.hist. 3, 145 an der Grenze des Territoriums von Apollonia waren und von den „barbarischen Amantinern und Bylinen“ bewohnt wurden. Prasniker (Muzakja und Malakstra, Wien 1920, S. 7 ff.) identifiziert die Stätte der Asphaltquellen mit Frakull bei Fier, wozu die archäologischen Funde, die geologischen Bedingungen und die Etymologie des Ortsnamens Frakull von oraculum stimmen. Ceka vermutet, daß wir in dem Zeus der Münzen einen illyrischen Gott haben, denselben, den in der Römerzeit die epigraphischen Quellen Juppiter Parthinus nennen (vgl. C. Patsch, Der Juppiter Parthinus, in Klio 31, 1938, 439 ff.). — Im 3. und 2. Jh. blühte als dritte Stadt im Territorium Apollonias Olympe oder Olympas, prägte autonom Münzen, ein Beweis für ihre Blüte. Im Museum in Tirana befinden sich vier bronzene Münzen aus Olympe, es sind zwei Typen, der gewichtigere mit Zeuskopf und Blitz, der halbschwere mit Apollokopf und Obelisk, beide mit der Legende Ὀλυμπεσστων. Die Lage von Olympe muß in einer der zwei Ruinenstätten gesucht werden, die zwischen Apollonia und Amantia liegen, entweder von Mali i Gurzezës bei Cakrani (südl. von Fieri), oder von Kalaja e Cerjes, das kürzlich ausgegraben wurde von einer Informativexpedition des archäologisch-epigraphischen Museums in Tirana im J. 1955, im oberen Tale der Shushica, 20 km südl. von Amantia. Die Münzen von Olympe gehören der ersten Hälfte des 2. Jh.s v. Chr. an. Die autonome Tätigkeit der Münzprägefizin von Olympe kann nicht lange gedauert haben, das beweist die typologische Ärmlichkeit der Münzen und ihre Seltenheit. — Im Staat der Ardiaten, der im 3. Jh. v. Chr. unter Agron und Teuta die größte Ausdehnung erreichte (bis Akarnanien und Korkyra) war lange kein Bedarf nach eigenem Münzprägen, da erstens noch das Handelssystem des Austauschs in natura bestand, zweitens die etwas vorgeschrittenen Gemeinwesen nahe der Küste ihre Bedürfnisse durch hellenische Drachmen deckten. Spät tritt hier im Norden autonome Münzprägung in Lissos und Shkodra ein, u. zw. etwa 213, als Philipp V. von Makedonien Lesh und Shkodra eroberte. Die Münzen von Lissos tragen auf der Vorderseite die Figur einer Ziege, eines liburnischen Schiffes, den illyrischen Helm und Schilde und die Legende Λισσιτων. Autonome Münzprägung kann Lissos erst nach der Herrschaft der Ardiaten über die Stadt (270—229), in der kurzen Zeit zwischen 229 (Losreißen von Lissos aus dem Reich der Teuta) und 213 geübt haben. 213 erfolgt die makedonische Eroberung. Während der makedonischen Herrschaft (213—197) unterbricht Lissos seine monetarische Tätigkeit nicht, sondern in diese Zeit fallen die Münzen mit den kriegerischen Emblemen. Unter Genthius (197—168) prägt Lissos Münzen mit dem Kopf des Herrschers. Ein vierter Typus trägt vorn das Bild des Hermes, auf der Rückseite das illyrische Schiff, er gehört der Zeit 168—135 an. — Die Münzen von Shkodra haben die Legende Σχορδίνων, auch βασιλέως Γενθίου und Namen eponymer Amtspersonen. Den Helm hält Ceka für illyrisch, auch in Olympia seien dieselben Helme illyrischer Herkunft, Beutestücke ex voto deponiert.

Über albanische Kunst im 18. Jh. spricht Viktori Puzanova. Er zeichnet die Geschichte von Voskopoja (Moskopolis), dessen Handel im 18. Jh. blühte. Handelsherren aus Voskopoja hatten in Leipzig, Wien, Budapest, Bulgarien, Konstantinopel Handelshäuser; 1710 wurde in Voskopoja die erste Schule gegründet, u. zw. durch die albanische Kolonie in Venedig, 1744 die Neue Akademie von

Voskopoja unter der Patronanz des Erzbischofs Justinian von Ochrida, eines gebürtigen Voskopojers und des Theodor Kavalioti, Professors und Rektors an der genannten Akademie. Ab 1720 arbeitet in Voskopoja die Druckerei des hl. Naum, in V. und Vithkuq werden Bibliotheken errichtet. Kavalioti schreibt sein dreisprachiges Lexikon (griech., rum., albanisch). Voskopoja verdankt seinen Reichtum der blühenden Weberei, ermöglicht durch die hochentwickelte Schafzucht. Durch die Ottomanen 1769 und durch Ali Pascha 1780 wurde der Blüte Voskopojas das Ende gesetzt. Heute stehen von V. nur einige zehn Häuser, darunter sieben Kirchen, Rest einer bedeutend größeren Zahl. Sie werden beschrieben, besonders die Kunst der Kirche des hl. Nikolaus, wo die Maler David aus Selonica und Konstantin und Kristo geschaffen haben. —

Injac Z a m p u t i spricht über die Expedition Vuço Paschas nach Kelmendi i. J. 1638 und über den Bund der albanischen Bergstämme gegen ihn. Quelle ist ihm Françesk Bolizza, des Venezianers, Hs., deren Kopie nach dem Original des Staatsarchivs von Venedig sich in der Nationalbibliothek von Tirana unter der Signatur V. A. 11 befindet, übrigens 1866 (Paris) von F. Lenormant, Turcs et Monténegrins, S. 286—330 abgedruckt wurde, mit dem Autornamen Mariano Bolizza. Zamputi entscheidet sich für Françesk, da dieser im 18. Jh. die kath. Missionen in Albanien organisierte, und diesen detaillierten Bericht von 1614 schrieb, um dem Vatikan ein Situationsbild über den Sandschak von Shkodra und die angrenzenden südlichen Gebiete zum Zweck späterer Missionierung zu bieten. Es vereinigen sich 1614 die 11 „qendra“ der Malësia: Rienci, Bjelopavliqi (Palabardhi), Pipëri, Bratonosiqi, Vasojeviqi, Kuçi, Kelmendi, Rapsha, Hoti, Shkreli, Kastrati. Die Besa der Berge wurde zwischen 1604 und 1612 geschlossen mit dem Ziel, keine Steuern zu zahlen, weder Spahis noch Vojvoden zuzulassen. An der Spitze stand der Kuvendi i përbashkët, dessen Führer war Lala Drekali aus Kuçi. Oft wird in der Quelle der Bashkimi nach seinen Hauptträgern kurz Kuçasit oder Kelmendasit genannt. Zeitgenössische Berichte sind die Relationen des italienischen Franziskanermissionärs in Albanien fra Kerubini und des bekannten albanischen Schriftstellers Frang Bardhi. Der erste schreibt 27. März 1638 in italienischer Sprache an die Congr. d. Propaganda Fide in Rom, der zweite anlässlich seiner Visitationsreise in Spas, Pulti, Iballja im Juni 1638. Beide Berichte druckt der Autor nach den Originalen (Arch. Prop. Fid. SRCG, 263, 95—96 und Arch. Prop. Fid. Vis. coll. 17, 158—161) ab. Sie bringen wissenswerte Einzelheiten über Vuço Paschas Feldzug, schmücken die Berichte mit Anekdoten aus, so wie Vuç in Shkodra den Markt kontrollierte und entdeckte, daß ein Bäcker bei Semmeln nicht das vorgeschriebene Gewicht eingehalten hatte und ihn daraufhin sofort aufhängen ließ, wie besonders die Kelmendi den Winter mit den Verschneidungen der Bergpfade benützten, den Feind zu schädigen, so daß damals das noch heute lebendige Volkswort entstand: „Nuk lufton Kelmendi, por lufton vendi“, nicht die Kelmendi, sondern die Natur kämpft für sie'. Auch daß Nora e bukur, das Heldenmädchen der Berge, den Pascha mit ihrem Dolch (kurqeli) durch einen Stich in den Rücken getötet hätte, ist Legende. Ebenso die ätiologische Erzählung von den Vorret e Grave, ‚den Weibergräbern‘, wo im Walde auf der Qafë të Vjeternikut in der Metohia die Türken einige Frauen getötet hätten.

Eqrem Ç a b e j untersucht die phonetische Eigenheit des Gjon Buzuku, Worten die mit mp-mb-nd-ng-ngj-nq-nc-nf-nl-ns-ms r l anlauten, ein ‚e‘ vorzusetzen. Pho-

netisch handelt es sich um das Zeichen, daß wir in der anlautenden Konsonantengruppe an erster Stelle einen silbenbildenden Dauerlaut vor uns haben, aber das *e* ist auch etymologisch bedeutsam, es vertritt einen alten Anfangsvokal.

Über sprachliche Beobachtungen am Werke des Pashko Babi spricht Kolë Kamsi. Pashko Babi schrieb „Vakinat e ligjs hershme e t'ligjs ree“ ‚Geschichten des Alten und des Neuen Testamentis‘ 1882 in Shkodra in echter Volkssprache Shkodras, stark durchsetzt mit türkischen Worten, wie die Mundart damals gesprochen wurde. Babi wurde 1843 in Shkodra geboren, erhielt den Anfangsunterricht bei Dom Pepini, einem Italoalbaner, der wegen Teilnahme an den Aufständen gegen die Bourbonen 1848 nach Shkodra fliehen mußte, wo er eine Privatschule mit italienischer Unterrichtssprache gründete und von jedem Schüler monatlich 1 Karagrosch Schulgeld nahm. Nach Besuch des päpstlichen Seminars wurde Babi 1886 zum Priester geweiht und zum Pfarrer in Sheldi ernannt, er starb 1905. Im Volksmund Shkodras hieß er wegen seiner liebenswürdigen Art D. Pashko Sheqeri. Kamsi bringt eine ausführliche Darstellung des Dialekts des Pashko Babi, im Lexikon berücksichtigt er besonders die Turkismen, teilt sie in solche, die der Fjalori i gjuhës shqipe von Tirana als volksüblich bringt, wie *adet*, *bahçe*, *borxh*, *budall*, *çader*, *dava*, *derman*, *dyzen*, *dyrnja*, *fildish*, *fukara*, *gjynah*, *haber*, *hajn*, *hamall*, *hajr*, *hile*, u. v. a., dann in die, die dort nicht gebucht sind, aber bei alten Autoren und in der Volkspoesie vorkommen, wie *allaj* ‚njësi, ushtarakë‘, *asqer* ‚Soldat‘, *ashiqare* ‚offen‘, *baft* ‚Schicksal‘, *bereqet* ‚Getreide‘, *belda* ‚vielleicht‘, *braktis* ‚verlasse‘, *elhakçi* ‚Tagelöhner‘, *hodut* ‚Grenze‘, *hoshnut* ‚zufrieden‘, *idiza* ‚Notwendigkeit‘, *milet* ‚Volk‘, *mishlizi* ‚Ratsversammlung‘, u. v. a. Kolë Kamsi bringt Sprachproben, neben einander die Parabel Ev. Matth. 18, 23—35 nach Gjon Buzuku, Grigor Gjirokastriti, Zef Kamarda im Dialekt von Piana dei Greci in Sizilien, Vinçenc Dorsa im Dialekt von Frashineto in Kalabrien, die gegische Fassung von Kristoforidhis in Elbasan, dann von Pashko Babi im shkodranischen Dialekt. —

Jorgji Gjinar i gibt eine Monographie über die Mundart von Opari in SW-Albanien, zwischen den Bezirken Tomorrica, Shkrapari, Voskopoja, Vithkuqi mit 34 Dörfern, 7 davon am r. Devollufer. Er gibt eine Landkarte bei. Die Arbeit legt Zeugnis ab von der wohlorganisierten Tätigkeit der Dialektforschung im Institut in Tirana. Der Darstellung des Dialekts sind drei gut phonetisch aufgenommene Texte beigegeben, zwei Märchen und eine kurze Plauderei eines Achtzigjährigen über sein Erleben in den historischen Wechselfällen seines Lebens. Auch auf dem verhältnismäßig lokal engen Gebiete sind 4 Unterdialekte zu scheiden, der von Moglice, Peshtan, Gjonbabas, Mazrrekë. —

Aus Voprosy Jazykoznanija 1956, 4 ist übersetzt von Spiro Floqi ein Artikel von B. J. Nadel über phonetische Probleme des Thrakischen und Illyrischen. Es wird gezeigt, daß das Thrakische und Illyrische eine Reihe typischer Gemeinsamkeiten auf phonetischem Gebiete aufweisen, wie die Vokale mit unbestimmter Färbung (a—e), Wechsel zwischen o — a, zwischen tönenden und tonlosen Verschluslauten (b — p, g — k, z — s), daneben Verschiedenheiten mundartlichen Charakters, besonders die Palatalisierung t — k, p — k, d — g, d — b, die sich nicht im Thrakischen, wohl aber im Illyrischen findet, aber das Rumänische hat nur in seinen westlichen Gebieten die Labialen bewahrt (rum. *piatra*),

in den anderen Gebieten Postpalatale behalten (arumun. k'atra ‚Stein‘, eine phonetische Differenzierung der Bevölkerung vor der Romanisierung, die auch im Wandel $ct > pt$ vorliegt, lat. *lucta*, moldav. *lupte*, rumän. *lupta*, albanisch *luftë*).—

Osman Myderrizi spricht über ein bisher unbekanntes albanisches Manuskript aus Gjirokastrë. Es liegt im Archiv in Tirana, enthält Poesie- und Prosatexte, ist eine in Gjirokastra zusammengestellte Anthologie, bestehend aus Gedichten des Nezim Frakulla, Elmasi, Mulla Fejzo Abdalli, zwei langen Bektashiklagen und anderen religiösen Texten. Als Sammler zeichnet Sheh Sefer. Die Sprache ist stark türkisierend. Myderrizi bringt Texte mit ausführlichen Erklärungen. Die Verse stammen aus dem 18. und 19. Jh. Ein Prosastück bringt die Lebensbeschreibung des Demir Hani. Sie stammt aus Berat, wie Spuren des Dialektes beweisen. Demir Hani war ein tatarischer Missionar aus der Krim, er wurde 1630 in Tepelen hingerichtet. Die Biographie ist für die Religionsgeschichte Voskopojas und Tepelens wichtig. O. Myderrizi druckt sie ab, sie ist überreich an türkischen Worten, die M. erklärt. Schon im 15. u. 16. Jh. kamen aus Tuusi in Khorasan (Persien) islamische Missionare nach Albanien. Sie sind die ersten Träger der Islamisierung Südalbanien. Myderrizi erinnert, daß sich in Albanien mehrere heilige Stätten finden, die Baba Ali aus Khorasan geweiht waren, besonders in Kruja, Elbasan, Berat. Dort erhielt sich sein Kult durch die Jahrhunderte. In Tepelen errichtete Demir Hani eine Teqe. Dort sammelte er die Armen um sich, erweckte dadurch Mißtrauen, seine Feinde setzten seine Hinrichtung durch, deren Akt in der Biographie von Wundern umrankt wird. Die Teqe Demir Hanis ist noch heute wichtiger islamischer Wallfahrtsort Südalbanien.

Skender Anamali schreibt über ein neuentdecktes Grabmonument in Apollonia, das sich im archäologisch-ethnographischen Museum Tiranas befindet, es wurde 1955 westl. der alten Stadt gefunden. Es besteht aus 3 Teilen mit Reliefs, Kalkstein. Inschriften: *Χαίρετε—Ζώπυρος—Καλλήν*. Die Reliefs stellen einen Krieger dar in kurzem Hemde mit Gürtel, einem kurzen Mantel, langer Lanze, kurzem Schwert, Helm, die zweite Figur stellt einen unbewaffneten Mann dar. Über diesem untersten Relief ein Streifen mit den Figurennamen *Λυσώ—Βοστρώ*. Das mittlere Relief zeigt eine Frau, auf einem Thron sitzend. Unter dem obersten Relief stehen die Namen *Ζωπύρα* und *Ἀριστίων*. Das oberste Relief zeigt einen sitzenden Mann, eine Frau im Himation, eine Sklavin mit einer geöffneten Schachtel in der Hand. Die Meister sind Apolloniaten, der griechischen Kunst wohl kundig. Das Werk stammt aus dem 3. Jh. v. Chr. Der Name Bostro ist nicht griechisch. —

Nondo Bulka bringt aus der *Historia e Skënderbeut* des Naim Frashëri, die 12 000 Verse zählt und ein Muster reiner Sprache ist, 300 volkstümlich gewordene „geflügelte“ Worte, alphabetisch nach dem Zentralworte der Phrase geordnet, eine sprach- und literaturgeschichtlich sehr brauchbare Studie.

Über die albanischen Bibliographien handelt Jup Kastrioti: Georg T. Pétrovich, Skanderbeg, Georges Castriota, *Essai de bibliographie raisonnée*. *Ouvrages sur Skanderbeg écrits en langues française, anglaise, allemande, italienne, espagnole, portugaise, svédoise et grecque et publiés depuis l'invention de l'imprimerie jusqu'à nos jours*, Paris, Ernest Leroux, éditeurs, 28 rue Bonaparte, 1881; Gustav Meyer, *Etymol. Wb.*, Straßburg 1891, S. 516; Manek-Pekmezi-Stotz, Alba-

nes. Bibliographie, Wien 1909; Emile Legrand, Bibliographie shqipe, ed. Henri Gûis, Paris, 1912; H. Pedersen, Albanisch, 1909—1912, SA aus Bd. XIII Roman. Jahresber. Erlangen 1914; Albert Thumb, Indogerm. Jahrbuch I—1913, alban. Bibliographie, für 1912, fortgesetzt für 3 Jahre im Indog. Jb. 1914—1916; Norbert Jokl, Indog. Jb. ab Bd. IV 1916 bis Bd. XXIV, 1940; C. Tagliavini, Indog. Jb. ab Bd. XXV, 1941 bis heute; Franz Baron Nopcsa Al Albaniârei szolo legujâbb irodalom, Budapest, 1918; Dituria, Tirana, 1927—1929, Bibliografi shqipëtare, shtim në radhëj i Emile Legrand; Bibliografia Albânia, geologiâjâhoz, Nopcsa, Geographie und Geologie Nordalbaniens, Budapest 1929, Inst. Reg. Hung. Geol. 518—525; Gaetano Petrotta, Saggio di bibliografia Albanese (1500—1930), Tipografia Pontificia, Palermo, 1931, 40; Ἡπειρωτικὰ Χρονικά, Janina, 1926—1928. Bibliografia e Epirit dhe e Shqipnisë dhe shtesat e saj, von Evlogj Kurillis in Ἡπειρωτικὰ Χρονικά, 1928—1931; Léon Savadjian, Bibliographie balcanique, Paris, 1931—1939; J. G. Kersopulos, Bibliographie Nr. 1, Albanie, Ouvrages et articles de revues parus de 1555—1934, Athènes 1934 (Aus Les Balcans, Athènes, 1934—1937); William L. Langer and Hamilton Fish Armstrong, Bibliography, New York 1933, Albanie, p. 416 (Periode 1919—1932); Chalva Deridze, Bibliografia Francese dell'Albania, Napoli 1937 (80 Werke); M. Magnani, Bibliografia geologica e geografica-fisica della regione albanese, Roma, 1939 (850 Werke); J. K. Vlora, Saggio di bibliografia geografica dell'Albania, Bari, 1939 (800 Werke); A. Giannini, L'Albania, Bibliografia, p. 367—377 (150 Titel); Demeria, Bolderini, Lorenzoni, Di Fenzio, Lenti, Tajani, Borgatta, Di Nari, Principi di economia Albanese, Padova, 1941 (110 Titel); Piero Costa, Bibliografia Albanese, 1941, Tirana (544 Titel); Albánmagyar bibliografia, Budapest 1955, unter der Obsorge der Botschaft der Volksrepublik Albanien mit Hilfe des Instituts für kulturelle Beziehungen, redigiert von Klara Rudash und Thoma Dardeli, Széchényi (ungarische Werke über Albanien); Bibliografia Albania természeti földrajzához, Sómogyi, Budapest 1955, Akadémiai Kado, 187—188; Hylli i Dritës, 1930—1944, Shkodra; Jup Kastrati, Bibliografi e botimeve shqip prej çlirimit të Shqipnisë deri në fund të vitit 1945, in der Revista Bota e re, Tiranë, jenar-shkurt 1946; Jup Kastrati, Nëndori, Juli 1954 bis 1957, periodische Berichterstattung über albanische Literaturscheinungen; Instituti i Shkencave-Biblioteka Kombëtare „Bibliografia e librit shqip pas çlirimit (1944—1955), 81 SS., noch nicht gedruckt.

Der Buletin XI, 2, Tiranë 1957 bringt von Manush Myftiu, stellvertretendem Ministerpräsidenten und Mitglied des Politischen Büros des Zentralkomitees der Partei der Arbeit Albanien, einen Gruß des ZK der Partia e Punës und der Regierung anlässlich der Inauguration der Staatsuniversität von Tirana. Dann folgen anlässlich der 40-Jahrfeier der sozialistischen Oktoberrevolution (28.—29. Okt. 1957) Abhandlungen von Petro Lalaj, Jorgji Sota, Arnit Çela, Vangjush Gambaeta, V. T. Makarov über verschiedene Seiten des Einflusses der Großen Oktoberrevolution auf Albanien Geschichte. Hierüber und über die Aufsätze von Mentar Belegu, Einsetzung des feudalbürgerlichen Regimes von Ahmet Zogu und die Intervention der fremden imperialistischen Mächte, Radu Vulpe, Illyrische Kultur in der Eisenzeit, Theofan Popa, Daten über die mittelalterlichen albanischen Fürsten in den Inschriften unserer Kirchen, Eqrem Çabej, Quantität der betonten Vokale im Alban., Aleksander Graur, Die

Beziehungen zwischen der rumän. und der alban. Sprache, Ramadan Sokolli, Musikologische Splitter, sowie über den Inhalt der naturwissenschaftl. Serie soll nächstens berichtet werden. Rühmend sei auf Qemal Haxhihasanis Beitrag zur Bibliographie der folkloristisch-ethnographischen Studien über Albanien (Veröffentlichungen 1945—1956) hingewiesen.

Leipzig

Maximilian Lambertz

Südostdeutsche Historische Kommission

Die Südostdeutsche Historische Kommission (vgl. SOF XVII 247 ff.) veranstaltete in der Zeit vom 26. bis 27. September 1959 in Verbindung mit ihrer Jahresversammlung eine dritte Arbeitstagung auf der Herreninsel im Chiemsee (Obbayern). Das Grundthema der Vorträge bildete „Deutschland und die Deutschen im Geschichtsbild der Völker Südosteuropas“. Es sprachen im einzelnen Emanuel Turczynski über Deutschland und die Deutschen im Geschichtsbild der Rumänen, Franz Hieronymus Riedl in dem der Ungarn, Stanislaus Hafner in dem der Slowenen, Josef Matl in dem der Serben und Kroaten und Ludwig v. Gogolák in dem der Slowaken. Im Anschluß an die einzelnen Vorträge fanden eingehende Aussprachen statt. Die Vorträge sollen im „Südostdeutschen Archiv“ erscheinen. Die Diskussionsbeiträge von Rudolf Kiszling und Nikolaus Preradovich sind bereits in den „Südostdeutschen Vierteljahresblättern“ 9. Jg. 1960, 19 ff. veröffentlicht.

Von dem von der Kommission herausgegebenen „Südostdeutschen Archiv“ erschien Band II/1, Band II/2 soll in Kürze ausgegeben werden. Im Rahmen der „Buchreihe der Südostdeutschen Historischen Kommission“ erschienen 1959 zwei Bände:

Erich Prokopowitsch: Das Ende der österreichischen Herrschaft in der Bukowina

Friedrich Walter — Harold Steinacker: Die Nationalitätenfrage im alten Ungarn und die Südostpolitik Wiens.

Im Druck befinden sich als Band 4 und 5 der „Buchreihe“ eine größere Arbeit von Hugo Weczerka: Das mittelalterliche und frühneuzeitliche Deutschtum im Fürstentum Moldau von seinen Anfängen bis zu seinem Untergang (13.—18. Jahrhundert) sowie die zweite, erweiterte und verbesserte Auflage von Hermann Hienz: Quellen zur Volks- und Heimatkunde der Siebenbürger Sachsen.

B. S.

Bücher- und Zeitschriftenschau

Übersetzte Titel von Zeitschriftenaufsätzen sind mit * versehen. Die Verfasser einschlägiger Veröffentlichungen und Aufsätze werden um Einsendung von Besprechungsstücken gebeten.

I. Allgemeines

Documents on International Affairs 1955, 1956. London, Oxford Univ. Press. 513 S. 768 S.

„Documents“ und „Survey“ für 1954 wurden SOF XVII, S. 250 besprochen. Da die Herausgabe der „Survey“-Bände sich verzögerte, weisen wir heute darauf hin, daß Noble Frankland die Edition für 1955 vor allem der Dokumentierung der Konferenzen von Bandung und Genf widmete. Für unser Interessengebiet sind besonders wichtig die Unterlagen über den Warschauer Pakt und den österreichischen Staatsvertrag (S. 217—239). Ein umfangreiches Kapitel (S. 255—283) dokumentiert die jugoslawische Außenpolitik. Es würde übrigens die Benutzung der materialreichen Bände erleichtern, wenn beim Abdruck von Verträgen und amtlichen Erklärungen verschiedene Fundorte angegeben würden: die Erklärungen der FVRJ und der UdSSR vom 2. 6. 1955 erschienen z. B. in „Borba“ vom 3. 6., dort auch ein interessanter Kommentar. Bei dem S. 217 f. gedruckten Auszug handelt es sich um eine Rede Titos in Karlstadt am 27. 7. (nicht 28. 7.), aus dem Wortlaut („Borba“ 28. 7.) ergibt sich, daß Fragen der Zahlungsbilanz und des Außenhandels eine größere Rolle spielten als die (zitierten) Angriffe gegen Ungarn und die ČSR. Außerdem sprach Tito zum Balkanpakt und zur Politik gegenüber den Westmächten. Das Abkommen über die Beratende Balkanversammlung (S. 270 ff.) wurde in der „Borba“ am 5. 3. 55 gedruckt. Interessanter als der Kommentar des Belgrader Außenministers ist eine Stellungnahme des Parlamentspräsidenten Pijade (5. 3. über Jugopress verbreitet). Die von jugoslawischer Seite publizierte gemeinsame Erklärung Nehru-Tito (Brioni 6. 8. 55) stimmt nicht ganz mit dem Abdruck S. 281 ff. überein; es liegen Übersetzungsvariationen vor.

Der Band für 1956 wird durch die Probleme des Nahen Ostens beherrscht. Drei große Abschnitte dokumentieren den Moskauer XX. Parteitag und die Ereignisse in Polen und Ungarn. Gegen die Darstellung des ungarischen Aufstands (S. 428—432) haben wir Bedenken, weil der komplexe Charakter des Geschehens nicht deutlich wird (über die Rolle der Intellektuellen z. B. vgl. Wiss. Dienst Südosteuropa VI, Nov./Dez. 1957). Recht störend ist die Schreibweise madjarischer Namen, so etwa die der Jugendverbände (S. 429, dazu W. D. VI, 1957, S. 177). Die „Documents“ für 1953 brachten noch einen Index; der Verzicht auf diese Aufgliederung der doch sehr umfangreichen und wertvollen Bände ist schade.

Wedel bei Hamburg

Hans Beyer

The Year Book of World Affairs 1958, 1959. London, Stevens & Sons Ltd. 471 S. 479 S.

Das vom London Institute of World Affairs herausgegebene Jahrbuch hat sich in den Bänden für 1956 und 1957 mehrfach mit Fragen des europäischen Ostens

(u. a. durch Beiträge von Hugh Seton-Watson und J. Paenson) befaßt. Der Band für 1958 führt in seinem recht nützlichen Register die Türkei, Jugoslawien, Ungarn, Bulgarien und Griechenland nur gelegentlich an. Kann man den ungarischen Aufstand allein aus Auseinandersetzungen in der K. P. (S. 36 ff) erklären? Für uns ist besonders interessant der Aufsatz von Richard Lowenthal, *The Ideological Crisis of international Communism* (S. 29—54). Der bemerkenswerte Beitrag „Population Problems of underdeveloped Countries“ (S. 226—241) übersieht leider Südosteuropa, obwohl das bevölkerungspolitische „Verhalten“ dieser doch auch noch „unterentwickelten“ Länder wichtige Aufschlüsse zu geben vermag.

Aus dem Jahrbuch für 1959 interessiert vor allem ein sehr sachkundiger Beitrag über „Economic Co-Operation in the Soviet Orbit“ (S. 45—67). Er beschränkt sich nicht auf eine Analyse der Handelsstatistiken, sondern geht u. a. auch auf die verschiedenen Formen der Zusammenarbeit (etwa durch den „Rat für gegenseitige Wirtschaftshilfe“) ein. Ausgangspunkt ist in der Regel das russische Schrifttum, für Südosteuropa wäre das Bild farbiger geworden, wenn die Verf. die im „Wiss. Dienst Südosteuropa“ veröffentlichten Materialien verwertet hätten. Etwas ausführlicher hätte wohl auf das Zahlungsproblem eingegangen werden müssen: da der Rubel (zu einem festgesetzten Wechselkurs) die Basis aller Handelsverträge (S. 57) ist, sind die inflationären Abschwächungen (so etwa in Ungarn) durchaus von Gewicht. Mit Recht wird S. 49 ff auf den wachsenden Handel mit den asiatischen Ländern hingewiesen, er ist aber nicht bloß für die Sowjetunion von Bedeutung! Rumänien unterhält z. B. lebhafte Handelsbeziehungen mit China, Indien, Indonesien und anderen Ländern, so etwa auch mit dem Industriestaat Japan! G. Schwarzenberger geht in seinem Beitrag „Hegemonial Intervention“ auch kurz auf die Vorgänge in Ungarn ein, ohne zu einer völkerrechtlich befriedigenden Lösung zu gelangen. Der Literaturbericht ist 225 S. stark.

Wedel bei Hamburg

Hans Beyer

Wolff, Robert Lee: *The Balkans in Our Time*, Cambridge, Mass., 1956, S. 618.
Stavrianos, L. S.: *The Balkans since 1453*. New York, Rinehart & Co., 1958. 970 S.

Bis zum zweiten Weltkriege haben sich die Wissenschaftler des amerikanischen Kontinentes sehr wenig mit dem Balkan beschäftigt. Eine solche Lage gab selbstverständlich auch keinen Ansporn zu einer Synthese der gesamten südosteuropäischen Geschichtsentwicklung. Die einzige Ausnahme bildete das Lehrbuch von F. Schevill, *History of the Balkan Peninsula from the Earliest Times to the Present Day*, 2. Ausgabe, New York 1933. Aber die erste Ausgabe dieses Buches, die unter einem etwas anderen Titel veröffentlicht wurde, wie auch diese zweite war schon beim Erscheinen in mancher Hinsicht überholt. Erst durch die Verschiebung der Machtverhältnisse und die Veränderung der Gesellschaftsstruktur in den Balkanländern ist diese Gegend ein ständiges Thema des amerikanischen politischen Schrifttums und ein Feld der Geschichtsforschung geworden. Die beiden oben angeführten Werke sind auch als Ergebnisse dieses neuen Interesses anzusehen.

Das erstgenannte Buch von Prof. R. L. Wolff ist keine vollständige Geschichte Südosteuropas im eigentlichen Sinne. Zunächst sind der gesamten Vergangenheit bis zum zweiten Weltkriege nur 187 Seiten gewidmet, während der Rest mit

397 Seiten die Ereignisse der letzten zwei Jahrzehnte schildert. Zweitens behandelt das Buch nicht den ganzen Balkan. Griechenland und die europäische Türkei bleiben unberücksichtigt, sofern sie nicht im direkten Zusammenhang mit den Problemen der anderen Balkanländer stehen. Der politischen Entwicklung Albaniens, Bulgariens, Jugoslawiens und Rumäniens ist keine gleichmäßige Aufmerksamkeit geschenkt worden. Es scheint, daß der Verf. anfänglich die Absicht hatte, nur Jugoslawien zu behandeln, im Laufe der Arbeit jedoch einsah, daß man es nicht ohne gefährliche Lücken aus dem Rahmen der allgemeinen südosteuropäischen Geschehnisse herausnehmen konnte.

Von diesen beiden Bemerkungen, die mehr die technische Seite angehen, abgesehen, ist das Buch auch sonst schwer als objektives Geschichtswerk zu bezeichnen. W. unterstreicht zwar ausdrücklich, daß es einem Ausländer schwer falle, sich in den verwirrenden Verstrickungen der südosteuropäischen Völker zurechtzufinden und deren innere Verhältnisse zu verstehen. Ein Fremder verliebe sich in die Montenegriner, Albaner, Siebenbürger Sachsen oder in die bosnischen Mohammedaner auf der einen Seite, und auf der anderen in die mutigen kommunistischen Partisanen, in die maßvollen und gediegenen Agrarier, in die malerisch gekleideten Bauern oder in die kultivierten und westlich orientierten Städter. Die Wahl seiner Günstlinge hänge von seinem Reisewege ab (S. 6). Es scheint aber, daß auch der Verf. dieser Gefahr nicht ganz auszuweichen vermochte. Während des Krieges war er Leiter der Balkanabteilung: Research und Analysis Branch, OSS, eine Stellung, die für ihn den Weg zu den jugoslawischen Kommunisten vorbereitete und zu einer offensichtlichen Sympathie für die Partisanen führte. Diese Sympathie könnte vielleicht auch erklären, warum einige Tatsachen nicht in Betracht gezogen wurden, die sogar in den amtlichen kommunistischen Quellen zu finden sind. So verständete man auch, warum das Kapitel über das Interregnum in Jugoslawien der schwächste Teil des Werkes ist.

Sonst hat W. eine interessante und lebendige Schilderung des Balkanraumes gegeben, wo sich Intrigen, Verfehlungen, Betrug und offener Verrat in der jüngsten Zeit zu einem traurigen, undurchsichtigen Bild verwoben haben. Das angeführte statistische Material ist jedoch mit Vorsicht zu behandeln, wie z. B. die Schätzung der serbischen Opfer in den Ustascha-Verfolgungen auf einige Zehntausende, die in Wirklichkeit nach höchst vorsichtigen Schätzungen eine halbe Million erreichten; oder die Größe der Partisanen-Armee, die er im J. 1942 auf eine Zahl von 150 000 bringt. Auch kann man seinen unbedingten Glauben an den panserbischen Imperialismus nicht teilen, noch Rußland als den einzigen dunklen Faktor unter den Mächten, die eine schicksalhafte Rolle auf dem Balkan gespielt hätten, anerkennen. Von den wenigen faktischen Irrtümern wäre z. B. zu erwähnen, daß Alexander von Jugoslawien nicht am 4. Dez. 1918 König wurde, sondern am 17. Aug. 1921 nach dem Tode seines Vaters, des Königs Peter.

Die angegebene Bibliographie stellt eine Auswahl „der brauchbaren Werke in westeuropäischen Sprachen“ dar.

Das zweite, oben angeführte Buch von L. S. S t a v r i a n o s ist das Werk eines Historikers, der sich bereits seit Jahren mit Balkanproblemen befaßt und sich nun die doppelte Aufgabe gestellt hat, einmal das Bedürfnis der amerikanischen Historiographie nach einer südosteuropäischen Geschichtssynthese zu befriedigen und zweitens dem breiten Publikum eine Übersicht der Ergebnisse in der stark

angewachsenen monographischen Geschichtsliteratur zu geben. Seine Synthese zielt außerdem daraufhin, die wahre Bedeutung des historischen Prozesses auf dem Balkan und den Zusammenhang Südosteuropas mit der Geschichte Europas und der Welt hervorzuheben. Dabei mußte der Verf. eine große Schwierigkeit überwinden: der osmanischen Reichsgeschichte in Zusammenhang mit der inneren Entwicklung der Balkanländer eine ausgeglichene Behandlung zuteil werden zu lassen, was ihm auch größtenteils gelungen ist. Es fragt sich jedoch, ob es richtig war, die gesamte Balkangeschichte bis zur Eroberung Konstantinopels durch die Türken in nur 32 Seiten zu pressen, wenn man weiß, daß die osmanische Balkangesellschaft ohne Byzantium und die mittelalterlichen Balkanstaaten unmöglich gewesen wäre.

Sofern man diese grundsätzliche Frage außer Acht läßt, kann man bei einem solch schwierigen Versuche im Hinblick auf das historische Material und die Verflochtenheit der geschichtlichen Entwicklung für einige Versehen und Versäumnisse Verständnis haben. Aber man muß sich trotzdem wundern, wenn St. behauptet, auf dem Balkan hätte vor der osmanischen Invasion eine Feudalgesellschaft bestanden (S. 41), oder wenn er den Bogomilismus nur auf Grund der älteren Literatur deutet (S. 40). Es ist auch nicht leicht einzusehen, daß er trotz umfassender Kenntnisse der ökonomischen und sozialen Verhältnisse finden konnte, die Fabriken seien aus Sicherheitsgründen, nicht wegen der billigen Arbeitskräfte in den Dörfern errichtet worden (S. 141).

Im Rahmen einer Rezension ist es nicht möglich, St.'s Darstellung der Entwicklung auf dem Balkan in allen Einzelheiten kritisch zu erörtern. Es ist aber wichtig zu betonen, daß der Verf. versucht hat, auch die neuesten Ereignisse objektiv zu schildern. Manchmal hat man jedoch das Gefühl, daß St. in den griechischen Verhältnissen zuhause ist, während die übrigen Länder auf Grund des allgemein bekannten Materials behandelt zu sein schienen, wobei Jugoslawien eine Ausnahme bildet, da er sich hier bemüht, die komplexen Probleme selbst zu erklären, ohne jedoch immer imstande zu sein, die verworrenen Geschehnisse und Zusammenhänge scharf zu sehen. Sonst könnte er nicht behaupten, daß Mihailović mit den Ustaschi kooperiert hätte. Auch kann man nicht gut verstehen, daß St. auf Grund des Buches von D e d i j e r an eine schon vor dem Bruche unabhängige Politik Titos Moskau gegenüber glaubt.

Am Ende des Werkes wurde eine umfangreiche, kritische Übersicht der einschlägigen Geschichtsliteratur gegeben. Leider sind einige Arbeiten nicht einbezogen worden, wie z. B. das bekannte Buch von C v i j i ć über die Balkanhalbinsel, das dem Verf. sehr geholfen haben würde, die Volksbewegungen zu verstehen; die Arbeiten des türkischen Historikers I n a l c i k oder die Analyse des Patarenenproblems von A. S c h m a u s.

Diese Bemerkungen zielen jedoch lediglich bei einer neuen Ausgabe auf eine Ausmerzung der in einer solchen Arbeit unvermeidlichen Versehen. Das Werk ist wertvoll, nicht nur als ein leicht und interessant geschriebenes Lehrbuch, sondern auch als Beitrag der amerikanischen Historiographie zur richtigeren Deutung und zum besseren Verständnis der geschichtlichen Entwicklung auf dem Balkan.

Montreal

M. M l a d e n o v i c

Karayannopulos, Johannes: Das Finanzwesen des frühbyzantinischen Staates.

München, R. Oldenbourg 1958. XXXI u. 308 S. 30.— DM. (Südosteuropäische Arbeiten Bd. 52).

In „Grundzüge und Chrestomathie der Papyruskunde“ I. 1902, S. 219 nennt U. Wilcken, die Erforschung der neuen Steuerordnung in ihrer Entwicklung von Diokletian bis zu den Arabern ein „schwieriges und in vielen Punkten noch der Aufklärung bedürftiges Problem“. In den seither verflossenen vier Jahrzehnten hat dieses Problem dank der Arbeit vieler namhafter Forscher wie *Andreades*, *Dölger*, *John-West*, *Piganiol*, *Ostrogorsky*, *Seeck*, *Segrè*, *Stein*, *Rostovtzeff* u. a. eine wesentliche Aufhellung gefunden. Einen weiteren bedeutenden Schritt in der Erforschung dieser neuen Steuerordnung stellt das vorliegende vortreffliche Buch des griechischen Gelehrten dar, eines Schülers *F. Dölgers* und Alumnus des Münchener byzantinischen Institutes.

In der kurzen, doch alles Wesentliche herausstellenden und ausreichend dokumentierten „Einleitung“ (S. 1—17) werden die Ursachen des Niederganges des spätrömischen-frühbyzantinischen Staates und die dadurch bedingten wirtschaftspolitischen Schwierigkeiten, bzw. die Notwendigkeit dieser Schwierigkeiten Herr zu werden dargelegt: die pausenlosen Kriege gegen äußere Feinde, häufigen Thronstreitigkeiten und inneren Unruhen, die vielen besonders in diesen Jahrhunderten aufeinanderfolgenden Naturkatastrophen und last not least das ungesunde Anwachsen des Großgrundbesitzes mit seinem Antagonismus gegen die Zentralgewalt, seinen verderblichen Auswirkungen auf die soziale Ordnung des Reiches, Störung des Steuersystems, Untergrabung der Steuermoral und der Staatsautorität, Korrumpierung der Beamtenschaft usw. „Nur ein Verständnis für diese Bedingungen kann es ermöglichen, die Größe der Anstrengungen dieses staatlichen Organismus zu begreifen, der — ein Erbe eines niedergehenden und dem Verfall geweihten Reiches — es fertig brachte, aus diesen ruinösen Beständen ein neues, gesundes und lebensfähiges Staatswesen zu begründen, das für Jahrhunderte nicht nur die Fackel der Zivilisation vorantragen, sondern auch ganz Europa und die europäische Kultur repräsentieren konnte“ (S. 17).

Im folgenden I. Teil, der der Besprechung A. des Steuersystems und der Steuerverwaltung (19—22), B. der einzelnen Steuern selbst (92—178) gewidmet ist, werden zunächst Prinzipienfragen erörtert und zwar 1. die Rechtfertigung der Besteuerung, 2. die Grundsätze derselben. Das Recht des christlich-byzantinischen Kaisers Steuern zu erheben, ergibt sich aus seiner Verpflichtung, für die Sicherheit des Reiches und damit auch für das Wohl seiner Untertanen zu sorgen. Dies geschah in erster Linie durch Haltung und Erhaltung eines schlagkräftigen Heeres, zu dessen Stärkung jeder einzelne Untertan im eigenen Interesse seinen Beitrag zu leisten hatte. Allerdings muß das Eingreifen des Kaisers in die steuerlichen Angelegenheiten von den Grundsätzen der Gerechtigkeit bestimmt sein. Dem entspricht die Allgemeinheit der Besteuerung und die Gleichmäßigkeit derselben, d. h. daß jeder Untertan proportional, nach Maßgabe seines Vermögens Steuer zu zahlen hat. Nach diesen rechtlichen werden in Abschn. II (28—53) die sachlichen Grundlagen der Besteuerung behandelt, dabei besonders ausführlich die soviel diskutierte Frage nach Wesen und Bedeutung der Begriffe *iugum* und *caput*, bzw. *iugatio* und *capitatio*. In Auseinandersetzung mit den verschiedenen bezüglichen Hypothesen stimmt K. im wesentlichen *Bott* und *Déléage* zu: *iugum* und

Caput sind irreale Steuereinheiten, iugum ist Schätzungs- und Steuereinheit für den Bodenertrag und nur für diesen, caput ist vieldeutig; es bezeichnet 1. und von Haus aus die Schätzungs- und Steuereinheit der Arbeitskraft von Mensch und Tier, 2. die Steuereinheit, welche nicht nur die Arbeitskraft von Mensch und Tier kundtut und umfaßt, sondern auch den Wert des von ihm bearbeiteten Bodens, also vielerlei Vermögenswerte zugleich, 3. die „ration de paille“ (Délégage; vgl. Amm. Marc. 22, 4, 9 pabula iumentorum, quae vulgo dictitant capita). Dem gemäß bedeutet iugatio 1. die Grundsteuer eines nach iuga vermessenen und eingeschätzten Geländes, 2. das auf der Grundlage der iuga vermessene und eingeschätzte Land selbst. Was den vielgedeuteten Begriff capitatio anbelangt, so kann man heute nach K. mit Sicherheit sagen, daß diese capitatio ein Steuersystem gewesen ist, d. h. eine Methode der steuerlichen Veranlagung verschiedener Vermögensbestandteile der Steuerpflichtigen zur Bezahlung einzelner konkreter Steuern ... „Die unter dieser Methode zusammengefaßten Steuereinheiten waren nicht dieselben im ganzen Reich, noch führten sie denselben Namen. Gemeinsam im ganzen Reich war das System, die Methode, welche auf dem Gebrauch irrealer Steuereinheiten basierte“. Eine Voraussetzung für diese Capitatio war die Vermessung und Schätzung des Bodens in capita (iuga) und Anlage des Katasters. Dessen Entstehungsgeschichte wird S. 43 ff. kurz skizziert und der Versuch gemacht, an Hand erhaltener Katasterfragmente den Typus des früh-byzantinischen Katasters zu rekonstruieren. Mit Bemerkungen über die Steuererklärungen (professiones) und deren Aktenweg schließt dieses Kapitel. Das folgende III. Kapitel (53—84) bringt eine ausführliche Darstellung der Geschichte und des Systems der frühbyzantinischen Finanzverwaltung, die allerdings infolge der lückenhaften Berichtsquellen teilweise hypothetisch bleiben muß, bzw. zu verschiedenen gelehrten Hypothesen Anlaß gab (von Seeck, E. Stein, O. Karlowa, R. His), die Verf. jeweils mit eigener, in der Regel gut begründeter Stellungnahme vorlegt und diskutiert. Besprochen wird zunächst die „Zentralverwaltung“, d. h. die der kaiserlichen Kassen (Comitiva sacrarum largitionum, C. rerum privatarum, C. sacri patrimonii), hierauf die „Neben-(peripherische)verwaltung“ der arca praefectoriana, deren Geschichte, Terminologie, Bureaus (scrinia), ihre Beamten, deren Funktionen, Grade und Titel, endlich die in diese Kassen einzuzahlenden Steuern und Abgaben. Das IV. Kapitel (84—90) hat die „Festsetzung und Erhebung der Steuern“ zum Gegenstande. Vorerst wird die immer noch problematische Frage behandelt, ob die frühbyzantinische Besteuerung eine Repartitions- oder eine Quotationsbesteuerung gewesen ist. K. resümiert die einander widersprechenden bezüglichlichen Thesen F. Lots und F. Thibaults und weist die Schwächen beider nach mit der Folgerung, man könne nach den Quellen nicht genau angeben, ob die frühbyzantinische Besteuerung nach dem Repartitions- oder nach dem Quotationssystem erfolgte. K. hält übrigens diese Frage für weniger wichtig gegenüber einer anderen: „Wer handhabte die Steuerauflage?“, die im Folgenden (88—92) an Hand der antiken Quellen und der einschlägigen modernen Literatur beantwortet wird. Im Abschnitt b. (92—182) werden dann die Steuern einzeln vorgeführt und im Hinblick auf ihre Geschichte, verschiedenen Benennungen, die betreffenden steuerpflichtigen Personen, Vermögenswerte, zuständigen Kassen, Art der Eintreibung und Verwendung, ev. Befreiungen, ob Natural- oder Geld- bzw. adärierte Steuern usw. übersichtlich und unter umsichtiger Verwertung aller

bezüglichen Quellen und Abhandlungen besprochen und zwar I. Direkte Steuern (ordentliche allgemeine Steuer (*annona*), *Canon vestium*, *Equorum collatio*, *Aurum tironicum*, *Epimetrum*), ordentliche Klassensteuer (*Collatio glebalis*, *Chrysargyron*, *Votorum oblatio*), außerordentliche allgemeine Steuern (*Supraindictiones*), außerordentliche Klassensteuern (*Aurum oblativum*, *aurum coronarium*), II. Indirekte Steuern (Verbrauchssteuern, Binnenzölle und Wegegelder), III. Rechtsverkehrssteuern (Besitzwechselsteuer, *Denarismus*, *descriptio lucrative*), IV. Grenzzölle, V. Gebühren (für *probatoria* und entsprechende *Codicilli* bei Übernahme öffentlicher Ämter, Beförderungstaxen, Gebühren für Beglaubigungsurkunden, Ausstellen von Gerichtsurteilen etc., für bestimmte Dienstleistungen, an staatliche Behörden an Festtagen), VI. Strafgeelder, *Aerikon*, VII. *Honores et munera*.

Mit S. 183 beginnt der zweite Teil des Buches, zunächst mit der Besprechung der frühbyzantinischen Steuerpolitik. Hier wird in Kürze ein sehr anschauliches und eindrucksvolles Bild der damaligen Finanzpolitik gegeben. Wir sehen, wie die Kaiser bei aller notwendigen Bedachtnahme auf die Sicherung der Steuereinnahmen sich doch allen Widerständen seitens der Steuerträger selbst, des Großgrundbesitzes und der korrupten Beamenschaft zum Trotz durchwegs von dem Prinzip der Steuergerechtigkeit und Sorge für das Wohl ihrer Untertanen leiten ließen. Hiefür sprechen die nicht seltenen verschiedenen Steuererleichterungen durch Verschiebung der Fälligkeitstermine, Gewährung von Ratenzahlungen, Erlaß von Rückständen, Ermäßigung von Steuern in Katastrophenfällen, Abschaffung unnötig gewordener Steuern usw. Volle Steuerbefreiungen sind allerdings wie in jedem finanzwirtschaftlich gut organisierten Staatswesen auch im frühbyz. Staate verhältnismäßig selten, häufiger noch für einzelne Gemeinden und Provinzen in Katastrophenfällen, Befreiungen aus sozialen Gründen (Arme, Witwen, Waisen), an einzelne um den Staat besonders verdiente Stände und gemeinnützige Stiftungen (Klerus, Kirchen), zur Hintanhaltung staatlicher Selbstbesteuerung (kaiserlicher Grundbesitz), seltener solche aus politischen Gründen (an dem Kaiser besonders befreundete Persönlichkeiten usw.). Unter IV (211—236) wird eine Gruppe von Erscheinungen besprochen, „die zwar nicht zum Steuersystem im engeren Sinne des Wortes gehören, uns aber doch behilflich sind, um zu einer endgültigen Aussage über den fiskalistischen oder nicht fiskalistischen Charakter der byzantinischen Finanzwirtschaft zu kommen“. Darunter versteht K. „die besonderen Maßnahmen der Kaiser für die Verpflegung der Städte, ihr Bemühen um eine stabile und gerechte Preisbildung, um den Schutz der wirtschaftlich Schwachen, speziell durch Einführung des Amtes der *Defensores plebis*, des Rekursrechtes für Geschädigte, durch Schonung religiöser Gefühle (Asylrecht usw.), durch Strafen für Bedrücker“. Der Abschnitt schließt mit einer kurzen Besprechung der byzantinischen Staatsmonopole, deren geringe Zahl (Salz-, Seiden-, Purpur- und Waffenmonopol) und mehr wirtschaftlich-administrativer als fiskalistischer Charakter die immer noch weit verbreitete Ansicht von „Byzanz als dem Paradies der Monopole und Privilegien“ widerlegt. Abschnitt V (236—259) ist einem der charakteristischsten Merkmale des finanzwirtschaftlichen Lebens des frühbyzantinischen Staates gewidmet, „der kollektiven Steuerverantwortung“, d. h. der gegenseitigen Haftung der Steuerzahler für die volle Aufbringung der ihrem Bezirk auferlegten Steuersumme durch die sogen. *Epibole*. K. hat darüber schon in der Vierteljahrschrift f. Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 43 (1956), S. 289—322

ausführlich gehandelt. Im Gegensatz zur Ansicht G. Ostrogorskys (Byzantion VI, 1931, S. 229—240), der in der Epibole die Übertragung des Grundbesitzes zahlungsunfähiger Steuerträger an zahlungskräftigere als das Primäre und entscheidende Moment hält, die Übertragung der Steuer dagegen nur als eine Folgeerscheinung ansieht, und daß diese Form der kollektiven Steuerverantwortung durch die soziale und wirtschaftliche Struktur des frühbyzantinischen Staates bedingt war, weist K. nach, daß dieses Prinzip in Byzanz in zwei nebeneinander bestehenden Formen auftritt: als bloße gegenseitige Haftung für das Steueraufkommen ohne und als solche mit damit verbundenen Bodenübertragung, und daß beide Formen absolut in keiner Beziehung zu dieser oder jener sozialen Struktur des Reiches standen, vielmehr Maßnahmen mit rein steuerwirtschaftlichen Zielen darstellen, d. h. den geregelten und sicheren Eingang der auferlegten Steuern bezwecken. Auch entbehrt diese Epibole nach dem Zeugnisse der Quellen in hohem Maße jenes harten Zwangscharakters, der ihr gewöhnlich zugeschrieben wird, ja sie war nach K. sogar ein Mittel zur Hintanhaltung der Bauernlegung durch die räuberischen und landhungrigen Großgrundbesitzer und zur Erhaltung der freien Dorfgemeinden.

Schon in seinem Vorwort hat K. auf die Notwendigkeit hingewiesen, unsere bisherigen Anschauungen von der übergroßen Härte, ja Grausamkeit der byzantinischen Steuerpolitik einer Revision zu unterziehen und dieses apologetische Bemühen zieht sich wie ein roter Faden durch sein ganzes Buch. Mag K. diese Tendenz auch gelegentlich etwas überspitzt haben, im ganzen genommen wird man ihm zustimmen müssen, wenn man einerseits die damalige innen- und außenpolitische Lage des Staates bedenkt, die die Kaiser zu rigoroser Handhabung der Steuergesetze zwang, daneben aber auch ihre Bemühungen ungerechte Anwendung dieser Gesetze und Verordnungen hintanzuhalten und unnötige Härten zu vermeiden oder wenigstens zu mildern, andererseits aber auch das Verhalten der Steuerzahler gegenüber ihren Verpflichtungen, ihre mangelhafte Steuermoral, Geneigtheit zur Kritik und Klagen und das Bestreben sich ihren Zahlungsverpflichtungen unter allen möglichen Ausflüchten und oftmals mit unredlichen Mitteln zu entziehen. Eine solche Einstellung hat auch in den bezüglichen Nachrichten der zeitgenössischen Historiker und sonstiger Literaten ihren Niederschlag gefunden, weshalb diese Nachrichten auch nur mit großer Vorsicht und Kritik benützt werden dürfen. Über diese Einstellung des byzantinischen Steuerzahlers zum Staate (Steuermoral, Strafen für säumige Zahler und die Aussagen der Quellen über die Finanzpolitik der Regierung) handelt der letzte Abschnitt (S. 259—273) des vorzüglichen Buches, das zur Zeit wohl die beste und vollständigste, auf gründlichem Quellenstudium und souveräner Kenntnis der schier unübersehbaren Literatur über dieses diffizile Thema beruhende Darstellung des frühbyzantinischen Finanzwesens bietet. Wirtschaftsgeschichtliche Spezialisten mögen in manchen Punkten anderer Meinung sein, das tut dem Wert des Werkes keinen Eintrag, das nicht nur dem Verf., sondern auch seinem Lehrer F. Dölger, dem das Buch gewidmet ist, dem Byzantinischen Institut der Universität München, aus dem es hervorgegangen ist, und dem Südost-Institut München, das es in seine Publikationen aufgenommen und zum Druck befördert hat, alle Ehre macht. Kein Wirtschaftshistoriker, Byzantinist und Papyrologe wird künftighin an diesem wertvollen Buche vorübergehen dürfen.

Die Matrikel der Universität Wien. Im Auftrage des Akademischen Senates herausgegeben vom Institut für österreichische Geschichtsforschung. II. Band 1451—1518. 1. Lieferung. Graz-Köln, Hermann Böhlau Nachf., 1959. 454 S. (Publikationen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung, herausgegeben von Leo Santifaller, VI. Reihe: Quellen zur Geschichte der Universität Wien, 1. Abt.)

Die 2. Lieferung des 1. Bandes haben wir bereits eingehend gewürdigt (SOF XVI/1958, S. 250 f.). Es ist sehr zu begrüßen, daß die vorliegende Lieferung so rasch fertiggestellt und veröffentlicht werden konnte. Noch stärker als der 1. Band veranschaulicht die vorliegende Lieferung die engen Zusammenhänge der Universität Wien mit Ungarn und Siebenbürgen. Es ist insbesondere aus der nunmehr vorliegenden Lieferung (die im Grunde diese Bezeichnung nicht verdient, denn es handelt sich um einen stattlichen Band) ersichtlich, daß Wien in der zweiten Hälfte des 15. Jh.s und auch zu Beginn des 16. Jh.s für weite Teile des Südostens (zur Abgrenzung des Wirkungsbereiches vgl. *m e i n e* Geschichte der deutschen Kulturbeziehungen zu Südosteuropa, Bd. I, S. 174 ff., 185) schlechthin die Landesuniversität gewesen ist und das Aufkommen einer Universität auf ungarischem Boden verhinderte. An eine Auswertung des reichen Materials, das den für die Südostgeltung der Universität so wichtigen Zeitraum von 1451—1518 umfaßt, kann vor Veröffentlichung des Registers nicht gedacht werden, von dem wir erfahren, daß es bereits in Bearbeitung ist. Schon jetzt darf ich aber darauf hinweisen, daß — abgesehen von allem anderen — die Angaben über ungarländische und siebenbürgische Studenten eine Fülle landeskundlicher und kulturgeschichtlicher Angaben enthalten. Ich weise insbesondere darauf hin, daß der vorliegende Band zur Kunde der madjarischen Familien- und Ortsnamen jener Zeit reiche Aufschlüsse gewährt; nebenbei bemerkt auch über die deutschen Siedlungen dieses Raumes.

Es ist mir nicht klar, ob die Namen immer genau gelesen worden sind, Seite 265. Spalte 2 ist statt Szegeswai Szegeswar = Schäßburg zu lesen. Es fällt überhaupt auf, daß die Ortsnamenangaben auch bei den deutschen Studenten aus Ungarn und Siebenbürgen in zahlreichen Fällen die madjarische Form angeben, so wird z. B. immer von Buda (vgl. S. 414 und öfter) oder von de Supronio (S. 364 und öfter) gesprochen und nicht von Ofen bzw. Ödenburg.

Wir entnehmen dem „Editionsplan“, der auf der Umschlagseite abgedruckt ist, mit großer Befriedigung, daß wir mit einem zügigen Erscheinen der weiteren Lieferungen bzw. Bände rechnen dürfen. Die rasche Erscheinungsfolge und die gründliche Bearbeitung gereichen den Herausgebern in jeder Hinsicht zur Ehre.

F. V.

Házi, Jenő: Die kanonische Visitation des Stefan Kazó, Archidiakon von Eisenburg (Vasvár) im Burgenland, Teil des Komitates Eisenburg in den Jahren 1697—1698 Eisenstadt, Burgenländisches Landesarchiv 1958. 277 S. Preis S 100.—. (Burgenländische Forschungen, Heft 37).

Die Arbeit bringt den auf das südliche Burgenland bezüglichen Teil des Berichtes über die 1697/98 im Auftrag Kaiser Leopold I. und des Raaber Bischofs vorgenommenen kanonischen (kirchlichen) Visitationen. Diese Visitationsberichte stellen eine gründliche Inventuraufnahme nach dem siegreichen Vordringen der

kaiserlichen Waffen und nach dem kirchlichen Ringen der Reformations- und der kath. Restaurationszeit dar, für die sowohl die kirchlichen wie auch die staatlichen Stellen interessiert waren.

Die Visitation selbst wurde von einem außerordentlich tüchtigen Mann, dem bei 42 Jahren alten Propst von Eisenburg Stefan Kazó, Archidiakon von Eisenburg und später Titularbischof von Belgrad, durchgeführt. In zwei Reisen, von denen die erste bei fünf Wochen, die zweite fast sechs Monate währte, besuchte er jedes Dorf des heutigen Burgenlandes, das eine Pfarr- oder Filialkirche besaß und überprüfte sämtliche kirchlichen Einrichtungen. Die in lateinischer Sprache gewissenhaft abgefaßten Protokolle beschreiben den baulichen Zustand der Kirchen, ihre Ausstattung mit gottesdienstlichen Geräten, das Ausmaß der Dotierungen mit Pfarrgründen und sonstigen Unterhaltsmitteln, die persönlichen Eigenschaften der Pfarrer, die Schulverhältnisse und weitere andere Umstände, die ihm fallweise wichtig erschienen. Neben geschichtlich bedeutsamen Hinweisen auf das Alter der Kirchen liefert der Visitationsbericht vor allem die erste vollständige Volkszählung mit Angabe der nationalen und konfessionellen Zugehörigkeit der Bewohner jedes einzelnen Dorfes. Kazó ermittelte im ganzen südlichen Burgenland bis einschließlich des Gebietes von Lockenhaus bei 45 000 Einwohner gegenüber heute bei 110 000.

Durch die Veröffentlichung der Originalberichte über die einzelnen heute burgenländischen Ortschaften, soweit sie innerhalb der Gespanschaft Eisenburg und der Diözese Steinamanger (seit 1777) gelegen waren, hat der Verf., dessen exakte Arbeitsweise von anderen Urkundenpublikationen her der Fachwelt bekannt ist, der burgenländischen Landesforschung wertvollste Grundlagen für historische Spezialarbeiten gegeben, zumal er seine Arbeit mit Registern, Tabellen, einleitenden Erörterungen und Zusammenstellungen sowie ergänzenden Urkundenabdrucken ausgestattet hat. Besonders dankenswert ist die im Vorwort (S. 3—30) aus den Visitationsberichten verarbeitete Behandlung der damals vorhandenen Pfarren und Volksschulen sowie der von Kazó durchgeführten Volkszählung. Die Landesforscher werden die Überzeugung des Verf.s über sein der Öffentlichkeit nunmehr übergebenes neues Quellenwerk ausnahmslos teilen, der er mit den Worten Ausdruck verliehen hat: „debuisset pridem.“

Eisenstadt

J. K. H o m m a

Walter, Friedrich: Die thesesianische Staatsreform von 1749. München, R. Oldenbourg 1959. 70 S. (Österreichisches Archiv. Schriftenreihe des Arbeitskreises für österreichische Geschichte).

Die Bedeutung der Mariatheresianischen Staatsreform ist zwar längst erkannt, aber erst durch die große Publikation W.s über diesen wichtigen Abschnitt der Geschichte der österreichischen Zentralverwaltung (in der von der Kommission für neuere Geschichte Österreichs herausgegebenen Veröffentlichungsreihe) ins volle Licht gesetzt worden. In mehrjährigem Aktenstudium hat W. aus einem vielschichtigen, heute infolge der Kriegsverluste nicht mehr durchaus zur Verfügung stehenden Material, Werden und Wandlungen der Staatsreform erhoben und dargestellt, wobei auf die Herausarbeitung der wirkenden Ideen besonderer Wert gelegt wurde. In einem eigenen Aktenband wurden Entwürfe, Äußerungen, Korrespondenzen usw. zum Gegenstande vorgelegt, die, über diesen hinaus, Streif-

lichter auf andere Fragen der inneren Geschichte Österreichs zu werfen imstande sind.

In der vorliegenden Schrift hat nun W., aus der vollen Beherrschung des Stoffes heraus, die wesentlichen Züge, die Bedeutung und die Schwächen der Staatsreform von 1749 und des zentralistischen Monsterapparats des „Directorium in publicis et cameralibus“ sowie Ausbau und Krise der Reform bis zum Eintritt des Staatskanzlers Kaunitz in die innere Politik dargestellt. Die Staatsreform hat das Ziel weitgehender Ausschaltung der herrschaftlich-ständischer Zwischeninstanzen, die sich seit dem Mittelalter zwischen Untertan und Fürst eingeschoben hatten, erreicht und dem Staat bedeutende Einnahmen vermittelt, die bisher jenen Zwischeninstanzen zugeflossen waren; sie hat die Justiz von der Verwaltung getrennt, die Heeresverwaltung von den ständischen Geldbewilligungen unabhängig gemacht und den Staat vom Herrscher über die Zentralstelle und weiter über das Kreisamt zum Untertan durchorganisiert. Sie hat allerdings die Konzentration der Agenden übertrieben und es ist dem „Directorium“ nicht durchaus gelungen, die Bearbeitung der Agenden in sich zu verschmelzen (z. T. ist man bei der bloßen Addition stehen geblieben). Weniger diese Mängel als der unglückliche Ausgang des 7jährigen Krieges und die Schuld, die Kaunitz — zu Unrecht — dem mangelnden Funktionieren des Haugwitzschen Systems daran zumaß, haben den Personenwechsel Haugwitz-Kaunitz herbeigeführt. Das Wesen der Reform d. i. die Ausschaltung der Stände und die verwaltungsmäßige Union der deutsch-böhmischen Länder blieb als großer Antipode der ungarischen Länder bestehen, bis der große äußere Dammbbruch der Katastrophe des ersten Weltkrieges den Bau der Doppelmonarchie zum Einsturz brachte.

W.s Schrift führt nicht ex abrupto in die Reform von 1749, sondern schildert in zwei voraufgehenden Kapiteln den Weg zum modernen Staat in Österreich vom 16. bis zur Mitte des 17. Jh.s (also im wesentlichen die absolutistische Epoche) sowie die Mariatheresianischen Frühreformen, die den Auftakt zum großen Staatsneubauversuch von 1749 gaben. Damit wird die Reform klar in die Entwicklung hineingestellt und ein wertvoller zusammenfassender Beitrag zur älteren Behördengeschichte Österreichs geliefert. Dies von jenem Forscher, der dazu durch intensive Beschäftigung mit dem Thema legitimiert war und auch die Gabe der Gestaltung so schwierigen, trockenen, aber für die Dynamik der politischen Entwicklung so wichtigen Stoffes besitzt. Daraus ergibt sich der besondere Wert gerade dieser Folge des Österreich-Archivs.

Innsbruck

F. H u t e r

Kühl, Joachim: Föderationspläne im Donaauraum und in Ostmitteleuropa. München, Verlag R. Oldenbourg 1958. 147 S. (Untersuchungen zur Gegenwartskunde Südosteuropas, herausgeg. vom Südost-Institut München, Bd. II).

„Time is a sort of river of passing events, and strong in its currents; no sooner is a thing brought to sight than it is swept away and another takes its place, and this too will be swept away“. This generalisation in the Meditations of Marcus Aurelius provides a very apt comment on the theme of this book.

In the closing decades of the 19th century, Europe was faced with the concluding phase of the Turkish Question. Looking ahead, however, the eminent publicist, Albert Sorel, had already in 1889 warned that before it had settled

this problem Europe would logically be presented with its corollary in an Austrian Question. Although it seriously and sometimes dangerously bedevilled international relations, the Balkan Question need not necessarily have resulted in the ultimate disaster of a European War as the conflict between the Great Powers projected as it was to the periphery could have been contained. In the second case, however, — that concerning Central Europe —, the very vitals of the continental pattern and balance were touched. In this connection the 1848 dictum by Palacky that Austria was a political necessity for Europe became, according to one's views and dreams about the political organisation of Central Europe, either a lodestar or anathema. There were some true optimists who, because of its appearance of political bankruptcy, confidently looked forward to the early disintegration of the Habsburg empire as if it were an over-ripe pomegranate. Why this took so long to happen and came indeed only as the result of a European war is outside the purview of this book and of this notice. It is mentioned simply to remind one of the relative importance of the factors of military defeat and of political ideas in the creation of the contemporary and current position in the Danubian basin and hinterland. For us, herein lies a mixture of despair and encouragement.

At this remove, and with the advantage of hindsight, a survey of the events of the past 100 years in this Central European region — of the cataclysmic play of political nationalism resulting in the emergence of the smaller units from the disintegration of the whole; of their precarious existence as independent successor states; of their futile search for security and opportunity in some kind of combination; of their eventual fate whereby apparent independence was and is vouchsafed only by accepting affiliation to one or other of the surrounding power blocs; — such a survey as given in this book is both fascinating and intriguing. Fascinating, as it illustrates the perennial incapacity to distinguish the wood from the trees: intriguing, as it shows the fateful return to the starting point of a circle traced during the past half-century. The energy, so often dissipated, and the aspirations, so highly idealistic, of the separate and smaller nationalities of Central Europe have been swamped in the bog of world politics. Yet, the distinctiveness of the region, the natural interdependence of its segments, and the admixture of its culture demand a solution outside and beyond the considerations of power strategy, even despite the present degree of Russian and Communist hegemony. What, one is tempted to ask, would have been the theme of this book if the dream in Friedrich Naumann's *Mitteleuropa* had been realised?

The survey begins with the federation projects of the mid-19th century. These we now see as peculiarly academic, that of the Polish leader, Czartoryski, as indeed ruralist. More important though equally ineffective were the projects of the inter-war period — from St. Germain to Stresa. For almost two decades Central Europe stagnated in the vortex of a political fixation, the French fear, intensely shared by the successor states, of a revival of German strength. French sponsorship of the Little Entente mellowed eventually into the Tardieu plan of 1932 which attempted to achieve a political truce as a preliminary to some measure of economic collaboration particularly with Austria and Hungary. On the other side, fearing that she would forfeit her due share in the trade of the

Danube region Italy emerged to oppose any such project, and indeed Mussolini, first with the Western Powers at Stresa and later in conjunction with Germany fought tenaciously to prevent not only a cementing of the post-1920 settlement but also any chance of the successor states consolidating into a formidable independent power bloc. Of the kaleidoscopic changes in Danubian and Balkan policies the alliance system of the Rome Protocols alone need be quoted to draw attention to the diplomatic and political manoeuvring of the period. Milan Hodža, the Czechoslovak prime minister, attempted forlornly to bridge the gap between the French — and the Italian — dominated combinations but all compromise was doomed on the rock of political revisionism, and the economic concessions merely formed a meaningless residue.

More interesting is the section on those projects which aimed at the establishment of a Slav bloc in Central Europe. The dream of a collaboration — to put it no higher — between Czechs and Poles for mutual protection, one which in recent years Beneš particularly coveted, has emerged in our day, although possibly at the cost of their freedom of decision. It is ironic that the pursuit of old ideals should eventually culminate in political castration: it is only when it is closed that the circle becomes truly vicious. The frustration of the attempts at economic integration by the two German segments — Germany and Austria — is examined closely, and the polemics of this subject echo strangely today against the current attempt to create a European economic community.

The book is a thorough piece of research and succinctly written. It brings into a logical sequence a complexity of detail in a complicated period. While the appended notes are most valuable, one wishes that the book had been given a straightforward bibliography and an index for easier reference.

Exeter

Eurof Walters

Lessiak, Primus: Die deutsche Mundart von Zarz in Oberkrain. A. Grammatik.

Mit Ergänzungen von E. Kranzmayr und Annemarie Richter (Deutsche Dialektgeographie, hrsg. von L. E. Schmitt, Heft 50). Marburg 1959. 219 S. mit einer Karte der Mundart- und Sprachgebiete.

Zarz ist ein in der Höhe von 1120—1240 m liegendes Dorf, aus mehreren Ortschaften und Weilern bestehend. Westlich davon liegt auf görzischem Boden das Pfarrdorf Deutsch-Rut, eine Fortsetzung des Zarzer Deutschtums. Zu welcher Zeit sich in diesen Orten das Deutschtum angesiedelt hat, ist deshalb schwierig zu beurteilen, weil mehrere Einsätze zu beachten sind. Seit 973 hat das Bistum Freising über Innichen in Osttirol Besitz in Oberkrain erworben. Um 1130 setzte eine neue deutsche Besiedlung ein, in einem Urbar von 1160 werden 94 Huben im Besitz von Baiern genannt, in einem Urbar von 1291 tritt auch das Zarzer Amt hervor. Kr. möchte aus Mundartmerkmalen auf etwa 1200 schließen. Eine nicht ungläubhafte Nachricht nennt das J. 1282. Es ist schwierig, aus der altertümlichen Mundart auf die Ansiedlungszeit zu schließen, denn die Pustertalheimat um Innichen ist eine bairische Reliktgegend innerhalb des Südbairischen, das insgesamt wieder eine Rückzugslandschaft des gesamtbairischen Sprachraumes darstellt.

Seit 1890 haben sich die Bewohner bei Volkszählungen als Slowenen bekannt, so daß sie der Ausweisung von 1945 entgingen. Seit dem Beginn der Neuzeit ist

das krainische Deutschtum ständig zurückgegangen. Noch im 16. Jh. wurde in Altlaak deutsch gepredigt, in Feichting wurde noch im 17. Jh. deutsche Mundart neben windischer und einer Mischsprache gesprochen. Von etwa 1900 ab hat L., zuletzt 1918, sechs Kundfahrten in die Sprachinsel unternommen, 1917 von P f a l z begleitet, der Schallplattenaufnahmen für das Wiener Phonogrammarchiv besorgt hat, 1918 unter Teilnahme von K r a n z m a y e r. Schon in der 1903 erschienenen Dissertation von L., in seiner Pernegger Mundart, werden Beispiele aus Zarz gebracht. L., der seine ganze Kraft in entsagungsvolle Grenzlandforschung gestellt hatte, wollte in einem zweibändigen Werk die untergehende Zarzer Mundart mit Laut- und Formenlehre sowie Wörterbuch der Wissenschaft retten. Er hat ununterbrochen ergänzt und gefeilt. Der Rezensent hat 1938 die Laut- und den erhaltenen Teil der Formenlehre aus dem Gabelsberger Stenogramm übertragen und das immer wieder ergänzte Manuskript in seiner Entstehung beobachten können. Seit 1920 schwer erkrankt, lag L. alles daran, die Arbeit noch zum Druck zu bringen. Das war dadurch erschwert, daß die Formenlehre nur zur Hälfte niedergeschrieben war. 1941 erst war es Kr. möglich, in Klagenfurt Mundartsprecher aus Huben, einem zu Zarz gehörigen Weiler, ausfindig zu machen und die Lücken zu schließen. 1944 ist das Buch erschienen, zu dem Richter die geographische Einleitung, Kr. eine Erweiterung des Abschnittes über die Heimat der Zarzer im Lichte der Lautvergleiche und einen eigenen ergänzenden Abschnitt über dieselbe Frage im Lichte der Wortvergleiche beigeleitet hat. Von ihm rühren in der Formenlehre die Abschnitte über Fürwort, Zahl- und Zeitwort sowie zur Wortbildungslehre sowie Sprachproben her. Besonders aufmerksam gemacht sei auf die Probe 7, wo einige Wenkersätze in deutsch-ruterischer Mundart, im Hubner Deutsch, der Hubner Mischsprache, im Zarzer Slowenisch und im Schriftslowenischen wiedergegeben sind. Das Dasein von Mischsprachen wird von der Forschung manchmal geleugnet, sie haben wirklich bestanden. Von dem Buch sind nur einige wenige Stück in die Hände von Interessenten gelangt. 1945 ist fast die gesamte Auflage in Laibach vernichtet worden. Der nach einem erhaltenen Exemplar veranstaltete Neudruck, um den sich M i t z k a und L. E. S c h m i t t besondere Verdienste erworben haben, wird deshalb von der Forschung lebhaft begrüßt werden. Der Rezensent hat 1952 in der Zs. f. Mundartforschung 21, S. 34—43 auf das Buch von 1944 und einige aufgeworfene Probleme aufmerksam gemacht. Kr. war es möglich, im Rahmen seines 1927—37 vorbereiteten Atlases der bayerisch-österreichischen Mundart wortgeographische Ergänzungen hinzuzufügen und darauf und auf L.s Manuskript fußend im Handwörterbuch des Grenz- und Auslandsdeutschtums Bd. 3, S. 319 die Feststellungen über die Heimat im Pustertal zu unterbauen.

Valvasor hat 1689 von der Sprachinsel noch nichts gewußt, auf die zuerst 1856 aufmerksam gemacht worden ist. Die slowenischen Pfarrer haben die deutsche Haussprache zu verheimlichen getrachtet, Mundartsprecher bestraft und ihre Sprache während des zweiten Weltkrieges als Zigeunersprache verleumdet. Aber die einheimische Überlieferung wußte von der Einwanderung vor 700 Jahren, hat man doch bis ins 19. Jh. ein Käfergeld nach Innichen entrichtet. In Zarz haben 1918 die Einheimischen über 60 Jahre ein reines Mundartdeutsch gesprochen, die jüngeren Leute nur die windische Mundart gebraucht. Im Weiler Huben war es ebenso, nur daß Kinder und die mittlere Altersstufe sich daneben noch einer Mischsprache bedienten. In Deutsch-Rut gab es Achtzigjährige, die kein Wort

Deutsch mehr konnten, in den umliegenden Einzelhöfen Fünfzigjährige, die es einigermaßen rein beherrschten.

Mancher Laie mag fragen, ob die große Mühe dafür steht, unter mühsamen und schwierigen Verhältnissen eine nur als Haussprache lebende Mundart aufzuzeichnen. Aber die Bedeutung liegt darin, daß in Zarz der letzte Rest des sonst ausgestorbenen Deutsch in Oberkrain gerade noch erfaßt werden konnte. Mit Hilfe der Außenorte ist es Kr. möglich geworden, seine „Historische Lautgeographie des gesamt-bairischen Dialektraumes“ (Wien 1956) zu unterbauen, denn in den Sprachinseln sind verschiedene Stadien eines altertümlichen Bairisch bewahrt. Zu den trefflichen Darstellungen der Gottscheer Mundart durch Tschinkel 1908, der Kremnitz-Deutschprobener Mundart durch Hanika 1952, der Mundarten der Brünner und Wischauer Sprachinsel durch Beranek 1936 ist nun die Zarzer durch L. getreten. Durch die Umsiedlung der Gottscheer während des zweiten Weltkrieges ist Zarz die letzte indessen auch schon verklungene deutsche Mundart in Krain geworden. Hoffentlich entschließt sich Kr., die von ihm seit langem vorbereitete Darstellung der Mundart der Sieben und Dreizehn Gemeinden zu veröffentlichen.

Auch wenn das Zarzer Deutsch verklungen ist, ist es noch nicht ganz gestorben, denn im Windischen der Nachbarschaft leben deutsche Lehnwörter fort, deutsche Betonung und Lautung.

Es besteht Hoffnung, daß auch der ursprünglich geplante zweite Teil, das Wörterbuch, noch erscheinen wird. Damit wird ein wichtiges und unersetzliches Dokument alten Bauerndeutschums in Oberkrain allgemein zugänglich sein.

Erlangen

Ernst Schwarz

Geissler, Heinrich: Comenius und die Sprache. Pädagogische Forschungen des Comenius-Institutes, Bd. 10. Heidelberg, Verlag Quelle u. Meyer, 1959. 188 S.

G. grenzt seine Untersuchung über die Sprache im Gesamtwerk des Comenius im Schlußwort sehr deutlich gegen die „sprachpädagogischen und sprachphilosophischen Fragen der Gegenwart“ ab (S. 168) und stellt damit fest, daß es zwischen den sprachphilosophischen Setzungen Komenskýs und denen der Gegenwart, die letzten Endes auf J. G. Herder und seine preisgekrönte Abhandlung „Über den Ursprung der Sprache“ von 1772 zurückgehen, keinerlei Verbindungen bestehen.

Comenius ist voll und ganz ein Sohn seiner Zeit, des Barockzeitalters, er ist aus seiner Zeit emporgewachsen, übersieht und beherrscht das geistige und wissenschaftliche Geschehen seiner Zeit völlig, hat, wohl auch infolge seines außerordentlich unruhigen Wanderlebens, mit den geistig führenden Persönlichkeiten seiner Zeit Verbindungen geknüpft und vereinigt das Wissen seiner Zeit in sich. Aber in das gesamte Denken und Planen des Barocks greift bei Comenius ein neues Element vielfach bestimmend ein, die tiefe Religiosität der Böhmisches Brüder. Aber all dies ist bei Comenius nahtlos zu einer Einheit, dem „Barock-Universalismus“¹⁾ zusammengewachsen. Er ist ein Sohn seiner Zeit vor allem in

¹⁾ Dietrich Mahnke: Der Barock-Universalismus des Comenius. Zeitschrift für Geschichte der Erziehung und des Unterrichts, Berlin 1931, 1932. Dazu D. Čyževský, Germanoslavica 3, 1935, S. 208.

seinem pansophischen Bemühen, das er während seiner Studien an den deutschen Universitäten in Heidelberg und Herborn in sich aufgenommen hat und dem er sein ganzes Leben lang verhaftet blieb. Kein geringerer als W. Dilthey hat mit aller Deutlichkeit darauf hingewiesen, daß der Zusammenhang seiner Pansophie mit seiner Didaktik der entscheidende Punkt ist, von dem aus sein System gesehen und verstanden werden will²⁾.

Auch G. schaut Persönlichkeit und Werk Komenskýs zu einer Einheit zusammen, und damit steht seine Arbeit von vornherein auf einer festen und unerschütterlichen Grundlage: die Allweisheit steht im Mittelpunkt des gesamten Strebens und Mühens des Comenius, die Erkenntnis und das Nacherleben Gottes in seinem Werk ist das weitaus Wichtigste und Entscheidende, alles andere muß sich dieser einzigen und wichtigsten Aufgabe, diesem „Unum necessarium“ unterordnen; auch all sein pädagogisches und didaktisches Proben und Versuchen ist nur ein dienendes Glied in dem umfassenden pansophischen Bemühen: je breiter und tiefer unsere Erkenntnis der Dinge wird, desto näher arbeiten wir uns an die Pansophie, an die Erkenntnis der Zusammenhänge im All heran.

Von dieser Grundtatsache der Einheit von Wissen und Wirken des Comenius ausgehend, entwickelt G. ein nach allen Seiten hin ausgreifendes Bild des Lebens und Wirkens des Brüder-Bischofs und Gelehrten von europäischem Ruf und greift allenthalben über die Grenzen hinaus, die er sich selbst durch die Umgrenzung „Comenius und die Sprache“ gesetzt hat; keineswegs zum Schaden seiner Arbeit: denn der langjährige Comenius-Forscher schöpft aus dem vollen, wie aus seinen zahlreichen, in dem bemerkenswert umfangreichen Quellenverzeichnis (S. 170—188) genannten Arbeiten über Comenius hervorgeht.

In den Gesamtverlauf des Lebens und Wirkens Komenskýs werden auch seine beständigen Bemühungen um die Sprache im Dienste des pansophischen Strebens eingebaut. Auch in seinem Mühen um die Sprache tritt Comenius nicht aus seiner Zeit heraus: die menschliche Sprache ist ihm göttlichen Ursprungs, ein Geschenk Gottes an die Menschen, alle Sprachen stehen daher gleichwertig und gleichberechtigt nebeneinander, denn alle sind ja Geschenke Gottes an die Menschen, die Muttersprache aber steht selbstverständlich jedem Menschen am nächsten, und von der Muttersprache muß alle Sprachpflege ausgehen: „Alles zuerst in der Muttersprache!“ sagte Ratke-Ratichius schon vor Comenius (S. 77). Und diesem Grundsatz blieb Comenius für immer treu. Das stets wache Bemühen um eine Verbesserung der Methode, die lateinische Sprache zu erlernen, half den Welt Ruhm des Comenius begründen. Erst in England stieß Comenius auf den ihm völlig neuen Gedanken einer künstlichen Weltsprache, der ihn sein ganzes weiteres Leben nicht mehr losließ und in der Panglottia seinen Niederschlag fand (S. 149 ff.) Die Zusammenarbeit G.s mit dem unermüdlichen Comenius-Forscher und glückhaften Finder verloren geglaubter Comenius-Handschriften³⁾.

²⁾ W. Dilthey: Weltanschauung und Analyse des Menschen seit Renaissance und Reformation. Gesammelte Schriften. Pädagogik Bd. 9, S. 158.

³⁾ Schon J. G. Herder weist in seiner Würdigung des Comenius (Suphan 17, 276—283) darauf hin, daß Rieger in seiner Geschichte der Böhm. Brüder zu berichten wisse, „daß in der Waisenhausbibliothek zu Halle noch mehrere Handschriften von Comenius dasein sollen“ und regt deren Herausgabe an (S. 283).

D. Č y ž e v s k y j hat sich hier besonders fruchtbringend ausgewirkt, und G. ist in der Lage, nach Einsichtnahme in die Abschriften der neuaufgefundenen pansophischen Schriften des Comenius eine ausführliche Inhaltsangabe der Panglotta zu geben (S. 153—157).

Allen diesen herausgehobenen Vorzügen der Arbeit G.s gegenüber müssen nun auch einzelne Vorbehalte gemacht werden. Es hat immer sein Mißliches, sich in das Werk eines Menschen zu versenken, dessen Sprache dem Erforschenden, z. Teil wenigstens, unverständlich ist. G. stellt zwar im Vorwort zu seiner Arbeit fest, daß er von der Theologischen Komenský-Fakultät in Prag ständig mit der neuesten Comenius-Literatur versorgt wurde und daß ihm von der Universitätsbibliothek in Halle mit Übersetzungen aus dem Tschechischen und Hinweisen geholfen wurde. Doch sind sowohl im Text wie ganz besonders in den Anmerkungen, in dem daselbst verzeichneten tschechischen Schrifttum eine ganze Menge von Fehlern stehen geblieben, die sich leicht hätten vermeiden lassen, wenn ein der tschechischen Sprache Kundiger die Korrektur mitgelesen hätte. Sie im einzelnen aufzuzählen, würde zuviel Raum einnehmen. Desgleichen fällt die ungleiche Behandlung der einzelnen slawischen Sprachen auf: das polnische Städtchen Lissa-Leszno (Nicht Lezno, S. 8) wird immer in der deutschen Lautung genannt: Lissa, die Hauptstadt Böhmens, Prag, jedoch immer in der tschechischen Lautung Praha (mit Ausnahme von „Prag“ im Vorwort). Wo bleibt da die Logik? Was den Tschechen recht ist, müßte eigentlich den Polen billig sein! Ich will dabei von der dreimaligen verschiedenen Schreibung des Namens Leszczyński (Leszcynski und Lescynski, S. 8 und Leszinsky, S. 175), also dreimal falsch, absehen. Auch diese Schönheitsfehler hätten sich leicht beseitigen lassen. In Kürze sei bloß angemerkt, daß die „Dehnungsakzente“, also Dehnungszeichen, nur aus dem Tschechischen oder Slowakischen herübergenommen werden könnten, nicht aus den „slawischen Sprachen“, S. 126. Weiters ist es kaum angängig, lateinische Ausdrücke mit deutschen Endungen zu versehen: des sogenannten „Collegiums Gellianum“, S. 124, die Angehörigen des „Collegiums lucis“, S. 163.

Bei einer Neuauflage, die der vorliegenden Arbeit wegen der weitausgreifenden Stofffülle und der tiefen Erudition zu wünschen wäre, werden sich die herausgehobenen Unebenheiten leicht beseitigen lassen.

Bochum

Konrad Bittner

II. Tschecho-Slowakei

Limes Romanus Konferenz Nitra. Vorträge, herausgegeben als Sonderband. Preßburg, Verlag der Slowakischen Akademie d. Wiss. 1959. 151 S. mit zahlr. Abb. und 2 Kartenbeilagen.

Vom 17.—19. September 1957 fand in Neutra eine Tagung von Limes-Forschern statt, an der auch eine Reihe von ausländischen Gelehrten teilnahm. In dem Bestreben, die auf dieser Tagung gehaltenen Vorträge auch der breiteren wissenschaftlichen Öffentlichkeit zugänglich zu machen, erschien der vorliegende Band mit den Vorträgen in deutscher Sprache, wofür man dem Archäologischen Institut in Neutra aufrichtigen Dank sagen muß. Nach einem einleitenden Vortrag von J. D e k a n über Stand und Aufgaben der Limesforschung in der Slowakei berich-

ten T. Kolník über die Ausgrabungen auf der römischen Station Milanovce in den J. 1956/57, F. Křížek über das Problem der römischen Grenze im nördlichen Pannonien, V. Ondrouch über historische Voraussetzungen für die Limesforschung in der Tschechoslowakei, B. Svoboda über das Nachleben der römischen Kultur im mittleren Donaubecken, S. Soproni über den spätantiken Limes zwischen Visegrad und Gran, K. Majewski über die neuesten polnischen archäologischen Forschungen zu den Beziehungen zwischen den westslawischen Gebieten und den römischen Provinzen. Der Vortrag von H. J. Eggers-Hamburg über den „Atlas zur Urgeschichte“ und die „Tabula imperii Romani“ hat, so interessant er ist, mit der eigentlichen Limesforschung im Grunde genommen wenig zu tun. B. S.

Cincik, Joseph G.: Anglo-Saxon and Slovak-Avar Patterns of Cuthbert's Gospel.

A Study in Slovak Art of the Early Carolingian Era. (Series Cyrilomethodiana Vol. I.) Cleveland, Ohio, Rom 1958. 123 S. 2 Ktn., 14 Pl., 8 Fig.

Die These des Verf.s scheint sehr kühn: Er versucht anhand der „slowakisch-awarischen“ Ornamente den Nachweis zu führen, der Cutbercht-Codex (Wien, ÖNB. 1224) sei ein Missionsevangeliar, dessen Ursprung aus der Ornamentik abgeleitet werden könne. Sie scheint umso kühner, wenn man bedenkt, daß in der Literatur, in der der Codex schon sehr reichlich behandelt wurde, und dessen angelsächsische Komponente unbezweifelbar ist, bis in die jüngste Zeit auch die Ansicht vertreten worden ist, er wäre auf den Inseln entstanden. C. zitiert nur einen geringen Teil dieser Fachliteratur, ihm kommt jedoch das Verdienst zu, die Hs. in den Kreis der wissenschaftlichen Arbeiten hineingestellt zu haben, die sich mit den zeitgenössischen Verhältnissen in Mittel- und Osteuropa befaßt haben.

Bezüglich der kontinentalen Entstehung gehen wir noch weiter als C., der sich die Heimat des Textteiles auf den Inseln vorstellen kann (S. 76), während wir darauf hinweisen dürfen, daß eine soeben erschienene Untersuchung W. Neumüllers in Kremsmünster die Salzburger Verwurzelung des Textes klarlegt. Nach den einleitenden Kapiteln befaßt sich C. kurz mit den Evangelistenbildern, ohne dazu Wesentliches zu sagen zu haben (S. 28—30). Das Hauptgewicht liegt auf der Behandlung des Ornaments (S. 30—64), der Rest ist historischen Überlegungen und Vermutungen gewidmet. C. faßt zunächst die angelsächsischen und irischen Formelemente zusammen und stellt diesen die kontinentalen Flechtbänder (Fig. 2, S. 32) gegenüber, die er (S. 35) als „iranisch-kontinental“ bezeichnet. Von den pflanzlichen Ornamenten hebt er die Rundblattranke (Fig. 4/1, 10, 11) als das wichtigste heraus und meint, sie sei vorherrschend in den Denkmälern der slowakischen und awarischen Metallkunst. Abgesehen von der Frage, ob man den slowakisch-awarischen Kreis (vgl. dazu Karte 2, S. 72) im Sinne des Verf.s als eine Einheit betrachten kann, ergibt sich hier ein Einwand: Die oben genannte „Rundblattranke“ des Evangeliiars und die Beispiele der Völkerwanderungskunst, für die C. doch wohl die charakteristischsten Beispiele vorführt (Fig. 5, S. 59) sind nicht identisch. Man kann sie zwar als ähnlich bezeichnen, aber sie vertreten verschiedene Bewegungsmotive. Damit fällt ein Hauptargument für C.

Ähnliche Einwände ließen sich noch weiterhin erheben. Vor allem muß darauf hingewiesen werden, daß die nächstliegende und zahlreichste Parallelengruppe, die Menge der Salzburger und der übrigen bayrischen Handschriften bezüglich

ihrer Ornamentik überhaupt nicht herangezogen wurden, obwohl sie viel engere Parallelen bieten, als die Metallwaren. Besondere Vorbehalte sind gegen die historischen Folgerungen zu machen. C.s Datierung der Handschrift als unter dem Eindruck der Awarenbeute stehend (S. 75, 82) wird durch den Text der Handschrift widerlegt, da dieser „vorkarolingisch“ ist. Eine Beziehung zu Bischof Theodoricus ist eine reine Konjektur, die weiteren Folgerungen der Schlußabschnitte sind wohl als gefühlsmäßige und nicht als wissenschaftliche zu werten.

Die Studie kann insofern als Fortschritt bezeichnet werden, als eine Reihe von Schmuckmotiven des Cutbercht-Codex konkret in ihren östlichen, vorwiegend sassanidischen Beziehungen festgehalten ist. Dies soll nicht unbedankt sein. In den Folgerungen bezüglich der Lokalisierung des Formenkreises wird man dagegen C. nicht beipflichten können. Auch wenn man sich der allgemeinen Wegrichtung bezüglich der Herkunft dieser Ornamente anschließt, die ja seit Z y k a n festgehalten ist, so wird das Detail nochmals und genauer untersucht werden müssen. Die Diskussion über die aufgeworfenen Fragen darf es bei einer solchen Feststellung nicht bewenden lassen. Die Weite der bedeutenden Problematik ist durch C. erkannt und damit wohl auch einer Lösung näher gebracht worden.

Wels

K. H o l t e r

Banská Bystrica (Neusohl). Sborník prác k 700 výročiu založenia mesta. Martin, Osveta 1955. 222 S., 48 Taf. u. einige Textabbildungen.

Über die Stadt Neusohl, die im 16. Jh. (vgl. weiter unten) als Haupt- und Brennpunkt der Gärung und offenen Rebellion aufscheint, ist anlässlich des 700-jährigen Stadtjubiläums eine reich und ansprechend bebilderte Monographie erschienen, zu der verschiedene Autoren ihre Beiträge beigesteuert haben. Beginnend mit der prähistorischen Besiedlung schildert das Buch die Stadt während des „Feudalismus“, den Bergbau dieser Periode, die Stadt in der Renaissancezeit, Literatur, Theater, Musik, Stadtmuseum und Stadtarchiv. Natürlich fehlen auch nicht Aufsätze über den Anteil Neusohls an der Arbeiterbewegung, die Rolle der Stadt im slowakischen Nationalaufstand, über Volkskultur, Volksbibliothek, Schul- und Gesundheitswesen sowie Sport. Alles in allem ein nützliches Buch, das trotz der Verschiedenheit der Betrachtungsstandpunkte als guter Beitrag zur Geschichte dieser alten Bergstadt gewertet werden kann.

Graz

G ü n t h e r P r o b s z t

Ratkoš, Peter: Dokumenty k baníckemu povstaviu na Slovensku 1525—1526.

(Dokumente zum Bergarbeiteraufstand in der Slowakei). Preßburg, Slowakische Akademie der Wissenschaften 1957. 560 S. mit 6 Taf.

Eine umfangreiche Publikation über den Bergarbeiteraufstand von 1525—1526, die auch allen jenen verständlich ist, die der slowakischen Sprache nicht kundig sind, füllt eine empfindliche Lücke in der Literatur der niederungarischen Bergstädte aus¹⁾. Diese waren bekanntlich von der Handelsgesellschaft der Fugger und Thurzo gepachtet worden und bildeten insbesondere durch das reiche Kupfervorkommen um Neusohl (heute Banská Bystrica) eine der wichtigsten Grundlagen

¹⁾ Vgl. dazu meine Arbeit: Die niederungar. Bergstädte und ihr Schrifttum in der Zschr. f. Ostforschung, 5. Jg. 1956, H. 4, bes. S. 554.

des riesigen Fuggervermögens. Die Vorgeschichte der Unruhen ist kurz folgende: Über ein Viertel Jahrhundert hatte die Gesellschaft zwar angefeindet, aber immerhin unangefochten den Bergsegen Oberungarns genossen, als endlich der madjarische Chauvinismus am Hofe zu Ofen die Oberhand gewann, weil man glaubte die Bergwerke selbst ausbeuten und zur Auffüllung der arg zusammengeschnittenen Staatsfinanzen verwenden zu können. Nicht nur, daß der Gesellschaft der Vertrag aufgekündigt wurde, man ließ auch die Fugger-Faktorei zu Ofen Ende Juni 1525 vom Pöbel plündern, der von Drahtziehern hinter den Kulissen dazu angestiftet worden war. Der Fuggersche Faktor Hans Alber mußte der Königin Maria, deren Witwengut wie bei allen ungarischen Königinnen die Bergstädte waren, die Kammer Kremnitz abtreten. Hans Dernschwam²⁾, Albers Stellvertreter und zugleich Kassier der Faktorei, hatte jedoch in kluger Voraussicht alles wichtige Material und die Kostbarkeiten von Ofen nach Neusohl geschafft³⁾, so daß die Verluste hier in Ofen eher gering waren; in Pest und Gran aber wurden große Mengen kostbaren Kupfers beschlagnahmt. Dafür gelang es dem getreuen Dernschwam durch einen reitenden Boten die Neusohler Faktorei im letzten Augenblick anzuweisen, „sofort sämtliche Vermögenswerte nebst Geschäftsbüchern auf zwei Wagen über die polnische Grenze nach Krakau zu schaffen“⁴⁾. So hatte die Kommission, die das Fuggersche Vermögen im Auftrag der Krone beschlagnahmen sollte, das Nachsehen. Auch der Versuch, die Angestellten der Firma für die Krone zu verpflichten und auch die Arbeiter zu gewinnen, schlug fehl.

Das letzte muß übrigens für die Fuggerischen eine angenehme Überraschung gewesen sein, hatten doch in Neusohl bereits zu Beginn des J. 1525 schwere Unruhen stattgefunden, die vielleicht damals „nur eine Abzweigung jener sozialen Gärung“ waren, „die durch ganz Mitteleuropa ging. Trotzdem der magyarische Nationalismus diese Spannungen gerne sah, glückte den Bergrichtern die gütliche Beilegung der Meinungsverschiedenheiten zwischen der Firma und Gefolgschaft“⁵⁾. Im Juni, kurz vor der Plünderung und Brandlegung in Ofen gab es neue Zusammenrottungen. Ursache: die weit vorgeschrittene Münzverschlechterung, wodurch Gehalt und Wert der Kleinmünzen⁶⁾, d. h. der ungarischen Denare, auf die Hälfte gesunken war. Die Besonnenheit des Fuggerschen Faktors zu Neusohl Hans Ploß bewahrte die Stadt damals vor einer Katastrophe, da die von Johann Zápolya geführte nationalistische Partei am Hofe „nur des Signals wartete, um Deutsche und Deutschfreunde insgeheim, vorzüglich die Fugger, aus dem Lande zu verweisen!“⁷⁾. Die Knappen hatten zwar die Zusicherung einer hundertprozen-

²⁾ Über Dernschwam s. Günther P r o b s z t, Das deutsche Element im Personal der niederungarischen Bergstädte. München 1958, S. 35 f.

³⁾ Götz Freiherr v. P ö l n i t z, Jakob Fugger. Kaiser, Kirche und Kapital in der oberdeutschen Renaissance. Tübingen 1949, S. 610.

⁴⁾ Ebda., 611.

⁵⁾ Ebda., 605.

⁶⁾ P ö l n i t z, 605, sagt „Scheidemünze“, nicht Kleinmünze. Das ist unrichtig. Die Zeit kennt diesen Begriff, der den Nominalwert einer Münze unabhängig vom Metallgehalt festsetzt, dafür aber die Menge beschränkt, in der die Scheidemünze angenommen werden muß, noch nicht. Nach der damaligen Geldtheorie hatten sich Wert und Feingehalt nahezu zu decken.

⁷⁾ P ö l n i t z a.a.O., 606.

tigen Lohnerhöhung erzwungen: sie war indessen nur eine Scheinniederlage der Unternehmer. Denn die Lage, die schon sehr bedrohlich ausgesehen hatte, da die Knappen sich mit Feuerbüchsen bewaffnet hatten, war dadurch wesentlich entspannt worden. Die folgenden Ereignisse rechtfertigten völlig die Maßnahmen des Faktors. Denn um die Stellung Jakob Fuggers, des vielgehaßten und vielbewunderten, zu erschüttern, gedachte Zápolya Deutsche gegen Deutsche auszuspielen.

So kam es, daß die „Häuer, die noch vor wenigen Wochen mit bewaffneter Faust gegen Fugger sich erhoben hatten“, sich „nach Bewilligung ihrer Lohnforderungen schützend vor seinen Besitz“ stellten. „Die Erregung der Knappen, die durch Darlegungen der Faktoren über die Ursachen der Münzverschlechterung gegen den Hof aufgebracht waren, stieg immer weiter, und wenn der Vertreter der Gesellschaft, Hans Ploß, der gezwungenermaßen die Kommission begleitete, nicht eingegriffen hätte, wären diese von der erregten Arbeiterschaft vermutlich umgebracht worden“⁸⁾. Ergänzend sei noch bemerkt, daß man den Bergarbeitern suggeriert hatte, daß die Münzverschlechterung ein Werk der Fugger sei, die sich auch daran hätten bereichern wollen.

Dies die Ereignisse in den Bergstädten, soweit sie die Arbeiterschaft betrafen. Es ist bekannt und in der Fugger-Literatur wiederholt geschildert worden, wie sich die Dinge für die Gesellschaft weiterentwickelten, wie vom Kaiser und seinem Bruder Ferdinand, den Schwägern des Ungarnkönigs Ludwig II., angefangen, sich zum Schutze ihres Augsburger Geldgebers und Bankiers die Fürsten gegen die Ofner Politik wandten, wie trotz dieser moralischen Unterstützung der madjarische Nationalismus seine Partie nicht aufgeben wollte, und wie schließlich, nicht zuletzt wohl infolge der erlittenen Aufregungen der alte Jakob Fugger, der „Reiche“, knapp vor Ende 1525 starb. Sein Neffe und Nachfolger Anton Fugger übernahm als Gewalthaber der Firma das Erbe in schwerster Zeit. Es gelang ihm aber gleich zu Beginn seiner Geschäftsführung mit den Thurzo einen Vertrag zu schließen, der den Fuggern freie Hand gab, „die Gruben von Neusohl fortan für sich zu pachten und ‚als ihr eigen Gut‘ zu bauen“⁹⁾. Damit hatte Anton wenigstens in dieser Hinsicht eine lästige und hinderliche Fessel abgeschüttelt. Die immer drohender werdende Türkengefahr gab ihm eine weitere Waffe in die Hand, die ungarischen Angelegenheiten in seinem Sinn zu bereinigen, wodurch auch die bisherige finanzielle Blockade gegen Ungarn gelockert werden konnte. Am 15. April 1526 kam es zu dem denkwürdigen Vertrag zwischen Anton und der Stefanskronen, deren Hauptpunkt die Rückstellung der den Fuggern vor 10 Monaten abgenommenen Bergstädte war, wogegen der König einen Vorschuß von 50 000 Dukaten zur Truppenanwerbung erhielt. Aber es war bereits zu spät und zu wenig: am 29. August 1529 ereilte Ungarn und seinen schlecht beratenen, ja verratenen König die Katastrophe von Mohatsch.

Dies ist in knappen Zügen der historische Hintergrund der bergstädtischen Knappenaufstände von 1525/26. Unser Dokumentenband setzt am 16. V. 1525 mit einer lateinischen Urkunde ein, worin der Stadtrat von Neusohl Zeugnis ablegt, daß sich Bergleute und Faktor der Fugger-Thurzo-Gesellschaft über Löhne und friedliche Zusammenarbeit geeinigt haben (Nr. 1). Er schließt am 26. III. 1530 mit

⁸⁾ Ebda., 611 f.

⁹⁾ Ders.: Anton Fugger I, Tübingen 1958, 69 f.

einer in Ofen erlassenen Anordnung von Ferdinands Gegenkönig Johann Zápolya, wonach auf eine Beschwerde des vorerwähnten Stadtrates Adel, Städten und Dörfern des ganzen Landes befohlen wird, jene Rebellen, die vor einigen Jahren die Stadt vernichteten und auch heute noch damit drohen, unverzüglich gefangen zu nehmen und laut Recht zu bestrafen (Nr. 157). Die zeitlich dazwischen liegenden Dokumente zeigen Schritt für Schritt die Entwicklung der Aufstandsbewegung und ihr Abklingen auf. Die Dokumente sind in der Sprache wiedergegeben, in der sie abgefaßt sind; die überwiegende Mehrzahl ist deutsch, der Rest lateinisch, der damals in Ungarn üblichen Amtssprache, 2 italienisch und 4 tschechisch. An diese 157 Schriftstücke schließen sich 16 Auszüge aus Rechnungsbüchern mit Daten über Produktion, Bergwerksbelange, Steuereinnahmen u. dgl. sowie einige Inventare an. Den Beschluß macht das berühmte Memorial Hans Dernschwams (vor 1563) über die Neusohler Bergwerke und die feudalen Spaltungen im „mehr-nationalen“ Ungarn vor der türkischen Besetzung, das zum ersten Mal von J. Chr. Engel in seiner „Geschichte des Ungarischen Reiches und seiner Nebenländer“, I, Halle 1797, 190 ff. veröffentlicht wurde¹⁰⁾.

Die Benützung dieser sorgfältig edierten, sehr aufschlußreichen Quellen ist dadurch erleichtert, daß sich am Schlusse des Bandes auch genügende ausführliche deutsche (und natürlich auch russische) Regesten befinden.

Wie schon erwähnt, standen sich in den Bergstädten damals zwei Parteien gegenüber, die eine war die Gesellschaft der Fugger-Thurzo, die ihre verbrieften Rechte verteidigte, die andere die von dem Oberkammergrafen der Königin Maria, dem Tiroler Thomas Behaim¹¹⁾, angeführte der Unzufriedenen, die mit allen Kräften ans Ruder zu kommen trachtete, unter dem Vorgeben, die angebliche Mißwirtschaft der bisherigen Pächter zu beheben und vor allem, um die reichen Einkünfte aus den Bergwerken in ungarische und nicht in ausländische Taschen zu leiten. Daß es zu einer Weiterführung der Bergwerke am nötigen Betriebskapital fehlte, wurde wohlweislich verschwiegen. So war dieses Vorhaben zum Tode verurteilt, bevor es überhaupt zu leben begonnen hatte. Denn die Krone Ungarn verfügte über keine Geldreserven; sie hatte im Gegenteil in ihren chronischen Finanznöten in einer katastrophalen Münzverschlechterung der Weisheit letzten Schluß erblickt und damit dem Verderben Tür und Tor geöffnet. Denn sie hatte sich durch die Finanzpolitik um jeden Kredit gebracht. Sehr richtig bemerkt daher Pölnitz, daß sich das Schicksal Ludwigs von Ungarn deshalb erfüllt habe, weil er sich den Beistand der Fugger verscherzte. „Sein Königreich ging mit seinem Kredit zu Grunde“¹²⁾.

Es gab also in den Bergstädten zwei Ebenen, auf denen die Kämpfe ausgetragen wurden; die eine war der abgrundtiefe Antagonismus zwischen den beiden um den faktischen Besitz der Bergwerke ringenden Parteien, die andere, tiefer gelegene, aber der soziale und materielle Gegensatz zwischen Unternehmer und

¹⁰⁾ Soweit dieses Memorial die ungarischen Münzverhältnisse dieser Zeit berührt, habe ich es unter dem Titel „Zum ungarischen Münzwesen des 16. Jahrhunderts“ in den Mitt. d. Ost. Num. Ges. VIII (XXIX a. F.), 1953/54, S. 25 ff. neu abgedruckt.

¹¹⁾ Über Bernhard Beheim (Behaim) d. J. s. mein Buch, Das deutsche Element, 29 ff.

¹²⁾ Pölnitz, Anton Fugger, 79.

Arbeitnehmern. Beides aber war untrennbar miteinander verknüpft; die begreifliche Unzufriedenheit der Arbeiter richtete sich aber, wie wir schon gesehen haben, nicht so sehr gegen die Fugger-Thurzo, sondern gegen ihre durch die desolaten Münzverhältnisse begründete schlechte Entlohnung¹³⁾. Diese Unzufriedenheit wurde natürlich von Seiten der chauvinistischen Clique am Hofe mächtig geschürt, wie man sieht, auch mit einem gewissen Erfolg. Die ersten Schriftstücke (9, 13, 15) enthalten denn auch sich wiederholende Versprechungen Behaims, der selbst in Tirol Münzmeister gewesen war, daß man die Münzen verbessern werde. Was aber in diesen Briefen nicht stand, war, daß die Münzverschlechterung, nicht, wie allgemein vermutet und auch geflissentlich verbreitet wurde, ein Werk der Fugger war, sondern ein Zwangsmittel des Staates, durch das er seine Finanzen zu verbessern suchte. Die Ofner Plünderungen hatten sich zwischen dem 22. und 24. Juni 1525 ereignet; die eben erwähnten Dokumente stammen bereits aus dem Juli dieses Jahres, also aus einer Zeit, da die Fugger-Thurzo bereits entthront waren. Nicht ihnen, sondern den neuen Machthabern fiel daher die Verantwortung für die nunmehr abrollenden Ereignisse zu. Ein bezeichnendes Streiflicht wirft auf diese geplante „Neuordnung“ ein Schreiben des früheren Kammergrafen Alexi Thurzo an die Arbeiter des Kupferhandels in Neusohl, „sie wären durch nichts an ihn gebunden und sollen ihre Löhne von denen eintreiben, denen die von ihm genommenen Bergwerke zugeteilt werden!“ (17). Wie wenig aber diese Neuordnung durchgeführt werden konnte, wie sehr sich vielmehr alles aufzulösen begann, zeigt deutlich ein Befehl König Ludwigs an die Bergleute von Schemnitz und Hodritsch, bei sonstiger Todesstrafe wieder zur Arbeit zurückzukehren (21). Wenige Tage später aber schrieb ein gewisser Georg Rockolfinger an seinen Vater Tobias, Bürger zu Neusohl, daß sich die Arbeiterschaft des Neusohler Kupferhandels vergebens nach den Thurzo zurücksehne (27). Es gärte nunmehr unverkennbar im Bereich der Bergstädte. Nicht nur in Neusohl, sondern auch in Kremnitz und Schemnitz, den beiden anderen Hauptorten. In Neusohl hatte der Abgang des früher so angefeindeten Fugger-Faktors Hans Ploß neuerliche Unruhen ausgelöst.

Es würde den Rahmen einer Besprechung weit überschreiten, wollte ich an Hand der Dokumente bis ins Einzelne die nun folgenden Ereignisse aufzeigen. Es sei daher nur ganz kurz erwähnt, daß die Behörden gegen die nunmehr mit Windeseile um sich greifende Bewegung so gut wie machtlos waren. Als Auskunftsmittel wurde einmal von Behaim geraten, den Arbeitern höhere Löhne auszuzahlen, als ihnen gebühre (46). Man hatte sichtlich Angst, daß es gleich wie beim großen Bauernaufstand in Deutschland auch hier zum Blutvergießen kommen könnte. Wie ein roter Faden zieht sich das vernachlässigte Münzwesen durch die ganzen Schriftstücke. R a t k o š hat übrigens in zwei früheren Arbeiten¹⁴⁾ noch eine zweite Seite in der Geschichte der Unruhen aufgeblättert: die religiöse. Nicht nur Behaim trifft Anordnungen, erteilt Ratschläge und stellt Anforderungen,

¹³⁾ Die Fugger hatten deshalb geplant, mit königlicher Bewilligung in Neusohl eine eigene Münzstätte zur schnellen Entlohnung ihrer Arbeiter einzurichten. Es war auch vorübergehend in Neusohl zur Ausmünzung gekommen. Vgl. Günther P r o b s z t, Die Bergstadt Neusohl als Münzstätte. Num. Zschr. 72 (Wien 1947), 70 ff.

¹⁴⁾ S. meine in Anm. 1 erwähnte Arbeit, S. 553, Anm. 31.

auch der Erzbischof von Gran, dem als Primas des Reiches gewisse Rechte an der Münze usw. zustanden, schaltet sich ein (56), und der Kaplan von Hodritsch bei Schemnitz, Jakob Zanacker, versucht in einem Schreiben an den Schemnitzer Richter, die Bewegung der Knappen durch Zitate aus Bibel und Rechtssammlungen zu verteidigen (47). Man befürchtete einen neuerlichen Aufstand; der Stadtrat von Neusohl wurde daher angewiesen, solange mit den Bergleuten zu verhandeln, bis man die Lohnfelder bringe (57). Nur die Bergleute der kleinen Bergstadt Pukkanz lehnten es ab, sich an der geplanten Erhebung zu beteiligen (62). Am 9. März 1526 schrieb dann der päpstliche Legat Anton Burgio dem Sekretär der Kurie Jakob Sadoletto, daß sich ungefähr 4000 Bergarbeiter aus den Kupfergruben in Waffen erhoben und daß sie die Stadtkirche angegriffen hätten, wo sich die Artillerie befand¹⁵⁾. Sie wurde auch genommen. Alle Bergarbeiter, ob Deutsche oder Slowaken, seien aber von der „maledetta heresi Lutherana“ infiziert (64). Ein paar Tage später zwar berichtete der Legat, daß sich die Lage wieder beruhigt habe, aber die Nachricht war falsch (68). Am 27. März befahl der König den Stadträten und Einwohnern der Bergstädte, die kgl. Kommissäre bei der Unterdrückung des Aufstandes gegen die Kirche (!) in jeder Hinsicht zu unterstützen. Bei dieser Kommission befand sich auch der Palatin, Stephan Werböczi, der berühmte Verfasser des „Tripartitum“, des Gesetzbuches, das, ohne förmlich als Gesetz kundgemacht zu werden, über 300 Jahre Gesetzeskraft hatte und der Adelsherrschaft eine noch festere Grundlage gab. Werböczi sprach am 13. April 1526 in Neusohl das Urteil über die Führer des Bergarbeiteraufstandes aus (86 u. 87); wenige Tage später aber wurde durch Vermittlung Alexi Thurzos zu Gran mit Anton Fugger ein neuer fünfzehnjähriger Pachtvertrag über die Neusohler Bergwerke abgeschlossen (88). In den Bergstädten aber hatte sich inzwischen das Blatt zum Schlimmeren gewendet. Werböczi war in Ungnade gefallen, seiner Würden entsetzt und zum Hochverräter erklärt worden. Infolgedessen forderten die Neusohler Bergleute die von Schemnitz und Hodritsch (und sicherlich auch die der anderen Bergorte) auf, sich fest zusammenzuschließen, um die verräterischen Elemente in ihren Reihen rücksichtslos auszumerzen (94). Trotz der wachsenden Gefahr blieben Hof und Bergstädte den Problemen gegenüber auch weiterhin negativ eingestellt. So fiel die Abmahnung vor einer neuerlichen Erhebung keineswegs auf fruchtbaren Boden. Im Gegenteil. Am 4. August 1526 verlangte Neusohl von Schemnitz Hilfe, da es am Vortage durch die Häuer „gantz und gar zue grunde verbrent und zuenicht“ worden sei (113). Wenige Tage später befahl dann der König, 46 namentlich angeführte Bergleute als Anstifter des Aufstandes und wegen Vernichtung der Stadt Neusohl zum Tode zu verurteilen, wo immer sich diese Verbrecher befänden (122). Aber wie immer bei solchen Anlässen, hatten sich die Anführer der Verantwortung durch die Flucht entzogen. Nur einiger wurde man habhaft. Die letzten Dokumente handeln alle davon. Von der Untersuchung gegen einige Teilnehmer, die Ende 1526 und zu Ende des Winters 1527 verurteilt wurden, sind nur Bruchstücke erhalten geblieben (151).

Das deutsche Vorwort zu den Regesten nennt die Dokumente „Quellen zur gewaltigsten Offenbarung des antifeudalen Widerstandes der städtischen Armenviertel in den Bergstädten der Slowakei“, ein Standpunkt, dem ein sozial denken-

¹⁵⁾ Günther Probszt, Der Beitrag der niederungar. Bergstädte zur Türkenabwehr. SOF XIII (1954), 102.

der Mensch nach Studium des Buches im großen ganzen beipflichten muß. Der Untergang der jagellonischen Dynastie in Ungarn nach der Unglücksschlacht bei Mohatsch war nicht zuletzt durch ihr Versagen in der Frage der bergstädtischen Arbeiter herbeigeführt worden. Der Versuch, die Fugger-Thurzo, von denen die ersten bekanntlich vernünftig genug gewesen waren, mit ihren Arbeitern wieder Frieden zu machen, durch heimliche Zettelungen unter der unzufriedenen Häuerschaft aus Ungarn zu vertreiben und damit der verhaßten Fremdherrschaft ein Ende zu bereiten, hatte sich gegen die Anstifter selbst gekehrt. Es besteht kein Zweifel, daß auch von der bedrückten Arbeiterschaft selbst viele entscheidende Fehler begangen wurden; aber diese hat sie in der nun einbrechenden Türkennot durch ihr staatstreues Verhalten und mannhaftes Auftreten gegen den Erbfeind der Christenheit hinlänglich gesühnt¹⁶⁾.

Graz

Günther Probst

III. Ungarn

Studia Slavica Academiae scientiarum Hungaricae. Band I. Budapest, Ungar. Akademie der Wissenschaften 1955. 476 S. Band II, 1956. 441 S. Band III, 1957. 468 S. Band IV, Fasc. 1—2, 1958. 249 S.

Die neue Zeitschrift der Ungarischen Akademie verdient an dieser Stelle besonders hervorgehoben zu werden. Sie widmet sich den ungarisch-slawischen Beziehungen im weitesten Sinne dieses Wortes. Sie umfaßt sowohl Sprachwissenschaft, Literaturgeschichte als auch Kulturgeschichte und Geschichte überhaupt. Die Zeitschrift erscheint in guter Ausstattung. Die Beiträge erscheinen in deutscher, französischer und russischer Sprache. Die Aufsätze sind von hohem wissenschaftlichen Niveau und bedeuten eine verdienstvolle Bereicherung.

Aus dem reichen Inhalt können wir nur einiges wenig herausgreifen. Wir erwähnen aus dem 1. Band eine grundlegende Abhandlung des Herausgebers über „Die Sprache der alten Slawen Transdanubiens“ (S. 29 ff.) und die Ausführungen von L. Hadrovics (S. 49 ff.) über eine madjarische Vorlage des süd-slawischen Troja-Romans (H. nimmt an, daß der lateinische Text einer im 12. Jh. in Ungarn verfaßten Geschichte des Trojanischen Krieges zu Anfang des 13. Jhs. ins Madjarische übersetzt worden sei, die noch im Mittelalter ins Kroatische, Serbische, Bulgarische und aus dem Bulgarischen ins Russische übertragen wurde. Ich meine allerdings, daß die von H. in der Tat nachgewiesenen Hungarismen in den süd-slawischen Texten auch anders erklärt werden können, nämlich als ungarischer sprachlicher Einfluß. Ein weltlicher Geschichtsroman in madjarischer Sprache aus dem 13. Jh. erscheint mir als unwahrscheinlich).

Aus dem 2. Band führen wir an von E. Moór, „Die Ausbildung der Betriebsformen der ungarischen Landwirtschaft im Lichte der slawischen Lehnwörter“ (S. 31 ff.), E. Fügedi, „Kaschau, eine osteuropäische Handelsstadt am Ende des 15. Jahrhunderts“ (185 ff., eine sorgfältige Analyse der Steuerrollen aus dem 15. Jh.), L. Gáldi, „De Gyarmathi à Miklosich“ (S. 289 ff.), wichtiger materialreicher geschichtswissenschaftlicher Überblick über die vergleichenden slawisch-madjarischen Sprachstudien, sowie kleinere Mitteilungen von hohem Wert (u. a.

¹⁶⁾ S. meine vorerwähnte Arbeit.

eines kroatischen revolutionären Gedichtes aus dem J. 1894 (S. 381 ff.), ein Sprachdenkmal der Slowenen des Übermurgebietes aus dem 17. Jh. (S. 388 ff.). Im 3. Band fesselt unsere Aufmerksamkeit u. a. B. Ila, „Die walachische Bevölkerung der Herrschaften Murany, Csetnek und Krasznahorka“ (S. 113 ff.) und I. Póth „Szigligeti's Schauspiele auf den serbischen Bühnen“ (S. 363 ff.). Aus dem 4. Band führen wir Abhandlungen von M. Fogarasi an, „Europäische Lehnwörter im Spiegel einer russischen diplomatischen Urkundensammlung“ (S. 47 ff.), P. Király „Zur Frage der ältesten slowakischen Sprachdenkmäler“ (S. 113 ff.) und L. Sziklay, „Hviezdoslav und die ungarische Literatur“ (S. 193 ff.). Wir haben bei diesem Hinweis nur einiges anführen können, was den Reichtum des Gebotenen, insbesondere in sprachwissenschaftlicher Hinsicht nicht verdeutlichen kann. Wir müssen uns mit der abschließenden Feststellung begnügen, daß aus der Zeitschrift die führende europäische Stellung der ungarischen Slawistik und ihrer zentralen Persönlichkeit in Gestalt von Stefan Kniezsa klar hervorgeht. F. V.

Miskolczy, Julius: Ungarn in der Habsburger Monarchie (Wiener historische Studien, V). Wien, Herold-Verlag 1959. 212 S. Brosch. DM 23.80.

Im Rahmen der „Wiener historischen Studien“, in der schon die Stellung der Italiener in der Monarchie durch Hans Kramer behandelt worden war, erscheint nunmehr eine Arbeit von M., die die Stellung der Madjaren in der Donaumonarchie behandelt. Der Verf. ist ein angesehener ungarischer Geschichtsforscher, der lange Zeit das Ungarische Historische Institut in Wien leitete und nach 1945 in Wien verblieben ist. Er ist durch zahlreiche bedeutsame Arbeiten, vor allem zur Geschichte Ungarns im Zeitalter des Vormärz und der ungarisch-kroatischen Beziehungen hervorgetreten. Auch die vorliegende Arbeit umfaßt, abgesehen von einer gedankenreichen Einleitung (S. 7—33), in erster Linie den Zeitraum von 1790—1918. Bei einer Persönlichkeit wie M. versteht es sich von selbst, daß er den Stoff und das einschlägige Schrifttum gründlichst beherrscht. Ich hätte es allerdings begrüßt, wenn der Apparat der Arbeit (S. 200—205) etwas ausführlicher angelegt worden wäre. Gerade der nichtdeutsche Leser würde dadurch in der Benützung des Werkes zusätzlich gefördert worden sein.

Im wesentlichen vertritt M. die herkömmliche ungarische Geschichtsauffassung, die allerdings in wichtigen Punkten mit positiveren Akzenten gegenüber Österreich versehen ist. Ich glaube allerdings, daß das ungarisch-österreichische Verhältnis und auch das madjarisch-österreichische (leider verwischt der gelehrte Verf. viel zu sehr die Unterschiede zwischen ungarisch und madjarisch) noch positiver gewertet werden könnte, als dies durch M. geschehen ist. Aber eine Aussprache darüber im Rahmen einer knappen Buchbesprechung ist nicht möglich. Keine Frage ist es jedenfalls, daß das mangelnde Zusammengehen Ungarns mit Österreich zu Ungarns Sturz beigetragen hat. Doch sollen diese Hinweise, die grundsätzliche Unterschiede in der Auffassung andeuten mögen, nicht darüber hinwegtäuschen, daß M. trotz seines ungarischen Standpunktes, den er diesen Fragen gegenüber einnimmt, den Willen zu einer aufgeschlosseneren Auffassung bekundet, den ich für seine ungarischen Kollegen als vorbildlich hinstellen möchte. Dem Verlag ist es zu danken, daß er uns in gewohnt vorzüglicher Ausstattung dieses wichtige Buch zugänglich gemacht hat.

F. V.

Csikay, Paul: Les relations entre le Portugal et les pays de l'Europe Centrale à la lumière de l'Universalisme médiéval (En marge de l'Histoire de l'Union Européenne). Extrait de la Revue de la Méditerranée No. 84. Alger 1958, 40 S., 3 Taf.

Verf. hat mit gewissenhafter Kleinarbeit reiches Material zu den Wechselbeziehungen Portugals zum Reich, Ungarn und der südslawischen Adria zusammengetragen. Wie im Titel richtig angedeutet wird, verbindet die heterogenen Einzeldaten meist nur der bekannte übernationale Universalismus des abendländischen Mittelalters. Solche „Beziehungsforschung“ läuft immer Gefahr, die Quellen zu überfordern und Einzelheiten zu überbewerten, weil sie diese aus ihren natürlich-organischen Zusammenhängen herauslöst. Auch der Verf. der vorliegenden Untersuchung konnte nicht dieser Gefahr ausweichen. Es ist z. B. sicher falsch, die 1276 verwüstete Schule von Wesprim (Veszprém) in diesem Zusammenhang anzuführen und sie — entgegen den Forschungsergebnissen R. Békéfi's — als „nach dem Muster der Universität von Paris errichtetes Studium Generale“ zu betrachten. T. B.

Magyarország műemléki topográfiája (Kunsttopographie Ungarns) **Bd. V: Pest megye műemlékei** (Kunstdenkmäler des Komitats Pest). 1. Teil. Budapest, Akademie-Verlag 1958. 688 S., 704 Abb. im Text, 2 Ktn.

Im vorliegenden Band wird die Kunsttopographie Ungarns (s. SOF XV 1956, 594—95) unter Führung von D. Dercsényi nach dem bewährten System fortgesetzt. Als erster Teil des Komitats Pest enthält er die allgemeinen Einführungskapitel und die Beschreibung der Ortschaften A—P. Die archäologische Übersicht von P. Patay (Ur- und Vorgeschichte) und S. Soproni (Römerzeit und Völkerwanderung) ist von lexikalischer Fülle und Kürze. Die kunstgeschichtliche Zusammenfassung von D. Dercsényi (Mittelalter), St. Genthon (Neuzeit) und G. Rózsa (Darstellungen von Waitzen [Vác] und Visegrád) ergänzt glücklich die stellenweise allzu knappen Angaben des Inventarteiles. Den bedeutendsten Beitrag der Einführung stellt die außerordentlich umfangreiche „Geschichte des Komitats Pest“ von L. Makkai dar. M. trägt der Tatsache vollends Rechnung, daß das heutige Komitatsgebiet keine geschichtlich-organisch entwickelte Einheit ist, sondern nur durch administrative Maßnahmen der letzten Jahre entstand. Er versucht die Siedlungs-, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte dieses Gebietes an Hand reichen Quellenmaterials darzustellen. Der Anfang und das Ende sind die schwächsten Teile der Arbeit. Fehlende bzw. nicht berücksichtigte Tatsachen lassen sich bei der Untersuchung der Verhältnisse des 10. Jh.s durch Schlagworte und Fiktionen wie „Ausbeutung“ und „militärische Demokratie“ ebensowenig ersetzen, wie durch eine Geschichte der sozialistischen Bewegung bzw. der Partei im 20. Jh. Umso aufschlußreicher ist die Darstellung der Türkenzeit.

Im Inventarteil bringt der Band vor allem reiches bisher unbekanntes kunstgewerbliches Material und auch der Profanarchitektur wurde besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Die Herrenhäuser des nunmehr verschwundenen Ortsadeis werden beinahe restlos abgebildet, u. E. auf Kosten des allgemein geschichtlich und kunstgeschichtlich meist viel bedeutenderen Mittelalters. Die mittelalterliche Baukunst wird überhaupt etwas stiefmütterlich und ungleich behandelt. Die künstlerisch unbedeutende spätgotische Bergmannskirche von Nagybörzsöny

(Deutschpilsen) wird mit kaum weniger Architekturzeichnungen bedacht, als die dortige romanische Stephanskirche und die ganz hervorragende ehem. Prämonstratenserkirche von Ócsa. Die Beschreibungen aber bleiben oft zu allgemein, man vermißt meist den bautechnisch geschulten Beobachter. An Stelle einiger durchschnittlicher Herrenhäuser würden wir lieber Fotos und Grundrisse der umstrittenen und historisch viel wichtigeren mittelalterlichen Ruinen der Ofener Berggegend sehen. Eine Kunsttopographie ist freilich keine Kunstgeschichte, doch soll sie für die weitere Forschung eben die Grundlage schaffen, indem sowohl das bekannte wie auch das unbekannte Material zugänglich gemacht wird. So bleibt z. B. die Frage der Zisterzienser- und Paulinerklöster von Pilisszentkereszt unentschieden und der Leser ist nicht einmal in der Lage, sich eine eigene Meinung zu bilden, da sich über die vermutliche Zisterzienserruine in der Gemarkung von Pomáz, worauf im Artikel Pilisszentkereszt verwiesen wird, unter Pomáz nichts findet. Es sei hier bemerkt, daß der abgebildete Kreuzganggrundriß von Pilisszentkereszt ebenfalls durchaus zisterziensisch anmutet. Auch von der Schloß- und Kirchenruine von Pomáz-Klissza bekommen wir nur einige bemerkenswerte Einzelteile zu sehen, über die Anlage und Architektur berichtet nur eine allzu knappe Beschreibung. Die drucktechnische Ausführung der Abbildungen ist leider nicht einwandfrei. Besonders die Abbildungen alter Landkarten und Pläne sind zu verschwommen, um noch die wesentlichen Einzelheiten deutlich erkennen zu lassen. Hoffentlich wird die tüchtige „topographische Arbeitsgemeinschaft der ungar. Akademie“, die als Verf. zeichnet, diesen wenigen Mängeln im zweiten Band abhelfen können.

T. B.

Alte Holzfiguren in Ungarn. Zusammengestellt von Maria Aggházy. Foto A. Schiller. Budapest. Verlag der Ungarischen Akademie der Wissenschaften 1958. 40 S. und 86 Taf.

In der Einführung überblickt A. Technik und Organisation der Holzskulptur im allgemeinen und die Entwicklung in Ungarn an Hand der abgebildeten Beispiele. Besonders wertvoll ist die ausführliche Besprechung des Barocks mit zahlreichen bis jetzt kaum oder vollkommen unbekanntem Denkmälern. Die 22 Titel umfassende Bibliographie kann leider den fehlenden wissenschaftlichen Apparat keineswegs ersetzen. Ein Verzeichnis der Tafeln mit genauen Angaben der einzelnen Werke schließt den Textteil ab. Die Auswahl ist glücklich, nur die Aufnahme der hervorragenden Madonna von Zalaszentgrót vor der Restaurierung, d. h. mit der entstellenden Fassung des 19. Jh.s hätte man ruhig weglassen können. Die Bilder selbst sind dem Text und der Auswahl nicht ebenbürtig. Fast alle Farbaufnahmen haben einen Stich, die Klischees der schwarz-weiß Bilder sind meist recht flau ausgefallen. Erstaunlich schwach ist die Aufnahme des Passionsaltars von Nyirbátor (Taf. 48).

T. B.

Gerő, Győző: Buda török műemlékei (Die türkischen Denkmäler in Ofen). Budapest, Képzőművészeti Alap 1957. 54 S., 1 Taf.

Dercsényi, Dezső - Gerő, László: A sárospataki Rákóczi-vár (Die Rákóczi-Burg in Sárospatak). Budapest, Képzőművészeti Alap 1957. 83 S., 59 Abb.

Kampis, Antal: Tihany műemlékei (Kunstdenkmäler von Tihany). Budapest, Képző-

művészeti Alap 1957. 48 S., 32 Abb. (Alle drei Bände in der Serie „Műemlékeink“).

Unter den ungarischen Kunstpublikationen nimmt eine Buchreihe unsere Aufmerksamkeit in Anspruch, die unter der Bezeichnung „Műemlékeink“ (Unsere Kunstdenkmäler) die Inventarisierung der ungarischen Kunstdenkmäler ergänzt und popularisiert. Gerő handelt über die türkischen Kunstdenkmäler in Ofen. Die Türken, die hier von 1541 an fast 150 Jahre herrschten, prägten auch das damalige Antlitz der Stadt, das uns aus den Stichen von Schön und Siebmacher vertraut ist. Neben den für die abendländischen Städte charakteristischen gotischen Kirchtürmen erscheinen als Metaphern des Himmels die türkischen Kuppeln und unvermeidlichen Minarets. — Sehr aufschlußreich ist die Abhandlung über die großartige Rákóczi-Burg in Sárospatak, deren Gründung auf die kriegerischen Erfahrungen im Mongolensturm zurückgeht und die im Wandel von Gotik, Renaissance und Barock auch ihr Antlitz wandelte. — Unter den Kunstdenkmälern in Tihany am Plattensee ragt die Kirche der Benediktinerabtei hervor, deren romanische Krypta erhalten blieb. Die Kirche selbst ist ein barocker Neubau. Ihre Einrichtung schuf um die Mitte des 18. Jh.s der Laienbruder und Holzschnitzer Stuhlfeld, der aus dem Salzburger oder aus Bayern kam und hier die Überlieferung der großen Bildhauerwerkstätten des bayerischen Rokokos pflegte. H. W.

IV. Jugoslawien

Peristil. Zbornik radova za povijest umetnosti i arheologiju. Herausgeg. vom Verein der Kunsthistoriker in der VR Kroatien. Bd. II. Agram 1957. 228 S. u. LIV Taf. sowie zahlr. Textskizzen.

Der vorliegende zweite Band dieser Zeitschrift ist dem vor allem um die altkroatischen Kunstdenkmäler verdienten früheren Landeskonservator von Dalmatien und jetzigen Staatskonservator von Kroatien, Ljubo Karaman, zur Vollendung des 70. Lebensjahres gewidmet. Dementsprechend befaßt sich auch ein Großteil der Beiträge mit dalmatinischen Themen. Eingeleitet wird der Band von einem Schriftenverzeichnis des Jubilars. Der Beitrag von Fr. Stelè (S. 19—28) geht über den Rahmen des lokalen hinaus und behandelt die Frage des nationalen Moments in der Kunstgeschichte, insbesondere der slowenischen. D. Rendić-Miočević datiert (S. 29—38) die silbernen theriomorphen Ohrgehänge aus dem Schatzfund von Gorica (Herzegowina) in hellenistische Zeit. Branka Vikić-Belančić bringt (S. 39—44) vier bisher nicht entsprechend veröffentlichte römische Porträts (3 weibliche Köpfe aus Salona, ein Relief eines Mädchens aus Carevo polje bei Čakovac), W. F. Volbach (S. 45—47) einen byzantinischen Silberteller im Röm. germ. Zentralmuseum zu Mainz, Br. Gabričević (S. 49—51) einen kupfernen Spangenhelm der Völkerwanderungszeit aus Salona. E. Dyggve vermutet (S. 57—61) in einem an die westliche Stadtmauer von Salona angelehnten Bau basilikalen Typs eine sogen. Basilica discoperta (sub divo). Br. Marušić behandelt (S. 63—70) die slawisch-awarischen Angriffe auf Istrien im Lichte des archäologischen Materials. Zd. Vinski befaßt sich (S. 71—80) mit einigen Gemeinsamkeiten altslawischer Nekropolen in Dalmatien, am Plattensee und in Mähren. Es handelt sich dabei um Schwerter, Sporen usw. aus karo-

lingischer Zeit. V. Molè untersucht (S. 81—84) die Beziehungen der vorromanischen Rundbauten in Dalmatien und in den Balkanländern zu den ähnlichen Bauten der Westslawen und kommt zu dem Ergebnis, daß diese nur mittelbar über die Kunst auf italienischem, fränkischem und germanischem Boden miteinander verbunden sind. Eine dieser frühmittelalterlichen Rundbauten, die Kirche von Ošlje bei Ston, behandelt T. Marašević (S. 85—90). Einen ausführlichen Beitrag widmet A. Mohorovićić (S. 91—107) der Nordgrenze der Ausbreitung der altkroatischen Architektur. Eine Reihe von Abhandlungen beschäftigt sich mit der altkroatischen Malerei, so A. Deanović (S. 113—23) mit den romanischen Fresken in der St. Grisogono-Kirche von Zadar, D. Kečkemet (S. 125—38) mit den romanischen Miniaturen in den Manuskripten der Schatzkammer des Splitter Domes, Gr. Gamulin (S. 143—51) mit dem dem 13. Jh. entstammenden, kürzlich restaurierten Madonnen-Bild im Benediktiner-Kloster von Zadar (venezianisch-byzantinischer Stil), das er in einen größeren Zusammenhang stellt. Mit der älteren Plastik des kroatischen Raumes befassen sich A. Horvat (S. 153—56; zwei Statuen des 15. Jh.s in der Domkirche von Agram), E. Cevc (S. 157—60; sitzende Madonna aus der Pfarrkirche von St. Peter i. Sanntal, 1. Hälfte des 14. Jh.s), Cv. Fisković (S. 171—76; Madonna mit dem Kinde des Donatello-Schülers Nikolaus von Florenz in der Franziskanerkirche von Orebić) und V. Sinobad (S. 193—98; Kreuzaltar des Francesco Robba in der Agramer Domkirche). Weitere Arbeiten betreffen die neuere Kunst. So bietet B. Vižintin (S. 205—9) Beiträge zu den Biographien der slowenischen Maler J. Tominc, M. Tomc, K. Götzl und J. Štrus, K. Ambrožić behandelt (S. 211—14) die Pariser Zeit der serbischen Malerin Nadežda Petrović (1874—1915), B. Klemen (S. 223—28) die Münchner Lehrjahre des in Agram 1886 geborenen Malers Oskar Hermann.

Leider ist das Papier des vorliegenden, inhaltlich sehr reichen zweiten Bandes im Vergleich zum ersten (vgl. SOF XIV 282 f.) wesentlich schlechter, doch ist die Bildausstattung reichlich und gut.

Graz

B. Saria

Glasnik Muzeja Kosova i Metohije, Bd. I, (Buletini i Muzeumit të Kosovë-Metohis, blëni I), Priština 1956.

Die in serbokroatischer, albanischer, französischer und englischer Sprache abgefaßte Zeitschrift wird von dem Museum der autonomen Provinz Kosovo und Metohija Jugoslawiens herausgegeben. In Priština existierte ein Museum seit dem Anfang des 19. Jh.s. Es war Eigentum der albanisch-mohammedanischen Familie Gjinolli. Es wurde 1912 während des Balkankrieges zerstört (darüber T. Vukanović, *Muzeumi i Xhinollit në Prishtinë, Përparimi II* 9—10, Prishtinë 1947, 37—41; M. S. Filipović, *Prilog istoriji naših muzeja, Muzeji* 8, Agram 1953, 126—127; K. Halimi, *Mbi rolin dhe perspektivat e muzeumeve në Kosovë-Metohi, Përparimi X*, 1—2, Prishtinë 1955, 55). Im J. 1949 wurde das neue Museum wieder begründet. Aus einer kleinen ethnographischen Sammlung entwickelte es sich vielseitig, sammelte historische, ethnologische, naturhistorische Materialien, veranstaltete archäologische Ausgrabungen in Mitarbeit mit dem Archaeologischen Institut der serbischen Akademie der Wissenschaften, mit dem Institut zum Schutze der Kulturdenkmäler der autonomen Provinz Kosovo-Metohija und dem Museum in Belgrad. Im J. 1956 wurde die naturhistorische

Abteilung selbständig. Heute ist archaeologischer Experte des Museums Emil Čerškov, ethnographischer der Kustos Kadri Halimi. Die Zeitschrift des Museums bringt Artikel, Übersichten, Materialsammlungen, Notizen, archaeologische Berichte, Berichte über den Museumsbestand, bibliographische Beiträge, Nekrologe (Vasilije Kozarac, der Museumsdirektor 1956, verstarb 46-jährig am 17. Okt. 1956), Kritiken und Anzeigen, Nachrichten. Der Band enthält: Ljubiša Popović „*Eine antike Replik aus Kosovo“ (es handelt sich um einen Bronzegriff eines Spiegels in Gestalt einer nackten Frau mit erhobenen Händen, einer Grabbeigabe, der Kopie nach einem griechischen Original der 2. Hälfte des 6. Jh.s v. Chr.), Arh. S. M. Nenadović „*Keramoplastiken der Kirche der Muttergottes von Ljeviška in Prizren“ (behandelt den Außenschmuck der 1307 von protomajstor Nikola erbauten Kirche, Friese mit Mäanderzierat, Ziegel mit Inschriften u. a., Nachahmungen byzantinischer Vorbilder aus dem 12. und 13. Jh.), Predrag Pajkić „*Kirche der hl. Apostel Petrus und Paulus in Mušnikov“ (die Kirche im Kreis von Prizren ist 1564 erbaut, Spuren alter Fresken sind erhalten, darstellend die hl. Theodor Stratilatis, Peter und Paul, Kyrill von Alexandrien, den hl. Stephan, Johannes Chrysostomos u. a., der Maler unbekanntes Namens gehört nach Urteil des Autors der kretisch-griechischen Malerschule an), Vasilije Kozarac, „*Die Kupferschmiede in Priština“ (das Handwerk blühte im Mittelalter, kam aber erst Mitte des 19. Jh.s durch Zigeuner aus Prizren nach Priština, sie blieben Wanderschmiede, ihre Werkzeuge und ihr Material bezogen sie anfangs aus Prizren, die Technik, die Lehrjahre, die Organisation ihrer Zunft werden behandelt; in neuerer Zeit verdrängen die Industrieprodukte die alten handgefertigten Kupfergefäße; das führt zum Niedergang des Handwerks), Kadri Halimi, „*Das Gerberhandwerk in Prizren“ (Prizren seit alter Zeit Zentrum der Gerberei, der Autor hat während des Sommers 1956 in Prizren das Gewerbe studiert, Blüte des Gewerbes Ende des 19. Jh.s, Export rege, hauptsächlich nach Ungarn, 1918—1944 gab es in Prizren 99 Gerbermeister, die Methoden und Werkzeuge werden behandelt, die Namen der Werkzeuge meist türkisch, die Gerber kauften von auswärts trockene Häute, in Prizren und Umgebung „feuchte“. Die Gerberlohe, serbokr. ruj, alban. shqemë, die tanninhaltigen Blätter und zarten Zweige von Rhus cotinus, alban. cërmëdelli, frz. sumac, deutsch Perückenstrauch, Gelbholz, ital. scotano, werden aus Nordalbanien, Hasi, bezogen; Ziegen-, Schaf-, Rindshäute, aber selbst Esels- und Hundehäute werden präpariert, Hauptprodukte Saffianleder, i. J. 1927 erreichte der Export 4 Millionen Dinar, ursprünglich übten nur Türken das Gewerbe, heute geht es infolge der Industrie zurück), Tatomir P. Vukanović „*Singen von Volksliedern zum Drehen des Tepsi“ (bei Albanern, Herzegovzen, Montenegrinern, Zigeunern üblich, die Anlässe und Arten werden besprochen, serbische, ungarische, albanische, ein Zigeunerlied gebracht, Illustrationen erläutern den Akt des Tepsidrehens), Kadri Halimi, „*Die Varianten des Volksliedes ‚Der Tod des Omeri und der Merima‘ aus Obermorava“ (drei Varianten des Kurzepos, zwei serbische, eine albanische, letztere aus dem Dorfe Binča, die albanische 150 Verse zählend, durch eigenartige Motive bedeutsam, von H. phonetisch getreu, lexikalisch und morphologisch unverändert wiedergegeben, ein wertvolles Textstück für die Spezialmundart Kosovos), T. P. Vukanović „*Die Trachten der Balkanslawen im Mittelalter“ (bringt eine Kritik und reiche Ergänzungen zu der Doktordissertation von J. Kovačević, Srednjo-

vekovna nošnja balkanskih Slovena, Studija iz srednjevekovne kulture Balkana, Istoriski institut SAN, knj. 4, Belgrad 1953, 361 S. mit 187 Fotografien im Text, 11 Farbtafeln und 73 schwarzen Tafeln; die 25 S. umfassenden Ausführungen von Vukanović bringen 29 Illustrationen), R. Galović „*Einführung in die Prähistorie von Kosovo-Metohija“ (spricht über Steinzeitfunde aus Drenica im Museum von Belgrad, die Megalithen, bronzene Armbänder aus Janjevo, die Ausgrabungsarbeiten seit 1945 in Valač, von Garašanin als neolithisch festgestellt, keramische Bruchstücke aus Žitkovac, ebendaher eine große Zahl Statuetten, als vorrömisch betrachtet von Grbić, Tasić, Srejšević, Vasić; zahlreiche monumentale neolithische Funde, sitzende Figuren, Hausgeschirre fand Galović beim Bau der Baumwollspinnerei in Priština; die Funde sind auf 3 Tafeln dargestellt), Atanasije Urošević „*Über das verschwundene Dorf Kumanova in Kosovo“ (das mittelalterliche Kumanova, erwähnt in Quellen des 14. Jh.s, findet U. zwischen Drenica und dem Kosovo), Dj. Sp. Radjović „*Vlatko Hranotić, Lehnsmann des Vuk Branković“ (Hr. benachrichtigt Vuk Br. über die kriegerische Bewegung der Türken in Serbien, Ms. des 14. Jh.s aus dem Kloster der Patriarchie von Peć), A. Urošević „*Die Vergangenheit der Tyrbe des Sultan Murat auf dem Kosovo“ (bringt eine Geschichte des Mausoleums seit 1389 bis heute), ders., aus dem Leben der katholischen Städter von Janjevo, Letnica, Novo Brdo, Trepča im 16. Jh. auf Grund der Untersuchung C. Gianellis Documenti inediti sullo stato di alcune comunità cattoliche della Serbia meridionale nel 1578 in Ricerche slavistiche 1953; Ivan M. Zdravković und Milica M. Simić „*Kleine Bauwerke kirchlicher und profaner Natur aus der Türkenzeit in Novo Brdo und Umgebung“, M. Barjaktarović „*Die Familie des Bali uka aus Rugova“, K. Halimi „*Türkische und andere orientalische Worte in den Geheimsprachen“, S. M. Nenadović „*Die Plafonds in Prizren“, M. Barjaktarović „*Ein Zigeunermrchen aus Prizren“, Lorenz Antoni „*Über die komische Lyrik der Albaner von Kosovo-Metohija“ (Vier Lieder, albanisch mit serbischer Übersetzung aus Prizren, Rogova, Dečani, Policka-Kamenicė mit den Musiknoten werden gebracht, es sind sogen. Zhlgeschichten in den vier Mundarten von Kosovo getreu aufgenommen, gesungen bei Hochzeiten und in Mdchenzirkeln), V. Kozarac „*Die Kalinarken, altererbte aussterbende Mdchenlieder beim Wasserholen am frühen Morgen“, in Kosovo nach D. Debeljković, Kosovo, Obiaji naroda srpskog, Srpski etnografski zbornik VII, Belgrad 1907, 316—318 vom St. Ignatiustag bis Weihnachten und Verkündigung gesungen von maskierten Mädchen, Abschied vom alten und Gruß ans neue Jahr, 6 serbische Texte gebracht; Lj. Popović und E. erškov, „*Ausgrabungen 1954—1956 in Ulpiana beim Kloster Gračanica, eine Basilika, Gräber aus d. 4. Jh. n. Chr. Marmorsarkophag, Reste aus der Zeit des Wiederaufbaus durch Justinian, Keramiken, Werkzeuge, Münzen; I. M. Zdravković, Ausgrabungen in Novo Brdo 1952—1956; Bericht über die Sammlungen des Museums.

Leipzig

M. Lambertz

Zbornik radova, knj. LIX. Vizantološki institut, knj. 5. Hrsg. von Georg Ostrogorski. Belgrad, S.A.N. 1958. 228 S., 51 Taf., zahlr. Abb. im Text.

Auch der 5. Band der Arbeiten des Belgrader Byzantinischen Instituts, das kürzlich sein 10jhriges Jubiläum feiern konnte, zeichnet sich durch einen reichen,

gediegenen Inhalt aus. Wir dürfen im folgenden einige Aufsätze hervorheben. M. Dinić behandelt „Die serbische Herrschertitulatur in der Zeit des Zarentums“ (S. 18 ff.), B. Krekić „Ragusa und den Kampf um Tenedos (1378—1381)“ (S. 21 ff.) und G. Ostrogorski „Byzance, Etat tributaire de l'Empire turc“ (S. 49 ff.), I. Popović „Die christliche Onomastik bei den Kroaten“ (S. 77), J. Nikolajević-Stojković „Die Skulptur mittelalterlicher Kirchen Bosniens und Herzegowinas“ (S. 111 ff.), J. Maksimović die Ikonographie der Skulpturen von Studenica (S. 137 ff.), A. Skovran-Vukčević „Die Fresken des 13. Jh.s im Kloster Morača“ (S. 171 ff.), V. Djurić die ältesten, bis ins frühe 13. Jh. zurückgehenden Fresken des Klosters des hl. Peter von Koriša (S. 173 ff.) und D. Medaković Darstellungen der Gottesmutter in der serbischen Kunst (S. 201 ff.). F. Barišić gibt abschließend einen Überblick über das 10jährige Bestehen des Byzantinischen Instituts (S. 219 ff.).

Wie man sieht, sind in diesem Bande die kunstgeschichtlichen Beiträge sehr stark vertreten. Ihr Wert wird durch zahlreiche, auch technisch wohlgelungene Bildtafeln beträchtlich erhöht. Unter den geschichtlichen Aufsätzen ist die knappe, sehr gut zusammenfassende Abhandlung von Ostrogorsky hervorzuheben. Der Sammelband enthält auch diesmal, m. E. zu Recht, keine Besprechungen.

F. V.

Grbić, Miodrag: Odabrana grčka i rimska plastika u Narodnom Muzeju u Beogradu. Choix de plastiques grecques et romaines au Musée National de Beograd. Belgrad, Naučno delo 1958. XIX, 136 S. 70 Taf. (Srpska Akademija Nauka. Posebna izdanja knj. CCCXXII, Arheološki Institut, knj. 4).

Der Verf. bietet eine Auswahl von antiken Plastiken im Belgrader Nationalmuseum beginnend mit einigen frühen Bronzestatuetten (8. Jh. v. Chr.?) und den prächtigen Funden von Trebenište, über die Kopie der Athena Parthenos von Bitolj, Funde aus Stobi, die beiden Platten mit Kriegerdarstellungen aus Durazzo, die übrigens Prasniker und Schober bereits in ihren „Archäologischen Forschungen in Albanien und Montenegro“ S. 44 veröffentlicht haben, den bronzenen Traianskopf aus Kostol und den Konstantinskopf aus Nisch, die Gesichtsmasken, späte Kultbilder, das große Gemenfragment aus Kusadak bis zu zwei nicht hierher gehörigen Palmyrenischen Büsten. Ein ausführliches französisches Resümee und die durchwegs guten Abbildungen werden diesen Schätzen des Belgrader Museums gewiß die verdiente Beachtung in der wissenschaftlichen Welt verschaffen, soweit einzelne dieser Denkmäler nicht ohnehin schon weit bekannt sind.

B. S.

Marić, Rastislav: Serbian coinage of the Middle Ages. In: *The Numismatist*, vol. 72, June 1959. S. 649—661.

M., bekannt durch seine „Studije iz srpske numizmatike“ (vgl. SOF XVI 494 ff.), gibt in der Zeitschrift der amerikanischen numismatischen Gesellschaft einen kurzen, mit guten Abbildungen versehenen Überblick über das serbische Münzwesen des Mittelalters, der geeignet ist, dieses im Westen wenig gekannte Gebiet weiteren Kreisen zugänglich zu machen.

B. S.

Lebensbeschreibung des Despoten Stefan Lazarević von Konstantin dem Philosophen. Im Auszug herausgegeben und übersetzt von Maximilian Braun. 's Gravenhage, Mouton & Co. u. Wiesbaden, Otto Harrassowitz 1956. IX + 69 S. (Slavo-Orientalia, Bd. I). DM 11.—.

Der erste Band der von O. P r i t s a k herausgegebenen neuen Schriftenreihe „Slavo-Orientalia“, die sich zur Aufgabe gestellt hat, Quellen zu den slawisch-orientalischen Wechselbeziehungen herauszugeben, bringt eine Auswahl aus der um 1431 von Konstantin dem Philosophen, einem nach dem Zusammenbruch Bulgariens an den Hof des serbischen Despoten Stefan Lazarević geflohenen Bulgaren, verfaßten Vita des erwähnten Despoten (1389—1427, als Despot erst ab 1402). Sie ist eine wichtige Quelle nicht nur für die serbische Geschichte, sondern insbesondere auch für die osmanische, da sie ausführlich auf die Thronwirren nach dem Tode des Sultans Bajezid eingeht, in die Stefan als Parteigänger des späteren Sultans Mehmed I. verwickelt war. Sehr erfreulich ist, daß wir nunmehr auch eine ausgezeichnete deutsche Übersetzung dieser wichtigen Quelle besitzen. Auch im Serbischen besteht m. W. nur eine Übersetzung von L. M i r k o v i ć (Stare srpske biografije XV i XVII veka — Camblak, Konstantin, Pajsije, Belgrad 1936) mit einer Einleitung von P. P o p o v i ć. Br. gibt eine Auswahl aus der Vita, wobei er sich, entsprechend den Zielen der Schriftenreihe, in der sie erscheint, im allgemeinen auf die Abschnitte beschränkt, die zur türkischen Geschichte Bezug haben, und leider manches, das sich auf die rein serbische Geschichte oder die Beziehungen der Serben zum Westen bezieht, fortläßt. Zugrunde gelegt ist der Übersetzung die von V. J a g i ć im Glasnik srpskog učenog društva Bd. 42 herausgegebene Fassung, doch werden auch die russischen Fassungen und die Auszüge in der sogen. russischen Nikon-Chronik herangezogen, zumal die serbische Fassung bisweilen unklar bleibt. Br. bringt neben der Übersetzung auch den Wortlaut des Originals. Kurze Anmerkungen unter dem Strich weisen auf Unklarheiten und Schwierigkeiten in der Übersetzung hin. Den Schluß bilden zwei Namensverzeichnisse mit kurzen Erläuterungen.

B. S.

Trubar, Abecedarium 1555. 25 unpag. Seiten.

Cirilska tabla za dicu 1561 (Zyrrillisches Kinder-Lesebuch). 29 unpag. Seiten.

Glagolska tabla za dicu 1561 (Glagolitisches Kinder-Lesebuch). 31 unpag. Seiten.

Sämtliche mit einem Geleitwort von M. R u p e l. München, Südostverlag Dr. Dr. Rudolf Trofenik 1959. Facsimiledrucke.

Bereits vor dem 2. Weltkrieg erschien in Laibach ein Facsimiledruck des ältesten slowenischen Buches, des Truberschen Katechismus vom J. 1550 (nicht 1551, wie G. S t ö k l SOF XV 268 ff. festgestellt hat). Nach dem Kriege setzte der Cankar-Verlag (Cankarjeva Založba) in Laibach angeregt durch den um die slowenischen Protestantica besonders verdienten Direktor der Laibacher Universitätsbibliothek, Dr. M i r k o R u p e l, die Herausgabe von faksimilierten Neudrucken dieser heute äußerst seltenen Werke aus der südslawischen Reformationszeit fort. Zunächst erschien 1957 Trubers anonym herausgegebene Erklärung des ersten Psalms (Ta prvi psalm shnega triiemi islagami) vom J. 1579 und Trubers 1557 in Verbindung mit dem Neuen Testament herausgegebener erster slowenischer Kalender (Ta slovenski kolendar kir vselei terpi). Diesen

beiden Faksimiledrucken schließen sich nun im Münchner Südostverlag die hier zur Besprechung stehenden kleinen Schriftchen an.

Das Abc-Buch ist eine Neuausgabe des ersten vom J. 1550, wobei Truber nebst einigen kleineren Änderungen insbesondere von der ursprünglichen Fraktur zur Antiqua übergang. Es erschien anonym, doch hat Truber 1561 seine Autorschaft bezeugt. Das Büchlein sollte nach Trubers eigenen Worten dazu dienen, daß die Kinder Slowenisch lesen und schreiben lernen. Einem ähnlichen Zweck sollten auch das zyrillische und das glagolitische Kinder-Lesebuch dienen, die beide 1561 erschienen, jedoch keine genaue Übersetzung des slowenischen Abc-Büchleins darstellen. Autor der zyrillischen Fassung war sicherlich Anton Dalmata, während für die glagolitische Stefan Consul verantwortlich war.

Obgleich diese Faksimilie-Ausgaben in erster Linie bibliophilen Charakter haben, werden sie darüber hinaus doch auch bei Übungen usw. wertvolle Dienste leisten, besonders, wenn es dem Verlag möglich wäre, mit den vorhandenen Klischees billige Ausgaben für Studierende herzustellen.

Graz

B. S a r i a

Slijepčević, Djoko: Pitanje Makedonske pravoslavne crkve u Jugoslaviji (Die Frage der Mazedonischen orthodoxen Kirche in Jugoslawien). München 1959. 81 S. (Biblioteka Svečanik Nr. 27).

In einer Anfang Oktober 1958 in Ohrid abgehaltenen Kirchenversammlung (Sabor) wurde die Wiedererrichtung des alten Ohrider Erzbistums und die Gründung einer selbständigen Mazedonischen orthodoxen Kirche beschlossen, u. zw. ohne Zustimmung der Serbischen orthodoxen Kirche, in deren kirchliche Zuständigkeit bisher das Gebiet der jetzigen Volksrepublik Mazedonien gehörte. Der Verf. legt hier den Standpunkt der Serbischen orthodoxen Kirche zu dieser Frage dar, schildert die Bemühungen des verstorbenen serbischen Patriarchen Vikentije Prodanov um eine einvernehmliche Lösung dieser Frage und versucht schließlich den Nachweis, daß diese aus politischen Gründen erfolgte Gründung unkanonisch ist und im Widerspruch mit der Verfassung der Serbischen orthodoxen Kirche steht (vgl. auch „Wissenschaftl. Dienst Südosteuropa VII 1958, 111 ff.).

S.

Čulinović, Ferdo: Nacionalno pitanje u Jugoslavenskim zemljama (Die nationale Frage in den jugoslawischen Ländern). Agram, 1955. 158 S. (Heft 1 der Bibliothek des Instituts für Staats- und Rechtsgeschichte an der Rechtswissenschaftlichen Fakultät Agram).

Mit dem nationalen Wiedererwachen der Balkanvölker zu Beginn des 19. Jh., hervorgerufen und gefördert durch die Aufklärung und die nationalromantischen Ideen Herders, fand der Nationalstaatsgedanke auch bei der südslawischen Bevölkerung, die heute das Gebiet Jugoslawiens bewohnt, Eingang. Diese Südslawen wiesen zwar enge ethnische verwandtschaftliche Beziehungen auf und sprachen zum großen Teil die gleiche Sprache, das Serbo-Kroatische, bildeten aber dennoch völkisch durchaus keine Einheit. Schuld daran waren ihre verschiedenartige historische und kulturelle Entwicklung sowie die Unterschiede ihrer damaligen politischen Situation. Die Kroaten und Slowenen gehörten zu Österreich und damit zum westlichen Kulturkreis, die Serben, Bosnier, Herzegowiner aber

über 500 Jahre zum türkischen Machtbereich und damit zur orientalischen Kulturwelt. Die Montenegriner schließlich hatten als einzige ihre Unabhängigkeit über all die Jahrhunderte weitgehend zu bewahren vermocht, und die Serben waren die ersten, die ein gewisses Maß an staatlichem Eigenleben zurückgewinnen konnten.

Dementsprechend fand die Nationalstaatsidee bei allen Volksteilen verschiedenartige Ausprägung. Immerhin war das südslawische Gemeinschaftsgefühl bereits so stark, daß die beiden bedeutendsten politischen Bewegungen der Südslawen schon auf ein gemeinsames Staatswesen abzielten. Es handelt sich hierbei um die illyrische Bewegung der Kroaten, die von einer gemeinsamen illyrischen Abstammung aller Südslawen ausging und teilweise auf großkroatische Vorstellungen hinauslief. Ferner um die großserbische Bewegung, die gleichfalls ein einheitliches südslawisches Volk voraussetzte, diesmal aber serbischer Nationalität. Beiden gemeinsam war die Vorstellung eines Einheitsstaates verbunden mit staatlichem Zentralismus. Dabei hatten die Serben den wesentlichen Vorteil, daß sie bereits von einem eigenen unabhängigen Staatswesen aus operieren konnten, während die Kroaten, die seit dem „Ausgleich“ von 1867 zur ungarischen Reichshälfte der Donaumonarchie gehörten, sich zunächst einmal gegen den madjarischen Chauvinismus behaupten mußten.

Dieser Vorsprung führte zur Vormachtstellung der Serben in dem 1918 ins Leben gerufenen „Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen“ und belastete das junge Staatswesen von vornherein mit dem ungelösten nationalen Gegensatz vor allem zwischen den Serben und Kroaten, der Anfang 1929 zur offenen Staatskrise und zur Königsdiktatur führte. Erst 1940 kam es zu einem Ausgleich zwischen Serben und Kroaten, der aber den schnellen Auseinanderfall Jugoslawiens, wie das Land seit 1929 offiziell hieß, im J. 1941 nicht verhindern konnte. Die nichtserbischen Volksteile empfanden eben diesen Staat nicht als den ihrigen und waren deshalb nur wenig bereit, sich für seine Verteidigung und Erhaltung einzusetzen. Jugoslawien war also 1941 zu einem großen Teil an seinen nicht gelösten nationalen Problemen zugrundegegangen. Es war versäumt worden, den heterogenen Bestandteilen, aus denen das Königreich 1918 gebildet worden war, ein Einleben in den neuen Staatsverband zu ermöglichen, da man von der Fiktion eines nicht vorhandenen einheitlichen südslawischen Volkes ausgegangen war.

Diese Entwicklungslinien, die das Problem der nationalen Frage bis zum Zusammenbruch Jugoslawiens 1941 ausmachen, werden in der vorliegenden Schrift mit anerkennenswerter Objektivität und Genauigkeit gezeichnet. Der Verf. kann auch mit Recht darauf hinweisen, daß erst das Jugoslawien Titos eine annehmbare Lösung der nationalen Problematik dieses Landes durch die Schaffung eines Bundesstaates herbeigeführt hat. Die Aufteilung Jugoslawiens in sechs Gliedrepubliken und zwei autonome Gebiete muß als weitgehend geglückt bezeichnet werden und darf Anspruch auf Dauer erheben. Allerdings versäumt die Schrift, darauf hinzuweisen, daß diese föderative Lösung von den Initiatoren gemäß sowjetischem Vorbild zunächst wohl mehr oder weniger formell gewertet wurde, der keine allzu große praktische politische Bedeutung beizumessen war. Denn die streng zentralistische Kommunistische Partei sorgte für den Zusammenhalt und die einheitliche Ausrichtung des nach außen hin bundesstaatlichen Gemein-

wesens. Anders wäre die föderalistische Staatsform in den ersten Jahren nach dem Krieg aber auch wohl nicht tragbar gewesen, da die Kriegereignisse die nationalen Gegensätze, vor allem die zwischen Serben und Kroaten, in einer nie dagewesenen Intensität hochgepeitscht hatten. Erst mit den Dezentralisierungsmaßnahmen auf politischem und wirtschaftlichem Gebiet seit Anfang 1950 wurde den Gliedstaaten echtes eigenständiges politisches und wirtschaftliches Leben eingehaucht, so daß die Mehrzahl der Bevölkerung, vor allem auch die Jugend, der heutigen staatlichen Gliederung Jugoslawiens positiv gegenübersteht und die Gemeinsamkeit in einem gesamtjugoslawischen Staatswesen bejaht. Gefördert wird diese Haltung durch eine wesentlich nüchternere Einstellung der Bevölkerung gegenüber den nationalen Problemen als vor dem Krieg, womit die Saat der bitteren Erfahrungen der Vergangenheit aufgegangen zu sein scheint.

Neben dieser staatlich-politischen Motivierung der heutigen föderativen Gliederung Jugoslawiens ist die Schrift bemüht, dieselbe auch ideologisch und sozial-ökonomisch zu begründen. Als Grundlage dient hierbei die marxistisch — leninistische Lehre. Der Verf. vertritt die Ansicht, daß die Anwendung des Föderativprinzips und damit die Lösung der nationalen Frage im heutigen Jugoslawien wesentlich durch die sozialistische Umgestaltung der sozialen und ökonomischen Verhältnisse erleichtert, wenn nicht sogar überhaupt erst möglich wurde. Ausgangspunkt dieser Meinung ist die auch in der Sowjetunion vertretene These, daß die nationalen Gegensätze — auch die innerstaatlichen — im wesentlichen Überbleibsel der bürgerlich — kapitalistischen Epoche darstellen, die in dem Maße verschwinden, wie die Reste des Kapitalismus beseitigt und der Sozialismus errichtet werden. Die vordem unvermeidlichen nationalen Spannungen und Reibungen werden, so folgern die Kommunisten, dann einem friedlichen und brüderlichen Zusammenleben der Völker Platz machen. Zuerst müsse dieser Zustand im Innern der multinationalen sozialistischen Staaten erreicht werden, um dann später nach Maßgabe der Ausbreitung des Kommunismus auch auf internationaler Ebene Platz zu greifen. Ziel ist schließlich das völlige Verschwinden jeglicher nationalen Unterschiede im innerstaatlichen und zwischenstaatlichen Bereich nach dem endgültigen Übergang zum kommunistischen Endzustand.

Da Jugoslawien für sich in Anspruch nimmt, bereits wesentliche Schritte beim Aufbau des Sozialismus und auf dem Wege zum Kommunismus zurückgelegt zu haben, wird die Meinung der vorliegenden Schrift verständlich, daß auf diese Weise bereits wichtige Unterschiede und Spannungsmomente zwischen den einzelnen Volksteilen Jugoslawiens abgebaut sind und damit entscheidende Voraussetzungen für ein reibungsloses Funktionieren des Föderativstaates geschaffen wurden. Der Verf. wirft zum Schluß die Frage auf, ob nicht bei Fortschreiten des sozialistischen Aufbaus schließlich die bundesstaatliche Verfassung gänzlich überflüssig werden könne, da sie nach marxistischer Lehr lediglich Überbau der sozialökonomischen Basis ist, die sich aber unaufhörlich in Richtung auf die Vereinheitlichung und Homogenisierung der Bevölkerung im kommunistischen Endzustand weiterentwickelt. Auf diese Weise könnte — so folgert der Verf. — ein neuer sozialistischer Einheitsstaat entstehen, der jedoch nichts mehr mit seinen bürgerlichen Vorgänger gemein habe. Der Verf. der Schrift ist allerdings vorsichtig genug, keine konkreten Voraussagen in dieser Richtung zu machen, sondern diese Frage lediglich zur Diskussion zu stellen.

Djordjević, Dragutin M.: Život i običaji narodni u Leskovačkoj Moravi (Leben und Volksbrauch im Gebiet der Leskovacer Morawa). Belgrad 1958. S. VII + 724. (Srpski etnografski zbornik. Bd. LXX).

Die altbekannte Reihe „Srpski etnografski zbornik“, die die Serbische Akademie herausgibt, stellt heute schon eine unschätzbare Fundgrube von Materialien und Abhandlungen über die Vergangenheit und das Volksleben der Serben und ihrer Nachbarn dar. In dieser Reihe stehen bislang Bände mit Materialien über das Brauchtum in Nordserbien, auf dem Amselfelde, in Mazedonien, Montenegro, der Herzegowina, Bosniens und Syrmiens. Der jüngste Band erschließt der Volkskunde den Landstrich an der südlichen Morawa (Südserbien), der bisher volkskundlich noch kaum bekannt war. Dj., ein orthodoxer Dorfgeistlicher, stellt das Brauchtum der Umgebung von Leskovac, heute einer Industriestadt, dar, deren Textilerzeugnisse weithin bekannt sind. Diese Erzeugnisse aber sind, wie Verf. besonders hervorhebt, in die diese Stadt umgebenden Dörfer bis jetzt noch nicht eingedrungen.

Das Werk ist die bisher größte und vollständigste Monographie innerhalb der serbischen volkskundlichen Literatur, die sich — und das sei besonders vermerkt — durch die Objektivität auszeichnet; denn der Autor hat sich nicht gescheut, Dinge darzustellen, die manch anderer verschwiegen hätte (z. B. die frühere Ausbeutung der Bauern; die negativen Seiten im Geschlechtsleben u. ä.). Der Stoff folgt der in der serbischen Volkskunde, entsprechend den „Anleitungen“ von J. Erdeljanović üblich gewordenen Darstellungsart. Die einzelnen Kapitel sind ungleichmäßig, so daß die Abschnitte über die materielle Kultur verhältnismäßig kurz ausfielen, während jene über das Brauchtum und den Volksglauben erschöpfend und voll von außerordentlich interessanten Einzelheiten sind.

Es muß besonders hervorgehoben werden, daß das Gebiet um Leskovac eine überaus homogene Gegend ist. Dort leben nur orthodoxe Serben, abgesehen von einigen unbedeutenden Minderheiten in der Stadt Leskovac selbst. Dennoch gibt es hinsichtlich des Volksglaubens und des Brauchtums innerhalb dieses Bereiches bedeutsame örtliche Unterschiede, denen der Verf. große Aufmerksamkeit schenkt. Vor allem deshalb ist das Buch ein überaus wertvoller wissenschaftlicher Beitrag. Trotz ihres beachtlichen Umfangs enthält diese Monographie nichts Überflüssiges; vielmehr wünscht man eine noch eingehendere Darstellung gewisser Einrichtungen und Erscheinungen wie z. B. diejenigen, die das Leben der Jugend vor der Ehe schildern, sowie eine ausführliche Erörterung der Verwandtschaftsterminologie; denn dasjenige, was zur Darstellung gelangt ist, verrät besondere Eigentümlichkeiten. Verf. beschreibt den Stand aus der Zeit vor dem letzten Kriege, doch begnügt er sich nicht mit einem rein statischen Bild. Nicht selten handelt er auch über die Wandlungen, die sich seitdem vollzogen haben. Leider werden die Veränderungen, die sich nach der Revolution zweifellos auch im Gebiet um Leskovac eingestellt haben, nicht erwähnt.

Sarajevo

M. S. Filipović

Djordjević, Tihomir R.: Priroda u verovanju i predanju našega naroda (Die Natur im Glauben und in der Überlieferung unseres Volkes) Bd. I (Srpski etnografski zbornik Bd. LXXI). Belgrad 1958, S. VI + 319; Bd. II (Srpski etnografski zbornik Bd. LXXII). Belgrad 1958, S. VI + 278.

Der 1944 verstorbene Verf. vertrat viele Jahre hindurch die Volkskunde an der Universität Belgrad und erwarb sich im Verlaufe eines halben Jahrhunderts durch seine Veröffentlichungen zur Volkskunde der Serben und ihrer slawischen Nachbarn sehr große Verdienste. Nach der umfangreichen Sammlung von Beiträgen, die Dj. unter dem Titel „Naš narodni život“ (Unser Volksleben) 1—10, (Belgrad 1930—34) veröffentlichte, unter denen sich vor allem die Studien über die ehelichen Beziehungen und die Hochzeitsbräuche auszeichnen, publizierte Dj. in seinen letzten Lebensjahren einige Arbeiten von allgemeinem Interesse. Insbesondere sind hierbei die Studien „Zle oči u verovanju Južnih Slovena“ (1938), „Deca u verovanjima i običajima našega naroda“ (1941), „Nekoliki samrtni običaji u Južnih Slovena“ (Godišnjica N. Čupića Bd. XLVI—XLIX, Belgrad 1937—40) zu nennen. Der Ausbruch des 2. Weltkrieges verhinderte zwar die Fortsetzung seiner Veröffentlichungen, doch arbeitete er unter schwierigsten Bedingungen im besetzten und im Verlaufe des J. 1944 des öfteren bombardierten Belgrad bis zu seinem Tode (28. Mai 1944) weiter. Die widrigen Verhältnisse spiegeln sich auch in einigen Mängeln dieses nunmehr posthum veröffentlichten Werkes wider.

Bereits vor einiger Zeit gab die Serbische Akademie ein anderes Werk aus dem Nachlaß Dj.s heraus, das den Titel trägt „Veštica i vila — Vampir i druga bića“ (Srpski etnogr. zb. Bd. LXVI Belgrad 1953). Es ist eine Sammlung von Aufsätzen zur Dämonologie bei den Serben und ihren Nachbarn, und dieser Band bildet mit dem nunmehr vorliegenden Werk eine Einheit.

Die Sammlung „Priroda u verovanju ...“ enthält 39 Beiträge im ersten und 27 im zweiten Band. Achtzehn Aufsätze handeln über die Erschaffung der Welt, die Himmelskörper, die geophysischen und meteorologischen Erscheinungen. Nur drei Aufsätze befassen sich mit Pflanzen, einundvierzig dagegen mit den verschiedensten Tieren und schließlich drei mit dem Menschen. Ein Beitrag ist dem Thema Ortswechsel unbeweglicher Gegenstände gewidmet. Die einzelnen Aufsätze unterscheiden sich in ihrem Umfang wesentlich; der längste, der über die Schlange handelt, umfaßt 87 Seiten. In der Darstellung unterscheiden sich die einzelnen Studien beträchtlich von einander; die einen tragen mehr oder weniger den Charakter einer Abhandlung; andere wiederum sind Zusammenfassungen über verschiedene Arten von Volksglauben oder handeln über bestimmte Erscheinungen. Verf. bezieht sich hierbei sowohl auf Veröffentlichungen anderer Forscher wie auch auf eigene Aufzeichnungen. Das Vorwort weist ausdrücklich darauf hin, daß einige Beiträge unvollständig sind, was zum Teil auf die noch nicht zum Abschluß gelangte Materialsammlung wie aber auch auf die Bedingungen, unter denen das Werk entstanden ist, zurückzuführen ist.

Es gelangen nicht alle Tiere, die im serbischen Volksglauben eine Rolle spielen oder aus anderm Grunde einen besonderen Rang einnehmen, zur Darstellung. So wird z. B. nichts über den Sperling, den Pfau, den Falken, die Amsel u. a. gesagt. Von den Pflanzen sind ebenfalls nur drei (darunter auch die „ruka od Prečiste“ — *Anastatica hierohuntica* L.) dargestellt. Unerwähnt bleibt der Volksglauben hinsichtlich der Gesteine, Mineralien u. ä. Dennoch ist dieses zweibändige Werk ein reiches Schatzkästlein für das Studium des Volksglaubens bei den Serben und ihren Nachbarn, zumal es sehr übersichtlich und in einem flüssigen Stil abgefaßt ist. Es wird auf lange Zeit hin ein unerläßliches und nützliches

volkskundliches Handbuch und ebenso ein Ansporn wie auch ein Wegweiser zur weiteren Erforschung des serbischen Volksglaubens bleiben. Es ist vor allem zuverlässig in seinen Angaben über das Alter gewisser Bräuche, deren Herkunft und Verbreitung und ebenso aufschlußreich hinsichtlich der Einzelelemente als auch über die Struktur des serbischen Volksglaubens. Ergänzungen machen sich indes allein schon deshalb notwendig, weil nach 1944 viel neues Material veröffentlicht wurde, das unter Umständen sogar die Deutung Dj.s verändern, in jedem Falle aber vervollständigen wird.

Sarajevo

M. S. Filipović

V. Rumänien

Cercetări de Lingvistică, I, 1—4. Rum. Akademie d. Wiss., Filiale Klausenburg Institut f. Linguistik. Klausenburg, Editura Acad. RPR. 1956. 198 S.

Es ist die Zeitschrift des Instituts für Sprachwissenschaft der Akademie der Rumänischen Volksrepublik, Filiale Klausenburg. Die Artikel haben auch eine Zusammenfassung in französischer und russischer Sprache. Wir heben die bedeutendsten Artikel hervor: Emil Petrovici, Echivalența morfologică a variantelor fonemelor vocalice românești. (Die morphologische Gleichwertigkeit der Varianten der rumänischen vokalischen Laute). Der Verf. wiederholt seine Theorien, für die er bei den übrigen rumänischen Linguisten keine Zustimmung gefunden hat. Er hatte diese Theorien zuerst in dem Artikel: Corelația de timbru a consoanelor dure și moi în limba română, in Studii și Cercetări lingvistice I, 2, Bukarest 1950, S. 172—232 und zuletzt in derselben Zeitschrift VII, 1—2, 1956, S. 7—20 erörtert. In derselben Zeitschrift, VII, 1—2, S. 21—25 bekämpft der rumänische Linguist A. Rosetti diese Theorien in einem Artikel mit dem Titel: Despre sistemul fonologic al limbii române.

P. behauptet, die rumänische Sprache besitze keine Diphtonge, sondern nur fünf einfache vokalische Laute: a, o, u, ă und î. Die anderen Laute (e und i), sowie die Gruppen ea, ia, oa, eoa, ioa, eo, io und iū wären „kombinatorische Varianten“ der fünf Vokale. Er behauptet weiter, daß das aktuelle von ihm aufgestellte phonologische System des Rumänischen, besonders der Aktion der Konsonanten auf die darauffolgenden Vokale zuzuschreiben sei. Die Lage wäre, nach ihm, ähnlich wie im Russischen und wäre auch unter slawischem Einfluß entstanden. Er vergißt dabei, daß im Rumänischen, so wie auch in den anderen romanischen Sprachen, die Konsonanten keinen großen Einfluß auf die Vokale haben, sondern der Fall umgekehrt ist. Der Verf. stellt Wörter nebeneinander, die überhaupt keinen Zusammenhang haben und verwechselt absichtlich literarische mit mundartlichen Formen, um seine Theorien zu bekräftigen. Er stellt also das Problem vom Anfang an falsch, als er von palatalisierten Konsonanten spricht, ohne zu beachten, daß diese Palatalisierung unter dem Einfluß der nachfolgenden palatalen Vokale geschah.

I. Pătruț behandelt ein anderes Problem der rumänischen Sprache, worüber man in der letzten Zeit viel geschrieben hat: „Über das Genus neutrum in der rumänischen Sprache“ (S. 29—40). Gegen die offizielle Auffassung und die der

Linguisten wie Jordan, Rosetti, Graur und Macrea, beweist der Verf., daß die rum. Sprache kein Neutrum im eigentlichen Sinne besitzt. Die sogenannten Neutra sind, wie auch in den übrigen romanischen Sprachen, nur Reste der lateinischen Neutra, da diese bereits im Vulgärlatein verschwanden. Die Verfechter des Neutrums behaupten, dieses wäre im Rum. unter dem Einfluß des Slawischen geblieben, aber gerade die altslawischen Entlehnungen des Rumänischen sind hier fast ausnahmslos Feminina und nicht Neutra.

Rita Marinovici: *Bemerkungen über den Gebrauch und den Wert der Zahl der Hauptwörter im Rumänischen und Madjarischen (S. 41—64). Solche Vergleiche können zu nichts führen und haben somit keinen Wert, da die Systeme der beiden Sprachen zu verschieden sind und es keine gemeinsamen Grundlagen für solche Vergleiche geben kann.

Ştefan Paşca: *Beiträge zur Geschichte der Anfänge des rumänischen Schrifttums (S. 79—90). Ein interessanter und gut dokumentierter Aufsatz. Der Verf. beweist, daß die Schriftradtition im Rum. wenigstens um zwei Jahrhunderte älter ist als die ersten erhaltenen Sprachdenkmäler des 16. Jh.s. Die rum. Wörter *ascriptie*, *scriptură* und *carte*, die lat. Ursprungs sind, beweisen, daß man bereits im Mittelalter rumänisch geschrieben hat.

R. Todoran: *Über ein aktuelles Problem: Sprache und Dialekt (S. 91—102). Auch darüber wird heute in Rumänien viel geschrieben, seitdem man versucht hat, die moldauische Mundart, die man in der Sowjetischen Moldauischen Republik spricht, als eine neue romanische Sprache zu bezeichnen. Der rum. Linguist Graur hat diese Theorie unterstützt. Der Verf. stellt fest, daß die Begriffe Sprache und Dialekt auch weiterhin relativ und mehr oder weniger konventionell bleiben. Er ist für die alte Einteilung, wonach aromunisch, meglenorumänisch und istrorumänisch rum. Dialekte und nicht eigene Sprachen sind. Er unterscheidet zwischen typischen Dialekten, die in die Nationalsprache münden, und untypischen, die es nicht tun können, weil sie von ihnen räumlich getrennt sind (das Aromunische, das Korsische u. a.).

Ştefan Paşca, *Die Tätigkeit Moses' Gaster auf dem Gebiet der rum. Linguistik und Philologie (S. 103—117). Der Verf. würdigt die Persönlichkeit M. Gaster, der besonders durch seine Rum. Chrestomatie (Leipzig und Bukarest 1891), aber auch durch andere spezielle Arbeiten als einer der ersten großen Erforscher des Rumänischen gilt. Besonders hatte Gaster betont, daß die alten gedruckten oder handgeschriebenen rumänischen Texte einen dialektalen Charakter haben.

Der Rest des Bandes (196 S.) besteht aus morphologischen und etymologischen Bemerkungen, einer Chronik über das Sprachinstitut in Klausenburg und verschiedenen Buch- und Aufsatzbesprechungen.

München

Ion Popinceanu

Klett, Otto [Herausgeber]: Jahrbuch der Dobrudscha-Deutschen 1959. Gerlingen über Stuttgart, Selbstverlag Otto Klett 1958. 212 S. mit zahlr. Abb.

Das diesjährige, umfänglicher gewordene Jahrbuch vereinigt eine große Zahl knapper dobrudschadeutscher Lebensbilder, und dieser Leitgedanke erweist sich als sehr fruchtbar. An der Spitze stehen die geistlichen Oberhirten, der evangelische Sachsenbischof Fr. Teutsch und zwei katholische Erzbischöfe von Bukarest. Es folgen bäuerliche Führer der Siedlungszeit, Adam Klett, Kühn, Leyer — es ist

eine schöne Veranschaulichung für die Vererbung von Begabungen, wenn ihre Nachfahren heute die Wortführer und Chronisten der Dobrudschadeutschen sind — und weiterhin Bauern, Lehrer, Gemeindeführer, die ersten Industriegründer. Es kann gar nicht ausbleiben, daß sich in den Schicksalen dieser Menschen, die ganz schlicht aus ihrem Erleben oder dem ihrer Vorfahren berichten, die Geschichte der ganzen Stammesgruppe abspiegelt: die Einwanderung, das ruhelose Hin- und Herziehen der ersten Jahrzehnte, Landerwerb und bäuerliche Leistungen, die religiöse Entwicklung im katholischen, evangelischen und Sektenbereich, die Erbauung von Molkereien, Dampfmühlen, der ersten Tuchfabrik in der Dobrudscha, das politische Leben in den Gemeinden in der Auseinandersetzung mit dem rumänischen Staatsvolk, schließlich die Umsiedlung 1940. Dabei kommt eine ganze Reihe wichtiger, im bisherigen Schrifttum vernachlässigter Einzelheiten zutage. So wird die merkwürdige Zwischengründung von Neu-Plotzk in der Walachei, die sich später wieder völlig auflöste, in mehreren Beiträgen erwähnt, S. 63 sogar mit einer Liste der Ansiedler samt Herkunftsorten. Den Beschluß machen Berichte von Reichsdeutschen über ihre Wirksamkeit oder ihre Wanderungen in der Dobrudscha; es braucht nicht verschwiegen zu werden, daß sie den dobrudschadeutschen Biographien gegenüber stilistisch zwar manchmal überlegen sind, aber an Fülle und Lebensechtheit des Inhalts meist nachstehen. Völlig märchenhaft ist die einem Buch von Pfarrer Neumeister (1858) entnommene Geschichte von dem 1764 an der Wolga geboren schwäbischen, gottlosen Mennoniten.

Hamburg

W. K u h n

Horedt, K.: Untersuchungen zur Frühgeschichte Siebenbürgens. Bukarest, Wissenschaftlicher Verlag 1958. 173 S. u. 39 Abb.

Ders.: Contribuții la istoria Transilvaniei sec. IV—XIII (Beiträge zur Geschichte Siebenbürgens im 4.—13. Jh.). Bukarest, Verlag der Rumänischen Akademie 1958. 195 S. u. 32 Abb. (Biblioteca istorică VII).

Die beiden Bände bringen zusammen insgesamt 15 Einzelbeiträge, die in der Hauptsache die dunkelste Periode der Geschichte Siebenbürgens, die Zeit nach der Aufgabe der Provinz Dazien durch die Römer bis zum 13. Jh. behandeln, wobei nur die ersten Beiträge des deutschen Buches auch die vorhergehende Zeit mit einbegreifen.

Der erste Beitrag des deutschen Bandes beschäftigt sich mit den provinzialrömischen Bestattungsbräuchen in Siebenbürgen, aus denen der Verf. mit Recht Schlüsse auf die Herkunft der Bevölkerung Daziens in römischer Zeit ziehen möchte. Freilich reicht einstweilen das Material noch nicht recht aus, wie auch H. ausdrücklich hervorhebt. Immerhin dürfte die Feststellung des Verf., daß sich in den Flachgräbern der Anteil der dakischen Bevölkerung noch am klarsten ausprägt, das Richtige treffen, während die Hügelgräber vielleicht Kolonisten aus Norikum und Pannonien zuzuweisen sind. In dem Artikel über „Einige Knosporen aus Siebenbürgen“ kommt H. zum Schluß, daß es sich bei diesen um „archäologische Belege für die Anwesenheit der unter Mark Aurel in Siebenbürgen angesiedelten Volksteile der Wandalen“ handelt. Er versucht auch aus der Fundlage dieser Sporen Aufschlüsse über die Art der Ansiedlung dieser Wandalen zu gewinnen. In den „Gräbern des 4. und 11.—12. Jahrhunderts aus Karlsburg“ (Apulum) sieht H. den Beweis dafür, daß entgegen der landläufigen

Ansicht auch Reste der städtischen römischen Bevölkerung im Lande zurückgeblieben seien, während seiner Meinung nach gerade die Gräber der bodenverwurzelten, bäuerlichen Bevölkerung nicht bis ins 4. Jh. dauern. Ein dritter Aufsatz beschäftigt sich mit der Geschichte der Gepiden in Siebenbürgen, den gepidischen Funden, der Richtung und dem Zeitpunkt ihres Vordringens. Auch der Beitrag über das archäologische Fundgut Siebenbürgens von 450—650 n. Chr. beschäftigt sich z. T. mit den Gepiden, darüber hinaus mit Slawen und Awaren. Freilich können auf Grund des bisher bekannten Materials noch kaum bindende Aussagen gemacht werden. Der Artikel „Zeligrad — Bländiana“ ist ein wichtiger Beitrag zur Geschichte Siebenbürgens im 9.—10. Jh. Ausgehend von neuen, typisch slawischen Funden, insbesondere von Keramik mit Bodenstempel, aus einem jetzt Bländiana benannten Ort in der Nähe von Karlsburg, die H. den Protobulgaren zuweist, versucht der Verf. eine Periodisierung und zeitliche Abgrenzung der slawischen Geschichte des Landes, die freilich noch sehr hypothetischen Charakter hat. Daran schließt sich eine Fundliste der Metallfunde des 10.—11. Jh.s aus Siebenbürgen, die wohl schon mit der madjarischen Landnahme zusammenhängen. Der letzte Beitrag bringt die Beschreibung von neun spätmittelalterlichen Erdburgen aus dem Raume zwischen der Großen Kokel und dem Alttal. Der Verf. weist sie bereits den Sachsen zu, da sie sich stets neben späteren sächsischen Dorfgründungen befinden. Sie sind umso interessanter, als sie uns einen Einblick in die erste Zeit der Sachseneinwanderung bieten.

Auch der rumänische Band sucht zur Klärung der schwierigen frühgeschichtlichen Probleme Siebenbürgens beizutragen, für die ja von den literarischen und sprachlichen Quellen kaum noch neue Aufklärung zu erwarten ist. Die sieben Beiträge dieses Bandes sind vielfach eine Vorlage neuen Materials. Der Artikel über den Münzumlauf in Siebenbürgen von 276—450 n. Chr. zeigt, daß es für diese Zeit keine völlige Unterbrechung im Münzumlauf gibt, sondern lediglich eine Einschränkung. Freilich ist der Umlauf römischer Münzen noch kein gültiger Beweis für das Vorhandensein romanischer Bevölkerungsteile, da sich derartige Münzen z. B. auch im freien Germanien finden. Der nächste Beitrag stellt „Betrachtungen über die demographischen Verhältnisse Siebenbürgens im frühen Mittelalter“ an, wobei die vom Verf. angenommenen Zahlenangaben, wie er selbst betont, nur höchst hypothetischen Wert haben. „Die Bedeutung der Ansiedlung von Moreşti für die Frühgeschichte Siebenbürgens“ ist deshalb so groß, weil wir bei dieser im Miereschal liegenden Siedlung drei Wallsysteme mit nicht weniger als 11 verschiedenen Siedlungsschichten haben, die von der Altsteinzeit bis in die Neuzeit reichen. Ein weiterer Artikel gibt eine zusammenfassende Darstellung der Awarenfunde aus Siebenbürgen, wobei sich zwei Fundgruben unterscheiden lassen. Im Anschluß daran versucht H. eine historische Auswertung der Funde. Der nächste Artikel schildert vom archäologischen Standpunkt aus das Vordringen des Madjarentums in Siebenbürgen, wobei der Verf. entgegen der üblichen Annahme einer einmaligen, geschlossenen Eingliederung des Landes in das ungarische Reichsgebiet fünf Etappen annimmt. Der Beitrag über die älteste mittelalterliche Burganlage Siebenbürgens berichtet über die 1951 und 1954 durchgeführten Grabungen bei Moldoveneşti, wo der Verf. die Burg Turda vermutet. Schließlich befaßt sich der Verf. in einem letzten Artikel mit den in russischen Chroniken, ungarischen und päpstlichen Urkunden genannten „Brodnici“, die man

neuerdings auch mit den in den fränkischen Reichsannalen genannten „*Praedene-centi*“ identifiziert. Es handelt sich zweifellos um einen slawischen Stamm, dessen Wohnsitze in der südlichen Moldau neben denen der Schwarzen Kumanen lagen. H. bringt Bronzeschlösser in Tiergestalt auf wolgabulgarischen Werkstätten mit ihnen in Verbindung und vermutet, daß die Umvolkung der alten slawischen Bevölkerung Siebenbürgens etwa um die Mitte des 13. Jh.s abgeschlossen war.

Die Beiträge des rumänischen Bandes sind mit russischen und deutschen Zusammenfassungen versehen. Erfreulich ist, daß im deutschen Band sowie in den deutschen Zusammenfassungen des rumänischen durchwegs die deutschen Ortsnamenformen verwendet werden, selbst im rumänischen Text werden z. T. neben den amtlichen auch die deutschen und madjarischen Namensformen angegeben.

Graz

B. Saria

Turdeanu, Émile: Le Livre roumain à travers les siècles. Exposition présentée dans le cadre des journées d'études Roumaines (24—26 janvier 1959). Paris, Institut universitaire roumain Charles Ier 1959. 55 S. mit 6 Buchtitteltafeln außer Text.

Der Anlaß zu der im Untertitel erwähnten Buchausstellung wie für die Studientage selbst war das 100jährige Jubiläum der Vereinigten Fürstentümer Moldau und Walachei, das im Januar 1959 in Paris von den Exilrumänen festlich begangen wurde. Zu der Buchausstellung schrieb T. den vorliegenden Text als Führer durch die viereinhalb Jahrhunderte alte Geschichte des rumänischen Buchdruckes und Schrifttums. Man entnimmt dem Büchlein, das sich besonders für bibliographische und bibliothekskundliche Zwecke als nützlich erweisen wird, auf den ersten Blick einige interessante Angaben für die Kulturgeschichte des Südostens: 1508 das erste Buch bei den Rumänen (ein kirchenslawisches Meßbuch); 1544 das erste rumänische Buch (ein protestantischer Katechismus); 1559 das erste rumänische Buch orthodoxen Inhalts; 1648 das NT in rumänischer Sprache; 1688 die ganze Bibel rumänisch. Im 16. Jh. betrug die rumänische Buchproduktion nur 21 Titel; im 17. Jh. erhöhte sie sich auf 190 Werke, davon 40 in griechischer Sprache. Zu Beginn des 18. Jh.s druckten die Rumänen die ersten Bücher in arabischer, georgischer und selbst in türkischer Sprache.

Wiesbaden-Mainz

D. C. Amzăr

VI. Bulgarien

Inscriptiones Graecae in Bulgaria repertae. Ed. Georgius Mihailov. Vol. I: Inscriptiones orae Ponti Euxini. Academia litterarum Bulgarica. Institutum Archaeologicum. Ser. epigr. Nr. 2. Sofia (Serdica), Verlag der Bulgarischen Akademie der Wissenschaften 1956. 272 S. und 122 Taf.

Da Band X der von der Berliner Akademie herausgegebenen „*Inscriptiones Graecae*“, der u. a. auch das bulgarische Gebiet umfassen soll, noch nicht erschienen ist, die vielen Neufunde jedoch in zahllosen Publikationen, oft rein lokaler Natur, zerstreut veröffentlicht sind, dürfen wie es dankbar begrüßen, daß das Archäologische Institut der Bulgarischen Akademie nunmehr mit der Herausgabe eines

Corpus der auf dem Gebiet dieses Landes gefundenen griechischen Inschriften begonnen hat. Das Gesamtwerk soll vier Bände umfassen, wozu ein fünfter Band mit den Indices für das Gesamtwerk kommen wird. Erschienen ist bisher der erste Band mit den Inschriften des Schwarzmeer-Gebietes. Er umfaßt das an sich kleinste, jedoch durch die großen griechischen Kolonien Dionysopolis, Odessus, Mesembria, Apollonia usw. weitaus bedeutendste Gebiet. Die einzelnen Inschriften sind, wie üblich, angeordnet. Den Angaben über Fund- und heutigen Standort folgt eine kurze Beschreibung des Denkmals sowie die bisherige Literatur. Der Text wird in der jetzt allgemein gebräuchlichen Weise in Umschrift und mit den Ergänzungen gegeben. Eine Wiedergabe in Majuskeln wie im alten CIGr oder im CIL ist unterblieben, da ja sämtliche Inschriften auf 122 Tafeln in photographischen Abbildungen oder in Zeichnungen wiedergegeben sind. Dem Text der Inschriften folgen kurze Kommentare und ein kritischer Apparat. Am Schlusse finden sich 35 Seiten Indices, die nach den Grundsätzen der bisherigen Editionen verfaßt sind. Was man vermißt, sind kurze, einführende Angaben über die einzelnen Städte und Gebiete, wie sie z. B. M o m m s e n in seinem Corpus und auch die „Antiken Inschriften aus Jugoslawien“ geben.

Der erste Band enthält 474 Inschriften, darunter eine ganze Reihe historisch bedeutender. Die Veröffentlichung ist sehr sorgfältig, Papier und Druck einwandfrei. Lediglich Abb. 377 auf Taf. 99 und Abb. 404 auf Taf. 107 stehen verkehrt. Da das Werk in lateinischer Sprache erscheint, wird es zweifellos als Ersatz für Band X der IGr., dessen Erscheinen noch in weiter Ferne liegt, gute Dienste leisten.

Graz

B. S a r i a

Latinski izvori za bŭlgarskata istorija (Fontes latini historiae bulgaricae)

I. Ediderunt Ivan D u j č e v, Mihail V o j n o v, Borislav P r i m o v, Velizar V e l k o v. Sofia, Bulgarische Akademie d. Wiss., Inst. f. bulg. Geschichte 1958. 453 S. u. 2 Ktn. (Fontes historiae Bulgaricae II).

Die Bulgarische Akademie der Wissenschaften brachte in der letzten Zeit eine Reihe von wertvollen Quellenspublikationen zur alten Geschichte des Landes heraus. 1949 erschien die Neuauflage der von G. K a z a r o v und D. D e č e v herausgegebenen Quellen zur alten Geschichte Thrakiens und Mazedoniens in Übersetzung (vgl. SOF XII 401 f.), 1956 erschien der erste Band einer auf fünf Bände berechneten, in lateinischer Sprache erscheinenden Sammlung der auf bulgarischem Gebiet gefundenen griechischen Inschriften (herausgegeben von G. M i h a i l o v, vgl. oben). Diesen wertvollen Sammlungen schließt sich nunmehr eine weitere Sammlung „Quellen zur bulgarischen Geschichte“ an. Der vorliegende erste Band der lateinischen Quellen bringt diese nebeneinander sowohl in der Originalsprache wie auch in bulgarischer Übersetzung. Er beginnt mit den Itinerarien, bringt dann u. a. Auszüge aus Lactantius, der sog. Historia Augusta, der Descriptio totius mundi et gentium, dem sog. Chronographen vom J. 354, aus Eutrop, Aur. Victor, den Panegyrikern, Rufinus, Ambrosius, Ammianus Marcellinus, der Notitia dignitatum, Jordanes, Papst Gregor d. Gr., Cassiodor usw., aber auch aus manchen späteren Autoren, wie z. B. Victor Tonn., Joannes Biclarensis, Isidorus Hispalensis, Beda Venerabilis, Paulus Diaconus u. a. Insgesamt sind es auf Bulgarien bezügliche Ausschnitte aus 34 Autoren, bzw. Werken.

Den einzelnen Quellen geht jeweils eine kurze historische Einleitung voran, die uns nebst einer Charakteristik des Autors auch mit den erhaltenen Hss., den maßgebenden Ausgaben und der wichtigsten Literatur über die betreffende Quelle vertraut macht. In den Anmerkungen wird ein kurzer Kommentar geboten und ab und zu auch auf textliche Varianten hingewiesen. Zu den Identifizierungen der Orte in den römischen Itinerarien (S. 11—45 u. 391—400) wäre ab und zu einiges zu bemerken, zumal sich die Herausgeber hier oft auf veraltete Literatur berufen, doch ist hier nicht der Platz dafür. Ein ausführlicher Index nominum et rerum, ein Literaturverzeichnis sowie ein Ausschnitt aus der Tabula Peutingeriana (leider auf schlechtem Papier) und eine Karte der illyrischen und thrakischen Provinzen für die Zeit des 4.—6. Jh.s n. Chr. beschließen den Band, der eine wertvolle und insbesondere auch bequeme Zusammenfassung der vielen zerstreuten Quellen bietet. Man darf den bulgarischen Gelehrten zu dieser ausgezeichneten Leistung nur gratulieren und wünschen, daß die Sammlung bald fortgesetzt wird.

Graz

B. S a r i a

Bŭlgarski Bibliografski Institut „Elin Pelin“. Bŭlgarska chudožestvena literatura na čuždi ezici 1944—1957. Bibliografski ukazatel. Sofia: Nauka i izukustvo 1958. 158 S. (Bulgarische schöne Literatur in fremden Sprachen.)

Die Bibliographie verzeichnet 644 Titel von Übersetzungen bulgarischer schöner Literatur in 41 Sprachen, die zum größten Teil im Ausland, zum Anderen in Bulgarien selbst erschienen sind. Ein alphabetisches Autorenregister gibt einen Überblick über die Übersetzungen der einzelnen Autoren. Entsprechend dem Kulturaustausch innerhalb der Ostblockstaaten überwiegen die Übersetzungen in die Sprachen dieser Länder bei Weitem. Durch Ausgaben von Ostberliner Verlagen ist eine Reihe zeitgenössischer bulgarischer Schriftsteller auch in deutscher Übersetzung bekannt geworden. Sonst ist die Zahl der Übersetzungen in westeuropäischen Sprachen gering. In diesem Zusammenhang sei an die in München erschienene Übertragung bulgarischer klassischer Lyrik erinnert (U n g e r e r - M a n o l o v a , Sawa: Bulgarische Gesänge. München: Herp 1958.)

G. K.

Pančeva, Iv.: Knigi i periodični izdanija v N. R. Bŭlgarija 1956. Statističeski material. Sofia, Bŭlgarski bibliografski institut Elin Pelin 1958. 23 S., 20 Tab. (Bücher und periodische Ausgaben in der Volksrepublik Bulgarien im Jahr 1956. Statistisches Material.)

Mit vorliegender Schrift, die die bulgarische Verlagstätigkeit nach allen Richtungen hin beleuchtet, setzt das Bulgarische bibliographische Institut die im J. 1952 veröffentlichte Statistik über die Buchproduktion der J. 1945—50 (C v e t a - n o v i ć , C.: Bŭlgarskata kniga sled Deveti septembri. Statističeski analiz. Sofia: Nauka i izkustvo 1952.) für die folgenden Jahre fort. Darnach wurden in Bulgarien vom Sept. 1944 bis Ende 1956 insgesamt 26 045 Ausgaben mit 32 402 Bucheinheiten verlegt, wobei eine Auflagenhöhe von rund 198 Millionen erreicht wurde. Der Höhepunkt wurde im J. 1954 mit 2395 Ausgaben erreicht, das J. 1956 zeigt ein leichtes Absinken auf 2300 Ausgaben. Dies entspricht der in allen südöstlichen Volksdemokratien feststellbaren Erscheinung, daß um 1954/55 ein ge-

wißer Höhepunkt in der Verlagstätigkeit eingetreten ist, der in den folgenden Jahren nicht mehr gesteigert wird. Lediglich Rumänien hinkt zeitlich etwas nach. Aus der Statistik geht ferner hervor, daß 1956 470 Übersetzungen veröffentlicht wurden, wobei an erster Stelle die Übersetzungen aus dem Russischen mit 350 Werken und einer Auflagenhöhe von 2 377 000 Exemplaren stehen, in weitem Abstand gefolgt von Übersetzungen aus dem Englischen mit 28 und aus dem Deutschen mit 18 Werken, letztere mit einer Auflagenhöhe von 171 000. Die türkische Volksgruppe Bulgariens ist 1956 mit 140 Büchern mit einer Auflagenhöhe von 463 400 an der Buchproduktion beteiligt. Ferner erschienen 1956 in Bulgarien 433 Zeitungen und Zeitschriften und 72 periodische Sammelbände der verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen.

München

Gertrud Krallert

Slijepčević, D.: Die bulgarische orthodoxe Kirche 1944—1956. München, R. Oldenbourg 1957. 67 S. (Untersuchungen zur Gegenwartskunde Südosteuropas, herausgeg. vom Südost-Institut München, Bd. 1).

S. hat als Heft I der „Untersuchungen zur Gegenwartskunde Südosteuropas“, die das Südost-Institut München herausgibt, eine Situationsanalyse der bulgarischen orthodoxen Kirche innerhalb des sowjetbulgarischen Staates geboten, ohne sich persönlichen Impressionen anzuvertrauen, sondern gegründet auf Presse-notizen des Cürkoven vestnik, Duchovna kultura, Düržaven vestnik, Rabotničesko delo und auf den Text des „Gesetzes über die Glaubensgemeinschaften“ 1949 und die von diesem Gesetz herausgeforderte Verfassung der bulgarischen Kirche 1950, welche die Wende von der damaligen Krise der staat-kirchlichen Beziehungen zum jetzt gültigen Kompromiß markieren. Heute kann man sich an keinem anderen Platz ein sicheres, quellenmäßig fundiertes Bild über die kirchliche Lage in Bulgarien verschaffen. Vielleicht wird die Artikelserie, die der Vorsteher des bulgarischen Filialklosters in Moskau, Archimandrit Antonij, in ŽMP (1959 Nr. 5) begonnen hat, ein östlich gesehenes, nach der Seite der Geschichte und der Frömmigkeitsinhalte ergänztes Bild daneben stellen. Bis jetzt ist Antonij nur in seinen Hinweisen aufs kirchliche Auslandsbulgarentum und in der Darstellung der Vorgänge bei der Beendigung des Schisma mit Konstantinopel 1945, (deren Infragestellung 1953 er verschweigt) vollständiger.

Man erfährt bei S., wie die bulgarische Orthodoxie die typischen Stationen der Kirchenentwicklung in einem kommunistischen Staat mit auffälligen Nuancierungen durchlief: Das anfängliche Bewußtsein kirchlicher Befreiung vom Druck des alten Systems durch die Trennung von Staat und Kirche, die folgenreiche Einengung der religiösen Freiheit zur Ausübung des Kultes, die Würdigung der Kirchen von seiten eines kommunistisch konzipierten Nationalismus, die gleichschaltende Aktivität eines mit der KP sympathisierenden „Bundes orthodoxer Priester“, die Sicherung staatlichen Einflusses auf die kirchliche Personalpolitik (merkwürdigerweise vom Außenministerium wahrgenommen), die Neuordnung des Finanzwesens unter Konzessionierung des kirchlichen Kerzenverkaufs, die Einschaltung der orthodoxen Kirche in die kommunistische Weltfriedensbewegung. Aber es wird dabei der Blick auf diejenigen Fakten gelenkt, die das Urteil ermöglichen, daß die Lage der Kirche in Bulgarien nicht ganz so problematisch ist wie in den anderen Ostblockstaaten: die starke hierarchische Persönlichkeit des Patri-

archen Kyrill, sein Erfolg, das kanonische Gefüge der Orthodoxie im Juli 1955 gegenüber dem „Bunde orthodoxer Priester“ zur Geltung zu bringen, die Wirkung der christlichen Bruderschaften im Volk und die Buchproduktion, von der ja auch der dänische Propst Alf J o h a n s e n eine Reichhaltigkeit und theologische Tiefe festgestellt hat, welche die literarische theologische Arbeit in allen anderen orthodoxen Ländern des kommunistischen Ostens übertrifft. Wie sehr auch in Bulgarien um Christi willen gelitten wird, läßt sich hinter dem wissenschaftlichen Text nur ahnen.

Schleswig

Friedrich Heyer

VII. Albanien

Valentini, Giuseppe: Il diritto delle comunità nella tradizione giuridica albanese, Università di Palermo, facoltà di lettere. Firenze, Vallecchi 1956. 445 S.

Das wertvolle Buch des rühmlich bekannten Albanologen der Universität Palermo, der dreißig Jahre seines Lebens als Priester des Jesuitenordens und Lehrer am Collegio Saveriano in Shkodra in Albanien wirkte, behandelt die rechtlichen Verhältnisse der albanischen Bräuche, die als Kanun, Kanuni i Malevet, Kanuni i Dukagjinit, Kanuni i Lekës de facto vom türkischen Regime anerkannt wurden. Sie sind als posthumes Werk Shtjefni Gjeçovs (Kanuni i Lekë Dukagjinit, Shkodër, 1932) herausgegeben und darnach von Marie Amélie Freiin von G o d i n , Zschr. f. vergleichende Rechtswissenschaft 56 (1953) ff. übersetzt worden (vgl. SOF XVI 252). V. hat sowohl die bisherigen Sammler einschlägiger albanischer Dokumente (Thallóczy, Jireček, Šufflay, Acta et diplomata res Albaniae Mediae Aetatis illustrantia, Wien 1913—1918; Annales Ragusini anonymi = Li ànnali della nobilissima republica di Ragusa in Monumenta Slavorum Meridionalium XIV; Catasto Veneto di Scutari 1416—1417 in Arch. St. Venezia, Tolmezzo, Carnia 1944 und Registrum Concessionum, Roma, 1944, und vol. III Onomasticon del Catasto e del Registrum Concessionum, Tolmezzo, Carnia 1945, herausgeb. v. Fulvio Cordignano; Cozzi Ernesto, Le tribù dell' Alta Albania in Studime e Tekste dell' Istituto di Studi Albanesi di Tirana, serie giuridica, 1, Roma, 1944, S. 229 ff; Marlekaj G., Aspetti dell' ospitalità indoeuropea presso gli Albanesi, in Annali Lateranesi XV (1951); Nopcsa Fr., Beiträge z. Vorgeschichte und Ethnologie Nordalbanien: Geschichte der jetzigen nordalbanischen Stämme in Wissensch. Mitteilungen aus Bosnien u. d. Herzegowina 12 (1912), 248 ff.) benützt und selbst reiches Material gesammelt, das er in Studime e Tekste dell' Istituto di Studi Albanesi di Tirana, serie giuridica, 1, Roma, Vallecchi 1944 herausgegeben hat. Die Belege dieser Schrift und eines zweiten und dritten Bandes (Lettere Edificanti della Provincia Veneta della Compagnia di Gesù), noch unpubliziert, bringt er in unserem Buche kurz unter Corpus I. II. III. im Text und in den Fußnoten in extenso und in der Documentazione (S. 390 ff.) mit Jahreszahl, Monat, Tag, wertvolle Belege historischer, folkloristischer, juristischer Natur von 1344 ab bis 1937 (350 Belege). V. behandelt die Grundprinzipien des öffentlichen Rechtes in der Gesellschaft des Kanú, die Besa, Pfand, Schiedsspruch, Bürgschaft, im zweiten Buch die vëllazënia, den fis, katún, bajrák und ihre

administrative, legislative, richterliche und militärische Bedeutung. Als Appendice A ist eine Liste der Antiche Stirpi Illiriche beigegeben, erstens in der Epoche der römischen Kaiserzeit nach Plin. hist. nat. 3,26 ff., geographisch gereiht von Nord nach Süd, u. zw. 41 an Zahl, dann die aus anderen Quellen überlieferten, 51 an Zahl. Er macht den interessanten Versuch, die Namen heutiger albanischer Stämme auf die alter illyrischer zurückzuführen, ist sich aber des Hypothetischen dieser Gleichungen bewußt. Die Appendice B bringt das Verzeichnis der tribù, bandiere e fratellanze medioevali e moderne (S. 232—367), mit Sternchen sind autonome tribù bezeichnet, aufgenommen sind auch fratellanze, die in Dokumenten verzeichnet sind, die „stradioti“ des 15. u. 16. Jh.s betreffend. Diese, zum großen Teil Albaner, hat V. in L'emigrazione stradiotica in Italia in Rivista d'Albania 2 (1941), 227 ff. behandelt, sie siedelten sich in Griechenland und Unteritalien an, haben aber albanische Personennamen bewahrt, und zeigen in diesen Übereinstimmungen mit albanischer Toponomastik. Dieser Anhang B umfaßt 349 alphabetisch angeordnete Artikel, die sehr wertvoll sind, die Geschichte jeder comunità mit Belegen bringen, sie geographisch einordnen, sie in ihre Unterabteilungen gliedern, das statistische Material bieten (Zahl der case, abitanti), die mit dem Namen der comunità zusammenhängenden Individual- wie geographischen Namen sorglich verzeichnen. Eine Landkarte Distribuzione geografica schematica delle tribù e bandiere (in gruppi) ist beigegeben, jeder heutige Stamm durch schwarze Umrißlinien gekennzeichnet, durch rote Linien die Stämme von einander unterschieden, die den Kanuni i Lekës, den Kanuni i Skanderbegut und den Kanuni i Papa Zhulit haben. Ein quadro schematico delle tribù e bandiere, die Tribù in Majuskeln, die Bandiere kursiv, die antiken Stammesnamen in Klammern, gibt einen dankenswerten Überblick über die fließende Materie. Als Schlußresultat ergibt sich: Wir haben vier große stirpi, die Gegen, Tosken, Laben, Çamen; 22 große territoriale Gruppen von Stämmen oder Bajraks, wie die Malsija e Madhe, Dukagjini, Postripa, Puka, Luma, Mirdita, Kthella, Ohri, Matja, Dibra, um einige herauszugreifen; 85 Stämme und 128 Bajraks, die einander entsprechen, wie Bardhaj, sowohl Stamm wie Bajrak, ebenso Berisha, Bicaj, Dervishajt, Gashi, Gruda, Hoti, Kastrati, Kiri, Kopliku, Krasniqe, Nikaj, Shoshi, um wieder Beispiele zu nennen; es folgt eine chronologisch angeordnete Liste, die Tribù und Bandiere in der Reihenfolge verzeichnend, wie ihre Namen zuerst überliefert sind, beginnend mit 168 v. Chr., dem Stamm Bassania, der den heutigen Bëdhana und den Caravantini, die den heutigen Kurbini gleichgesetzt werden, über das Mittelalter bis ins 19. Jh. Stammbäume der Bardhaj, Thaçi, Shkreli, Suma, Shala, Shoshi, Mirdita, dann der Vasojeviqi, Hoti, Piperi, Krasniqe, Nikaj, der Berisha folgen. Eine ausgiebige Bibliographie und der Indice onomastico bilden den Abschluß. Das inhaltsreiche Buch ist für den Albanologen und den Balkanhistoriker unentbehrlich.

Leipzig

Maximilian Lambertz

Mitrushi, Ilija: Drurët e Shkurret e Shqipërisë (Përhapja, kultivimi, dobia dhe përdorimi i tyre) (Die Bäume und Sträucher Albaniens [ihre Verbreitung, Pflege, ihr Nutzen und ihre Verwendung]) Tiranë, Instituti i Shkencave 1955. 1 Karte, 604 + VII S.).

M., jetzt Inhaber des Lehrstuhles für Botanik an der Staatsuniversität in Tirana, behandelt in dem Werk mit Ausnahme einiger weniger fremder Sträucher,

die in den letzten Zeiten zu Schmuckzwecken eingeführt wurden, alle Baumpflanzen, die bis heute in Albanien angetroffen wurden, etwa 330 Arten; der größte Teil dieser Bäume und Sträucher, etwa 85%, sind einheimisch und wachsen spontan auf Bergen und in Tälern, 15% sind fremd und werden seit langen Zeiten in Albanien zu ökonomischen Zwecken kultiviert. Für jede behandelte Pflanze wird die albanische Nomenklatur angegeben, dann der wissenschaftliche Name, dann die albanischen Mundartbezeichnungen, die M. selbst auf seinen Wanderungen durch das ganze Land gesammelt hat, — dieser der Beschreibung jeder Pflanze beigegebene Abschnitt mit oft 10 und mehr Namensvarianten aus Mati, Mokër, Shpat, Vërcë, Bërzeshte, Korça, Tragjas, Vlora, Malcia e Madhe usw. ist für den Linguisten höchst wertvoll, er bildet die Basis zur Ausarbeitung einer Monographie über die albanischen Pflanzennamen, wie sie Marcell für die entsprechenden deutschen und Machek für die tschechischen Pflanzennamen gearbeitet haben —, es folgen der russische, französische, deutsche, englische, italienische Name der betreffenden Pflanzenspecies, dann werden die botanischen Charakteristika der Pflanze, ihre geographische Verbreitung, das für sie nötige Klima und der notwendige Boden behandelt, die Art der Fortpflanzung und der Nutzen. Auch als Bestimmungsbuch ist das Werk zu verwenden. Albanien kann in folgende phytoklimatischen Zonen eingeteilt werden: Zone des Ölbaums oder der Mittelmeersträucher, die nicht das Laub verlieren, die Zone der Weinrebe oder der Mittelmeersträucher, die sich entblättern, die Zone des Maises oder der Eichen, die Zone des Roggens oder der Buche, die Zone der alpinen Viehweiden in Nordalbanien und die Zone der mittelmeerischen Viehweiden in Südalbanien. Die Zonen werden im einzelnen genau behandelt, es folgt der Abschnitt njohuri botanike, botanische Unterweisung, die Stamm, Zweige, Knospen, Rinde, Laub, Blüte, Früchte und Samen behandelt und dabei den Benutzer, sowohl den albanischen, wie besonders den fremdsprachlichen, mit der botanischen Terminologie der albanischen Sprache vertraut macht; damit ist der Abschnitt lexikalisch höchst wertvoll. Es folgt der Abschnitt über Pflanzenfamilien, Gattungen und Arten, dem Texte sind 290 Abbildungen beigegeben. Jeder Abschnitt gliedert sich nach dem schon besprochenen Namensteil in Përshkrimi (Beschreibung), Përhapja (Verbreitung), Klima dhe Toka (Klima und Boden), Kultivimi (Pflege), Vlefta dhe Përdorimi (Wert und Verwendung), ev. Armiq dhe Sëmundje (Feinde und Krankheiten). Es folgen „Schlüssel für die Bestimmung der Baum- und Strauchgattungen nach den Blättern“, zusammengestellt, gestützt auf die Schlüssel von Andronof-Sukaçof „Opredelitel drjevesnih porod“, von Schmeil-Eitschen „Flora von Deutschland“, und von Doebner-Nobbe „Botanik für Forstmänner“, Berlin 1882. Dann sind Listen zusammengestellt über „Bäume und Sträucher mit eßbaren Früchten“, „Bäume und Sträucher, die Zuckersaft oder Stärke enthalten“, „Bäume und Sträucher, deren Laub als Tierfutter dient und als Stallstreu“, „Bäume und Sträucher, nützlich für Bauholz“, „für Wagenbau“, für „Heizfeuerung, Holzkohle“, „für landwirtschaftliche Geräte“, „Bäume und Sträucher, deren Früchte Fette oder Öle enthalten“, solche „die Gerbstoffe im Holz enthalten“, solche „die zum Färben verwendet werden können“, solche „die Klebegummistoffe enthalten“, solche „die aromatische Stoffe enthalten“, solche „mit Honigstoffen“, „Heilpflanzen, in der Medizin verwendet“, „Giftpflanzen“, „Zierbäume und -Sträucher“, „Bäume zum Anpflanzen längs der Straßen“, „Bäume und Sträucher für lebende Zäune“.

Überall sind belehrende Notizen beigegeben. Es ist nichts vergessen. Acht Landkarten folgen, sie veranschaulichen die Verbreitung von: *Pinus nigra* (pisha zezë), *Cotinus coccygria* (cermëdelli, Perückenstrauch), *Bunga* (*quercus sessiliflora*), *Vallanidhi* (*quercus aegilops*), *Ahu* (*fagus silvatica*), *Boshtra* (*Forsythia Europaea*), *Ulliri* (*Olea Europaea*) *Shqopa* (*Erica arborea*). Dann bringt ein wertvolles Wörterbuch die botanischen, technischen, fremden und seltenen Fachausdrücke, eine Liste der benützten fremdsprachlichen Literatur, die gewissenhaftest verwertet ist. Ein alphabetischer Index der albanischen Namen der Familien, Gattungen, Spezies und Varietäten folgt, er ist für den Linguisten neu und sehr wertvoll. Ein russischer, dann der französ.-deutsch-engl.-italien.- und lateinische Namensindex beschließen das aufschlußreiche, ausgezeichnete Werk.

Leipzig

Max Lambertz

VIII. Griechenland

Enepekides, Polychronios K.: Documents notariaux inédits sur Adamantios Coray tirés des archives d'une étude parisienne et des archives de la Seine. Berlin, Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Akademie-Verlag 1959. 3 Bl., 65 S. Brosch. DM 11.—. (Berliner byzantinistische Arbeiten, Band 19.)

Adamantios Koraïs, 1748 in Smyrna geboren und am 6. April 1833 in Paris gestorben, gehört zu den allseitig hochverehrten Koryphäen und geistigen Wegbereitern des modernen Griechenland. Er wirkte zunächst als Kaufmann in Amsterdam, dann als Arzt in Paris, das seine zweite Heimat wurde. Sein patriotisches Hauptverdienst liegt darin, daß er seinem Volke eine Sammlung altgriechischer Klassiker schuf und besonders darin, daß er in seinen 5 Bänden „Atakta“ sich als einer der ersten Gelehrten ernsthaft um die Pflege der neugriechischen Sprache bemühte. So ist es verständlich, daß sich der Verf. gelegentlich eines Studienaufenthaltes in Paris um die bisher noch unbekanntenen Dokumente bemühte, welche über die Verhältnisse Aufschluß geben konnten, unter welchen Koraïs aus dem Leben schied. E. hat sich dieser Aufgabe mit einem wahren Fanatismus angenommen und, wenn auch nicht alle, so doch die wichtigsten Originaldokumente in verschiedenen Archiven der französischen Hauptstadt „erjagt“. So werden wir u. a. mit dem Mobiliar bekannt, mit welchen sich Koraïs in seiner Wohnung in der rue Madame umgab; das Kernstück der Veröffentlichung bildet jedoch das ausführliche Verzeichnis der Bücher des griechischen Gelehrten, welches uns einen Blick in seine Werkstatt tun läßt: es sind neben allgemeinen Werken der zeitgenössischen französischen Literatur hauptsächlich Ausgaben griechischer Klassiker und Lexika; als Gesamtwert der Bibliothek wird die Summe von 9330,20 Francs verbucht. — Als Zugabe ediert E. S. 58 unter Beifügung eines Facsimiles, welches uns mit der Handschrift des schon dem Tode nahen griechischen Forschers bekannt macht, einen Brief Koraïs' an Jules Cloquet vom 5. März 1833.

München

F. Dölger

Seremetis, Demetrius G.: Das Recht und die Justiz in der Zeit von Kapodistrias. Bd. A'. Erste Periode (1828—1829). Mit Urkundenanhang (in griechischer Sprache mit deutschem, engl. u. griech. Titel und engl. Einführung). (Beiträge zur

Geschichte des griechischen und römischen Rechts und des Rechts anderer vergangenen Kulturvölker, 8) Thessalonike, Universität, Seminar f. griech. u. röm. Rechtsgeschichte 1959. 1', 484 S.

Nach der Turkokratie, unter welcher bei den Griechen eine örtlich verschiedene Mischung des vom Klerus nach dem Handbuch des Harmenopulos (14. Jh.) bewahrten, ferner des von privilegierten Feudalherren geübten sowie endlich des von den Gemeindevorstehern gepflegten Gewohnheitsrechtes zur Anwendung gekommen war, entwickelte sich nach dem Antritt einer geordneten Regierung des neuen griechischen Staates nach Abschluß der Freiheitskämpfe unter Kapodistrias (1828—1831) ein neues System mit dem Bemühen, einheitliche Bestimmungen, zunächst nach französischem Vorbild, für das griechische Volk zu schaffen. Die Gerichtsbarkeit wurde durch Richter-Kommissionen ausgeübt, welche von der Regierung eingesetzt waren, doch die Durchführung der von ihnen getroffenen Entscheidungen erwies sich als schwierig. Kapodistrias erkannte, auf seine großen Erfahrungen in Bessarabien gestützt, sogleich die Hemmnisse, welche sich seiner Aufgabe entgegenstellten infolge des Widerspruches zwischen dem Volksrecht und dem offiziellen Recht; er bemühte sich diese Schwierigkeiten in der richterlichen Praxis zu beseitigen, indem er — nach eingehendem Studium der Verhältnisse — alle alten Bestimmungen bestehen ließ, welche er für noch anwendbar hielt, und nur für neue Verhältnisse neue Regelungen traf.

In vorliegendem Bande, dem I. Teile eines auf 2 Bände berechneten Werkes, wird diese Arbeit des Kapodistrias auf Grund eines ausgebreiteten noch unveröffentlichten Quellenmaterials analysiert und insbesondere die richterliche Praxis, zunächst für die Periode 1828/9, kritisch gewürdigt. Die Fülle der Schwierigkeiten, welche sich nicht nur dem Gesetzgeber, sondern auch dem jedes Hilfsmittels zur Rechtsfindung baren Richter entgegenstellte, treten deutlich vor unser Auge.

S. behandelt sein Thema in 4 Abschnitten: der 1. Abschnitt handelt vom Rechte während der Turkokratie (1453—1821) und dem Rechte während des griechischen Aufstandes (1821—1828); der II. Abschnitt behandelt die allgemeine Würdigung der ersten Periode der Rechtsentwicklung unter Kapodistrias (1828—1829), die Organisation der Gerichte, die weltliche Gerichtsbarkeit, die Strafgerichtsbarkeit, die am Gerichte beteiligten Personen; der 3. Abschnitt dient der Würdigung dieser ersten Periode; im 4. Abschnitt, der nahezu die Hälfte des starken Buches einnimmt, werden wir mit den, wie bereits gesagt, bisher unveröffentlichten, vom Verf. in mühsamer Arbeit aus verschiedenen staatlichen Archiven Griechenlands zusammengetragenen Urkunden bekannt gemacht.

Wir übersehen mit diesem gewissenhaft dokumentierten Werke einen wesentlichen Teil der neueren griechischen Rechtsgeschichte. Der geplante II. Teil wird eine zweite, „dramatische“ Periode der Herrschaft des Kapodistrias behandeln und damit die Untersuchung der Rechtsentwicklung unter seinem Regime abschließen.

München

F. Dölger

Probleme der neugriechischen Literatur, I. In Zusammenarbeit mit H. D i t t e n und Marika M i n e e m i herausgegeben von J. I r m s c h e r. Berlin, Akademie-Verlag 1959. 5 Bl., 245 S., Brosch. DM 49.—. (Berliner byzantinistische Arbeiten, 14.)

In der Zeit vom 16.—18. April 1957 veranstaltete das Institut für griechisch-römische Altertumskunde der Berliner Akademie, speziell dessen Sondergruppe

für byzantinistische Studien, auf die Initiative des Leiters der letzteren, Prof. J. I r m s c h e r , hin eine Tagung über Fragen der neugriechischen Literatur. Es versammelten sich in Berlin zahlreiche Teilnehmer aus mehreren Ländern, vor allem natürlich auch aus Griechenland, und erörterten in zahlreichen Vorträgen Probleme der neugriechischen Literatur. Das Ergebnis dieser überraschend starken Beteiligung an den Arbeiten der Konferenz soll nun in 4 Bänden der Byzantinistischen Arbeiten der Berliner Akademie niedergelegt werden, von welchen der I. Band hier von uns gewürdigt werden soll.

Es handelt sich zunächst um Berichte über den Anteil einzelner Länder an der byzantinistisch-neugriechischen Forschung, so den Bericht von Z. V. U d a l c o v a über das Studium der byzantinischen Literaturgeschichte in den UdSSR, einen Bericht von Joan M. H u s s e y über neue Arbeiten und den Stand der byzantinischen Studien in Großbritannien, sodann um einen Überblick über die neogräzistische (und byzantinistische) Forschung in Polen von O. J u r e w i c z sowie um ein Referat von Helga K ö p s t e i n über die Arbeiten des Instituts für neugriechische Studien. Weitere Artikel beschäftigen sich mit Grundbegriffen und mit der zeitlichen Abgrenzung der neugriechischen Literatur. Während G. D. Z u t o s die historische Entwicklung der neugriechischen Literatur und das Problem der Methode erörtert, stellt D. P a p a s die Frage nach dem Beginn der neugriechischen Literatur; er möchte sie, indem er als Kriterium nicht allein die Sprachform gelten läßt, sondern dieses im sozialpolitischen Gehalt sehen will, nicht vor den ersten Jahrzehnten des 19. Jh.s beginnen lassen. T. V u r n a s untersucht die „Vorläufer“ der neugriechischen Literatur, die volkstümlichen Ritterromane und satirischen Dichtungen der Jahrhunderte 12—15, von denen nur die letzteren einigermaßen seinen Vorstellungen von einer neugriechischen Literatur entsprechen. Interessant ist der Beitrag von Isidora R o s e n t h a l - K a m a r i n e a : Probleme und Fragen bei der wissenschaftlichen Erforschung der neugriechischen Literaturgeschichte; wir erwähnen daraus die Klage, daß es so gut wie unmöglich ist, praezise chronologische Angaben über Geburts-, zuweilen auch Todesjahre der einzelnen Schriftsteller (bis in die neueste Zeit herein) zu ermitteln, sowie die in der Tat von jedem Forscher auf dem Gebiete der neugriechischen Literatur als überaus lästig empfundene Tatsache, daß es in Griechenland kein offizielles Verzeichnis der dort erscheinenden Bücher gibt, sodaß man vielfach auf den Zufall angewiesen ist, wenn man sich eine Übersicht über die neuere Produktion verschaffen will. — Die weiteren Aufsätze befassen sich mit Problemen der neugriechischen Sprache. A. S t e i n m e t z orientiert kurz und treffend über den bekannten griechischen Sprachenkampf zwischen Schrift- und Volkssprache; G. I m b r i o t i s wertet die soziale Bedeutung der Ideologie der Anhänger der Volkssprache; H. D i t t e n berichtet über seine Arbeit an einem — längst dringend erforderlichen — neugriechisch-deutschen Lexikon, welches er zusammen mit M. M i n e e m i vorbereitet; C h r. A x e l o s sieht im bekannten Schwund des griechischen Dativs, welcher im Neugriechischen durch Genetiv bzw. Akusativ oder durch Praepositionalkonstruktionen ersetzt ist, ein geistesgeschichtliches Phänomen und erläutert unter seinem Gesichtspunkt auch die Geschichte des Genetivs; S t a m a t i a K r a w c z y n s k i - M i t s u r a erörtert aus dem großen und problemreichen Komplex der Aspekte denjenigen des Aorist-Indikativs und des Imperfekts und H. S e i l e r schließt mit Ausführungen über Intonation und Silbenstruktur

in den Südostdialekten als deren Hauptunterschied zum Gemeinneugriechischen die Reihe der Artikel des I. Bandes der Probleme ab.

Der nüchterne Leser wird in einzelnen, besonders in den griechischen Beiträgen das ideologische (anti- „bourgeoise“) Moment übertönt finden, umso mehr, als dort gewichtige Werturteile zumeist ohne gültigen Beweis ausgesprochen werden. Erfreulich bleibt dabei der fortschrittliche Grundton, der erhoffen läßt, daß die griechische Jugend entschlossen ist, den in Griechenland noch immer zum Schaden eines innerlich wahrhaftigen Ausdrucks des volksmäßigen Wesens des Griechentums der entschiedenen Pflege der Volkssprache widerstrebenden Elementen ihre Bereitschaft zur immer weiteren Verfeinerung und Ausgestaltung der Dimotiki, dieses durchaus ausbaufähigen Sprachwerkzeuges moderner Denkweise, entgegenzusetzen.

Die Leser dieser Zeitschrift wird es besonders interessieren, daß H. Köpstein in ihrem oben erwähnten Bericht (S. 41) die bevorstehende Begründung einer Zeitschrift „Studia Balcanica“ ankündigt, an deren Durchführung sich die Sowjetunion und die europäischen Volksdemokratien beteiligen sollen.

Es ist zu begrüßen, daß die Erforschung der neugriechischen Literatur und Sprache nun in den „Problemen“ eine Heimstätte und in der auf dem erwähnten Berliner Kongreß ins Leben gerufenen Internationalen „Gesellschaft für neugriechische Studien“ ein lebendiges Organ wissenschaftlicher Betätigung gefunden hat. Ostern 1960 wird ein weiterer Kongreß für neugriechische Studien in Paris stattfinden.

München

F. Dölger

Megas, George A.: Greek Calendar Customs. Athen, Press and Information Department. Prime Minister's Office. 1958. 159 S.

M., der Direktor des Volkskundlichen Archivs der griechischen Akademie der Wissenschaften zu Athen bietet mit diesem Buch eine gedrängte, doch sehr übersichtliche Darstellung der griechischen Volksbräuche einzelner Feier- und Festtage im Verlaufe eines Jahres sowie das Brauchtum, das sich an sie knüpft. Die knappe Einleitung (S. 13—18) stellt einen allgemeinen Rückblick dar, in dem der Verf. darlegt, daß sich im griechischen Volk beachtlich viele nichtchristliche Sitten und nichtchristliches Brauchtum trotz des hartnäckigen Kampfes seitens der Kirche erhalten hat. In Kürze wird auch die Struktur sowie die Herkunft dieser Sitten erörtert. Der Verf. hielt sich dabei an die volkstümliche Jahreseinteilung und beginnt mit den Winterfeiertagen (S. 19—58). Zahlreicher sind die Frühlingsbräuche, denen er nahezu die Hälfte seines Buches widmet (S. 59—113). Ihnen folgen die Sommerbräuche (S. 131—152) sowie diejenigen des Herbstes (S. 153—159). Er beschreibt nicht nur die Sitten sowie die Bräuche, die sich an einzelne Festtage oder Heilige knüpfen, sondern auch das Brauchtum bezüglich gewisser Arbeitsverrichtungen insbesondere diejenigen, die mit der Landwirtschaft in einem Zusammenhang stehen (z. B. Viehwirtschaft, Ernte u. ä.).

Die Darstellung hat keine wissenschaftlichen Zielsetzungen: sie will den fremdländischen Besuchern Griechenlands das griechische Volksbrauchtum vor Augen führen. Indes reicht der Wert dieses Werkes sowie die Art der Behandlung weit über dieses Ziel hinaus und es kann als ausgezeichnetes Handbuch für das Studium des griechischen Volkslebens schlechthin dienen. Der Bedarf an einem

solchen Buch war längst spürbar geworden. Dies um so mehr, da in jüngerer Zeit das Griechische in den Schulen seltener geworden ist, und selbst die Fachwelt zu den Ergebnissen der griechischen volkskundlichen Forschungen nur schwer den Zugang fand. Einige Eigentümlichkeiten dieser Zusammenfassung gilt es besonders hervorzuheben. Das Brauchtum ist im Grunde als eine Darstellung des griechischen Volksglaubens aufgefaßt und abgehandelt. Der Verf. fixiert die Volkssitten so, wie sie heute sind (zahlreiches Bildmaterial unterbaut diesen Zweck), doch wird an vielen Stellen auch die Herkunft der einzelnen Elemente erörtert, vor allem in jenen Fällen, bei denen es sich um ein Erbe aus der altgriechischen Mythologie handelt. Es soll besonders hervorgehoben werden, daß der Verf. es vermied, Verallgemeinerungen zu treffen; vielmehr beschreibt er das Brauchtum, das nicht allgemeingültig ist, nach seiner örtlichen Herkunft. Somit gelangen die regionalen und lokalen Besonderheiten im Brauchtum besonders zur Geltung.

Es fällt auf, daß die Elemente, die die Griechen in ihrem Brauchtum mit anderen Balkanvölkern teilen, sehr zahlreich sind, besonders insoweit sie mit der orthodoxen Kirche im Zusammenhang stehen; doch fehlt es auch nicht an beachtlichen Unterschieden. Die Lektüre des Buches ruft zahlreiche Wünsche und Gedankenverbindungen hervor, die die Notwendigkeit eines vergleichenden Studiums der einzelnen Elemente und Komplexe spürbar werden lassen, und in diesem Sinne kann das Buch als eine nützliche Grundlage dienen.

Sarajewo

M. S. Filipović

IX. Sonstiges

Odud, Afanasij Lukič: Moldavskaja SSR. (Moldauische sowjetische sozialistische Republik.) Hrsg. von Moldavskij Filial Akademii Nauk SSSR. Institut Geografij Akademii Nauk SSSR. Moskau, Gosudarstvennoe izdatelstvo geografičeskoj literaturi 1955. 224 S. Abb. und Ktn. im Text und eine Kartenbeilage.

Das vorliegende kleine, leider auf schlechtem Papier gedruckte Buch dient in erster Linie der Orientierung des russischen Lesers über das von der Sowjetunion nach dem Zweiten Weltkrieg wiedergewonnene, ehemals bessarabische Gebiet, das nicht mit dem westlich des Pruth liegenden ehemaligen Fürstentum Moldau, das zu Rumänien gehört, verwechselt werden darf. Bei der Eingliederung des Landes in die SSSR wurde das Gebiet entlang der Küste, wo sich die geräumten deutschen Siedlungen befinden, abgetrennt und der Ukraine angeschlossen.

Die moldauische Republik bildet seit dem 2. August 1940 die 16. Republik der Sowjetunion. Die Grenze der Republik bildet im Westen Rumänien, im Norden, Osten und Süden die Ukraine. Das Gebiet der Moldau beträgt 33 000 qkm. Seine Bevölkerung zählt 2,7 Millionen. Vom ersten Weltkrieg bis 1940 gehörte es zu Rumänien (Bessarabien). Während des zweiten Weltkrieges war das Gebiet bis 1944 von den Deutschen besetzt.

Das Gebiet der Moldau besteht aus neun geomorphologischen Einheiten. Die Republik ist an Mineralien arm. Ihr Klima ist extrem. Das an Flüssen und Teichen reiche Gebiet ist für die Fischzucht wichtig. 1950 lebten 99,3% der Bauern in Kolchosen.

Die Ergebnisse der archäologischen Ausgrabungen vom J. 1946 bestätigten endgültig, daß der Mensch der Altsteinzeit hier schon sesshaft war. Griechische Quellen berichten von dem Gebiet und seinen Einwohnern bereits seit Herodot. Kimmerer, Skythen und Geto-Daker wechseln einander ab. Die Küsten des Schwarzen Meeres werden im 8. und 7. Jh. von griechischen Kolonisten besiedelt. Während der Völkerwanderung ziehen Goten, Hunnen, Bulgaren, Awaren durch das Land, und nach der Herrschaft anderer kleiner Völker, Slawen, Madjaren, Tataren. Bessarabien war Zeuge ständiger Kämpfe zwischen Türken, Ukrainern und Russen. Sodann schildert der Verf. die neuere Geschichte des Landes unter der Herrschaft der Zaren und Rumänen, besonders eingehend von 1940 bis heute. Sehr charakteristisch ist, daß die Bevölkerung in 100 Jahren auf das Zehnfache anstieg. 65% der Einwohner sind Moldauer, daneben findet man Russen, Ukrainer, Juden, Kaukasier, Bulgaren, wenig Zigeuner, Griechen, Armenier usw. Die Bessarabiendeutschen wurden schon im Frühherbst 1940 im Zuge der Umsiedlung nach dem Westen überführt.

Große Opfer brachte die Sowjet-Herrschaft, um die Kultur im Sinne der neuen Herrschaft zu entwickeln. Laut Angabe des Buches wurden im J. 1954 60% des Budgets für kulturelle Zwecke verwendet.

Wichtige Zweige der Volkswirtschaft sind: Obst- und Weinbau sowie andere landwirtschaftliche Produkte. Leicht- und Metallindustrie sowie die Energiewirtschaft spielen eine geringere Rolle. Über die Landwirtschaft erhalten wir ausführliche Statistiken. Am Schluß befaßt sich der Verf. mit der Gliederung der Republik in wirtschaftsgeographische Bezirke. Das Buch ist als erste Übersicht über ein im allgemeinen wenig bekanntes Gebiet wichtig. Die Angaben im Einzelnen entziehen sich vorerst noch in vielem einer Überprüfung. Schade, daß die Abbildungen infolge des schlechten Druckes fast nicht zu erkennen sind.

F. Király

Im Verlag R. Oldenbourg, München sind erschienen:

Südosteuropäische Arbeiten

Für das Südost-Institut München herausgegeben von
Prof. Dr. Fritz Valjavec

- Nr. 40 Helmut Preidel: DIE VOR- UND FRUHGESCHICHTLICHEN SIEDLUNGS-
RÄUME IN BOHMEN UND MÄHREN. München 1953. Preis 13.— DM
- Nr. 41—45 Fritz Valjavec: GESCHICHTE DER DEUTSCHEN KULTURBEZIEHUN-
GEN ZU SUDOSTEUROPA.
I. MITTELALTER. München 1953. Preis 18.— DM
II. REFORMATION UND GEGENREFORMATION
München 1955. Preis 18.— DM
III. AUFKLÄRUNG UND ABSOLUTISMUS. München 1958. Preis 27.— DM
IV. DAS 19. JAHRHUNDERT. Erscheint in zwei Halbbänden. In Vorbereitg.
V. ANHANG, BIBLIOGRAPHIE, REGISTER. In Vorbereitung.
- Nr. 46 Wladimir Sas-Zaloziecky: DIE BYZANTINISCHE BAUKUNST IN DEN
BALKANLÄNDERN UND IHRE DIFFERENZIERUNG UNTER ABEND-
LÄNDISCHEN UND ISLAMISCHEN EINWIRKUNGEN. Studien zur Kunst-
geschichte der Balkanländer. München 1955. Preis 15.— DM
- Nr. 47 STUDIEN ZUR UNGARISCHEN FRUHGESCHICHTE. George Vernadsky:
Lebedia. Michael de Ferdinandy: Álmos. München 1957. Preis 7.50 DM
- Nr. 48 Emanuel Turczynski: DIE DEUTSCH-GRIECHISCHEN KULTURBEZIEHUN-
GEN BIS ZUR BERUFUNG KONIG OTTOS. München 1959. Preis 24.— DM
- Nr. 49 Franz Babinger: SULTANISCHE URKUNDEN ZUR GESCHICHTE DER
OSMANISCHEN WIRTSCHAFT UND STAATSVERWALTUNG AM AUS-
GANG DER HERRSCHAFT MEHMEDS II., DES EROBERERS. München 1956
- Nr. 51 Gjergj Fishta: DIE LAUTE DES HOCHLANDES (LAHUTA E MALCIS).
Übersetzt, eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von Max Lambertz.
München 1958 Preis 20.— DM
- Nr. 52 Johannes Karayannopulos: DAS FINANZWESEN DES FRUHBYZANTI-
NISCHEN STAATES. München 1958 Preis 30.— DM
- Nr. 53 Leopold Kretzenbacher: SANTA LUCIA UND DIE LUTZELFRAU. Volks-
glaube und Hochreligion im Spannungsfeld Mittel- und Südosteuropas.
München 1959. Preis 12.— DM
- Nr. 54 Rudolf Kizling: DIE MILITARISCHEN VEREINBARUNGEN DER KLEINEN
ENTENTE, 1929—1937. München 1959. Preis 7.50 DM
- Nr. 55 Duda-Galabow: DIE PROTOKOLLBÜCHER DES KADIAMTES SOFIA.
München 1960. Im Druck.
- Nr. 56 Zoran Konstantinovié: DEUTSCHE REISEBESCHREIBUNGEN ÜBER SER-
BIEN UND MONTENEGRO. München 1960. Im Druck.
- Ältere Bände der „Südosteuropäischen Arbeiten“ zum Teil noch vorrätig.

Südosteuropa-Bibliographie

Herausgegeben von Prof. Dr. Fritz Valjavec

Band I: 1945—1950. I. Teil: Slowakei, Rumänien, Bulgarien. Preis DM 7.50.

II. Teil: Allgemeines, Albanien, Jugoslawien, Ungarn. Preis DM 21.—.

Band II: 1951—1955. (Im Druck).

Verlag R. Oldenbourg, München

Untersuchungen zur Gegenwartskunde Südosteuropas

Herausgegeben vom Südost-Institut München

Nr. 1 D. Slijepčević: DIE BULGARISCHE ORTHODOXE KIRCHE 1944—1956.

München 1957.

Preis 6.— DM

Nr. 2 J. Kühl: FÖDERATIONSPLÄNE IM DONAURAUM UND IN OSTMITTEL-
EUROPA. München 1958.

Preis 10.50 DM

Zu beziehen durch: Südost-Institut München 15, Güllstraße 7.

Wissenschaftlicher Dienst Südosteuropa

Herausgegeben vom Südost-Institut München. Erscheint monatlich im Umfang von 16 zweiseitigen Seiten. Preis jährlich 30.— DM für natürliche Personen, 42.— DM für juristische Personen.

Im Verlag R. Oldenbourg, München erscheint ferner:

Südostdeutsches Archiv

Im Auftrag der

Südostdeutschen Historischen Kommission

herausgegeben von

Harold Steinacker, Balduin Saria, Fritz Valjavec

1. Band, 1958, IV und 186 Seiten, sowie 18 Tafeln

Preis DM 15.—.

2. Band 1. Halbband 1959, 124 Seiten, 2 Halbband (im Druck)

Buchreihe

der Südostdeutschen Historischen Kommission

In Verbindung mit

Balduin Saria und Fritz Valjavec

herausgegeben von

Harold Steinacker

1. Band: Günther Frh. v. Probszt: DAS DEUTSCHE ELEMENT IM PERSONAL DER NIEDERUNGARISCHEN BERGSTÄDTE.
München 1958. Preis 12.— DM
2. Band: Erich Prokopowitsch: DAS ENDE DER ÖSTERREICHISCHEN HERRSCHAFT IN DER BUKOWINA.
München 1959. Preis 7.50 DM
3. Band: Friedrich Walter - Harold Steinacker: DIE NATIONALITÄTENFRAGE IM ALTEN UNGARN UND DIE SÜDÖSTPOLITIK WIENS.
München 1959 Preis 9.— DM
4. Band: Hugo Weczerka: DAS MITTELALTERLICHE UND FRÜHNEUZEITLICHE DEUTSCHTUM IM FÜRSTENTUM MOLDAU VON SEINEN ANFÄNGEN BIS ZU SEINEM UNTERGANG (13.—18. JAHRHUNDERT).
München 1960 (Im Druck).
5. Band: Hermann Hienz: QUELLEN ZUR VOLKS- UND HEIMATKUNDE DER SIEBENBÜRGER SACHSEN
München 1960 (Im Druck).